

# ok ordens korrespondenz

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens

ordenskorrespondenz

● Protestantisches Ordensleben  
im deutschsprachigen Raum

● Evangelische  
Kommunitäten

● Ökumenische  
Projekte

● Projekt-Abschluss:  
Der Jugend trauen

ok

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens,  
Organ der Deutschen Ordensobernkongferenz



ISSN: 1867-4291

58. Jahrgang 2017, Heft 1

**Herausgeber:** Deutsche Ordensobernkongferenz e.V. (DOK), Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn.

**Schriftleitung:** Sr. Agnesita Dobler OSF, Generalsekretärin der Deutschen Ordensobernkongferenz.

**Redaktionsbeirat:** P. Konrad Flatau SCJ, Sr. Dr. Igna Kramp CJ, Prof. P. Dr. Paul Rheinbay SAC, Sr. Lioba Zahn OSB.

**Redaktion:** Arnulf Salmen, Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn, Telefon (02 28) 6 84 49-30, Telefax (02 28) 6 84 49-44, E-Mail: [pressestelle@orden.de](mailto:pressestelle@orden.de).

**Rezensionen:** Die Koordination der OK-Rezensionen liegt bei der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar. Rezensionsexemplare senden Sie bitte an den Koordinator, Prof. Dr. Joachim Schmiedl, Philosophisch-Theologische Hochschule, Pallottistr. 3, D-56179 Vallendar, E-Mail: [jschmiedl@pthv.de](mailto:jschmiedl@pthv.de). Unverlangt eingesandte Bücher werden nicht zurückgeschickt. Die Rezension erfolgt nach Ermessen der Schriftleitung.

**Bestellungen sind zu richten an:** Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn, Telefon (02 28) 6 84 49-0, Telefax (02 28) 6 84 49-44, E-Mail: [info@orden.de](mailto:info@orden.de).

**Bezugsbedingungen:** Die Ordenskorrespondenz erscheint viermal im Jahr. Jahresabonnement inkl. Mehrwertsteuer und Versand in Deutschland 40,00 Euro, im Ausland 41,20 Euro (Schweiz: 38,50 Euro). Einzelheft incl. Mehrwertsteuer und Versand in Deutschland 10,00 Euro, in Europa 11,00 Euro. Abbestellungen nur zum Jahresende möglich mit dreimonatiger Kündigungsfrist.

**Herstellung und Auslieferung:** Don Bosco Druck & Design, Hauptstrasse 2a, 92266 Ensding, Telefon (09624) 92 01-0, [www.donbosco-druckdesign.de](http://www.donbosco-druckdesign.de).

Alle Verlagsrechte vorbehalten. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung von Herausgebern und Redaktion wieder.

## Vorwort



Die Geschichte der Kirche ist eine Geschichte der Reformen. Seit dem frühen eremitischen Mönchtum haben die Klöster und Ordensgemeinschaften darin eine zentrale Rolle gespielt. Besonders Ordensmänner und -frauen sind es, die Formen von Umkehr in ihrem eigenen Leben umsetzen und zu Mahnern in Kirche und Gesellschaft werden. Die Ordenswelt selbst ist von einer Vielfalt von Reformen geprägt; die verzweigten „Stammbäume“ manch einer Ordensfamilie erzählen davon. Reformen und Trennungen sind schmerzhaft. Und doch sind Reformen notwendig, um lebendig zu bleiben.

Auch die Reformation, derer wir in diesem Jahr in besonderer Weise gedenken, beginnt in einem Kloster. Eine Reformation, die - dort wo sie wirksam wurde - vielfach einen Abbruch der Ordenstraditionen mit sich brachte. Ordensleben schien diesmal eben nicht reformierbar zu sein. Die Reformbemühungen, die in der katholischen Kirche zum Beispiel mit der Gründung des Jesuitenordens einhergingen, zeigen jedoch, dass dem nicht so war.

Wenig im Bewusstsein verankert ist aber, dass Klöster in protestantischen Kirchen sehr wohl als Orte des Gebets und der Bildung weiter bestanden - in reformierter Form. Neuaufbrüche im zwanzigsten Jahrhundert begründen heute ein vielfältiges Kommunitätsleben im protestantischen Raum. Die Evangelische Kirche bezeichnet diese Kommunitäten heute als einen „Schatz“, den es zu fördern und zu festigen gelte. Sie schöpfen aus den alten und jungen Quellen des Ordenslebens und haben für sich Formen gefunden, dieses zu leben.

So kann sich anlässlich des Gedenkens an 500 Jahre Reformation ein Heft der Ordenskorrespondenz mit einem Themenschwerpunkt dem „Ordensleben im evangelischen Bereich“ widmen. Mehr noch: Wo katholische Ordensgemeinschaften und evangelische Kommunitäten in freundschaftlicher Ökumene einander begegnen und miteinander arbeiten, kommt es zu einem Austausch, der beide Seiten bereichert. Es ist zu hoffen, dass die Begegnungen dieses Gedenkjahres Ansporn sind, in aller Vielfalt des Ordenslebens auf diesem Weg weiterzugehen.

Dafür, dass dieses Heft entstehen konnte, gilt ein herzlicher Dank in besonderer Weise den Mitgliedsgemeinschaften der Konferenz evangelischer Kommunitäten. Auf die Einladung, den Themenschwerpunkt mitzugestalten, haben sie mit großer Bereitschaft und viel Engagement geantwortet. Für sein Mitplanen und seinen wertvollen Rat sei besonders Br. Christian Hauter, Prior der Christusträger Bruderschaft, gedankt.

Arnulf Salmen

# Inhalt

Annulf Salmen  
Vorwort 1

## Schwerpunkt

Nicole Grochowina Evangelische Communities – Unfall oder reformatorisches Erbe? 5	Sr. Birgit Scheder OSF / Br. Gerd Maier CT Die ökumenischen Schulungen des „Würzburger Noviziatskreises“ 47
Franziskus Christoph Joest Die Landschaft der evangelischen Communities 14	Michaela Klodmann Mein Weg in die Weite der Ökumene 51
Doris Kellerhals Wie verwirklicht sich Ordensleben in evangelischen Communities heute 23	Mirjam Zahn CCB CIR – Internationaler, interkonfessioneller Ordenskapitel 55
Oskar Föllner Die Community Adelshofen 33	Frère Alois Herausforderungen für Taizé in der heutigen Zeit 59
Mitglieder der Konferenz evangelischer Communities 41	Bärbel Görcke „Du hast uns hier zusammengerufen“ 64
Anke Sophia Schmidt CCR Verbundenheit im Geiste Benedikts 43	Christian Schmidt Der „Evangelische Konvent Kloster Heilsbrunn“ 74

## ● Ordensleben

Martin Lechner  
„Prolog - Proexistenz - Prophetie“ 80

Tobias Schrörs  
Auf der Suche nach dem neuen WIR 87

Gisela Fleckenstein OFS  
Arbeitskreis Ordensgeschichte  
19./ 20. Jahrhundert 91

Rainer Gritzka  
Die Wirtschaftsgesellschaft der  
Kirchen in Deutschland (WGKD) 97

## ● Nachrichten

Aus Rom und Vatikan 101

Aus der Weltkirche 103

Aus dem Bereich der Deutschen  
Ordensobernkonzferenz 105

## ● Neue Bücher

Ökumene 111

Kirchenrecht 114

Ordensgeschichte 121

Pastoral 124

## ...Schwerpunkt

### Nicole Grochowina

Sr. PD Dr. Nicole Grochowina, geb. 1972, gehört der evangelisch-lutherischen Communität Christusbruderschaft Selbitz an. Die Historikerin und Japanologin promovierte in Hamburg, habilitierte in Jena und ist seit 2012 Privatdozentin mit Lehraufträgen an der Friedrich-Alexander-Universität Nürnberg/Erlangen. Unter anderem arbeitet sie im deutschen Koordinationsteam „Miteinander für Europa“, im Ökumene-Fachausschuss der Evangelisch-lutherischen Kirche in Bayern und im Arbeitskreis Ordenstheologie der DOK mit.



schwerpunkt

Nicole Grochowina

## Evangelische Communitäten – Unfall oder reformatorisches Erbe?

„Innerhalb der protestantischen Mauer war kein Bauplatz da, auf dem in legitimer Weise, vom lutherischen Ansatz her, etwa das Gebäude einer Bruderschaft [i.e., einer evangelischen Communität, d. Verf.] hätte errichtet werden können.“<sup>1</sup> So blickte im Jahr 1959 der Mitbegründer der Communität Christusbruderschaft, Walter Hümmer, auf die bis dahin sehr junge Geschichte der evangelischen Ordensgemeinschaften. Diese waren seit ihrer Gründung nach dem Zweiten Weltkrieg zumeist dem Vorwurf ausgesetzt, nicht in die evangelische Kirche zu passen. „Kein Bauplatz“ sei also für sie vorhanden – und mehr noch: Communitäten galten zudem als

„schwärmerisch“ und auch als ausgesprochen „anders“, ja, gar als „Infragestellung“ der Gesellschaft. Letzteres hielt zumindest noch im Jahr 1979 der stellvertretende Leiter der evangelischen Zentralstelle für Weltanschauungsfragen, Siegfried von Kortzfleisch, fest, als er schrieb: „Sie leben anders als wir. Sie stellen unsere Gesellschaft in Frage. (...) Man nennt sie Kommunitäten.“<sup>2</sup>

Die Kritiker evangelischer Gemeinschaften, die es bis weit in die 1960er Jahre in einer signifikanten Anzahl gab, beriefen sich unumwunden auf Martin Luther<sup>3</sup>: Hatte der Augustinereremit nicht sein Habit abgelegt und schließlich auch die Orden als solche verwor-

fen und stattdessen das Priestertum aller Glaubenden für die geistliche und die Ehe für die weltliche Beziehung stark gemacht? War damit nicht ein für alle Mal jedwedes Ordensleben mit lutherischen Positionen unvereinbar?

In der Tat hat Luther deutliche Worte für das Ordenswesen seiner Zeit gefunden. 1520 hielt er gar fest, dass es dem „Bapst verpotten werden [sollte], mehr solcher orden aufftzusetzen odder besetigen, ja, [ihm solle] befohlen werden, etlich abetzuthun.“<sup>4</sup> Zudem sollten aus den Klöstern Schulen gemacht werden, um dort „schriff und zucht nach Christlicher weysze“<sup>5</sup> zu lehren. Wurden die Klöster allerdings nicht aufgehoben, sollte es ermöglicht werden, dass alle, die dort lebten, immer frei seien, ohne Probleme wieder auszutreten, heißt: Die Gelübde sollten sie nicht dazu zwingen, auf ewig im Kloster bleiben zu müssen.<sup>6</sup>

Ist also die Tatsache, dass es in der heutigen Zeit zahlreiche und unterschiedliche evangelische Communitäten gibt<sup>7</sup>, mehr ein Unfall in der inzwischen gut fünfhundertjährigen Geschichte der evangelischen Kirche? Oder findet in ihnen nicht doch das reformatorische Erbe seine ganz eigene Gestalt? Diesen Fragen ist im Folgenden nachzugehen. Dabei sollen Luthers Idee vom Ordenswesen und die Entwicklung evangelischer Communitäten verstärkt in den Blick genommen werden. Es geht aber auch um Versuche, im 19. und frühen 20. Jahrhundert verbindliches und gemeinschaftliches Leben innerhalb der evangelischen Kirche zu etablieren. Hierfür stehen exemplarisch die Diakonissen und das als illegal gebrandmarkte Predigerseminar von Dietrich Bonhoeffer in Finkenwalde (1935-1937).

## Evangelische Communitäten – ein Unfall in der Geschichte der evangelischen Kirche?

Ein Unfall ist ein Ereignis, das plötzlich und ohne Vorankündigung geschieht und zumeist mit einem Schaden einhergeht, der einer Sache oder gar dem Leben zugefügt wird. Zumeist sind Unfälle ungewollt, bringen sie doch die bestehende Ordnung, die Gesundheit oder gar das ganze Leben durcheinander.

Dass Orden die bestehende Ordnung in seiner Zeit durcheinander bringen würden, war nicht Luthers Position. Wohl aber ging er davon aus, dass sie Leben verhinderten bzw. ein vollkommenes Leben suggerierten, das in ihnen aber nicht gelebt wurde, weil es den Ordensmenschen dafür an der rechten Gesinnung, am rechten Glauben mangelte. Evangelische Communitäten – so wäre daraus zu schließen – wären demnach durchaus ein unvorhergesehenes und – für die Kirche – Schaden bringendes Ereignis, so sie dieser Spur folgten. Dieser Eindruck verschärft sich noch dadurch, dass es auch nach der Reformation kaum größere Anstrengungen gegeben hat, dezidiert Orden als Lebensform in der evangelischen Kirche zu etablieren.<sup>8</sup>

Luther selbst erscheint in dieser Frage eindeutig: Neben seine Aufforderung an den Adel, aus Klöstern Schulen zu machen, erklärte er ebenfalls, dass in den Klöstern Abgötterei und das „eygene menschliche werck“<sup>9</sup> betrieben würden, von Gottesdienst sei dabei keine Spur zu finden. Zudem behauptete er, dass unter vielen Ordensmenschen kaum einer sei, der nicht in Religionsdingen verdächtig sei, kurzum: Ordensmenschen suchten allein das Ihre und

widersprüchen damit der von Gott geschenkten christlichen Freiheit.<sup>10</sup>

Darüber hinaus setzte er sich 1521 umfänglich mit dem Mönchswesen auseinander. Seine Schrift „De votis monasticis iudicium“ argumentiert nicht nur, dass sich die Gelübde im Widerspruch zu Gottes Wort und der damit einhergehenden Freiheit befänden, sondern es ist zugleich auch eine sehr persönliche Schrift, setzt sich Luther doch hier – und insbesondere im beigefügten Widmungsbrief an seinen Vater – mit seinem eigenen Dasein als Ordensmensch auseinander.<sup>11</sup> In diesem spricht Luther davon, dass er ein „erzwungenes und erdrungenes Gelübde“ abgelegt hätte, weil er von Todesangst dazu getrieben worden sei. „Gottlos“ sei dies zudem gewesen, denn mit dem Eintritt in das Kloster gegen den Willen des Vaters hätte er sich am vierten Gebot und damit an einer göttlichen Weisung schuldig gemacht.<sup>12</sup> Doch Gott habe ihn nicht in dieser Gottlosigkeit belassen, sondern ihn letztlich aus diesem Stand „herausgerissen“. Dadurch sei er, Luther, eine „neue Kreatur“ geworden, die fortan „nicht des Papstes, sondern Christi“<sup>13</sup> allein lebe. Nun feiere er den „wahren Gottesdienst“, denn sein Gewissen sei frei geworden, indem Christus allein nun sein „Abt, Prior, Herr, Vater und Lehrer“ sei.<sup>14</sup>

Es brauchte das Ordenswesen also nicht – und schon gar nicht dann, wenn es dazu diente, zwischen Ordensmenschen, die durch das Leben nach dem Gelübden vollkommen (*status perfectionis*) seien, und dem unvollkommenen Volk (*status imperfectionis*) zu unterscheiden.<sup>15</sup> Und genau diesen Vorwurf machte Luther den Ordensmenschen, um dann gleichzeitig zu betonen, dass

dies dem Taufgelübde in eklatanter Weise widerspreche. Dieses stehe dafür, dass alle Menschen gleichermaßen aus der Taufe „gekrochen“<sup>16</sup> seien. Damit sei es das entscheidende Gelübde, das für alle Menschen gelte und diese in die Gemeinschaft mit Christus stelle, um im Vertrauen auf ihn „die sund zu tödten und heilig zu werden. (...) Also ist es war, das kein hoher, besser, größer gelubd ist, dan der tauf gelubd.“<sup>17</sup> Daraus folgt, dass es keinen Unterschied zwischen den Ständen geben könne, wenn es gelte, Christus nachzufolgen.

Insgesamt hielt Luther das Reden von Ordensmenschen für „eyttel unnutz geschwetze“<sup>18</sup>, hieß die Befreiung von Nonnen für gut<sup>19</sup> und unterstellte den Ordensleuten, dass diese Christus im eigenen Herzen und in den Herzen anderer immer wieder neu kreuzigen würden.<sup>20</sup> Doch das größte Manko sah er darin, dass sie die Bedeutung des Taufgelübdes und damit das Priestertum aller Glaubenden nicht recht verstanden hätten. Wie bedeutsam dies für Luther war, wird darin deutlich, dass in der *confessio Augustana* von 1530 ein langes Kapitel den Mönchsgelübden gewidmet ist, in dem Luthers Auffassung ausführlich dargestellt wird und schließlich in die Setzung mündet, dass Klöstergelübde falsch und leer („falsa et inania“) seien, wenn sie – so wie es im Ordensstand geschehe – höher als Gottes Gebot geachtet würden. Damit seien sie auch nicht bindend.<sup>21</sup>

Dessen ungeachtet sind im 19. und 20. Jahrhundert evangelische Gemeinschaften aufgekommen, die – mit unterschiedlicher Ausrichtung – der Kirche eine weitere Nuance des gemeinsamen Lebens hinzufügten. Doch von einem weiten Netz an Or-

densozialen Gemeinschaften, wie es sich etwa nach dem Zweiten Weltkrieg zeigte, ist hier nicht zu sprechen. Zu spezifisch waren die Aufträge der Gemeinschaften und zu gering letztlich die Zahl derer, die über christliche Sozialfürsorge hinausgingen.

Unter dem Stichwort des „sozialen Protestantismus“<sup>22</sup> lassen sich die Diakonissengemeinschaften verorten, welche verstärkt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gegründet wurden. In einer Zeit, die von Massenarmut geprägt war, stellte sich die Frage nach dem sozialen Auftrag der evangelischen Kirche mit großer Dringlichkeit. Beantwortet wurde diese durch die Gründung zahlreicher wohltätiger Vereine und schließlich auch von Diakonissenhäusern. Frömmigkeit und tätige Nächstenliebe sollten zusammen gesehen werden, und gerade Frauen eröffnete sich hier ein neues Betätigungsfeld jenseits der Familie.<sup>23</sup> Entsprechende Häuser und Einrichtungen entstanden zunächst in Hamburg (1833), Kaiserswerth (1836) und in Neuendettelsau (1853). Dabei stand immer die Sozialfürsorge im Mittelpunkt: So hielt der Gründer des Diakonissenhauses in Neuendettelsau, Wilhelm Löhe, fest, dass an dieser Stelle von einer „weiblichen Diakonie“ zu reden sei, denn es gelte, die in den Frauen liegende Gabe, sich den Kranken zuzuwenden, für die Arbeit am Gemeinwohl zu nutzen. Dazu benötigten diese eine fundierte Ausbildung, einen Ort und letztlich auch eine Einsegnung in ihren Dienst. Löhe sprach deswegen von „Einsegnung“, weil er – in lutherischer Tradition stehend – Gelübde ablehnte. Dennoch war ihm deutlich, dass das apostolische Leben, das ihm für die Frauen vorschwebte, einen Rahmen brauchte.<sup>24</sup>

Erst nach dem Zweiten Weltkrieg wurde in den Häusern verstärkt diskutiert, ob sich der diakonische Auftrag der Gemeinschaften noch erweitern sollte bzw. wie das gemeinschaftliche Leben eine Vertiefung erfahren könnte. Gerade die Sorge um das geistliche Leben sei, so Wilhelm Schleiter, angesichts der im 20. Jahrhundert aufkommenden evangelischen Communities eine immer drängendere Frage in den Diakonissenhäusern geworden, denn „dem persönlichen, geistlichen Leben (...) droht Gefahr, wenn man sich uneingeschränkt in rastloser, oft einsamer Tätigkeit verausgabt.“<sup>25</sup> Diese Frage ist auch in der Gegenwart relevant – und dies nicht allein für Diakonissenhäuser.

Die Diakonissenhäuser waren sicher kein „Unfall“ in der Geschichte der evangelischen Kirche, wohl aber eine explizite und konzentrierte Reaktion auf die Nöte ihrer Zeit. Im tätigen Handeln, das dem Armen und Elenden gelten sollte, stellte sich die Frage nach einer ausgeprägten *vita communis* erst an zweiter Stelle. Dies machen nicht zuletzt auch einzelne Berufsordnungen der Diakonissenhäuser deutlich.<sup>26</sup> Insofern verweist der Blick auf die „weibliche Diakonie“ eher darauf, dass das Luthertum kein verbindliches Ordensleben hervorzubringen vermochte.

Einen Versuch in diese Richtung hat es allerdings ab 1935 in Finkenwalde gegeben. Dietrich Bonhoeffers Bruderhaus steht noch vor dem Zweiten Weltkrieg für das Bemühen, gemeinschaftliches Leben in der evangelischen Kirche zu etablieren. Ähnliches gilt für die evangelische Michaelsbruderschaft (1931). Daneben existierten gerade in der Weimarer Republik Bruderschaften, die keine *vita communis* lebten. Ihre

Grundlage war entweder der Dienst oder die Gebetsgemeinschaft.

Für sein Projekt hatte Bonhoeffer eine klare Zielvorstellung, die er in einem Brief an Karl Barth vom 19. September 1936 festhielt: „Wie lerne ich beten? Wie lerne ich die Schrift lesen?“. Diese Fragen sollten geklärt werden. Bonhoeffer war davon überzeugt, dass dies durch gemeinsames Leben und Beten gelang. Gleichzeitig sollte „ernsthafteste saubere theologische, exegetische und dogmatische Arbeit getan“ werden, aber dies sollte nicht dazu führen, die Sehnsucht nach dem Gebet zu überhören. „Wie steht es mit deiner Seele?“, blieb also die entscheidende Frage, weil die Seele durch das gemeinsame Leben und Arbeiten genährt werden sollte.<sup>27</sup>

Doch das Projekt war aus Sicht der Machthaber illegal. Bereits 1935 lehnte es der Reichsminister für kirchliche Angelegenheiten ab, dass Bonhoeffer neben seinem Dienst an der Universität Berlin die Leitung des Predigerseminars hatte. Diese störe die „Befriedung“ und die „ruhige Arbeit an den Fakultäten.“<sup>28</sup> Dennoch begann die Arbeit im April 1935, im Juni zog die Gruppe dann nach Finkenwalde. Dort gingen Ausbildung und geistliches Leben zusammen, Nachfolge war in allen fünf Kursen ein wichtiges Thema. Doch am 29. August 1937 wurde das Seminar durch den Reichsführer SS Heinrich Himmler verboten, aber dennoch bis 1940 in Form von Sammelvikariaten fortgesetzt.<sup>29</sup>

Die besonderen Umstände, unter denen das Predigerseminar entstand, erlaubten es nicht, dass sich hier kontinuierliches gemeinsames Leben entfaltete. Insofern war das Seminar eine Episode, welche allerdings mit Bonhoeffers „Gemeinsames Leben“ eine Schrift hervor-

gebracht hat, die später in vielen evangelischen Communities rezipiert wurde.<sup>30</sup>

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

schwerpunkt

## Evangelische Communities – reformatorisches Erbe?

„Tatsächlich gab es seit der Reformation eine evangelische Tradition des Ordens und Bruderschaftsgedankens, allerdings abseits und kümmerlich vegetierend, außerhalb des allgemeinen Bewußtseins. Und nun sind sie wieder da, und man kann davon sprechen: es gibt Orden, Bruderschaften und sogar Klöster in der Kirche der Reformation.“<sup>31</sup> Siegfried von Kortzfleisch gibt hier eine prägnante Zusammenfassung evangelischen Ordenswesens in seiner Zeit. „Nun“ – dies meint die 1960er Jahre – seien also Züge des reformatorischen Erbes erkennbar, die es in der Geschichte immer gegeben hätte, auch wenn sie „nun“ ihren Platz in der Kirche noch suchen müssten. Doch dies gelang: Im Jahr 1979 wurden die Communities von Seiten der Evangelischen Kirche Deutschlands (EKD) ermutigt, ihren Weg weiterzugehen, fanden innerhalb der Kirche ihre Verortung und gelten heute als vierte Sozialgestalt der Kirche.<sup>32</sup>

Dabei konnten sich die Communities immer auf Luther berufen<sup>33</sup>, denn seine kritische Haltung gegenüber Orden und

den hier gelebten Gelübden sorgte eben nicht dafür, dass er sich gänzlich gegen diese Gemeinschaften oder gar die Gelübde als solche aussprach, im Gegenteil: Bereits in den Vorlesungen zu den Psalmen und zum Römerbrief (1513-1516) betont er die Gerechtigkeit Gottes. Dieses begreift er als Heil, das keiner äußeren Zeichen bedürfe, um wirksam zu sein. Ordensmenschen hatten also darauf zu achten, sich mehr auf die göttliche Gerechtigkeit und weniger auf die Ordensregel zu berufen, wenn sie sich nach Luthers Verständnis nicht von den göttlichen Geboten entfernen wollten.<sup>34</sup>

Dies schloss also keineswegs aus, dass es Orden gab. Zudem formulierte Luther in den 1520er Jahren, dass in Ausnahmefälle die Berufung zum Klosterleben gar eine Gabe Gottes sei, so dass der Klosterstand durchaus mit der „Absicht frommen Lebens“ gehalten werden könne. Es gebe in der Tat einige wenige, die „um des Himmelreichs willen“ und damit grundsätzlich „verschnitten“ seien.<sup>35</sup>

Diesen Gedanken vertieft er 1525 in seiner Vorrede zur „Deutschen Messe“<sup>36</sup>: Hier beschreibt er einen „dritten Ort“ von Kirche neben der lateinischen Messe und dem deutschen Gottesdienst, an dem sich all jene versammeln, die „mit Ernst Christen zu sein begehren.“<sup>37</sup> Wie nachhaltig dieser Gedanke für Luther war, zeigte sich darin, dass er 1536 seine Auffassungen in den „Wittenberger Artikeln“ zusammenführte. Seine Kritik am Missbrauch der Gelübde und an der allein gedachten Vollkommenheit der Mönche bleibt hier bestehen, aber explizit erkennt er an, dass letztlich bis dato ebenso „vil heiliger leut mit rechter meinung in clostern gelebt“<sup>38</sup> hätten.

Doch Luthers wichtigster Punkt war dieser: Jeder, der ins Kloster ging, sollte sich hierzu in aller Freiheit entscheiden dürfen. Was aus Liebe entschieden werde, sei gut. Wenn jedoch der Klostereintritt aus starker Angst oder Not resultiere, sei dies nicht christlich, sondern rein menschlich gedacht.<sup>39</sup> Und mehr noch: Wurden die Gelübde in aller Freiheit abgelegt, konnte eben diese Freiheit den Ordensmenschen in seinem Leben mit den Gelübden nachhaltig stärken. Deshalb gelte es nicht, das Ordensleben als solches abzuschaffen, sondern vielmehr sollte die Gesinnung der Einzelnen geprüft werden, denn: Wer im Orden lebte, „wie Christus selbst gethan hat“, und daraus keine Heiligkeit „odder Gottes Dienst“ machte<sup>40</sup>, sollte in der Tat im Kloster bleiben. Die Gesinnungsprüfung könnte aber dazu führen, die Gelübde erneut – und dieses Mal in aller Freiheit – abzulegen oder eben den Orden zu verlassen.<sup>41</sup> Damit mutete das reformatorische Geschehen den Ordensmenschen einen radikalen Bruch in ihrer Biografie zu, wenn sie die Gesinnungsprüfung ernstnahmen.<sup>42</sup> Doch in all diesem ist Luther davon ausgegangen, dass Klöster anschließend weiter bestehen würden. So hielt er im Großen Katechismus von 1529 fest, dass ungeachtet des oft gebrochenen Gelübdes der Keuschheit „Closterleben [an sich immer noch] Göttlich were“<sup>43</sup> und in dieser Weise auch gelebt werde.

Der Gedanke, einen „dritten Ort“ zu haben, an dem die Menschen „mit Ernst Christen“ sein konnten und sich freiwillig für ein Leben mit Gelübden zur Ehre Gottes entschieden, ist durch die Zeiten in der evangelischen Kirche lebendig geblieben. In den Communities, die verstärkt nach dem Zweiten Weltkrieg

gegründet wurden, hat er schließlich eine neue Gestalt gefunden. Indem durchaus auch das vorreformatorische Erbe in den Blick genommen wurde, entstanden zunächst die evangelische Marienschwesternschaft (1947), der St. Johannes-Konvent vom Gemeinsamen Leben (1947), die Christusbruderschaft Selbitz (1949), die Communität Casteller Ring (1950), die Kommunität Imshausen (1955) und in den 1960er Jahren die Christusträger (1961), die Jesus-Bruderschaft Gnadenthal (1961) und die Kommunität Adelshofen (1962). Die Erschütterung durch den Ersten, mehr aber noch durch den Zweiten Weltkrieg trug nachhaltig zur Gründung der evangelischen Gemeinschaften bei. Darüber hinaus ist ihnen allen ein „starker ökumenischer Zug“ inhärent, so dass sie ebenso wie die Communauté de Taizé (1940) bereits in den 1960er Jahren – bei aller Kritik – auch als „Laboratorium der Einheit“<sup>44</sup> angesehen wurden, weil sie die wachsende ökumenische Bewegung nachhaltig unterstützten – und dies bis in die Gegenwart tun.

Und so veränderte sich sukzessive der Blick auf die Communitäten: Aus Orten der „Schwärmerei“, die es angeblich laut Luther gar nicht hätte geben sollen, wurden nun „Gnadenorte“, die als „legitime Ausprägung biblischreformatorischen Christseins“<sup>45</sup> anerkannt waren – ein deutliches Zeichen dafür, dass hier ein Paradigmenwechsel erfolgt ist, der die Frage nach dem reformatorischen Erbe in positiver Weise geklärt hat. Im Jahr 2007 setzte sich diese Sprechweise fort, vom „Schatz der evangelischen Kirche“<sup>46</sup> war nun die Rede, wenn es um die Communitäten ging. Dieser Schatz, so die EKD, sei zu fördern und zu festigen.<sup>47</sup>

## Fazit

Evangelische Communitäten sind also keineswegs ein Unfall in der Geschichte der evangelischen Kirche, sondern gut mit dem reformatorischen Erbe zu vereinbaren. Zwar hatte sich Luther – auch vor dem Hintergrund seiner eigenen Ordensbiografie – mit Blick auf die evangelische Freiheit sehr kritisch mit dem Ordenswesen und den Gelübden auseinandergesetzt, aber dies führte nicht dazu, dass er das Ordenswesen oder die Gelübde grundsätzlich verwarf. Stattdessen warb er für einen „dritten Ort“, an welchem die Menschen „mit Ernst Christen“ sein sollten, wo sie also im gemeinsamen Gebet und Leben miteinander verbunden waren und nicht sich selbst, sondern Gott die Ehre gaben.

Es hat in der Geschichte durchaus den Versuch gegeben, dies umzusetzen, wie nicht zuletzt der Blick auf Bonhoeffers Predigerseminar in Finkenwalde gezeigt hat. Gleichwohl erlaubten die zeitlichen Umstände es nicht, dass sich diese Form des gemeinsamen Lebens in der evangelischen Kirche durchsetzte. Dies geschah erst – und hier durchaus gegen Widerstand – nach dem Zweiten Weltkrieg. Aber selbst dann benötigten die Landeskirchen und mit ihnen die EKD gut 30 Jahre, bis sie zu der Erklärung kamen, dass die Communitäten mit dem reformatorischen Erbe vereinbar seien. Heute stehen Communitäten innerhalb der evangelischen Kirche nicht mehr zu Disposition. Und mehr noch: In ökumenischer Verbundenheit pflegen sie Freundschaften über alle Konfessionsgrenzen hinweg und sind zugleich auch die „geistliche Heimat“ für Menschen aus ihrer eigenen Kirche.<sup>48</sup> Damit tragen

sie das reformatorische Erbe in ihrer jeweils ganz eigenen Konnotation weiter.

.....

- 1 Walter Hümmer: Bruderschaft als Herausforderung an die Gemeinde, in: ders.: Neue Kirche, 9-22, 11.
- 2 Siegfried von Kortzfleisch: Strukturen und Ziele der Gemeinschaften, in: Ingrid Reimer (Hg.): Alternativ leben in verbindlicher Gemeinschaft. Evangelische Kommunitäten, Lebensgemeinschaften, Junge Bewegungen. Stuttgart 1979, 13-21, 13.
- 3 Vgl. etwa Richard Ising: Kräftige Irrtümer. Eine Stellungnahme zum Thema „Schwärmer einst und jetzt“. Berlin 1965.
- 4 Martin Luther: An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung, in: WA 6, 404-469, 439.
- 5 Ebd.
- 6 Vgl. ebd.
- 7 Vgl. hierzu Anna-Maria aus der Wiesche, Frank Lilie u.a. (Hg.): Kloster auf evangelisch. Berichte aus dem gemeinsamen Leben. Münsterschwarzach 2016. Dieser Band hat seine Vorläufer in den unterschiedlichen Darstellungen evangelischer Communitäten, in denen sie seit ihrer Gründung für sich und ihre Lebensform warben. Vgl. etwa Lydia Präger (Hg.): Frei für Gott. Stuttgart 1959; Helmut Claß: Gelebte Bruderschaft. Sie blieben aber beständig. Gnadenthal 1983. Eher übergreifend sind Johannes Halkenhäuser: Kirche und Kommunität. Ein Beitrag zur Geschichte und zum Auftrag der kommunitären Bewegung in den Kirchen der Reformation. (Konfessionskundliche und kontrovertheologische Studien, 42). Paderborn 1978; Christoph Joest: Spiritualität evangelischer Kommunitäten. Altkirchlichmonastische Tradition in evangelischen Kommunitäten von heute. Göttingen 1995.
- 8 Sehr wohl hat es etwa Stifte gegeben, die nach der Reformation geistliches Leben

weitergetragen haben – bis in die Gegenwart. Vgl. hierzu den Beitrag von Bärbel Görcke in diesem Heft.

- 9 Martin Luther: Adel, 439.
- 10 Vgl. Martin Luther: De capitivitate Babylonica ecclesiae praeludium, in: WA 6, 497-573, 540. Vgl. auch Martin Luther: Von der freyheytt eynisz Christen menschen, in: WA 7, 20-39.
- 11 De votis, in: WA 8, 577-669. Zu Luthers Brief an den Vater: WA 8, 573-576, deutsche Übersetzung bei Albrecht Beutel (Hg.): Martin Luther. Christ und Welt. Schriften IV. Berlin 2015, 916. Im Folgenden wird nach der Übersetzung zitiert.
- 12 Vgl. Martin Luther: Brief, 10f.
- 13 Ebd., 13.
- 14 Ebd., 13f.
- 15 Vgl. Martin Luther: De votis, 584.
- 16 Martin Luther: Adel, 408.
- 17 Vgl. Martin Luther: Ein Sermon von dem heiligen, hochwürdigen Sakrament der Taufe, in: WA 2, 727-737, 735f.
- 18 Vgl. Martin Luther: Deutung des Mönchkalbs zu Freiberg in Meissen funden, in: WA 11, 380-385, 384.
- 19 Vgl. Martin Luther: Ursach und Antwort, daß Jungfrauen Klöster göttlich verlassen mögen, in: WA 11, 394-400, 396f.
- 20 Vgl. Martin Luther: In epistolam S. Pauli ad Galatas Commentarius, in: WA 40I, 33-688, 326.
- 21 CA 27, in: <http://www.irtggmbh.de/downloads/calatdt.pdf>, 27-32. [14.1.2017]
- 22 JochenChristoph Kaiser: Diakonie als sozialer Protestantismus, in: Sebastian Kranich u.a. (Hg.): Diakonissen, Unternehmer, Pfarrer. Sozialer Protestantismus in Mitteldeutschland im 19. Jahrhundert. Leipzig 2009, 25-33.
- 23 Vgl. Peggy Renker-Berka: Zwischen Erweckungsbewegung und Neuluthertum. Das Dresdner Diakonissenhaus in den ersten 30 Jahren seines Bestehens, in: Sebastian Kranich u.a. (Hg.): Diakonissen,

- 35-47, 35f.
- 24 Vgl. Martin Keller: Die DiakonissenKrankenhäuser deutscher Staaten (1836-1900). (Diss.). Bielefeld 1994, 45-50.
- 25 Wilhelm Schleiter: Evangelisches Mönchtum? Entwicklung und Aufgabe der Bruder und Schwesternschaften in der Kirche. Stuttgart 1965, 103.
- 26 Vgl. ebd., 104f.
- 27 Otto Dudzus, Jürgen Henkys (Hg.): Illegale Theologenausbildung: Finkenwalde, 1935-1937 (DBW, 14), München 1996, 234-239, 237f.
- 28 Ebd., 96f.
- 29 Vgl. Christiane Tietz: Dietrich Bonhoeffer. Theologe im Widerstand. München 2013, 64-89.
- 30 Vgl. Dietrich Bonhoeffer: Gemeinsames Leben (DBW, 5). 3. Aufl. München 2008.
- 31 Siegfried von Kortzfleisch: Mitten im Herzen der Massen. Evangelische Orden und Klienten der Kirche. Stuttgart 1963, 15.
- 32 Gemeint ist hiermit die Kirche in ihrer universalen und parochialen Gestalt sowie als Gemeinde und Orden bzw. Communität. Vgl. Kirchenamt der EKD (Hg.): Verbindlich leben. Kommunitäten und geistliche Gemeinschaften in der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD Texte, 88). Hannover 2007.
- 33 Vgl. Heinz-Meinolf Stamm: Luthers Stellung zum Ordensleben. Wiesbaden 1980; Vera Christina Pabst: „...quia non habeo aptiora exempla“. Eine Analyse von Martin Luthers Auseinandersetzung mit dem Mönchtum in seinen Predigten des ersten Jahres nach seiner Rückkehr von der Wartburg 1522/1523. (Diss., Ms). Hamburg 2005.
- 34 Vgl. Heinz-Meinolf Stamm: Luthers Stellung, 13, 17-19.
- 35 Martin Luther: Vom ehelichen Leben, in: WA 10II, 275-304, 277.
- 36 Vgl. Martin Luther: Deutsche Messe und Ordnung Gottes diensts, in: WA 19, 72-114.
- 37 Ebd., 75.
- 38 Georg Mentz (Hg.): Die Wittenberger Artikel von 1536. Artikel der christlichen Lehr, von welchen die legatten aus Engelland mit dem herrn doctor Martino gehandelt anno 1536. Darmstadt 1968, 75.
- 39 Martin Luther: In epistolam, 479.
- 40 Martin Luther: Die kleine Antwort auf H. Georgen nehestes buch, in: WA 38, 141-170, 164.
- 41 Vgl. Martin Luther an Philipp Melancthon (9. September 1521), in: WA Briefe 2, 382-386, 384.
- 42 Vgl. Vera Christina Pabst: „...quia non habeo aptiora exempla“, 89.
- 43 Martin Luther: Deutsch Katechismus, in: WA 30I, 125-238, 163.
- 44 Siegfried von Kortzfleisch: Mitten im Herzen, 24, 129.
- 45 Kirchenkanzlei im Auftrag des Rates der EKD (Hg.): Evangelische Spiritualität. Überlegungen und Anstöße zur Neuorientierung. Gütersloh 1979, 53.
- 46 Kirchenamt der EKD (Hg.): Verbindlich leben, 5.
- 47 Ebd., S. 8f.
- 48 Ebd., 17.

## Franziskus Christoph Joest

Br. Dr. theol. Franziskus Christoph Joest (Jg. 1949), studierte Evangelischen Theologie in Erlangen und in Hamburg. 1978 wurde er zum Pfarrer der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau ordiniert, 1994 promovierte er an der Jesuiten-Hochschule Sankt Georgen über die altkirchlich-monastische Tradition in der Spiritualität evangelischer Kommunitäten von heute. Er ist zölibatärer Bruder in der Jesus-Bruderschaft Gnadenthal. Von 1999 bis 2014 war er Prior des Brüderzweiges der Gemeinschaft. Der ausgebildete Exerzitienbegleiter ist Spiritual im „Haus der Stille“ in Gnadenthal.



Franziskus Christoph Joest

## Die Landschaft der evangelischen Kommunitäten

Gemeinsames und Unterschiede, Überblick und Perspektive

### Die drei Wellen der Entstehung geistlicher Gemeinschaften in den Kirchen der Reformation

Bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts galt in den Kirchen der Reformation der Grundsatz, dass es geistliches Leben nur als Teilnahme am Leben der Parochie, der Ortsgemeinde geben kann. Eine gewisse Ausnahme bildeten die Diakonissenhäuser, doch diese hatten eine klare caritative Aufgabenstellung: Eine Berufung zum Dienen war mit der protestantischen, auf das Ethische ausgerichteten Spiritualität des Protestantismus durchaus vereinbar. Aber von mehreren

Christen gemeinsam eingeübte Frömmigkeitsformen jenseits der Grenzen einer Parochie oder eine Berufung zum gemeinsamen Leben *per se*, gar zum Zölibat, war undenkbar. Transparochial strukturiertes geistliches Leben musste in mehreren Schritten mühsam gewonnen werden. In der Rückschau lassen sich drei Wellen der Entstehung solchen Lebens unterscheiden.<sup>1</sup>

### Die Welle der Bruder und Schwesternschaften

Die erste Welle steht in engem Zusammenhang mit der Jugend und Wandervogelbewegung vor und vor allem nach

dem ersten Weltkrieg. Die Suche nach Ursprünglichkeit und Echtheit, die junge Leute dazu brachte, in Scharen aus den einengenden Konventionen ihrer Zeit auszubrechen, war letztlich eine Suche nach sich selbst. Es war die Sehnsucht nach wahrhaftiger Lebensgestaltung, nach echter Gemeinschaft und nach unverstellter Erfahrung des Lebens in der freien Natur. Auch junge Christen sehnten sich nach authentischer Glaubenserfahrung und echter Glaubensgemeinschaft außerhalb der – so meinten sie – verstaubten und verknocherten kirchlichen Konventionen.<sup>2</sup> Das brachte neben anderem auch verbindliche Zusammenschlüsse hervor, jedoch ohne Zölibat und *vita communis*. Ihre Glieder blieben an ihrem Ort in Familie und Gesellschaft, stellten sich aber häufig unter eine gemeinsame geistliche Lebensregel und gewisse Verpflichtungen wie z.B. tägliche Bibellese und Fürbitte füreinander, persönliches Gebetsleben, Beteiligung am Leben der Ortsgemeinde, Inanspruchnahme geistlicher Begleitung, Teilnahme an jährlichen Konventen. Die bekannteste unter diesen Gemeinschaften ist die Evangelische Michaelsbruderschaft, die 1931 in Marburg gegründet wurde.

In der wissenschaftlichen Fachsprache nennt man diese Zusammenschlüsse „Bruder- und Schwesternschaften“. Das mag ein wenig verwirrend sein, weil sich einige der später entstandenen Kommunitäten ebenfalls so nennen (z. B. die Communität Christusbruderschaft Selbitz, die Jesus-Bruderschaft Gnadenthal oder die Schwesternschaft des Julius-Schniewind-Hauses in Schönebeck a. d. Elbe). Dies sind aber geschichtlich gewordene Eigennamen, die sich mit einer wissenschaftlichen Ter-

minologie zur Erfassung der verschiedenen Phänotypen transparochial strukturierten verbindlichen geistlichen Lebens nur oberflächlich berühren. Da es in diesem Beitrag aber um die evangelischen Kommunitäten gehen soll, wird die Beschreibung der Bruder- und Schwesternschaften hier nicht weiter vertieft.

### Die Welle der evangelischen „Orden“ und Kommunitäten

Die Erfahrung, dass der Nationalsozialismus es verstanden hatte, die Jugendbewegungen größtenteils gleichzuschalten und seinen ideologischen Zielen zu unterwerfen, hat bei vielen Christen die Einsicht ausgelöst, dass es galt, sich mit letztem Ernst um Christus zu scharen und für ihn einzustehen. Das Auftreten der Deutschen Christen hatte überdies gezeigt, dass ein „normales“ Gemeindeleben dem Ruf Christi in seine Nachfolge häufig nicht gerecht werden kann. Dietrich Bonhoeffers Bücher „Nachfolge“ und „Gemeinsames Leben“ oder das Buch von Wilhelm Stählin „Bruderschaft“ hatten hier Signalwirkung. Jetzt entstanden evangelische Gemeinschaften mit *vita communis* und bewusst gelebter Ehelosigkeit als Antwort auf die Herausforderungen der Zeit. Die jungen Christen, die darauf eingingen, erfuhren es zugleich als einen Ruf Christi mit hoher Dringlichkeit. Um uns die Kraft dieses Aufbruchs zu verdeutlichen, genügt es, die damals entstandenen ordensähnlichen Kommunitäten aufzulisten: die Evangelische Marienschwesternschaft (1947), die Communauté de Taizé (1949), die Christusbruderschaft (1949), heute „Communität Christusbruderschaft“. Ferner die

Communität Casteller Ring (1950), die Kommunität Imshausen (1955), der St. Johannis-Konvent vom gemeinsamen Leben (1955), die Cella St. Hildegard des Ordo Pacis (1956), die Christusträger Brüder und Schwestern (1960), die Jesus-Bruderschaft (1961/64/68), die Kommunität Adelshofen (1962), der Gethsemanekreis (1962/75/79), seit 1992 als Evangelisches Gethsemanekloster in Riechenberg bei Goslar.

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Später kamen noch hinzu: die Kommunität „Jesu Weg“ (1973), die Evangelische Lukas-Communität (1974), der Evangelische Schwesternkonvent „Lumen Christi“ (1976), die Schwesternschaft „Trinitatisring“ (1972/77) und das Priorat St. Wigberti (1966/87). Aufgrund seiner Struktur weist der 1959 entstandene Laurentius-Konvent schon voraus auf die „dritte Welle“ der kommunitären Familiengemeinschaften.

### Die Welle der Familien und gemischten Gemeinschaften

1968 war nicht nur für Politik und Öffentlichkeit, sondern auch für die Kommunitäten ein „Schwellenjahr“. Es herrschte Aufbruchstimmung unter jungen Menschen. Die Jesus-People machten von sich reden, ein neuer Musikstil kam auf und damit eine neue Art zu beten und Gottesdienst zu feiern. Es

wurde mit gemeinsamem Leben in Form der Kommunen experimentiert. Junge Paare brachen aus den vorgeschriebenen traditionellen Bahnen aus und verweigerten den Aufbau einer „normalen“ Existenz. Die Revolution der „Achtundsechziger“ ergriff eine ganze Generation, durchbrach die gewohnten Bahnen gesellschaftlichen Lebens und stellte viele bisher unangefochten geltende Maßstäbe auf den Kopf.

Auch junge Christen wurden davon erfasst, die auf der Suche nach radikaler Nachfolge Christi waren. Das Wort „bürgerlich“ war, ob zurecht oder unzurecht, Inbegriff des „Etablierten“, des Gesetzten, des Halbherzigen, dessen, was man unter keinen Umständen wollte. Dass Familien bei der Jesus-Bruderschaft gerade jetzt den Schritt in das Experiment radikalen gemeinsamen Lebens machten, wurde durch diese geistige Atmosphäre begünstigt. Aber nicht nur das: 1968 wurde die „Offensive Junger Christen“ in Bensheim (heute Reichelsheim im Odenwald) gegründet. Der Mannheimer CVJM-Sekretär Horst-Klaus Hofmann nahm die Parolen der Studenten auf und proklamierte die „Revolution“, die durch den Glauben an Jesus Christus im Herzen der Menschen geschieht und dann zum Aufbau einer gerechteren Welt führt, jedenfalls zeichenhaft. In demselben Jahr entstand das „Oekumenische Lebenszentrum Ottmaring“, das von verheirateten und zölibatären Geschwistern der evangelischen Kreuzbruderschaft, der Körperschaft vom gemeinsamen Leben und der katholischen Bewegung der Fokolare gemeinsam belebt und gestaltet wurde. – Ebenfalls im selben Jahr wurde das „Lebenszentrum für die Ein-

heit der Christen“ auf Schloss Craheim gegründet, das von Pfr. Arnold Bittlinger (ev.), P. Eugen Mederlet OFM (kath.) und W. Becker (freikirchl.) getragen wurde. Bezeichnend für den hier entstehenden neuen Phänotyp ist die Tatsache, dass die Hausmannschaft von Craheim aus Familien, Ordensleuten und einer kleinen Schwesterngemeinschaft bestand, der oben erwähnten Kommunität „Jesu Weg“.

In rascher Folge entstanden nun ähnliche größere oder kleinere Wohngruppen und geistliche Gemeinschaften: die Communität Simonshofen (1970), die Communio Christi (1972), die Christliche Wohngemeinschaft Küppershof (1972–1984), die Basisgemeinde Wulfshagener Hütten (1973), die Communität der Koinonia (1962/76), die Communität Lindenhof (1979), die Familiengemeinschaft der Kommunität Adelshofen (1980), der Christus-Treff mit Jesus-Gemeinschaft in Marburg (1981/83), die Communitas ex Christo (1988), die Familienkommunität „Siloah“ in Neufrankenroda (1990), die Emmaus-Lebensgemeinschaft Hersbruck (1992–2016), der Nehemiahof in Ludwigsfelde (1999) und viele andere mehr.

Natürlich gab es Überschneidungen dieser drei Wellen, sie sind nicht trennscharf voneinander abzusetzen, aber die Schwerpunktbildung ist eindeutig, wenn man die Entstehungszeiten betrachtet. Überschneidungen gibt es auch in einzelnen Kommunitäten. So sind die Brüder und die Schwesterngemeinschaft der Jesus-Bruderschaft 1961 bzw. 1964 entstanden und prägen in sich den eher ordensmäßig strukturierten Phänotyp aus, während sich die Familienkommunität der Jesus-Bruderschaft – wie bereits erwähnt – 1968

zusammenfand und damit der dritten Welle zuzurechnen ist. Jedoch verstehen sich diese drei „Zweige“ als eine einzige Kommunität. Daneben gab es von Anfang an und gibt es seit 2009 wieder eine große Zahl dezentral lebender Geschwister, die an je ihrem Ort gewisse Verbindlichkeiten mit der Jesus-Bruderschaft teilen („Weggemeinschaft“) und insofern den Phänotyp der ersten „Welle“ darstellen.

## Die Landschaft der evangelischen Kommunitäten

Wenn man das Wort „Landschaft“ im Titel ganz wörtlich nehmen will, kann man die geographische Verteilung der Kommunitäten und geistlichen Gemeinschaften ins Auge fassen. Dabei fällt auf, dass das Schwergewicht im Süden und in der Mitte Deutschlands liegt, während im Norden die Kommunitäten wesentlich dünner „gesät“ sind. In Schleswig-Holstein finden wir die Basisgemeinde Wulfshagener Hütten (Tüttendorf, nordwestlich von Kiel). In Niedersachsen befinden sich das Gethsemane-Kloster bei Goslar und die Kommunität der Koinonia in Hermannsburg. Die Schwesternschaft des Julius-Schniewind-Hauses lebt in Sachsen-Anhalt (Schönebeck, Nähe Magedburg).

Damit rücken wir bereits in die Mitte Deutschlands vor. In Thüringen finden wir die Wigberti-Bruderschaft in Werningshausen und die Familiengemeinschaft „Siloah“ in Neufrankenroda. Die Jesus-Bruderschaft Kloster Volkenroda (bei Mühlhausen) hat sich erst nach der Maueröffnung von Hessen herkommend dort angesiedelt. Die Schwestern des „Trinitatis-Rings“ leben in Leipzig.

Die Bräunsdorfer Schwestern und die Brüder von Großhartmannsdorf spielten vor der Wende eine wichtige Rolle in der geistlichen Landschaft, haben sich aber inzwischen aufgelöst.

Noch in Westfalen, aber unmittelbar an der hessischen Grenze findet man die Diakonissenkommunität „Zionsberg“ in Scherfede. In Hessen leben die Kommunität Imshausen (bei Bebra), der Laurentiuskonvent (Diemelstadt/Wethen und Laufdorf), die Jesus-Bruderschaft Gnadenthal (Nähe Limburg/Lahn), die Christusträger-Schwester (Bensheim und Rödermark, südlich von Offenbach), die Offensive Junger Christen (OJC) in Reichelsheim/Odenwald und die Evangelische Marienschwesternschaft in Darmstadt-Eberstadt.

Rücken wir schließlich in den Süden vor, stoßen wir in Baden-Württemberg auf die Kommunität Adelshofen (zwischen Heidelberg und Heilbronn) sowie auf weitere Niederlassungen der Christusträger-Schwester in Braunsbach-Hergershof und Künzelsau (Hohenlohe). In Bayern leben die Christusträger-Brüder (Triefenstein, westlich von Würzburg), die Kommunität Casteller Ring (Schwanberg, bei Kitzingen), das Lebenszentrum für die Einheit der Christen auf Schloss Craheim bei Schweinfurt, die Kommunität Christusbruderschaft Selbitz (bei Hof), der St. Johannis-Konvent vom gemeinsamen Leben in der Nähe von Hersbruck und das Oekumenische Lebenszentrum in Ottmaring (Friedberg, östlich von Augsburg). Die Emmaus-Lebensgemeinschaft bestand bis vor kurzem ebenfalls in Hersbruck.

Einige dieser Kommunitäten haben kleine „Auspflanzungen“ in den Norden unternommen und so die Landschaft

dort bereichert: Das Kloster Wülfinghausen südlich von Hannover geht auf eine Gründung von Selbitz zurück, ist aber jetzt selbständig. Von Selbitz aus wurde das Kloster Petersberg bei Halle neu belebt und ein Konvent in der Lutherstadt Wittenberg gegründet. Andere Aussendungen wie z. B. nach Verchen (Mecklenburg) mussten nach elf Jahren Präsenz wieder zurückgenommen werden. Kloster Barsinghausen, ebenfalls bei Hannover, wird von drei Schwestern der Diakonischen Schwesternschaft Wolmirstedt besiedelt. Die OJC hat ein „Haus der Hoffnung“ in Greifswald installiert. Kloster Volkenroda, dessen Neubelebung durch die Jesus-Bruderschaft man auch in diesem Zusammenhang sehen muss, wurde bereits erwähnt. Dazu gibt es noch eine Station in Hennersdorf (Augustusburg, Nähe Chemnitz).

### **Die geistliche Landschaft der Kommunitäten: Gemeinsames und Unterschiede**

Angesichts dieser Fülle von Kommunitäten und Gemeinschaften versteht es sich von selbst, dass die folgenden Ausführungen trotz aller Details nur exemplarischen Charakter haben und nicht allen Gemeinschaften gerecht werden können.<sup>3</sup>

Vieles ist bisher bereits deutlich geworden. Allen genannten Kommunitäten gemeinsam ist das gemeinsame Leben, die *vita communis*. Alle beziehen sie sich mehr oder weniger auf die drei klassischen Evangelischen Räte Armut, Keuschheit und Gehorsam, oft in anderer, zeitgemäßerer Formulierung wie z.B. „Schlichtheit, Reinheit, Anerkennung einer Autorität“. Dies gilt häufig

auch für die Familienkommunitäten, für die der mittlere „Rat“ Treue in der Ehe bedeutet oder Freigabe des anderen, Nicht-Vereinnahmung des Gegenübers, Respekt vor seinem So-Sein – solche Umschreibungen gelten allerdings dann auch wieder für alle und helfen, das heute schwierige Wort „Keuschheit“ neu zu verstehen und zu füllen.

Ein markanter Unterschied wurde bereits bei der Beschreibung der drei „Wellen“ deutlich: Ein Teil der Kommunitäten lebt zölibatär (Communität Christusbruderschaft Selbitz, Communität Casteller Ring, Kommunität Imshausen, Kommunität Adelshofen, Gethsemanbruderschaft, Christusträger Brüder und Schwestern, die Schwesternschaft des Julius-Schniewind-Hauses, um nur einige zu nennen), entsprechen also in ihrem Erscheinungsbild am ehesten dem Paradigma des Ordens. Hier könnte man noch differenzieren zwischen reinen Frauengemeinschaften (Communität Casteller Ring, Schniewind-Haus, Diakonissenkommunität Zionsberg), reinen Brüdergemeinschaften (Gethsemanebruderschaft) und solchen, die beide Stände umfassen (Adelshofen, Communität Christusbruderschaft, Christusträger – bei den beiden zuletztgenannten leben die Brüder und Schwestern auch geographisch getrennt, in Adelshofen nur räumlich, aber unter einem Dach). – Ein anderer Teil von Gemeinschaften besteht aus Familien, die z. T. auch nichtverheiratete Mitglieder integrieren (Offensive Junger Christen, Basisgemeinde Wulfs-hagener Hütten, Laurentiuskonvent, das Oekumenische Lebenszentrum Ottmaring, das Zentrum für die Einheit der Christen auf Schloss Craheim, um wie-

derum nur einige herauszugreifen). – Eine Besonderheit zeigt die Jesus-Bruderschaft, insofern die Zweige der ledigen Schwestern und Brüder eher dem ordensmäßigen Paradigma zuzurechnen sind, die Familiengemeinschaft aber dem der Familienkommunitäten, wobei sie sich aber dennoch alle als eine einzige Gemeinschaft verstehen. Ökumenische Kontakte, vor allem zu katholischen Ordensgemeinschaften, haben fast alle Kommunitäten. Die gemeinsame Lebensform schafft eine Verbundenheit in der Tiefe, die spontan Brücken entstehen lässt und zu gegenseitiger Bereicherung führt. Ein Alleinstellungsmerkmal der Communität Casteller Ring auf dem Schwanberg bei Würzburg ist ihre benediktinische Prägung. Ihre Entstehung war eng mit der Abtei Münsterschwarzach verknüpft, von der sie wesentliche Impulse in der entscheidenden Phase ihrer Werdung empfing. So gehört die *Regula Benedicti* zu den Basistexten dieser Kommunität. Ihre Tagzeitgebete Laudes, Mittags-hore, Vesper und Komplet sind weitgehend die benediktinischen Horen aus dem Münsterschwarzacher Antiphonale. Es verwundert daher auch nicht, dass der Casteller Ring seit 1987 Mitglied in der Vereinigung der Benediktinerinnen im deutschen Sprachraum (VBD) ist.<sup>4</sup> – Die Communität Christusbruderschaft Selbitz hat zwar keine solchen Wurzelbeziehungen zu einem der klassischen Orden, aber ihre Spiritualität hat eine vom Charakter her franziskanische Ausprägung, und zwar so deutlich, dass die Communität enge Gemeinschaft mit den Franziskanerinnen in Sießen unterhält und seit 2008 Vollmitglied in der INFAG ist, der Interfranziskanischen Arbeitsgemeinschaft.<sup>5</sup>



– Die stark auf das Herzensgebet ausgerichtete Gethsemanbruderschaft mit ihrer kontemplativen Berufung hat schwerpunktmäßig das Erbe der ägyptischen Wüstenväter aufgenommen.<sup>6</sup>

Andere Kommunitäten kommen eher von einem pietistisch-evangelikalen Hintergrund her. Sie führen den Impuls zum gemeinsamen Leben auf das Vorbild der Jerusalemer Urgemeinde zurück, wie es in Apostelgeschichte 2,42 und 4,32 beschrieben wird (z. B. die Kommunität Adelshofen oder die Jesus-Bruderschaft). Allerdings trägt die frühere Unterscheidung zwischen Gemeinschaften mit hochkirchlichem und solchen mit pietistischem Hintergrund heute nicht mehr, weil sich die Kommunitäten entwickelt und für Impulse und Bereicherungen aus anderen Orden geöffnet haben, so z. B. die Jesus-Bruderschaft für Elemente der ignatianischen Spiritualität, aber auch für Impulse der frühen Zisterzienser und des ägyptischen Mönchsvaters Pachom (287–347).<sup>7</sup>

Die meisten Kommunitäten haben irgendeine Art von *Gästearbeit*. In Selbitz gibt es ein Gästehaus mit ausgeschriebenen Tagungen zu verschiedenen geistlichen oder biblischen Themen, aber auch Exerzitien und kreative Kurse werden angeboten. Dafür gibt es ein Jahresprogramm, das darüber informiert. Außerdem hat die Kommunität ein Gästehaus in der Hersbrucker Schweiz, Hof Birkensee. – Der Schwanberg hat im Geistlichen Zentrum im Schloss ein ähnliches Angebot wie Selbitz, führt daneben aber auch einen Jugendhof für Gruppen jüngerer Teilnehmer. – Auch in Gnadenthal gibt es das „Haus der Stille“ mit Angeboten der Einkehr, der „Stillen Wochenenden“

oder von Exerzitien und daneben den „Nehemia-Hof“ für Schulklassen, Jugendgruppen, Konfirmanden-Camps oder Freizeiten für Firmlinge. Im Zusammenhang mit der ökologischen Landwirtschaft werden Programme zur Umweltbildung angeboten. – Von evangelistischen Jugendwochen mit viel Musik herkommend haben die Christus-träger Brüder inzwischen zwei große Gästehäuser für Gemeindeguppen, Einzelgäste und thematische Seminare. – Die Offensive Junger Christen hat sich in Reichelsheim auf Erlebnispädagogik spezialisiert. – Die Gethsemanebruderschaft lädt zu kontemplativen Einkehrzeiten ein und richtet sich damit eher an Erwachsene.

Im Gegensatz zu all dem betreibt die Kommunität Adelshofen keine Gästearbeit, hat aber ein Theologisches Seminar, das Gemeindepädagogen, Diakone, Prediger und Missionare ausbildet. – Mission gehört auch zur Berufung der gerade genannten Christusträger: Die Brüder unterhalten eine Station in Kabul, Afghanistan, und eine in Vanga in der Republik Kongo; die Schwestern haben Stationen in Pakistan, Indonesien und Argentinien. – Die Jesus-Bruderschaft unterhält eine Station in Latrun (Israel) und eine in Makak (Kamerun).

Der Laurentiuskonvent und die Basisgemeinde Wulfshagenerhütten haben sich der Bewegung „Church and Peace“ angeschlossen und sind politisch aktiv. Das bedeutet nicht, dass alle anderen Gemeinschaften unpolitisch sind, aber dieser Aspekt steht nicht überall im Vordergrund. Die Offensive Junger Christen meldet sich in Fragen der Pädagogik, Erziehung und Geschlechteridentität sehr dezidiert zu Wort, was ihr nicht immer Freunde einbringt.

Es sind inzwischen für einige Gemeinschaften Alleinstellungsmerkmale angesprochen worden, die hier nicht im einzelnen noch einmal aufgeführt werden müssen. Wichtiger ist das Bewusstsein, bei aller Unterschiedlichkeit zusammenzugehören. So treffen sich die ordnungsmäßig strukturierten Gemeinschaften regelmäßig alle zwei Jahre zur „Konferenz evangelischer Kommunitäten“, die anderen jährlich zum „Treffen der Geistlichen Gemeinschaften“. Beide Zusammenschlüsse entsenden Beobachter zum jeweils anderen Treffen, um auf diese Weise auch hier die Zusammengehörigkeit zu stärken.

Die Kirchen der Reformation kennen kein Ordensrecht. Deshalb haben die Kommunitäten keine den katholischen Orden vergleichbare Einbindung in die kirchlichen Strukturen, auch nicht die zölibatären Gemeinschaften.<sup>8</sup> Es sind aber fast alle von ihnen mit den jeweiligen Landeskirchen im Gespräch und je nach Gegebenheit auch in festen Beziehungen. Einige Landeskirchen (Baden, Bayern, Mitteldeutschland) haben inzwischen den Kommunitäten und Geistlichen Gemeinschaften einen Abschnitt in ihrer Kirchenverfassung eingeräumt. Die Mitglieder der Kommunitäten bleiben in ihren jeweiligen Kirchen beheimatet. Es sind mir nur zwei Fälle bekannt, wo Gemeinschaften bewusst aus der Kirche ausgetreten sind, weil sie glaubten, nur so ihrer Berufung gerecht werden zu können. Eine davon, die Kommunität „Kecharismai“, auch als die „Blumenmönche“ von Dettingen bekannt, hat später ihren Austritt wieder rückgängig gemacht. Seit Ende 1979 bestellt der Rat der EKD einen Bischof als Beauftragten und offiziellen Kontaktmann für die Kommuni-

täten. Gemeinsam mit der EKD hat eine eigens dafür einberufene Arbeitsgruppe eine Schrift herausgegeben, die den Dienst der Kommunitäten für die Kirche und den der Kirche für die Kommunitäten thematisiert.<sup>9</sup> Eine Fortsetzung ist gegenwärtig in Arbeit.

## Perspektive

Ein Großteil dieser Gemeinschaften und Kommunitäten steht am Übergang von der Gründungsphase zur zweiten Generation oder hat diesen immer ziemlich kritischen Schritt bereits hinter sich. Im Lauf dieser Zeit hat sich aus dem anfänglichen Nebeneinander ein Miteinander entwickelt. Zudem – es wurde bereits kurz angedeutet – haben sie die Bereicherung durch die katholischen Orden als den „älteren Geschwistern“ zu schätzen gelernt. Gemeinsam sind sie auf der Suche nach einer zukünftigen lebensfähigen Gestalt kommunitären Lebens, weil sie der Überzeugung sind, dass das gemeinsame Leben und auch der Zölibat im evangelischen Raum ihren Platz haben.<sup>10</sup>

- .....
- 1 Ch. Joest, Die Entstehung von Kommunitäten in den Kirchen der Reformation. In: Attina Lexutt u. a. (Hgg.), Reformation und Mönchtum. Aspekte eines Verhältnisses über Luther hinaus (SMHR 43), Tübingen 2008, 241–264, hier: 247–252.
  - 2 Zum Ganzen vgl. die einschlägigen Artikel von U. Herrmann/U. Schwab/W. Tzscheetzsch in RGG4 4, 658–664, und A. Klönne in TRE XVII, 423–426.
  - 3 Allgemein siehe: [www.evangelischekommunitaeten.de](http://www.evangelischekommunitaeten.de).
  - 4 Ch. Joest, Spiritualität evangelischer Kommunitäten. Altkirchlichmonastische Tradition in der Spiritualität evangelischer

- Kommunitäten von heute, Göttingen, 1995, 235–229; ders., Monastische Wurzeln der Spiritualität in den evangelischen Kommunitäten. In: H. Schoenauer (Hg.), *Spiritualität und innovative Unternehmensführung (Dynamisch Leben gestalten. Innovative Unternehmensführung in der Sozial und Gesundheitswirtschaft, Bd. 3)*, Stuttgart 2012, 108–123, hier: 113–115.
- 5 Ch. Joest, *Monastische Wurzeln* (Anm. 4), 118–121.
- 6 Ch. Joest, *Spiritualität* (Anm. 4), 270–308.
- 7 Ch. Joest, *Monastische Wurzeln* (Anm. 4), 115–118.
- 8 Generell siehe: J. Halkenhäuser, *Kirche und Kommunität. Ein Beitrag zur Geschichte und zum Auftrag der kommunitären Bewegung in den Kirchen der Reformation* (KKTS 42), Paderborn 2/1985; Ch. Joest, *Der Protestantismus und die evangelischen Kommunitäten, Kerygma und Dogma 42* (1996) 272–284; ders., *Die Entstehung* (Anm. 1), 260–264.
- 9 *Verbindlich leben. Kommunitäten und geistliche Gemeinschaften in der Evangelischen Kirche in Deutschland. Ein Votum des Rates der EKD zur Stärkung evangelischer Spiritualität* (EKD Texte 88), Hannover, Januar 2007.
- 10 Vgl. Franziskus Joest, *Frei für Gott. Ehelos? Um Himmels willen!* (Münsterschwarzacher Kleinschriften 196), Münsterschwarzach 2016.

## Doris Kellerhals

Sr. Doris Kellerhals, Dr. theol., ist seit 1986 Oberin der Kommunität Diakonissenhauses Riehen. Sie studierte, nach ihrem Philosophiestudium und vier Jahren Schuldienst, Theologie in Basel und Erlangen. Im Jahr 2007 wurde ihre Dissertation zum Thema „Heilende Gemeinschaft in der Postmoderne unter besonderer Berücksichtigung der Benediktusregel“ von der Theologischen Fakultät der Universität Basel angenommen.



schwerpunkt

Doris Kellerhals

## Wie verwirklicht sich Ordensleben in evangelischen Kommunitäten heute

Erfahrungen der Kommunität Diakonissenhaus Riehen

### Der Hintergrund Splitter aus der Geschichte

Es ist erstaunlich, dass Pfarrer Franz Härter (1797-1874), Gründer des Diakonissenhauses Strassburg, in seinem Vortrag im Jahre 1842 in der Martinskirche in Basel die Orden der katholischen Kirche würdigt: „Unterdessen entstand für die römische Kirche, welche durch die Reformation auch manches gewonnen hatte, im 17ten Jahrhundert die wohltätige Schwesternschaft des Vinzenz von Paul, und noch mehrere andere Orden der Barmherzigkeit gestalteten sich hin und wieder, und breiteten sich schnell aus. Die evangelische Kirche hatte nichts Ähnliches aufzuweisen.“<sup>1</sup>

Härter kannte aus seinem Umfeld in Strassburg die von ihm hoch geschätzte Arbeit der Barmherzigen Schwestern. Noch über das Gründungsjahr der dortigen Diakonissen-Schwesternschaft (1842) hinaus benutzte er für sie den Terminus „evangelische Schwestern der Barmherzigkeit“. Zudem ist überliefert, dass Härter seinen Diakonissen in Strassburg die Regeln des innerhalb der katholischen Kirche reformerischen Zisterzienserinnenklosters von Port Royal besorgt habe.<sup>2</sup> Port Royal, 1204 gegründet, gewann im 17. Jahrhundert an Bedeutung, als nach Reformen die diakonischen Aufgaben stärker gewichtet wurden.

Auch der Mitgründer der Diakonissenkommunität von Reuilly (Paris), Antoine Vermeil (1799-1864), definierte seine Absicht zur Mithilfe beim Aufbau einer Diakonissengemeinschaft über die katholischen Orden: „Seit vielen Jahren trage ich in mir den Gedanken, unter einem anderen Namen, ohne die ewigen Gelübde, [...], die Frauenorden wieder zu wecken, die bestimmt sind, sich der Kinder, der Alten anzunehmen.“<sup>3</sup>

Strassburg und damit verbunden auch Reuilly hatten mit ihrem Modell einen Einfluss auf die Spittler-Gründung (Christian Friedrich Spittler 1782-1867) Riehen. Das Leitungsmodell der Strassburger Diakonissenanstalt war einzigartig. Härter selbst war in keinem der Gremien des Hauses direkt vertreten, verstand sich aber als Seelsorger der Schwestern. Das Leitungsmodell von Strassburg ist immer wieder als „Demokratie von Frauenzimmern“ bzw. als „weibliche Demokratie“ bezeichnet worden. Die Elemente der Schwesterngemeinschaft wurden hoch gewertet, der Gemeinschaft stand die Oberin vor.<sup>4</sup> Durch die Entwicklung einer prägenden eigenen Identität der Diakonissenhäuser trat die Beschäftigung mit dem Ordensgedanken in den Hintergrund. Hingegen verstärkte sich die Betonung der Abgrenzung gegenüber den katholischen Gemeinschaften bei öffentlichen Verlautbarungen. Dazu kamen die zahlreichen kritischen Stimmen, die in den Diakonissenhäusern Abbildungen „unevangelischer“ Ordensgemeinschaften sahen.

Pfarrer Hans Pachlatko, Vorsteher des Diakonissenhauses Riehen, deutete den weiteren inneren und äusseren Weg der Diakonissenhäuser nachdrücklich in einem Referat von 1972:

*„Wer sich mit Fliedner und Löhe unbefangen auseinandersetzt und auf ihre Grundintentionen hört, der kann gar nicht im Zweifel darüber sein: es ging beiden um die Erneuerung, um die Reform der Kirche des letzten Jahrhunderts. Gerade dies bedeutete für die protestantischen Kirchen des letzten Jahrhunderts natürlich etwas unerhört Neues und Gewagtes, das eine grosse Angriffsfläche bot. Das gemeinsame Leben war verdächtig, weil man da ein Stück wiedererstandener Möncherei witterte. Und die Öffentlichkeit, auch die Kirche war für Möncherei nicht zu haben. Noch wusste man damals nichts von Taizé, nichts von einem kommunitären Frühling, wie wir ihn im 20. Jahrhundert erleben. Die Gründer der Mutterhäuser hatten darum gerade in Bezug auf die gemeinschaftliche Lebensform, als dem Herzstück ihres Werkes, besondere Vorsicht walten lassen. Sie waren mit dieser Sicht ihrer Zeit allzuweit voraus und wurden in ihrem innersten Anliegen kaum verstanden. [...]*

*In den Mutterhäusern musste man darauf bedacht sein, das kommunitäre, gemeinschaftliche Moment in den Hintergrund treten und stattdessen das diakonische umso mehr leuchten zu lassen. Denn hier, in der tätigen Aktivität, war man gegen Angriffe von aussen gefeit. Hier konnte man auf seine Nützlichkeit hinweisen, eine statistisch erwiesene Leistung vorzeigen und nicht zuletzt durch das erfolgreiche Wachstum der Werke beeindrucken. Damit aber geriet man unweigerlich von der ursprünglichen Sicht ab. Nicht mehr die Erneuerung der Kirche stand im Vordergrund, sondern mehr und mehr das Leistungsprinzip, ein Nützlichkeitsden-*

ken. *Ich glaube wir haben unseren Schwesternschaften und wir haben der Kirche damit keinen Dienst getan*.<sup>5</sup>

Diese Aussagen haben unsere Kommunität bis heute nachhaltig geprägt.

Der kommunitäre Frühling im 20. Jahrhundert – insbesondere in Deutschland und Frankreich – ist ein grosses Geschenk. In der Schweiz entstand die Kommunität von Grandchamp, und es folgten weitere Gründungen von Kommunitäten. Ihnen war es vergönnt, viel ungeschützt an der Ordenstradition anzuknüpfen, als dies den Diakonissen im 19. Jahrhundert möglich war. Die Entstehung der Kommunitäten ermutigte wiederum Diakonissengemeinschaften, sich auf die Wurzeln zu besinnen, ihr Proprium von Gebet und Arbeit nicht fallen zu lassen und das Leben in Gemeinschaft pointierter zu fördern.

So hat sich die Kommunität Diakonissenhaus Riehen schon seit den 1940er Jahren mit der Benediktsregel beschäftigt und daraus großen Gewinn für die Identität als evangelische Ordensgemeinschaft empfangen.

### **Das Selbstverständnis der Kommunität Diakonissenhaus Riehen**

„Als Kommunität Diakonissenhaus Riehen sind wir eine evangelische Ordensgemeinschaft.“

Wir sind in der Nachfolge Jesu Christi in verbindlicher Lebens-, Glaubens-, Dienst- und Zeugnisgemeinschaft unterwegs.“ (Leitbild 2012)

### **Ordensleben – in Phasen**

In der Beschäftigung mit unserer 150-jährigen Geschichte im Jahr 2002

haben wir begonnen die Lebens-Phasen unserer Gemeinschaft zu entdecken und zu beschreiben. Heute erinnern wir uns dankbar an unsere Schwestern, an Väter und Mütter, die unser Werk des Glaubens mit ihrem Leben in ihrer Zeit geformt haben.

„Die Entwicklung der Kommunität wird durch die Menschen, die ihr angehören und durch zeitbedingte gesellschaftliche Gegebenheiten geprägt. Wir unterscheiden verschiedene Phasen der Geschichte.“ (Leitbild 2012)

### **Autoreninfo**

Siehe gedruckte Ausgabe.

### **1852–1867: Gründungszeit und Pioniersituation – Ein Schritt des Vertrauens**

Im Frühling 1852 geht Christian Friedrich Spittler, der begnadete Sekretär der Deutschen Christentumsgesellschaft auf eine junge Frau zu: Trinette Bindschedler. Er fragt sie, ob sie bereit sei, die neu zu gründende Diakonissenanstalt in Riehen zu leiten. Sie sagt nach intensivem Gespräch mit Gott zu und wird unsere erste Oberin.

Sie erlebt all das, was ein Leben in Christus und auf dem Weg des Gehorsams mit sich bringt. Und so ruft sie „O helft uns beten und unterstützt unsere ermattenden Hände, dass wir ausharren können und der Feind uns nicht übermoge“ (Sr. Trinette)

Doch nicht nur Wellen, auch stilles Glück ist erfahrbar: „Wir erlebten diesen Zeitraum gleich einem Kinde, das sich in seinem ersten Lebensjahr sich seines Daseins erfreute und von jedermann gerne gesehen unter Gottes Schutz zu seiner Bestimmung heranreift.“ (Bericht des Präsidenten)

Gemeinschaft im Geiste Jesu bauen – das war schon ein Thema der ersten Stunden. Die Grenzen unserer Fähigkeit, in aufbauenden Beziehungen zu leben, traten immer wieder hervor: Schwester Trinette fasste die Elemente zusammen, die unserem Zusammenleben Auftrieb geben: Demut, Friedfertigkeit, tragende, duldende Liebe, die Fehler der anderen nicht anrechnet, Einkehr ins eigene Herz, Bekenntnis der Schuld vor Gott und Menschen, gründliche Buße, völlige Lauterkeit und Aufrichtigkeit, Wachsamkeit, Vergebungsbereitschaft.<sup>6</sup>

### **1868-1902: Aufbau und Konsolidierung - Der Samen geht auf**

Die Gemeinschaft verändert sich. Aufgaben in der Nähe und auch weiter weg vom Gründungsort Riehen werden übernommen. Viel Arbeit zehrt an den Kräften. Das Zentrum aber darf nie ausgehöhlt werden – das erkennen unsere Vorgängerinnen. Das neue Diakonissenhaus wird erbaut: „Heute, nach 25 Jahre zählen wir 135 Schwestern, davon 94 eingeseignete, und haben durch die Güte Gottes und die so dankenswerten Beiträge von Freunden und Freundinnen, ein neues, freundliches Diakonissenhaus.“<sup>7</sup> Alles wurde dem Herrn geweiht, Menschen und auch die Gebäude!

### **1903-1952: Ausbreitung und Institutionalisierung - Wachstum, Frucht und Vertiefung**

Immer umfassender werden die Aufgaben. Die Institutionalisierung des Diakonissenwerkes erweitert sich: im Vordergrund mit dem Bau der Psychiatrischen Klinik Sonnenhalde (1900) und des neuen Spitals (1907), dem Bau des Moosrain (1917) als Pflegeheim für chronisch Kranke und dem Erweiterungsbau des Spitals (1939). Das schwesternschaftliche Leben wird aber genauso gepflegt und gefördert. Die Schwestern auf den zahlreichen auswärtigen Stationen bilden kleine intensive Lebens-, Glaubens-, und Dienstgemeinschaften untereinander und sind durch regen brieflichen und persönlichen Kontakt mit dem Mutterhaus verbunden.

Zwei herausragenden Persönlichkeiten, den langjährigen Oberinnen, verdankt die Schwesterngemeinschaft bis heute sehr viel: Schwester Helene Claus-Auberlen (genannt Mutter Helene, Oberin von 1898 bis 1935) und Schwester Marguerite van Vloten (Oberin von 1935 bis 1972). Beide verstanden es, die große Schwesterngemeinschaft geistlich und menschlich tiefgehend zu prägen und zusammenzuhalten. Sie haben das innere Zentrum und das Ziel der Berufung nie aus dem Blickfeld verloren: Jesus Christus. Sie waren Mütter im lebendigen Glauben, die ihren „Töchtern“ Mündigkeit zuerkannten, ihnen großes Vertrauen schenkten und sie zur verbindlichen Gemeinschaft untereinander führten: „Wir wollen uns zusammenschliessen zu einer Familie von Kindern des himmlischen Vaters [...]“<sup>8</sup> Die Erneuerung durch Gottes Geist lag

ihnen am Herzen: „Es geht gegenwärtig durch unsere Christenheit eine lebendige Bewegung (Oxfordbewegung), die das Evangelium und seine Auswirkungen so recht hineintragen möchte ins tägliche Leben. [...] Auch wir wollen offen stehen für das, was diese Bewegung uns zu sagen und zu geben hat für Arbeit und Gemeinschaft.“<sup>9</sup>

In lebendiger Offenheit für Gottes Wirken und seine Wegführungen standen die leitenden Schwestern und Pfarrer in ihrem Dienst.

Schon im Jahr 1927 wird das heikle Thema des Rückzugs von Stationen in die Mitte gestellt. „Rückzug ist immer eine schmerzliche Sache, aber es gibt auch ‚strategische Rückzüge, die zur Konzentration der Kräfte, zur Sammlung zu neuen Aufgaben einfach unumgänglich sind‘“<sup>10</sup>

Geistliche Entscheidungsfindung – schon damals lebendige Wirklichkeit.

### 1953–1985: Kleinerwerden und Neuorientierung – Wurzeln und Visionen

Die Zahl der Schwestern beginnt abzunehmen. Doch nicht Resignation macht sich breit. In jeder Not liegt bei Gott eine Chance. Schwester Marguerite: „Durch lange Zeiten haben wir uns durch Verträge und Verpflichtungen in Bindungen eingelassen, die der Herr der Diakonie jetzt vielleicht auf schmerzliche Weise löst, aber in seiner vorausschauenden Gnade.“ (1956, Sr. M.v.VI.) „Wer den Ruf bekommt, in ein Diakonissen-Mutterhaus einzutreten, der sucht in erster Linie die Mutterhausgemeinschaft, den Ort des gemeinsamen geistlichen Lebens, wobei die Frage nach der Art des künftigen Dienstes se-

kundär ist.“ (1965, Pfr. Hans Pachlatko) Doch etwas war klar: „*Ich glaube aber, dass wir als Gemeinschaft gerufen sind, gegen den Strom zu schwimmen, und uns mühen sollen, wenigstens in unseren eigenen Häusern schöpfungsgemäss zu arbeiten und als Salz zu wirken mitten im gottfernen Arbeitsprozess unserer Tage. Dies erfordert aber immer neu Sammlung und Gebet. [...] Es soll in unserem Diakonissenleben nicht zu einer Spaltung kommen zwischen Berufs- und Privatleben, sondern es darf ein ganzes und erfülltes Leben sein in Liturgie und Diakonie. Das kommt zum Ausdruck in der Tracht, die wir nach Bedürfnis und im Einverständnis der ganzen Schwesternschaft wohl verändern können, die wir aber nicht mit Zivilkleidern vertauschen. Die Tracht ist ein äusseres Zeichen für die Ganzheit des Diakonissenlebens.*“ (1956, Sr. M.v.VI.)

Ausdruck für die Klärung der Orientierung der Schwesterngemeinschaft in der Phase des Kleinerwerden ist folgender: Wir geben unser Diakonissenspital am 1. April 1973 ab. Das war keine leichte und oberflächliche Entscheidung.

Und: Wir übernehmen rechtlich gleichentags das Diakonissenhaus Wildberg, eine früheres Kindergärtnerinnen-Seminar und gestalten es zum Haus der Stille und Einkehr Wildberg. Das ist die Vision: Heilungsangebote für Menschen unserer Zeit nach Leib, Seele und Geist!

### 1986–2002: Klärung und Umsetzung des Neuen – Der Weg geht weiter

Wer sind wir? Was wollen wir? Warum kommt eine Frau dazu, einer Schwesterngemeinschaft beizutreten? Wir defi-

nierten und formulierten unsere Identität am Ende des 20. Jahrhunderts. Da ist nicht mehr das Kind des Mutterhauses. Da ist eine Frau, die Jesus Christus nachfolgt, die von Gott dazu berufen ist, im Orden gemeinsam mit anderen Kirche in Intensivform zu leben – als Zeichen in einer säkularen Welt.

Was uns zutiefst ausmacht, das formulieren wir neu, prägen es unseren Herzen ein und suchen es radikal zu leben. Es ist ein Ringen darum, den isolierenden Individualismus und den vereinsamenden Kollektivismus zu überwinden. Die individuelle geschenkte Vielfalt in der Einheit und die Einheit in der Vielfalt zu leben. Wir schreiben in diesen Jahren unser erstes Leitbild. Erstmals gibt es Ordnungen der Gemeinschaft. Es wächst die Liturgie der Kommunität für die regelmäßigen Gebetszeiten in der Frühe des Tages, am Mittag und am Abend. Wir entscheiden uns für einen Schleier anstelle der steifen Haube. Wir einigen uns darauf, dass wir immer wieder gemeinsam an Rüsttagen, an Schwesterntagen, unseren Weg miteinander und vor Gott bedenken und diskutieren.

### **2003-heute: Identität in der Postmoderne – Neue Schritte**

Nach unserem 150-Jahr Jubiläum im Jahr 2002 gehen wir den eingeschlagenen Weg konsequent weiter. Eine *Übertragung der alten Benediktsregel* aus dem 6. Jahrhundert inspiriert uns dazu, im Heute und in heutiger Sprache die alten Grundsätze monastischen Lebens aufzunehmen.

Im Vertrauen auf Gott und in den Spuren des Segens der Vergangenheit, wagen wir es, unsere Zukunft zu denken:

Wir entscheiden, dass wir unseren *Namen* künftig nicht mehr von einem Gebäude - Diakonissenhaus - her definieren, sondern vom lebendigen Haus, der Kommunität, sprechen. Das verankern wir im Jahr 2008 in unseren *neuen Statuten*, die nach einem langen Prozess gemeinsam mit unserem Komitee und den verschiedenen Gremien verabschiedet werden. Kommunität, das heißt für uns Kirchen, Gemeinde Jesu Christi leben in Vielfalt und Konzentration auf unsere Mitte: Jesus Christus.

Unsere Gemeinschaft ist von allem Anfang an auf ihn gegründet worden: „Jesus Christus, gestern, heute und derselbe auch in Ewigkeit.“ (Hebr. 13,8) – unser Hausspruch. Er ist die einzige Kontinuität. Wenn wir ihn verlieren, wenn wir nicht mehr aus seinem Geist heraus leben, dann verlieren wir uns.

Mit großem Engagement machen wir uns im Jahr 2011 daran, *unser Leitbild* neu zu schreiben. Ziel ist, deutlicher zu sagen, wie wir uns verstehen, jetzt da wir im 21. Jahrhundert angekommen sind. Alle Generationen unserer Schwesterngemeinschaft und die leitenden Mitarbeiter werden einbezogen.

Das Leitbild ist uns nach Innen Vergeisserung der Berufung und nach Außen zeigt es für Menschen mit etwas Vorkenntnis auf, wie wir uns verstehen. Unser Leitbild ist auf dem *Hintergrund eines neuen Zeitgefühls* entstanden – der Postmoderne.

Dazu ein paar wenige Stichworte. Sie sind einem Vortrag von Dr. Dominik Klenk zum Schwesternjubiläum vom November 2011 entnommen. Er hat mit der thematischen Vorgabe zu uns gesprochen, unsere Zeit etwas plakativ zu charakterisieren:

*„Beschleunigung  
Leben ohne Rhythmus  
Kontaktreiche Beziehungsarmut  
Emotionale Verödung  
Seelische Erschöpfung“*

Wie antworten wir als Kommunität glaubwürdig auf diese Herausforderungen? Wir formulieren es in unserem Leitbild:

*„Als Kommunität übernehmen wir Verantwortung in der Welt und Gesellschaft, in der wir leben. Unsere Gründerinnen und Generationen von Schwestern sahen den Hauptakzent ihrer Sendung in der Krankenpflege sowie der Kinder- und Gefängnisarbeit. Heute verstehen wir unseren bleibenden Heilungsauftrag primär im Gestalten von Räumen der Gastfreundschaft, in denen sich Leben und Glauben ganzheitlich entfalten können.“ (Leitbild 2012)*

Und wie sieht er aus, dieser bleibende Heilungsauftrag? Wenden wir uns nochmals den Gedankenanstößen von Dominik Klenk zu:

*„Antworten auf die postmoderne Herausforderung:  
Es braucht im Heute:  
Orte des Teilens  
Orte des Feierns  
Eine Atmosphäre des Willkommens  
Das Vermitteln der Gewissheit: Gott ist für uns  
Rhythmisches Leben  
Gemeinschaft  
Die Sicht: vor Bildung kommt Bindung und: Sein wächst am Dasein“*

Seit fast vier Jahren konkretisieren wir diesen neuen Heilungsauftrag mit dem

im Jahr 2013 eröffneten *Geistlich-diakonischen Zentrum* im Alten Spital, das bis 1972 Diakonissenspital war.

Es ist das vorläufige Ergebnis eines langen inneren und äusseren Weges: Wir hatten die gemeinsame Überzeugung: Akzentuiert wollen wir gestalten: Unseren Raum des Glaubens an einen lebendigen Gott, des gemeinsamen Lebens in der Tradition der Orden, des vielgestaltigen Zeugnisses für Christus und des vielseitigen kreativen Dienstes. Diesen Raum öffnen wir für Menschen unserer Zeit und aller Generationen.

Die *Wohnungen* für Freunde und Drittordensmitglieder unserer Kommunität, die mit uns wohnen, beten und arbeiten. Der *Wohnraum für Gäste*, die für kurze Zeit in modernen Gästezimmern weilen und unser Leben mehr oder weniger lang teilen. Der *Wohnraum für Mitlebende*, die länger mit uns unterwegs sind. Sie alle bilden – ohne die Kurzzeitgäste – die *Hausgemeinschaft Geistlich-diakonisches Zentrum*. Sie treffen sich regelmässig zum Austausch, zum Gebet, zum Teilen. Der Raum der Stille lädt dazu ein, alleine oder in kleiner Gemeinschaft im Gebet vor Gott zu verweilen.

Auf dem ersten Stock, dem öffentlichen Bereich, treten wir ein in das für die Bevölkerung geöffnete *Café Spittelgarde*, den geräumigen und vielseitig genutzten *Mehrzwecksaal*, die *Ateliers* unserer Schwestern für das Weben und Malen, den *Kreativraum*, das *Foyer* mit den geräumigen und hellen Gängen für diverse thematische oder künstlerische Ausstellungen. Die Eingangspartie mit dem *Lädeli* und der *Porte* als Empfangsbereich für das Geistlich-diakonische Zentrum ist transparent nach innen und aussen.

## Weitere Formen der Zugehörigkeit zu unserer Kommunität

### Drittorden

*„Der Drittorden ist eine Gemeinschaft von Frauen und Männern mit der inneren Berufung, das geistliche Anliegen und Leben der Schwesterngemeinschaft nach Massgabe der eigenen Lebensumstände verbindlich zu teilen. Die Aufnahme erfolgt in mehreren Schritten.“ (Leitbild 2012)*

Es sind 9 Personen, die auf diese Weise verbindlich mit uns leben. Als Zeichen der Zugehörigkeit zum Drittorden tragen sie eine Brosche oder einen Ring.

### Freundeskreis

*„Den Freundeskreis bilden Frauen und Männer, auch Familien, die sich in verschiedener Weise besonders mit der Kommunität verbunden wissen und unseren Auftrag mittragen.“ (Leitbild 2012)*

Freunde aus der Region treffen sich monatlich zum Austausch und Gebet im Geistlich-diakonischen Zentrum. Wer verbindlich zum Freundeskreis gehören möchte, hat die Gelegenheit, unter unterschiedlichen Akzenten seine Freundschaft zu bekunden: Durch praktischen Einsatz, im Gebet, finanziell oder einfach durchs mit-uns-unterwegs-Sein.

### Mitarbeitende

*„Die angestellten Mitarbeitenden tragen unseren diakonischen Auftrag in verschiedenen Bereichen wesentlich mit. In ihrem Arbeitsumfeld sind sie hineingenommen in den erweiterten Raum der Kommunität.“ (Leitbild 2012)*

Ein Angebot für unsere ca. 90 Mitarbeitenden sind die monatlich stattfindenden „Mitarbeiterznüni“. Gemeinsam ge-

nießen wir eine verlängerte Pause am Vormittag und lassen einen 7-Minuten-Impuls zu einem Thema aus christlicher Sicht auf uns wirken. Dieser Moment des Miteinanders von Kinderkrippe bis Zentralküche über Werkstatt und Pflegeteam tut gut.

## Weitere Ausdrucksformen unsers Lebens und der Vielfalt der Gaben und Aufgaben unserer Schwestern

An unseren *Schwesternkonferenzen* beglückt uns eine Einheit, die wir nicht selbst produzieren können. Sie wird uns geschenkt. An unseren *Schwesterntagen* in zwei Gruppen, an je unterschiedlichen Tagen, mit demselben Thema unterwegs: wir kommen zum gleichen Ergebnis zu gestellten Fragen. Vielgestaltige Möglichkeiten zum Austausch, *Hausgemeinschaftsabende*, *Zellenabende* in den kleineren Wohngruppen: Sie helfen uns, Anteil zu nehmen, beieinander zu bleiben auf unserem gemeinsamen Weg und um Frieden zu ringen – im Herzen und im gemeinsamen Unterwegssein.

Und konkret ein paar Beispiele unserer Vielfalt:

- Da sind unsere beiden Schwestern Rosmarie Grob und Ruth Tschumi in ihrem aktiven Feierabend in Burgund, wo sie die reformierte Gemeinde und eine evangelische Fraternität tatkräftig unterstützen.
- Schwester Esther Herren am Wohn- und Gebetsort Münsterhüsli in Basel. Gemeinsam mit einer Frau von unserem Drittorden ist sie Teil des Kernteams. Und Schwester Esther unterstützt uns hier im Feierabendhaus, wo sie die Leitung punktuell ablöst

und unseren betagten Schwestern guttut.

- Unsere beiden Schwestern Evelyne und Edith im Haus der Stille und Einkehr in Wildberg gemeinsam mit der Kommunität Wildberg, die diesen Ort prägt.
- Schwester Silvia Pauli als Bewegungstherapeutin mit Bewegungsangeboten nach Franklin und Kursen, verbunden mit den seelsorgerlichen Anliegen, in Wildberg, Riehen und Stapelburg in Deutschland.
- Da ist unsere Schwester Elisabeth Heussler, seit 10 Jahren beim Bürgerhospital Basel angestellt für das Wohn- und Übergangshaus Birkenhaus.
- Da ist unsere Schwester Sabine Höffgen, Präsidentin der Organisation Ellet Schweiz, die Kurse, Workshops, Retraiten im Bereich Seelsorge und Heilung bei uns im Geistlich-diakonischen Zentrum durchführen.
- Da ist unsere Schwester Annette Bader, die als Prüfungsexpertin im Lernbereich Hauswirtschaft BS und BL mitwirkt und neu bei uns eine Lernende als Lehrverantwortliche begleitet.
- Da ist unsere Schwester Dorothee Weissert, die ihre Aufnahmeprüfung zum Lehrgang Kirchenmusik Orgel an der Zürcher Hochschule der Künste bestanden und nun die Ausbildung gestartet hat.
- Da ist unsere Schwester Brigitte Arnold, die als Pfarrerin Einzelbegleitung, Einkehrtage, Retraiten, aber auch Predigt dienste in Gemeinden, Exerzitien im Alltag mit der Dorfkirche anbietet.
- Da ist unsere Schwester Marlies Aemisegger, die sich als begleitende Seelsorgerin um Patienten der Klinik

Sonnenhalde, aber auch um Frauen, die sonst durch die Maschen fallen, kümmert und ihnen umfassend beisteht.

Und da sind wir alle hier in Riehen im Zentrum unserer Kommunität mit unseren Herausforderungen in aller Vielseitigkeit unseres Lebens mit Gästen aller Generationen und in der Vielseitigkeit der Glieder unserer Schwestern in Alter und Temperament, Gaben und Grenzen.

Und ein weiteres Projekt: Auf einem guten und wichtigen Weg befinden wir uns auch mit unserem Projekt *Geistlich-diakonisches Zentrum Phase II*. In einem weiteren Trakt des früheren Spitals, wo sich bis Ende 2017 noch ein kleines Geriatriespital und das Gesundheitszentrum befinden, werden wir ab Januar 2018 umbauen und eine neue Nutzung integrieren. In Ergänzung zum Geistlich-diakonischen Zentrum werden dort Wohnungen und weitere Nutzungsformen angeboten und das heutige räumliche Gästeangebot soll noch moderat angepasst werden. Diverse Workshops, Gespräche in der Schwesterngemeinschaft führten uns zum zusammenfassenden Charakter des Angebots:

### **Klosternahes Wohnen – für Menschen, die in räumlicher Beziehung zur Kommunität leben wollen**

Räumliche Beziehung zur Kommunität meint: Wohnen und Leben in Verbindung mit dem kommunitären Leben der Gemeinschaft in unterschiedlichen Ausprägungen. Früher hatte es sie gegeben, die Klosterdörfer, wo Familien lebten, wohnten und arbeiteten, wo alte



und junge Menschen das Leben wie auf dem Dorf teilten. Diese Vision vom Klosterdorf als Ort des Lebens und des Glaubens steht im Hintergrund. Konkret werden kleine und größere Wohnungen entstehen, Raumangebote für Dienstleistungen sein, alles auch noch gestaltbar und entwicklungsfähig. Wir haben immer die Erfahrung gemacht, dass Gott im rechten Moment die rechten Leute zu uns geschickt hat. Menschen, die das Anliegen auf dem Herzen tragen und mit großer Freude mit uns unterwegs sind.

Zentrales Anliegen ist und bleibt, dass unsere *Kern-Kommunität* lebendig ist und sich auf den Weg macht, dass Frauen sich aus Gottes Führung und Berufung heraus unserem innersten kommunitären Kreis anschließen. Wir freuen uns über unsere beiden Postulantinnen. Wir freuen uns genauso über unsere ältesten Schwestern, die in ihrer lebendigen Art innerlich mittragen.

**„Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit.“ (Hebr 13,8)**

Bei der Gründung 1852 empfing unsere Schwesterngemeinschaft dieses *Grundwort*. Im Gestern und im Heute trägt es uns als Lebensfundament: Es weist uns ununterbrochen auf die persönliche

und gemeinschaftliche Mitte – Jesus Christus! Es leitet uns in unserem kommunitären Auftrag, als Leib Christi zu leben und Christi Sendung auf dieser Erde weiterzuführen. Paulus gebraucht dieses Bild vom Leib Christi in seinen Briefen im Neuen Testament, um die Gemeinde in ihrer Vielgestaltigkeit zu beschreiben. (Leitbild 2012)

.....

- 1 Abgedruckt im Diakonissenboten aus Riehen Nr. 256, Januar 1942.
- 2 Götzelmann, Die Strassburger Diakonissenanstalt, - ihre Beziehung zu den Mutterhäusern in Kaiserswerth und Paris, in: Pietismus und Neuzeit Bd. 23, 1997, 80-102.
- 3 Vermeil Antoine, zitiert in: Hoch Fritz, Aller Diener, Leben und Werk der Gründer des Diakonissenhauses in Paris-Reuilly, Basel 1966, 13.
- 4 Götzelmann Arnd, ebd.
- 5 Pachlatko Hans, Unsere Schwesternschaft und ihr Weg in die Zukunft, Tagung des Bundes Deutscher Gemeinschafts-Diakonissen-Mutterhäuser, St. Chrischona, 1972.
- 6 Er hilft den Elenden herrlich, aus Briefen von Sr. Trinetten, Riehen 1942, 7.8.19.23.
- 7 Jahresbericht 1877.
- 8 Weihnachtsbrief 1932.
- 9 Weihnachtsbrief 1933.
- 10 Hoch Fritz Ergänzungen zum Jahresbericht 1926/27 für die Schwesternkonferenz.

## Oskar Föller

Br. Dr. Oskar Föller, langjähriger Leiter des Theologischen Seminars Adelshofen, promovierte nach seinem Theologiestudium in Heidelberg zum Thema „Charisma und Unterscheidung: Systematische und pastorale Aspekte der Einordnung und Beurteilung enthusiastisch-charismatischer Frömmigkeit im katholischen und evangelischen Bereich“. Im Jahr 1974 trat der Dozent und Seelsorger in die Kommunität Adelshofen ein. Bis 2013 war er Leiter des Gesamtwerks Lebenszentrum und der Kommunität.



schwerpunkt

Oskar Föller

## Die Kommunität Adelshofen

Weg einer Gemeinschaft von der Gründung bis zur Frage:  
Wie leben wir das Gründungscharisma heute?

### Wurzelgrund

Was heute warum und wie im Lebenszentrum Adelshofen abläuft und auch die Akzente unseres kommunitären Miteinanders, kann man nicht verstehen ohne die Lebensgeschichte des Gründers, des 1896 geborenen, langjährigen Adelshofener Ortspfarrers Dr. Otto Riecker (1950-1962). Nach langem Ringen war er in den 20er Jahren des letzten Jahrhunderts als Vikar zu einem lebendigen Glauben an Jesus Christus gekommen. Die Hinwendung zu Christus und die reale Erfahrung der Verge-

bung von Schuld prägten von da an seinen Dienst. Frucht dieses Erlebens war Gewissheit der Errettung und freudiger Einsatz für Gottes Sache.

### Erweckung

Dieselbe Wirklichkeit mit der Folge von lebensverändernder Erneuerung ganzer Landstriche trat Pfr. Riecker bei seinem Studium der großen Evangelisten (John Wesley, Charles Whitefield u.a.) und der frühen Erweckungsbewegung entgegen.

Über diese und deren zentrale Verkündigung der Unfähigkeit des Menschen sich selbst zu retten und des vollkommenen Erlösungswerks Christi am Kreuz, ihren Ruf zur Umkehr und zum konkreten Glauben hier und heute, schrieb er seine Doktorarbeit „Das evangelistische Wort“.

In der Folge prägte ihn auch die Begegnung mit der sog. Oxford-Gruppe, einer missionarischen Bewegung, die vor dem zweiten Weltkrieg mit großräumigen Veranstaltungen von sich reden machte. Hier erlebte er als landeskirchlicher Pfarrer unkonventionelle zeitgemäße Formen der Bemühung, Kirchendistanzierte für den Glauben zu gewinnen. Vor allem das Erleben der Effektivität und Kreativität von Teamarbeit in den sog. „Mannschaften“ beeindruckten ihn tief. Genauso wie die Alltagsbezogenheit und Natürlichkeit des Glaubenslebens, die Praxis der „Stille“, des Fragens nach „Führung“ und die konkrete Praxis von Buße und Beichte.

### **Missionarische Ausbildungsstätte**

Alle diese Erfahrungen und Eindrücke brachte er nach seiner Tätigkeit als Krankenhausseelsorger in Heidelberg mit nach Adelshofen, wo er 1950 seine letzte Pfarrstelle antrat. Hier schenkte Gott im Rahmen einer Evangelisationswoche im Jahr 1955 einen geistlichen Aufbruch in der Kirchengemeinde.

Aus diesem Initialgeschehen, bei dem etwa 60 Menschen zum lebendigen persönlichen Glauben durchdrangen, erwuchs eine missionarische Bewegung, die damals in der Umgebung und weit darüber hinaus von sich reden machte.

Im Jahr 1958 gründete Pfr. Riecker im Pfarrhaus mit Kollegen aus Nachbarorten die „Bibelschule“ (Inlandsmission und Bibelschule Adelshofen) zur Ausbildung von jungen Mitarbeitern für missionarische Gruppen und Kreise im Land.

### **Anfänge der Kommunität**

Schon die ersten Bibelschüler machten ihre Erfahrungen in Grundprinzipien christlichen Miteinanders und im gemeinsamen Leben und Dienst. Die Nachfolgeworte der Evangelien im Unterricht forderten existenziell heraus und spielten ebenso wie die im Unterricht behandelten missionarischen Nachfolge- und Hingabegestalten der Kirchengeschichte (Frühchristliche Märtyrer, Iroschotten, Franziskus, Hermhut u.a.) im Blick auf die Entstehung der Kommunität und unsere heutige Ausrichtung eine wichtige Rolle. So verstärkte sich der Wunsch nach ganzer Hingabe, nach Einsatz des ganzen Lebens für Gott.

Einige der ersten Studierenden bewegten die Frage eines verbindlichen gemeinsamen Lebens vor Ort. Es gab Kontakte zu anderen Bruderschaften (Christusbruderschaft Selbitz, Ev. Marienschwesternschaft Darmstadt, Brüder vom Gemeinsamen Leben). Das Fragen um den weiteren Weg mündete 1962 in der Gründungsstunde der Kommunität. Bei einer Rüstzeit der Ausbildungsstätte erlebte eine kleine Gruppe aus dem Kreis der ersten Schüler persönlich und als Gruppe den unmittelbaren Anruf Gottes und legte sich fest, ihm das ganze Leben zur Verfügung zu stellen und ihm auch im Ledigenstand in Adelshofen zu dienen.

## 10 Jahre Leben im Verborgenen

Da die zölibatäre Lebensform, zumal als gemischte Gemeinschaft, damals aus der nächsten Umgebung und von maßgeblichen Leitern im Pietismus stark infrage gestellt wurde, lebten die ersten Brüder und Schwestern ihre innere Berufung still und verborgen ohne großes Aufsehen und taten ihren Dienst in der Schule und im Werk wie zuvor, nun aber unter einem anderen Vorzeichen mit einer inneren Festlegung. Die konkrete Lebensgestaltung unterschied sich außer einigen wenigen Sonderzusammenkünften im Jahr nicht von der übrigen Hausgemeinschaft.

## Schritt in die Öffentlichkeit

Erst zehn Jahre später, nach krisenhaftem Ringen um den weiteren Weg, die Identität und Berufung der Gemeinschaft, traten die ersten Brüder und Schwestern 1972 an die Öffentlichkeit und stellten sich mit öffentlichem Bekenntnis und nun auch mit einer gemeinsamen Kleidung zu ihrer Berufung zu einer kommunitären Lebensform. Dieser Schritt beinhaltete auch eine Neugestaltung der vereinsrechtlichen Dinge (Trägerschaft nun: Kommunität Adelshofen e.V.) und die Umbenennung des Werkes in „Lebenszentrum Adelshofen“ mit Unterabteilungen. Die Bezeichnung „Inlandmission“ hatte sich durch vermehrte Kontakte mit Werken der Außenmission und Schülern, die ins Ausland gingen, überholt. In den folgenden Jahren entstand eine erste Lebensordnung. Grundlage waren die sog. drei „evangelischen Räte“: Armut, Ehelosigkeit und Gehorsam. Wie bei den meisten evangelischen Kommuni-

täten stand auch bei uns am Anfang nicht eine Regel, sondern die gelebte Praxis. Wir nahmen Anregungen von verschiedenen Seiten auf und erst im Lauf der Zeit begannen wir, die eigene Lebensgestalt zu reflektieren und schriftlich festzuhalten. Daraus entwickelte sich nach und nach eine Sammlung von Leitwerten um unser Ursprungscharisma und unsere Schwerpunkte herum. Ebenso brauchten konkrete Alltagsfragen des gemeinsamen Lebens eine Regelung.

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

## Wachstum und Krisen

Seit den Anfängen 1962 bzw. 1972 sind weitere Jahrzehnte ins Land gegangen. In ihnen lagen zunächst ein starkes zahlenmäßiges Wachsen (1982-1992) der Schule, der Gemeinschaft und auch das Gesamtwerkes (weitere, neue überregionale Dienstmöglichkeiten und Veranstaltungsangebote vor Ort, z.B. der Frauen- und Männertag mit bis zu 2000 Teilnehmern). Mit dem Wachstum verbunden war auch das Mühen, die innerkommunitären geistlichen und praktischen Vollzüge zu gestalten und Formen und Inhalte, Regeln und Leitlinien zu finden, die uns entsprachen. Was das Miteinander betrifft blieben uns in diesen Jahren schwierige Zeiten, Schuldigwerden aneinander und Scheitern nicht erspart. So liegen in den

Jahren 1992-2002 Krisen, die bis an den Rand der Existenz des Gesamtwerkes und der Gemeinschaft gingen. Es war nötig und hilfreich, Beratung von außen in Anspruch zu nehmen. In den Spannungen des Ringens um Klärung und die Überwindung unguter Beziehungs- und Abhängigkeitsdynamiken haben uns Geschwister verlassen. Im Nachhinein sehen wir, dass wir überhöhte Ideale von Gemeinschaft hatten und unsere Möglichkeiten überschätzten, psychische Nöte geistlich-seelsorgerlich unter uns allein lösen zu können. Ebenso mussten wir daran gehen, uns selbst auf die Länge der Zeit überfordernden Dienstabläufe mit Opferbereitschaft und Einsatz bis zum Letzten angesichts personeller Engpässe zu ändern und (über-)lebbar zu machen. Auch hier lagen Gründe für den Verlust einzelner Geschwister, wie wir im Nachhinein sehen. Durch die z.T. sehr schmerzhaften Erfahrungen sind wir bescheidener, realistischer und nüchterner geworden.

## **Lektionen**

Wir mussten lernen: In Krisen nicht auszurechnen; sich Veränderungen zu stellen und sie positiv sehen zu lernen; falsche Idealisierungen aufzugeben; Schmerzen zuzulassen; Vergangenes, auch Schweres zu integrieren; sich selbst und einander neu und tiefer wahrzunehmen; den eigenen und den gemeinsamen blinden Fleck nicht zu verleugnen; Hilfe auch von außen anzunehmen und zu suchen (Seelsorge-Beratung-Persönliches Coaching-Team-Coaching-Supervision); neu dankbar zu werden für die Berufung, füreinander und die geschenkte Gabe

und den gemeinsamen Auftrag; persönlich und als Gemeinschaft neu aufzubrechen. Die äußere und innere Gestaltung des Ganzen in den Veränderungen der Zeitverhältnisse musste gefunden werden, Lebensphasen des Einzelnen (R. Guardini: Die Lebensalter) und der Gemeinschaft/des Werkes bewusster wahrgenommen und neue Formen der Inspiration, der Belebung des Miteinanders und des Dienstes gefunden werden. Ebenso mussten wir uns öffnen für Strukturveränderungen und Reduktion der vielen Aktivitäten. Der Übergang von der Gründergeneration zur nächsten Generation musste gewonnen werden. Wir merkten, dass wir die durch die Krisen erschütterten Grundwerte des Anfangs neu durchdenken und für heute formulieren und gewinnen müssen. Dies taten wir in der Gesamtkommunität in einem intensiven Gesprächsprozess von über zwei Jahren über unsere Fundamentalwerte und Verbindlichkeiten. Alle Geschwister der Kommunität waren beteiligt. Im August 2009 lag die neue Lebensordnung (Regel) vor, zusammen mit einem kleinen Heft mit Alltagsregelungen, die nach Notwendigkeiten immer wieder angepasst werden können.

## **Die geschenkte Gabe und Aufgabe**

Der äußere Rahmen im Lebenszentrum ermöglicht eine Vielzahl von Veranstaltungen vor Ort wie die kontinuierliche Ausbildungs- und Begleitungsarbeit im Theologischen Seminar und Jahresteam, Tagesseminare, Schulungen, Freizeiten, Gemeinde- und Gruppenbesuche und die Durchführung großer Konferenzen. Wir können Menschen zu

uns einladen, ihnen geistlich und seelsorgerlich dienen und Lebenshilfe vermitteln. Auch haben wir die Möglichkeit, immer wieder alleine oder in Teams überregional unterwegs zu sein. – Durch die seelsorgerlich-missionarisch ausgerichtete Ausbildung junger Menschen für den vollzeitlichen geistlichen Dienst und die Zurüstung ehrenamtlicher Mitarbeiter können wir Gemeinden, die Kirche, andere christliche Werke und die weltweite Arbeit der Mission unterstützen und an unserem Teil einen Beitrag zum Bau der Gemeinde Jesu Christi leisten.

### Unsere Akzente

Was uns hier in Adelshofen ausmacht, ist: das erwecklich-missionarische Anliegen, wie wir es nennen; eine deutliche Ausrichtung an der Heiligen Schrift in allem was wir sagen und tun; ein starker Auftrag zum Verkündigungsdienst an verschiedenen Generationen (klare, lebensnahe, anschauliche und praktische Verkündigung: evangelistisch und zur Nachfolge rufend und lehrhaft unterweisend; zentrale Kreuzesverkündigung, Ruf zum Glauben und zur Entscheidung); existenzielles, vom eigenen Leben gedecktes zeugnishaftes Reden („Authentizität“); ein Auftrag in Lehre und Schulung; Leben im Glauben (Matth. 6,33); das Arbeiten in Teams; die starke seelsorgerlich-praktische Ausrichtung aller Verkündigung und Lehre; in unserer Zeit vom Wort Gottes her Orientierung und Werte zu vermitteln und Lebenshilfe zu geben; das praktische Einüben des Christseins im Alltag; gemeinsam zu leben und Menschen zu dienen; das Leben mit anderen zu teilen; missionarisch tätig

zu sein und auch andere Christen darin zu unterstützen.

### Der konkrete Alltag

Unseren konkreten Alltag als Gemeinschaft teilen wir mit den Menschen, die Gott uns auf Zeit anvertraut hat: Studierende, Jahresteam und Auszubildende, mit denen zusammen wir die Veranstaltungen vor Ort und in Gemeinden durchführen können. Durch ihr Mit-uns-Leben, Mit-uns-Arbeiten und -Betten regen sie uns als Kommunität an, bereichern uns, fordern uns heraus und halten uns in Bewegung. Sie sind nicht nur Aufgabe, sondern tragen zum Gelingen des Ganzen und auch zu unserem Leben als Gemeinschaft bei.

Inzwischen tragen auch eine Reihe angestellter Mitarbeiter unsere Arbeit, Aufgaben und Ziele mit, unterstützen uns und übernehmen Verantwortung. Hier ist die Herausforderung, nicht nur Arbeit und Bereiche abzugeben, sondern auch mit Kompetenzen auszustatten. Ebenso, bleibend an der engen vertrauensvollen inneren Verbindung von nichtzölibatären Mitarbeitern und kommunitärer Gemeinschaft zu bauen.

### Worauf wir als Kommunität besonders achten müssen: Den „Innenraum“ stärken

Von unseren Aufgaben her sind wir als Gemeinschaft stark aktiv ausgerichtet. Unser Alltag ist vom Dienst und von der Begegnung mit vielen Menschen geprägt. Deshalb müssen wir besonders dem Innenraum des persönlichen und gemeinschaftlichen geistlichen Lebens Aufmerksamkeit schenken. Es ist für uns eine Existenzfrage, Zeiten der per-



sönlichen Stille und des persönlichen wie des gemeinsamen Gebetes nicht zu vernachlässigen. Wir brauchen Raum zur Besinnung und zum gemeinsamen Hören auf Gott und sein Wort. Ebenso wichtig sind Zeiten des Gesprächs und der zweckfreien geschwisterlichen Begegnung.

Wie der einzelne den inneren Raum seiner persönlichen Beziehung zu Jesus, der Gemeinschaft mit Gott gestaltet und lebendig erhält, wird bei jedem Bruder, bei jeder Schwester je nach Lebensphase und Lebenssituation anders aussehen und einen anderen Ausdruck finden. Wir haben kein verpflichtendes Schema. Wichtig ist, den inneren Raum zu pflegen und konkret zu gestalten. Hier ist zunächst jeder vor Gott für sich selbst verantwortlich. Eine Verbindlichkeit unseres kommunitären Lebens ist die regelmäßige Übung des persönlichen Gebets, der Schriftlesung und geistlichen Besinnung. Der Wechsel zu einer anderen Form von Zeit zu Zeit kann zu neuer Lebendigkeit und Vertiefung des inneren Lebens helfen.

Zur Vertiefung und Pflege unserer Beziehung tragen bei: das regelmäßige fortlaufende Lesen und betrachtende Nachsinnen über der Schrift, Zeiten der zweckfreien Hinwendung zu Jesus, das stille und laute Gebet, frei oder gebunden, das Ausschütten und Seufzen des Herzens, Gebetsspaziergänge, das Singen oder Hören von Liedern des Dankes, Lobes und der Anbetung, Tage der Stille, Selbstprüfung, Buße und Beichte, Akte der (Neu-) Hingabe, des bewussten Opfers, auferbauende, ermutigende und vertiefende Lektüre oder sonstige geistliche Übungen.

Wir brauchen gerade angesichts der vielfältigen Anforderungen unseres

komplexen Alltags regelmäßige, ausgesparte „Zeiten der Stille“ und wollen uns üben in der „Disziplin des Anhaltens“, d.h. konkret: Wir nehmen uns wenigstens

...ein paar Minuten (täglich);

...ein paar Stunden (wöchentlich);

...ein paar Tage (von Zeit zu Zeit).

Inhalt dieser „Sabbatmomente“ ist der Dreischritt: Zurückschauen (Vergegenwärtigen, was war!); Aufschauen (Mit Gott in Verbindung bringen!); Vorwärtsschauen (Schauen, was kommt!).

– Diese Zeiten helfen, sich klar zu werden, wer ich bin („geliebt, gewollt und unvollkommen“ – Hanni Böker) und wozu ich berufen bin, um danach gestärkt weiter gehen zu können. Verstärkend und vergewissernd wirkt es, den anderen Anteil zu geben an dem, was einem in den Zeiten der Stille deutlich wurde und von Gott geschenkt worden ist.

Als Gesamtgemeinschaft nehmen wir bewusster unsere regelmäßigen und besonderen ausgesparten gemeinsamen Zeiten und die Gebetszeiten wahr. Es gibt ein gemeinschafts- und geistliches Leben erhaltendes Minimum (persönlicher und gemeinschaftlicher Innenraum), Elemente, die Vorrang haben vor der Fülle der Alltagsanforderungen.

Geschwistern wird ermöglicht, von Zeit zu Zeit geistliche Einkehrangebote in anderen Gemeinschaften wahrzunehmen. Gemeinschaftsstärkend, belebend und weiterführend haben sich regelmäßige Zeiten in Alters- und Generationengruppen ausgewirkt.

## Herausforderung Miteinander

Unser Gemeinschaftskontext im Ganzen des Lebenszentrums ist vielschich-

tig und persönlich beanspruchend. Wir leben miteinander in einer außerordentlichen Nähe und Dichte. Als Glied der Kommunität bewegt man sich dazu je nach Situation in verschiedenen Rollen und wechselnden Bezügen gleichzeitig. So stehen wir als Kommunität und Werk 1) in der allgemeinen Öffentlichkeit (Kirchengemeinde, Dorf, politische Gemeinde); dann leben wir als Einzelne und Gemeinschaft 2) öffentlich bei Veranstaltungen, Diensten und Freizeiten; und 3) jeden Tag im Kontext der Hausgemeinschaft. Als einzelnes Mitglied werde ich 4) immer in der Perspektive der Gesamtkommunität wahrgenommen. Ich bin 5) zugleich Teil einer kleineren Brüder- oder Schwesterngemeinschaft mit ihren Fragen und ihrer Dynamik. Wieder anderes ist 6) in einer Wohn- und Kleingruppe oder einer Zweierschaft gefragt.

### Der Wandel geht weiter

Was können wir tun um das Grundcharisma heute zu leben und fröhlich einzusetzen um den Menschen heute zu dienen? Unvollkommenes anschauen und Potenziale entdecken. Das Geringe nicht verachten! Realistische Bestandsaufnahme. Ändern, was an uns ist. Treue im Alltag. Das tun, was vor der Hand liegt. Rechnen mit dem lebendigen Gott („Sollte dem Herrn etwas unmöglich sein?“). Bitte um immer neue Inspiration und Belebung, Erweckung und Erfrischung („Ach dass du den Himmel zerrissest...“). Gebet um Berufungen. Offenheit für neue Wege. Wandel in der Form und Gestalt, Bleiben bei den Grundwerten und Grundanliegen. Die Aufgabe ist, „nicht die Asche zu hüten, sondern das Feuer weiterzutragen“.

### Entlastung und Ermutigung

Zum Schluss hilfreiche gut paulinische („Wir predigen nicht uns selbst...Wir haben diesen Schatz in irdenen Gefäßen“ 2. Kor. 4,5.7) und lutherische Erinnerungen von R. Knieling<sup>1</sup>, die in Anpassungs- und Veränderungsnotwendigkeiten entlasten und ermutigen: „In, mit und unter‘ all dem Fragmentarischen und den Brüchen gilt: Gott würdigt uns mit seiner Ebenbildlichkeit und erwählt uns zum Tempel des Heiligen Geistes. Dadurch lässt er uns eine Identität zukommen, die sich der Herstellbarkeit durch eigene Leistung und Entwicklung gerade entzieht und die uns gerade deshalb zugleich entlastet und entmachtet.“<sup>2</sup>

Thesen:

1. Kommunitäten sind Orte, an denen Vorbilder und Ideen für die Beteiligten, Gäste und Freunde und darüber hinaus ihre anregenden und belebenden Wirkungen entfalten.
2. Kommunitäten sind zugleich Orte, an denen Unvollendetes ausgehalten, ertragen und erlitten wird in der Erwartung und Hoffnung auf Gottes zukünftige Vollendung.
3. Kommunitäten sind Orte, an denen um Gottes und der Menschen willen man sich Veränderungen stellt, betend gelebt, gedient, gelitten und verkündigt wird mit der ganzen Existenz.
4. ‚In, mit und unter‘ dem Spannungsverhältnis von Unvollkommenheiten und Verbesserungen – dem Mühen um Neugestaltung – sind Kommunitäten auf Gottes erneuernde Kräfte angewiesen, damit sie sich weder in ihrer Unvollkommen-

heit und Begrenzung einrichten, noch den Optimierungs- und Modernisierungszwängen erliegen.<sup>3</sup>

## Zeichen von Neuem

Wichtiger Baustein: Fertigstellung des Hauses der Kommunität 2007 (Baubeginn mitten in der Krise – zum ersten Mal Einzelzimmer für alle Kommunitätsmitglieder; ein eigener Lebensraum neben dem Dienstbereich; „Beheimatung“; gemeinsame Wohnzimmer und Essküchen; Ermöglichung von Rückzug und Begegnung). – Berufung eines externen Beratungsgremiums für die Gemeinschaft. – Aufteilung des Gesamtwertes in Fachbereiche mit eigenen Kompetenzen. Kontinuierliche Beratung durch Fachleute. Umsetzung von Verbesserungen an erkannten Schwachstellen. – Mentalitätswandel in Sprache, Umgang und Haltung: bewusstes Eingehen auf das unterschiedliche Geprägtsein der verschiedenen Generationen und den Wandel der Wertehierarchien in Hausgemeinschaft und Kommunität (Kriegsgeneration bis Gegenwart – Generation X und folgende; z.B. „Empowerment“-Denken statt Befehl-Gehorsam; Kommunikation, Beteiligung und Einbindung in Fragen und Überlegungen u.a.). – Verbesserung der Gesprächskultur. – Entwicklung neuer kleinerer Tagungs- und Veran-

staltungsangebote und Dienstformen, die mehr Geschwistern aktive Beteiligung ermöglichen und Gestaltungsvariationen eröffnen. – Ermöglichung von Weiterbildungen im Bereich der Seelsorge und geistlichen Begleitung für Geschwister. – Erneuerung von Gestalt und Inhalt unseres kommunitären Früh- und Mittagsgebetes. – Missionarisch-diakonische Außenstelle: Teilweise Freistellung einer Schwester und Anmieten einer Wohnung als Anlaufstelle für Frauen und Mütter mit Kindern aus dem großen Asylbewerberheim einer benachbarten Stadt. – Umgestaltung des nicht mehr wie früher genutzten Parkes in einen sozialpädagogischen Erlebnispark mit geistlichem Angebot („Gartenkirche“) für Schulklassen, Konfirmanden-, Jugend- und Gemeindegruppen. Eine Idee der Jungen. Wird gut angenommen und auch von der Hausgemeinschaft und für Besuchergruppen und Familiengruppen gerne genutzt. – Wir bleiben dran an der weiteren Gestaltung nach Innen und Außen.

.....

1 Reiner Knieling: Plädoyer für unvollkommene Gemeinden. Heilsame Impulse, 2009 [übertragen auf Kommunitäten –Erweiterungen OF].

2 aa0, 43.

3 aa0, 45.

## Mitglieder der Konferenz evangelischer Kommunitäten

In der Konferenz evangelischer Kommunitäten haben sich die ordnungsmäßig strukturierten evangelischen Gemeinschaften im deutschsprachigen Raum zusammengeschlossen, d.h. solche Lebensgemeinschaften, deren Mitglieder als ehelose Schwestern und/oder Brüder leben. Die folgende Tabelle führt die Mitglieder der Konferenz zu Beginn des Jahres 2017 auf.

<b>Christusträger Bruderschaft - Brüder -</b>	Am Klosterberg 2, D 97855 Triefenstein <a href="http://www.christustraeger.org">www.christustraeger.org</a>
<b>Christusträger Schwesternschaft - Schwestern -</b>	Talstraße 38, D 63322 Rödermark Hergershof 8, 74542 Braunsbach Rudolf-Hausner-Str. 22, 74653 Künzelsau <a href="http://www.christustraeger-schwwestern.de">www.christustraeger-schwwestern.de</a>
<b>Communität Casteller Ring - Schwestern -</b>	Schwanberg 4, D 97348 Rödelsee <a href="http://www.schwanberg.de">www.schwanberg.de</a>
<b>Communität Christusbruderschaft Selbitz - Schwestern und Brüder -</b>	Wildenberg 23, D 95152 Selbitz <a href="http://www.christusbruderschaft.de">www.christusbruderschaft.de</a>
<b>Communität El Roi - Schwestern -</b>	Klingentalgraben 35, CH 4057 Basel <a href="http://www.el-roi.ch">www.el-roi.ch</a>
<b>Communität Kloster Wülfinghausen - Schwestern -</b>	Klostergut 7, D 31832 Springe <a href="http://www.kloster-wuelfinghausen.de">www.kloster-wuelfinghausen.de</a>
<b>Diakonissen-Kommunität Zionsberg - Schwestern -</b>	Auf der Platte 53, D 34414 Warburg <a href="http://www.zionsberg.de">www.zionsberg.de</a>
<b>EBK Blumenmönche - Brüder -</b>	Schubertstraße 18/20, D 72581 Dettingen <a href="http://www.ebk-blumenmoenche.de">www.ebk-blumenmoenche.de</a>
<b>Ev. Lukas-Communität - Schwestern -</b>	Belau 5, D 29468 Bergen
<b>Evang Schwesternschaft Saronsbund - Schwestern -</b>	Escherstraße 13 b, CH 8730 Uznach SG <a href="http://www.saronsbund.ch">www.saronsbund.ch</a>
<b>Evang. Marienschwesternschaft - Schwestern -</b>	Heidelberger Landstr. 107, D 64297 Darmstadt <a href="http://www.kanaan.org/de">www.kanaan.org/de</a>

<b>Gethsemanekloster - Brüder -</b>	Gut Riechenberg 1, D 38644 Goslar www.gethsemanekloster.de
<b>Jesus-Bruderschaft Brüderkommunität</b>	Hof Gnadenthal 12, D 65597 Hünfelden www.jesus-bruderschaft.de
<b>Jesus-Bruderschaft Schwesternkommunität</b>	Hof Gnadenthal 16, D 65597 Hünfelden www.jesus-bruderschaft.de
<b>Kanaan-Franziskusbruderschaft - Brüder -</b>	Heidelberger Landstr. 107, D 64297 Darmstadt www.kanaan.org
<b>Kommunität „Freue dich“ - Schwestern -</b>	Millstätterstraße 10, A 9521 Treffen
<b>Kommunität „Steh auf“ - Schwestern -</b>	Römerstraße 8, D 76307 Karlsbad www.stehauf-karlsbad.de
<b>Kommunität Adelshofen - Schwestern und Brüder -</b>	Wartbergstr. 13, D 75031 Eppingen www.lza.de
<b>Kommunität Diakonissenhaus Riehen - Schwestern -</b>	Schützengasse 51, CH 4125 Riehen 1 www.diakonissen-riehen.ch
<b>Kommunität Imshausen - Schwestern und Brüder -</b>	Hof Vockerode 1, D 36179 Bebra www.kommunitaet-imshausen.de
<b>Kommunität Jesu Weg - Schwestern -</b>	Craheim 7, D 97488 Stadtlauringen www.schwestern-craheim.de
<b>Kommunität Lumen Christi - Schwestern -</b>	Haus Mamre, Zwickauer Str. 5, D 63322 Rödermark
<b>Quellgrund e.V. Kommunität Kloster Barsinghausen - Schwestern -</b>	Bergamtstraße 8, D 30890 Barsinghausen www.kloster-barsinghausen.de
<b>Schwesternschaft des Julius-Schniewind- Hauses, - Schwestern -</b>	Calbesche Str. 38, D 39218 Schönebeck www.schniewind-haus.de
<b>St. Johannis-Konvent - Schwestern -</b>	Eschenbach 207, D 91224 Pommelsbrunn www.st-johannis-konvent.de
<b>Steppenblüte Community - Schwestern -</b>	Vogesenstraße 89, CH 4056 Basel www.steppenbluete-communitaet.ch
<b>Trinitatis-Ring - Schwestern -</b>	Elsteraue 3, D 04159 Leipzig

### Anke Sophia Schmidt CCR

Vor ihrem Eintritt in die Communität Casteller Ring im Jahr 2005 war Sr. Anke Sophia Gymnasiallehrerin für Deutsch und evangelische Religion. Seit 2008 ist sie Bildungsreferentin des Geistlichen Zentrums Schwanberg und legte 2010 ihr Professversprechen ab. Zur ihren Aufgaben gehören die inhaltliche Entwicklung des Bildungsprogramms des Zentrums, die Begleitung von Gruppen, Geistliche Begleitung und die eigene Kurstätigkeit, vor allem im Bereich Kontemplation und Jesusgebet.



schwerpunkt

Anke Sophia Schmidt CCR

## Verbundenheit im Geiste Benedikts

Abtei Münsterschwarzach und Communität Casteller Ring

Der Schwanberg in Unterfranken ist der westlichste Ausläufer des Steigerwaldes und erhebt sich bis zu einer Höhe von 474 Meter über den Meeresspiegel. Er ragt weit in die vorgelagerte flachere Landschaft am Main hinein und bietet besonders an seiner Westseite eine sehr gute Aussicht in das umliegende Maintal. Bei klarer Sicht kann man vom Schwanberg aus sogar die vier Türme der Abteikirche Münsterschwarzach erkennen, die etwa fünfzehn Kilometer entfernt liegt. Doch es ist nicht nur die unmittelbare räumliche Nachbarschaft,

die uns mit den Brüdern der Abtei verbindet. Bereits die Entstehungsgeschichte unserer Communität ist untrennbar mit Münsterschwarzach und hier vor allem mit dem Namen P. Theophil Lamm OSB (1906 – 1993) verbunden. Im Nekrolog der Abtei steht bei P. Theophil der Vermerk: „Geistlicher Mentor der Gründung Casteller Ring“. Diese schlichte und doch prägnante Aussage lässt die gewichtige Bedeutung erahnen, die P. Theophil in Bezug auf die Entstehung unserer Gemeinschaft zukommt. Gewiss war er das, was man

einen „geistlichen Mentor“ bezeichnen würde. Ohne ihn gäbe es die Community Casteller Ring sicher nicht, zumindest nicht in ihrer benediktinischen Ausprägung. Doch er war noch weit mehr als das. Zeit seines Lebens war er auch ein Freund unserer Gemeinschaft, insbesondere unserer Mater Christel Felicitas Schmid (1892 – 1970), die er im Sommer 1943, also mitten in den Wirren des Zweiten Weltkriegs, kennenlernte. Diese Freundschaft des Anfangs ist der Ausgangspunkt und das geistliche Erbe, das uns bis auf den heutigen Tag in ökumenischer Weite mit den Brüdern der Abtei Münster-schwarzach verbindet und sich von Generation zu Generation weiterträgt.

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Die Frage, wie es zu einer solchen Freundschaft in einer Zeit kommen konnte, in der das Miteinander der Konfessionen noch alles andere als eine Selbstverständlichkeit war, führt zurück in die Anfänge des Hitlerregimes und somit in die dunkelste Zeit unserer deutschen Geschichte. Christel Schmid war seit 1933 „Reichsführerin“ der Tatgemeinschaft Christlicher Pfadfinderinnen (TCP). Wie alle christlichen Jugendverbände wurde auch dieser von den Nationalsozialisten verboten und 1934 in den Bund Deutscher Mädel (BDM) „eingliedert“. Christel Schmid,

die als Bundesführerin unter besonderer Beobachtung der Gestapo stand, versuchte dennoch, die Treffen der Pfadfinderinnen im Verborgenen weiterzuführen.

Bis 1942 arbeitete sie zunächst in Weidenburg und dann in Nürnberg in der Gemeinde St. Lorenz als Gemeindejugendleiterin. Heimliche Treffen der Pfadfinderinnen fanden in diesen Jahren in Castell statt, einem kleinen Weinort keine zehn Kilometer vom Schwanberg entfernt. Dort lebte Hanna Haffner, eine Freundin von Christel Schmid, mit ihrem Mann im sogenannten Witwenschlösschen des Fürsten Castell. An Ostern 1942 fand in Castell ein für unsere Entstehungsgeschichte bedeutendes Treffen von Pfadfinderinnen statt. In der Nacht zum Ostermontag schlossen Christel Schmid und sieben weitere Pfadfinderinnen auf dem Fürstentfriedhof einen „Bund für Christus“, indem sie Jesus Christus und einander die Treue schworen. Das schwere Bombardement auf Nürnberg am 10. August 1942, bei dem die Gemeinde St. Lorenz nahezu völlig zerstört wurde, veranlasste Christel Schmid dazu, Nürnberg zu verlassen. Anfang 1943 zog sie ganz nach Castell, wo sie ein Zimmer im Dachgeschoss des Witwenschlösschens bewohnen konnte. Wenige Monate später lernte sie über eine andere Pfadfinderin den 15 Jahre jüngeren P. Theophil kennen. Seit Kriegsbeginn war die Abtei geschlossen. Als Cellerar der Gemeinschaft war er einer der wenigen Brüder, die dennoch vor Ort bleiben durften, um die zwischenzeitlich als Arbeitslager und Lazarett dienende Abtei zu verwalten.

Der tiefe Wunsch, Gott wahrhaftig zu suchen und dies mit dem ganzen Leben

zu bezeugen, war das geistliche Band, das den jungen Benediktiner und die Pfadfinderin über alle konfessionellen Grenzen der damaligen Zeit hinweg miteinander verband und sich in den kommenden Jahren als Fundament einer tragfähigen Freundschaft erwies. Nach Ende des Krieges, aber dennoch unter größter Geheimhaltung, führte P. Theophil eine kleine Gruppe junger Pfadfinderinnen um Christel Schmid in die Benediktusregel ein, hielt Exerzitien und nahm ihnen 1946 ein erstes Versprechen, das sogenannte „Fiat“, ab. Der damalige Abt der Abtei Münsterschwarzach, Burkard Utz, wusste um all diese Dinge, stellte das Engagement seines Mitbruders jedoch unter die Prämisse, dass er die Frauen nicht zum Konvertieren bewegen dürfe. Sie sollten in ihrer eigenen Kirche einen Neuanfang wagen. Am 15. Februar 1950 war es dann auch soweit. Mit der Laudes begannen Christel Schmid und Maria Pfister in Castell das ordnungsgemäße Leben nach der Weisung der Regel Benedikts. Im Laufe der Jahre kamen weitere Schwestern hinzu. Doch aus Sorge, wie die Öffentlichkeit und hier insbesondere die evangelische Landeskirche reagieren könnte, führten die Frauen um Christel Schmid ihr kommunitäres Leben zunächst im Verborgenen. Erst mit dem Umzug auf den Schwanberg im Jahre 1957 wagten sie den Schritt in die Öffentlichkeit. Sechzig Jahre sind seither vergangen. Was über all diese Jahrzehnte durchgetragen hat, ist die Verbundenheit im Geiste der Regel Benedikts, die tiefer greift als die Trennung der Konfessionen. Daher wäre es auch falsch, wenn wir die Freundschaft zu den Brüdern der Abtei in erster Linie als eine ökume-

nische betrachten würden. Sie ist zunächst und vor allem eine benediktinische, da wir uns auf das gemeinsame Erbe Benedikts beziehen, der seine Regel im sechsten Jahrhundert nach Christus und somit lange vor der konfessionellen Spaltung der Kirche als geistliche Weisung auf dem Weg der Gottsuche geschrieben hat. Das ist das Fundament, das uns mit den Brüdern der Abtei Münsterschwarzach und darüber hinaus auch mit anderen Brüdern und Schwestern der benediktinischen Familie verbindet. Dennoch negiert dieses gemeinsame geistliche Fundament nicht die Tatsache konfessioneller Unterschiedlichkeit, die bis heute noch an manchen Punkten schmerzlich zum Vorschein tritt. So ist es z.B. für uns Schwestern immer wieder eine offene Frage, ob wir in der Abtei kommunizieren, weil wir uns von Christus eingeladen und in unserem lutherischen Abendmahlsverständnis dem katholischen nicht weit entfernt fühlen, oder ob wir lieber „nur“ den Segen empfangen sollten. Unserer Mutter Christel Schmid war die Trennung der Konfessionen ihr Leben lang schmerzlich bewusst. Sie selbst sprach in diesem Zusammenhang von einer Schwelle oder Grenze zwischen den Konfessionen, auf der wir als Gemeinschaft stehen. Doch gerade als Grenzgänger haben wir die Chance, ungewöhnliche Mittel und Wege zu finden, verantwortungsbewusst und tapfer mit den Grenzen umzugehen, die uns gegeben sind. Auf diese Art und Weise können Grenzen durchlässiger gemacht werden, ohne dass Trennungen schon überwindbar sind oder es sein müssen. Der eine Gott, der alles vielfältig erschaffen hat und selbst dreieinig ist, mutet uns Einheit in Ver-



schiedenheit zu. Unser benediktinisches Leben betont die eine Quelle, die sich in verschiedenen Konfessionen entfaltet. Das Erbe der Freundschaft, die P. Theophil bis zu seinem Lebensende mit uns Schwestern auf dem Schwanberg pflegte, wird auch heute noch in ganz unterschiedlichen Formen des Miteinanders konkret erfahrbar. So nehmen z.B. unsere Novizinnen gemeinsam mit den jungen Brüdern am Mönchskundeunterricht in der Abtei teil und besuchen Schulungen des sogenannten „Würzburger Kreises“, zu dem noch weitere katholische und evangelische Frauen- und Männergemeinschaften gehören. Besonders in diesen prägenden Jahren des Hineinwachsens in das Ordensleben können sich persönlichere Freundschaften entwickeln, die auch über die klösterliche Ausbildungszeit bestehen bleiben und bereichernd sind. Allein schon das Wissen umeinander ist für viele eine Bestärkung für den je eigenen Weg. So erleben es z.B. auch einige unserer älteren Schwestern, die sich zweimal im Jahr in der sogenannten „Methusalemgruppe“ zum Gedankenaustausch mit

einer Gruppe von Brüdern aus der Abtei treffen. Ganz selbstverständlich ist es für uns Schwestern, dass ein Mönch der Abtei bei der Wahl unserer Priorin den Vorsitz einnimmt oder als Mitglied im Aufsichtsrat des Geistlichen Zentrums das Geschick unseres Werkes mit in den Blick nimmt. Wir können miteinander feiern, wie z.B. im vergangenen Jubiläumsjahr „1200 Jahre Abtei Münster-schwarzach“, und ebenso nehmen wir hier und dort auch Anteil an dem, was schwer ist und Sorge bereitet.

Eine solch geschwisterliche Freundschaft, wie sie die Brüder der Abtei und wir Schwestern auf dem Schwanberg pflegen, liegt bereits in der Vita des heiligen Benedikt begründet. Im zweiten Buch seiner Dialoge berichtet Gregor der Große von der besonderen Beziehung Benedikts zu seiner Schwester Scholastika. Einmal im Jahr, so ist dort zu lesen, traf Benedikt sich mit seiner Schwester, um sich mit ihr in geistliche Gespräche zu vertiefen. Ob nur einmal im Jahr und auch darüber hinaus: In einer solch geschwisterlichen Freundschaft liegt viel Segen!

Birgit Scheder OSF / Gerd Maier CT

## Die ökumenischen Schulungen des „Würzburger Noviziatskreises“

### Wie entstand der Würzburger Noviziatskreis?

*Br. Gerd:* Zur Entstehung des Würzburger Noviziatskreises berichtet P. Meinrad Dufner OSB aus der Abtei Münsterschwarzach: „In den Jahren 1982 oder 1983, als ich Novizenmeister war, wurde ich immer wieder von den Würzburger Frauengemeinschaften angefragt, als Referent für Fortbildungen ihrer Postulantinnen und Novizinnen. Ich sagte aber irgendwann, dass ich nur kommen würde, wenn ich auch meine Novizen mitbringen könnte. So entstand der Würzburger Noviziatskreis, dem sich bald noch weitere Gemeinschaften angeschlossen. Wir trafen uns damals etwa vierteljährlich für einen Tag bei einer der Gemeinschaften und es ging darum, die Gemeinschaft vor Ort kennenzulernen und sich über ein Thema auszutauschen. Bei den Treffen war auch immer Raum, dass sich die Novizen und Novizinnen und die Noviziatsleiter getrennt treffen und austauschen konnten.“ Diese Form der Treffen gab es auch noch im Jahr 2005, dem Jahr, als wir Christusträger mit dazugekommen sind. Ab etwa 2008 kamen weitere katholische und evangelische Gemeinschaften dazu.

*Sr. Birgit:* Derzeit gehören dem Kreis 19 Gemeinschaften an, Männer und Frauen, katholisch und evangelisch, von Wülfringhausen bis Tutzing, mit 16 Auszubildenden im Postulat oder im Novizi-

at. Zu den gemeinsamen Schulungen kommen Gemeinschaften, die jemanden in der Ausbildung haben, ansonsten „ruht“ die Mitgliedschaft. In einem wiederkehrenden Turnus von zwei Jahren treffen sich die Auszubildenden und die Ausbildungsleitungen zu den Schulungen jeweils an drei bis vier Tagen, mit unterschiedlichen Referenten, zu folgenden Themen: Biografiearbeit, Kommunikation, Schuld und Vergebung, Gottes- und Menschenbilder, Ordensleben heute, Armut, Ehelosigkeit, Gehorsam oder Unterscheidung der Geister. Jährlich gibt es auch einen Begegnungstag, der mit Führung und Impulsen in einer der Gemeinschaften stattfindet, um die Spiritualität und den Auftrag näher kennen zu lernen. Die Schulungen finden jeweils in einem unserer Ordenshäuser statt und werden von den Noviziatsleitungen gemeinsam mit den Referentinnen und ReferentenInnen geplant.

*Br. Gerd:* Als ich im Jahr 2005 zum Würzburger Noviziatskreis dazu stieß war ich gespannt, welchen Gemeinschaften ich dort begegnen würde. Ich war damals schon etwa sechs Jahre in geistlicher Begleitung bei einem Franziskanerbruder und hatte so schon etwas Einblick in das katholische Ordensleben. Im Würzburger Noviziatskreis wurde ich herzlich aufgenommen und vor allem die Schwestern vom Schwanberg freuten sich, dass sie als evangelische Gemeinschaft nicht mehr allein

waren. Mich beeindruckte die Offenheit mit der über die Erfahrungen in der Noviziatsbegleitung gesprochen wurde. Ich merkte schnell, dass die meisten ganz ähnliche Erfahrungen im Umgang mit Novizinnen und Novizen machten wie ich, und es tat gut, sich darüber austauschen zu können. Manchmal wurde mir aber auch Angst, als ich merkte, wie viel die anderen in die Noviziatsausbildung investierten und wie wenig wir im Vergleich dazu. Da gab es überall genaue Vorgaben, wie das Postulat oder Noviziat zeitlich und inhaltlich gestaltet werden musste.

Dies führte dazu, dass auch wir uns über die Gestaltung des Noviziats viel mehr Gedanken machten und auch bei uns das Noviziat immer mehr Struktur bekam. Ich fand es z.B. immer sehr interessant, wenn Sr. Sabine von der Congregatio Jesu von den Experimenten ihrer Novizinnen erzählte und auch wir begannen, unsere Novizen in Praktika zu schicken.

**Birgit Scheder  
OSF**



Sr. Birgit Scheder OSF, geboren 1969, ist Oberzeller Franziskanerin. Die Sozialpädagogin und Gestalttherapeutin ist seit 2006 Formationsleiterin und seit 2007 in der Generalleitung ihrer Gemeinschaft.

*Sr. Birgit:* Ich habe den Kreis vor über 20 Jahren als Novizin kennengelernt. Ich habe es damals wie heute sehr geschätzt, einander zu begegnen, miteinander durch die Ausbildung zu gehen, gemeinsam unterwegs zu sein im geistlichen und gemeinschaftlichen Leben. Auf dem Weg in ein Ordensleben hinein spielt die Konfession m. E. nach eine untergeordnete Rolle. Entscheidend ist vielmehr der innere Prozess, der in Postulat und Noviziat von den Auszubildenden gegangen wird. Austausch findet darüber statt, wie es jemanden geht, persönlich oder in der Gemeinschaft, welche Themen gerade beschäftigen oder wie sich die Gemeinschaft auf die Zukunft ausrichtet. Unterschiede sind bei den Treffen dann zu spüren, wenn wir miteinander beten oder Mahl halten und das betrifft nicht nur Katholiken und Protestanten, sondern auch die Konfessionen untereinander. Wir erfahren voneinander, wie Ordensleben heute gelebt wird und gelingt, und bemühen uns, statt Gräben Brücken zu bauen und uns gegenseitig zu stärken. Denn als gemeinsame Wurzel haben wir die Heilige Schrift, aus der wir als katholische wie evangelische Ordenschristen versuchen, unser Leben zu gestalten.

### **Was können wir als katholische und evangelische Gemeinschaften voneinander lernen?**

*Sr. Birgit:* In der katholischen Kirche gibt es eine jahrhundertlange Tradition des Ordenslebens. Von den ersten Eremiten in der Wüste über den heiligen Benedikt, zu den Orden, die in der Armbewegung des Mittelalters entstanden sind, bis zum Kongregationsfrühling im 19. Jahrhundert. Bis heute sind

Klöster und Gemeinschaften Bestandteil unseres kirchlichen Lebens. Unsere evangelischen Schwestern und Brüder profitieren von den gewachsenen Strukturen in der Ausbildung, wie von unseren Erfahrungen im Gemeinschaftsleben. Für uns ist das evangelische Ordensleben ein Anreiz, sich von neuen Formen und Ideen inspirieren zu lassen. Die Unterschiedlichkeit der Tradition, des Gewordenseins und die Umsetzung des Evangeliums im Alltag bereichern und befruchten sich in unseren Begegnungen. Es ist deutlich spürbar, dass im evangelischen Ordensleben das Wort und die Schrift im Zentrum des geistlichen Lebens stehen. Im katholischen liegt der Schwerpunkt im Vollzug der Eucharistie und dem Stundengebet der Kirche, selbst wenn hier eine große Suchbewegung spürbar ist.

*Br. Gerd:* Bei unseren Novizen, die das erste Mal Begegnung mit katholischen Ordensleuten und dem katholischen Glauben hatten, gab es kaum Berührungspunkte, aber durchaus einigen Gesprächsstoff nach den Treffen. Meistens erkennen unsere Novizen schnell, dass uns ganz ähnliche Fragen beschäftigen und wir viel voneinander lernen können. Ein Novize, der ursprünglich katholisch war, spürte durch die Begegnungen bei den Treffen seine katholischen Wurzeln, von denen er sich vor vielen Jahren distanziert hatte, ganz neu. Bei ihm kam es dadurch zu einer Wiederannäherung und Versöhnung mit einem Abschnitt seines Lebens. Immer wieder stelle ich aber auch fest, dass gerade die Begegnung mit katholischen Gemeinschaften die eigene Identität als evangelischer Bruder oder evangelische Schwester stärkt.

**Gerd Maier  
CT**



Br. Gerd Maier CT, geboren 1962, ist seit 1987 in der Christusträger Bruderschaft. Der Sanitärinstallationsmeister ist seit 1998 Novizenmeister und Handwerker in der Gemeinschaft tätig. Außerdem begleitet er die jungen Mitlebenden (Zivis, FSJ) und Gäste der Bruderschaft. Seit 2013 lebt er im Gästehaus in Ralligen am Thunersee.

## Welche Chancen bieten die Begegnungen noch?

*Sr. Birgit:* Der sehr wertvolle „informelle“ Teil der Begegnung und des Austausches, während der Noviziatsschulungen, findet in den Pausen oder an den Abenden statt, wenn die Auszubildenden sowie die Leitungen unter sich sind. Wir lassen dann den Tag mit seinen Inhalten nachklingen. Persönliche Mitteilungen, die gerade das Leben prägen, haben Raum und Zeit. Männer und Frauen, katholische wie evangelisch, jünger oder älter bestärken sich und helfen einander über Klippen des Alltags hinweg – im Wissen, nicht allein mit manchen Schwierigkeiten zu sein. Wir prägen einander in den Vorstellungen und Visionen von Ordensleben. Wir suchen miteinander nach Spuren, dieses Leben in das Heute zu bringen oder

stützen einander in schwierigen Phasen der Ausbildung.

*Br. Gerd:* Für mich waren und sind die regelmäßigen Treffen eine große Ermunterung in meiner Aufgabe als Noviziatsleiter, gerade in Zeiten ohne Novizen. Aber auch in der Begleitung der Novizen oder wenn es Krisen in der Gemeinschaft gab. Hier erlebte und erlebe ich ein Zusammenstehen und einander Beistehen als Brüder und Schwestern.

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

## Was unterscheidet uns?

*Br. Gerd:* Wir sind als evangelische Gemeinschaften sehr frei in der Gestaltung unseres gemeinsamen Lebens und auch in der Gestaltung der Noviziatsausbildung. Andererseits können wir nicht auf den großen Erfahrungsschatz der katholischen Gemeinschaften zurückgreifen. Das gibt uns Gestaltungsfreiräume, aber wir haben auch Gestaltungsaufgaben, gerade im Noviziat. Das geht von der Dauer und der Gestaltung des Postulats und Noviziats bis zur Frage, wie das Noviziat endet und der nächste Schritt in die Gemeinschaft

aussieht. Statt von Begriffen wie „Gelübde“ und „zeitliche Profess“ sprechen wir von „Versprechen auf Zeit“ oder „Bindung auf Zeit“. Hier ist es sehr wichtig, dass sich Noviziatsleitung und die Leitung der Gemeinschaft gut absprechen und gemeinsam Strukturen entwickeln.

*Sr. Birgit:* Ganz anders sieht die Ordensausbildung in katholischen Gemeinschaften aus. Grundsätzlich gelten für die katholischen Gemeinschaften die Ausbildungsordnung des apostolischen Stuhls und das Kirchenrecht. Trotz vorhandener Unterschiede ist allen gemein ein Postulat, das zwischen wenigen Monaten bis zu einem Jahr andauern kann und ein ein- bzw. zweijähriges Noviziat. Das kanonische Noviziatsjahr soll in einem Noviziatshaus oder -konvent frei von beruflichen Anforderungen, gestützt durch Begleitung sowie Studium und Unterricht erfolgen. Bei den tätigen Gemeinschaften sind die Schwestern oder Brüder im Noviziat in Experimenten oder Praktika in eigenen Einrichtungen bzw. wieder im Beruf eingesetzt. In den monastischen oder kontemplativen Gemeinschaften sind die Schwestern oder Brüder hauptsächlich in den Abteien oder Ordenshäusern.

*Sr. Birgit / Br. Gerd:* Ein sehr schöner „Nebeneffekt“ des „Würzburger Noviziatskreises“ ist die Vernetzung zwischen verschiedenen Gemeinschaften und Konfessionen im Großraum Würzburg und mittlerweile auch darüber hinaus. Es ist wertvoll, dass die weniger werdenden jungen Ordensleute sich in diesem ökumenischen Netzwerk austauschen und auch nach der Ausbildung in Kontakt und Verbindung stehen.

### **Michaela Klodmann**

Sr. Michaela Klodmann, geboren 1954 ist Priorin des Schwesternzweiges der Jesus-Bruderschaft Gnadenthal. Sie ist katholische Theologin und ausgebildete Logotherapeutin.



schwerpunkt

Michaela Klodmann

## Mein Weg in die Weite der Ökumene

### **Kindheit und Jugend**

Niemand hatte mich aufgefordert, jeden Samstag zur Beichte zu gehen. Doch war es mir als Kind ein Bedürfnis, mich auf diese Weise für den sonntäglichen Empfang der Eucharistie in der katholischen Kirche vorzubereiten. Sehr glücklich und erleichtert kehrte ich dann jedes Mal nach Hause zurück. Auf dem Nachhauseweg kam ich an der evangelischen Kirche vorbei und las im Schaukasten die Einladung zum Bibelstudium. So etwas kannte ich nicht und hatte ein großes Verlangen, dorthin zu gehen. Doch das war damals in den 1960er Jahren von meiner Familie her noch undenkbar. Als ich während meiner Ausbildung in

Hannover zu einem ökumenischen Hauskreis eingeladen wurde, betrachtete ich zum ersten Mal biblische Texte mit anderen Augen. Auch erlebte ich es fast wie einen Schock, als die jungen Leute spontan ihr Gebet an Gott richteten als wäre Er im Raum mitten unter uns! Das war der Anfang meines Weges in eine tiefere, persönliche Beziehung zu Jesus Christus und gleichzeitig in die Weite der Ökumene. In dieser Zeit wurde mir während einer Gebetszeit ein Wort zugesprochen, das sich tief in meinem Herzen verankert hat. Es ist das Wort Jesu, das Er sprach, als Er sich Jerusalem näherte und über die Stadt weinte:

„Jerusalem, Jerusalem, wie oft wollte ich Deine Kinder zusammenholen, wie eine Glucke ihre Küken unter ihre Flügel sammelt – aber ihr habt nicht gewollt!“ (Mt. 23, 37)

In mir wuchs ein Ahnen, dass die Stadt Jerusalem, das Volk Israel und der Schmerz Jesu über die Zerrissenheit der Seinen auch in meine Lebensgeschichte hineingehören würde.

Zum Teil habe ich selbst zu dieser Zerrissenheit beigetragen, als ich mich mit 19 Jahren, zum Schmerz meiner Eltern, entschied, die katholische Kirche zu verlassen, mich noch einmal taufen zu lassen und einer Baptisten-Gemeinde beizutreten. Zu diesem Schritt motivierte mich die Überzeugung, dass ich mich zu meinem Glauben auch bekennen muss.

### **Eintritt in die Jesus-Bruderschaft in Gnadenthal**

Zwei Jahre später, 1975, empfang ich meine Berufung, Schwester in der Jesus-Bruderschaft zu werden. Es war Blütezeit in Gnadenthal. Etwa 50 junge Männer, 50 junge Frauen und auch mehrere Familien aus verschiedensten Ländern und Konfessionen hatten sich in Jesus Christus als ihrer verbindenden Mitte gefunden, um für die Bruderschaft, die Kirche und die Welt ihr Leben hinzugeben. Wie ein Magnet zog mich ihre Liebe zu Jesus und ihre Hingabe im Gebet und im gemeinsamen Leben an. Als Gemeinschaft hatten wir in diesen Jahren Kontakte zu sehr vielen Kirchen und Bewegungen. Orthodoxe, Katholiken, Lutheraner, Anglikaner, Reformierte, Baptisten, Freikirchler und messianische Juden pflegten eine lebendige Verbindung mit uns. Bis heute

sind die meisten dieser Konfessionen als Mitglieder unter uns vertreten. Das Leben aus Liebe zu Jesus Christus für die Einheit Seines Leibes einzusetzen, war und ist bis heute Kern unserer Berufung.

### **Aussendung nach Plainfield, New Jersey, USA**

Es war ein messianischer Jude, der uns ein Haus in Plainfield zur Verfügung stellte, sodass wir dort zwei kleine Kommunitäten gründeten, zunächst für die Brüder und später ganz in ihrer Nähe für die Schwestern, zu denen auch ich gehörte. Das Anliegen der Versöhnung zwischen Juden und Deutschen brannte unserem messianischen Freund auf der Seele und auch in meinem Leben vertiefte sich diese Spur. Als Krankenschwester pflegte ich damals u.a. viele jüdische Patienten. Unter ihnen einige, die die Shoa überlebt hatten und mich auf erschütterndste Weise über dieses Grauen aufklärten. Lange war ich wie gelähmt und beschämt, Deutsche zu sein. Dazu kamen Krisen in der Jesus-Bruderschaft und die „Entwurzelung“ aus meiner doch immer noch so geliebten katholischen Kirche, die ich in den Jahren als Fremde in Amerika schmerzhaft vermisste. Zerrissenheit in mir und um mich herum, zwischen Völkern und Konfessionen. Wie konnte es geschehen, dass ein Volk sich über ein anderes erhebt, eine Konfession über eine andere? In der Sanftmut und Demut Jesu fand ich den einzigen Weg heraus aus der Gewaltspirale, die bereits in unseren Gedanken beginnt. Von Herzen flehte ich Gott um Hilfe an, jeden Menschen achten zu können, für das was er oder sie ist. Ich machte Erfahrungen mit der

Tiefe der Bruderschaft, die Jesus Christus in Seiner Menschwerdung mit allen Menschen eingegangen ist. Er hat es uns gezeigt: Der Weg zur Einheit ist der Weg hinab, da wo das Lamm zu finden ist, das alle und alles erlöst.

## Jerusalem

Als ich weitere Jahre später von meiner Gemeinschaft nach Jerusalem ausgesandt wurde, erfüllte sich für mich ein lange gehegter Wunsch. In dieser Stadt weitete sich der ökumenische Horizont um ein Vielfaches. Die Syrer, die Kopten, die Äthiopier, die Orthodoxen, die Armenier, Christen aus allen Himmelsrichtungen und unterschiedlichsten Prägungen treffen dort auf Juden und Muslime. Auch in Jerusalem pflegte ich Schwerstkranke: Juden und Muslime und Christen. Über dem Bett von sterbenden Patienten spielte es keine Rolle mehr, ob dieser Mensch jüdisch, muslimisch oder christlich war. Dass wir alle Menschen sind, die aufeinander angewiesen sind, war das Verbindende.

Als Jesus-Bruderschaft haben wir bis heute das Vorrecht, einen Ort im Heiligen Land zu haben, an dem sich Juden und Araber und Christen aus allen Völkern begegnen. Dort in Latrun konnte auch ich immer mal wieder Menschen in der Stille begleiten, was ein Herzensanliegen unserer Gemeinschaft ist. Wie oft staunte ich über die Wirklichkeit des Reiches Gottes, die Einheit in der Vielfalt

Im Laufe der neun Jahre, die ich in Jerusalem lebte, wuchs in mir die Sehnsucht, in die katholische Kirche zurückzukehren, was ich auch tat. Die Schwestern, mit denen ich lebte, gingen in die Lutherische Erlöserkirche und ich

gehörte dann zu einer kleinen hebräisch sprechenden katholischen Gemeinde, die aus Juden und anderen Menschen aus vielen Völkern besteht. Der Glaube an Jesus, den Messias, den König der Juden, den Erlöser der ganzen Welt, ist die Kraft, die diese Gemeinde zusammenhält. Der Weg zur Einheit ist die Rückkehr zum Ursprung.

Auch viele messianische Juden lernte ich kennen. Ihre wachsende Zahl in Israel und aller Welt ist für den gesamten Leib Christi der Türöffner, durch den wir zu dem Volk zurückfinden können, das als Erstes von Gott erwählt wurde. In meinem eigenen Leben habe ich es als heilend erfahren, in die Kirche zurückzukehren, aus der ich ursprünglich kam. Dieser eigene Weg ist mir wie ein Hinweis dafür, dass der Mensch zur Ruhe und inneren Einheit nur in seinem Ursprung findet, dem dreifaltigen Gott, der sich zunächst Seinem Volk Israel offenbarte. Darum glaube ich, dass die Kirchen aller Völker die Bedeutung des ersterwählten Volkes erkennen werden, das uns das lebendige Fleisch gewordene Wort in Jesus Christus geschenkt hat.

## Gnadenthal

Nach meiner Rückkehr aus Jerusalem studierte ich Theologie an der Katholischen Hochschule in Mainz und wurde im Jahr 2005 von meinen Schwestern zur Priorin der Schwesterngemeinschaft gewählt. Nun teile ich hier in Gnadenthal das Leben mit den Brüdern, Schwestern und Familien der Jesus-Bruderschaft und gemeinsam tragen wie die Berufung zur Einheit weiter. Auf diesem Weg wird es weiterhin viele Spannungen auszuhalten geben, wer-

den manche Schmerzen zu erleiden sein, doch werden sich unsere Herzen weiten, um schließlich aus der Verbindung mit Jesus Christus zum Brudermenschen zu werden, in Seine Liebe hineinzuwachsen, die alle und alles umfasst.

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Abschließend möchte ich einen Abschnitt aus der Lebens-Ordnung der Schwestern zitieren, die auf den Seligpreisungen basiert:

*„Selig sind, die da Leid tragen; denn sie sollen getröstet werden. Mt. 5,4  
Als Jesus-Schwestern willigen wir ein in das Leid um die Zerrissenheit. Das betrifft zunächst unser eigenes Leben mit seinen Zerrissenheiten und Brüchen. Nehmen wir sie liebevoll an und bitten wir den Heiligen Geist, dass Er*

*uns ganz macht. Wenn wir aneinander schuldig werden, warten wir nicht lange, im Gespräch den Weg des Friedens und der Versöhnung zu gehen. Wir bitten einander um Vergebung und gewähren sie auch im Verborgenen.*

*Wir sind zusammengestellt in ein Miteinander von Geschwistern unterschiedlicher Lebensprägung, aus verschiedenen Konfessionen und Denominationen.*

*Nehmen wir die Spannungen unter uns an und warten wir auf den Heiligen Geist, den Tröster, der in uns allen bleibt und uns zur versöhnten Vielfalt bereit macht.*

*Wir bleiben Mitglieder der Kirche, aus der wir kommen, und halten auch dadurch die Sehnsucht offen nach der Einheit aller.*

*Auch dem Leid um Gottes ersterwähltes Volk, dem Volk der Juden, wollen wir nicht ausweichen. Die Schuld des deutschen Volkes am jüdischen Volk soll uns in schmerzlicher Erinnerung bleiben.*

*Wir hoffen und beten, dass die Christen ihre innere Verbundenheit mit der jüdischen Wurzel ihres Glaubens erkennen und wahrnehmen.*

*Diese Anliegen greifen wir in unserem Mittagsgebet auf.“*

### Mirjam Zahn CCB

Sr. Mirjam Zahn CCB gehört seit 1977 zur Communität Christusbruderschaft in Selbitz. Sie ist ausgebildete Erzieherin und Betriebswirtin und hat in ihrer Gemeinschaft die Aufgabe der Ökonomin und Novizenbegleiterin.



schwerpunkt

Mirjam Zahn CCB

## CIR – Internationaler, interkonfessioneller Ordenskongress

„Notre Père qui es aux cieux...” - „Tatal nostru care esti în ceruri...” - „Vater unser im Himmel...” - „Our Father, who art in heaven...”

Da stehen wir vor Gott, 60 – 70 Ordensleute, die in ihren Kirchen der unterschiedlichen Traditionen beheimatet sind: römisch-katholisch, rumänisch-orthodox, anglikanisch, evang.-reformiert, evang.-lutherisch, koptisch-orthodox, griechisch-melkitisch; aus Frankreich, Rumänien, Schweiz, Deutschland, England, Amerika, Belgien, Libanon, Kamerun. Alle beten in ihrer je eigenen Sprache.

Wir erleben Einheit in unserer Gottessehnsucht, die tiefe Einheit in unserer Berufung. Auch wenn sich die Sprachen mischen, auch wenn die Gewänder „bunt“ sind (soweit man das von Ordenskleidern sagen kann), erfahren wir: In der einen Berufung zur Ganzhingabe an Christus sind wir ein Leib in IHM! Diese Momentaufnahme ist bezeichnend für Erfahrungen, die ich seit 20 Jahren als Mitglied im Komitee für den internationalen und interkonfessionellen Ordenskongress (CIR) machen darf. Ich ahne, wie sich das weltumspannende Gebet und Leben in Orden und Kom-

munitäten vor Gott verbindet und in Seinem Herzen zum Klingen kommt.

## Geschichte von CIR

Gegründet wurde CIR Mitte der 70er Jahre durch den spanischen Weltpriester Martin de Zabala aus Bilbao. Als bischöflicher Beauftragter für die Einheit erkannte er, dass Ordensleute Pioniere für gelebte Ökumene, die „Ökumene der Herzen“, sein können. So engagierte er sich mit Herzblut für Begegnungsmöglichkeiten von Ordensleuten aus verschiedenen christlichen Denominationen und Ländern und hoffte, dass dadurch gegenseitiges Vertrauen und freundschaftliche Beziehungen untereinander wachsen könnten. Ich selbst höre ihn noch während eines Kongresses in Brügge 1997, er war damals schon im hohen Alter von etwa 80 Jahren, als es mit großer Leidenschaft aus ihm herausbrach: „The Holy Ghost is pressing so much, is pressing so much!“ (wobei die spanisch klingende Aussprache von „much“ – also u statt a – dem Ganzen noch an Intensität verlieh). Wichtig war ihm immer, dass auch Bischöfe und andere Leitende der verschiedenen Kirchen in das Kongressgeschehen einbezogen sein sollten, um diese Dynamik so weit wie möglich zu öffnen. Er starb im Jahr 2006.

## Grundlinien und Ziele

Alle zwei Jahre findet ein Treffen im Haus einer anderen Gemeinschaft statt, immer im Wechsel der Konfessionen und der Länder Europas.

*„Wir sind eine pilgernde Gemeinschaft und teilen das Leben des jeweiligen Gastgeberklosters. Dies hilft, dass CIR eine ganz besondere Erfahrung von Ge-*

*meinschaft vermittelt und lässt schnell und unkompliziert in eine Wirklichkeit finden, die mehr gelebt als diskutiert wird“*, sagt der seit 1997 amtierende Präsident, Fr. Nicolas Stebbing von der Community of the Resurrection in Mirfield, GB. Das vorrangige Ziel der Konferenz ist, unsere Ordensberufung für ein paar Tage gemeinsam zu leben und für die Einheit zu beten. Gute theologische Referate sind dafür ergäuzend.

- Auf diese Weise feiern wir die Einheit, die wir heute schon haben, sowohl als Ordensleute als auch als getaufte Christen
- Jeder Kongress hat ein Thema, das den Referaten zugrunde liegt. Die Kongresssprachen sind normalerweise englisch, französisch und deutsch.
- Die Eucharistie wird täglich gemäß dem Ritus einer der Kirchen gefeiert: römisch-katholisch, anglikanisch und lutherisch oder reformiert. Außerhalb orthodoxer Länder ist eine orthodoxe Liturgie normalerweise nicht möglich. – Grundsätzlich werden die Regeln der einzelnen Kirchen beachtet, wer Kommunion empfangen kann und wer nicht.

Gerade der Aspekt der Eucharistie hat schon oft Traurigkeit und Schmerz verursacht. Ich sehe noch die betagte, römisch-katholische Schwester H. in unserer Runde sitzen, die erzählte, wie sie während einer lutherischen Abendmahlsfeier nach vorne ging, um sich an der Stelle der Brotausteilung segnen zu lassen. Als sie dann mit gekreuzten Armen vor der Brust zu der Schwester kam, die den Kelch hatte, blieb sie stehen, die beiden schauten sich in die Augen, und beiden liefen die Tränen übers Gesicht. – Ob nicht auch das eine Herzensbewegung Gottes war?

## Erfahrungen und Früchte

Hier soll noch einmal Fr. Nicolas CR zu Wort kommen:

„Jeder Kongress hat einen unterschiedlichen Charakter. Jeder hinterließ in uns tiefe Dankbarkeit für die Menschen, die wir kennenlernen durften, für das Lachen, die Mahlzeiten, das Gebet und all die Erfahrungen, die man in unterschiedlichen Ländern machen kann. Wir veröffentlichen keine Resolutionen, darum haben wir auch nicht viel, was wir aus unserer gemeinsamen Zeit vorweisen können. Nur die Freundschaften, die entstanden und vertieft wurden, die überwundenen Vorurteile und die tiefere Kenntnis, die wir über die jeweils anderen Kirchen gewonnen haben. Vor allem haben wir unsere gemeinsame Identität

als Ordensleute kennengelernt. Mehr und mehr erfahren wir, dass es sehr viel mehr ist, was wir gemeinsam haben, als das, was uns trennt. Wir vertrauen darauf, dass unser gemeinsames Beten und Leben uns stärker in die gemeinsame Nachfolge des Einen Christus brachte und dazu half, die Einheit der Kirche an der Basis wieder aufzubauen.

Unsere Erfahrung hat mit Sicherheit unseren Horizont erweitert. Katholiken und Anglikaner waren erstaunt über die Entdeckung, dass es in der lutherischen und reformierten Tradition Ordensleben gibt und dass es oft so gesund und stark ist. Ordensleute, die eher isoliert leben oder zu Kirchen mit wenig Verständnis für ihr Ordensleben gehören, empfanden CIR als einen Raum der Ermutigung und Erfrischung.“



Bild: CIR Komitee während einer Vorbereitung in Polen

Zwei Rückmeldungen von Teilnehmerinnen, die wir nach Kongressen erhielten, beschreiben das in ähnlicher Weise:

*„... Die Begegnungen hinterlassen bleibende Eindrücke und ‚wes das Herz voll ist, dem läuft der Mund über‘: Ich erzähle hier, am Telefon, per Mail, von unserer gemeinsamen Zeit. Ich merke, dass es mir wie beim letzten Mal ergeht, nämlich, dass die Zeit bis zum nächsten Treffen viel zu lang ist...“*

*„... Ich gehe gestärkt weiter, und ich glaube, das ist mit das größte Kompliment, was man nach solchen Tagen sagen kann, es war mehr als nur schön, fröhlich oder interessant...“*

Für mich persönlich kann ich diese Eindrücke nur bestätigen. Ich habe durch die Kongresse viel von dem Herzensfeuer erleben, das in Schwestern und Brüdern aller Konfessionen und Nationali-

täten leuchtet. Welch eine Vertrautheit kann in wenigen Tagen gemeinsamen Lebens und Betens entstehen, wenn wir uns in der gemeinsamen Leidenschaft für das Reich Gottes und die Einheit in Christus finden!

Ja, wir sind als Ordensleute Pioniere auf einem Weg, den die Gemeinsame Erklärung des Vatikan und des Lutherischen Weltbundes vom 31. Oktober 2016 so formulierte:

*„... Mehr als die Konflikte der Vergangenheit wird Gottes Gabe der Einheit unter uns die Zusammenarbeit leiten und unsere Solidarität vertiefen. Indem wir uns im Glauben an Christus näher kommen, indem wir miteinander beten, indem wir aufeinander hören und Christi Liebe in unseren Beziehungen leben, öffnen wir uns ... der Macht des Dreieinen Gottes.“*

Dies ist seit 40 Jahren die Erfahrung von CIR!

## Einladung zum CIR Kongress

Der nächste Kongress findet von 24. – 29. August 2017 - diesmal in Deutschland - auf dem Schwanberg bei Würzburg statt unter dem Thema: „Wie kann das Ordensleben zu einer Erneuerung der Kirche beitragen?“ Anmeldungen sind bis zum 30.06.2017 möglich.

Für die, die sich nicht alle Kongresstage frei nehmen können, gibt es die Möglichkeit, wenigstens für einen Nachmittag dazu zu stoßen: Im Rahmen des Kongresses wird in Würzburg am 26.08.2017 ein ökumenisches Ordenstreffen stattfinden.

Einladungen und Anmeldeformulare für Veranstaltungen stehen auf der Internetseite <http://www.orden.de/aktuelles/themen/reformationsgedenken-2017/> zum Download zur Verfügung. Sie können ebenfalls bei der Communität Casteller Ring (Sr. Ellen Reisig) angefragt werden (Fax: 09323-32319, Email: [ccr@schwanberg.de](mailto:ccr@schwanberg.de)).

## Frère Alois

Frère Alois kam 1954 in Bayern zur Welt und wuchs in Stuttgart auf. Im Jahr 1974 trat er in die Communauté von Taizé ein. Jahrelang hat er die Vorbereitung der internationalen Jugendtreffen in Taizé und in vielen europäischen Großstädten koordiniert.

Der Regel von Taizé entsprechend ernannte Frère Roger ihn während des Bruderrats der Communauté im Januar 1998 zu seinem Nachfolger. Den Dienst als Prior der Communauté übernahm er nach dem tragischen Tod von Frère Roger im August 2005.



Frère Alois

## Herausforderungen für Taizé in der heutigen Zeit

*Wie verfolgt die Communauté von Taizé als ökumenische Gemeinschaft die gesellschaftliche Entwicklung in Europa und in der Welt und welchen Beitrag möchte sie dazu leisten, die gegenwärtigen Herausforderungen anzunehmen?*

Diese Frage ist sehr umfassend, sodass ich mich darauf beschränke, eine persönliche Antwort zu geben. Dabei kommen mir als Erstes die Worte aus dem Propheten Jesaja in den Sinn: „Blinde führe ich auf Wegen, die sie nicht kennen, auf unbekanntem Pfaden lasse ich sie wandern. Die Finsternis vor ihren Augen mache ich zu Licht.“ (Jesaja

42,16) Auch wenn sich vieles vor uns zu verdunkeln scheint, können wir Brüder Gott nur immer wieder darum bitten, uns wie Blinde auf Wegen zu führen, die wir nicht kennen.

### Ein Gleichnis der Gemeinschaft

In der vorgegebenen Frage klingt bereits an, dass wir uns zuallererst als eine ökumenische Gemeinschaft verstehen. In unserer ökumenischen Berufung liegt auch eine erste Antwort. Eine Gemeinschaft von Brüdern kann ein Zeichen des Friedens und der Versöhnung sein. Davon war Frère Roger

angesichts der Gewalt, die Europa damals zerriss, zutiefst überzeugt, als er sich noch sehr jung, mitten im Zweiten Weltkrieg, in Taizé niederließ. Die Berufung der Communauté bestand für ihn von Anfang an darin, ein „Gleichnis der Gemeinschaft“ zu sein, bei der er bereits über die Zeit des Krieges hinausdachte.<sup>1</sup> Jedes Leben, das Gott und dem Dienst am Nächsten geweiht ist, stellt ein Gleichnis dar. Ein Gleichnis drängt sich nicht auf und es versucht auch nicht, etwas zu beweisen. Es öffnet in einer in sich verschlossenen Welt ein Fenster zum Jenseits; es gewährt einen Blick in die Unendlichkeit. Wer so lebt, hat in Christus sozusagen einen Anker in Gott und kann sogar Stürme überstehen. Wir Brüder der Communauté möchten ein solches „Gleichnis der Gemeinschaft“ leben. Gemeinschaft, Versöhnung und Vertrauen sind Schlüsselbegriffe in Taizé. Wir möchten damit sagen, dass eine Gemeinschaft ein „Laboratorium des geschwisterlichen Zusammenlebens“ sein kann.

Diese Suche nach Gemeinschaft und Geschwisterlichkeit fordert uns in zwei Bereichen besonders heraus: zum einen hinsichtlich der Versöhnung der Christen und zum anderen im Zusammenleben der verschiedenen Kulturen.

Unsere Communauté besteht aus evangelischen und katholischen Brüdern, gelegentlich leben auch orthodoxe Mönche für einige Zeit mit uns. Auf diese Weise möchten wir die ersehnte Einheit der Christen vorwegnehmen. Dieses ökumenische Leben ist für uns selbstverständlich geworden. Diejenigen von uns Brüdern, die aus einer evangelischen Familie stammen, leben in der Communauté, ohne ihre Herkunft auf irgendeine Weise zu verleugnen; sie

erleben vielmehr, dass ihr Glaube dadurch an Weite gewinnt. Die Brüder aus katholischen Familien sehen eine Bereicherung darin, sich im Geist des Zweiten Vatikanischen Konzils den Fragen und Gaben der aus der Reformation hervorgegangenen Kirchen zu öffnen. Dieses ökumenische Leben kann Einschränkungen und Verzicht bedeuten, aber Versöhnung ist niemals möglich, ohne auf etwas zu verzichten.

Man kann die Geschichte von Taizé als Versuch ansehen, auf Dauer „unter ein Dach“ zu ziehen. Wir sind an die hundert Brüder aus fast dreißig verschiedenen Ländern und leben unter einem Dach. Dreimal am Tag versammeln wir uns zum gemeinsamen Gebet unter dem Dach der Versöhnungskirche.

Unser gemeinsames Gebet führt auch Jugendliche aus der ganzen Welt zusammen. Katholische, evangelische und orthodoxe Christen nehmen so an diesem gelebten Gleichnis der Gemeinschaft teil. Wir staunen immer wieder, dass die Menschen darin eine tiefe Einheit untereinander erfahren, ohne dabei ihre Unterschiede im Glauben oder ihre Werte auf einen kleinsten gemeinsamen Nenner zu bringen. Im gemeinsamen Gebet entsteht eine Harmonie zwischen Menschen verschiedener Konfessionen, Kulturen und sogar Völker, zwischen denen manchmal starke Spannungen bestehen.

Der zweite Bereich unserer Suche nach geschwisterlicher Gemeinschaft ist das Zusammenleben unterschiedlicher Kulturen. Es gehört zu diesem Gleichnis der Gemeinschaft, auch das Leben und die Lebensbedingungen derer zu teilen, die anders sind als wir. Das wurde Frère Roger bereits wenige Jahre nach dem Krieg bewusst, als die Brüder der Com-

munauté noch ausschließlich aus europäischen Ländern kamen. Er sandte Brüder aus, um in kleinen, provisorischen Fraternitäten unter oft schwierigen Bedingungen das Leben der Menschen auf den anderen Kontinenten zu teilen. Dies gehört bis heute wesentlich zum Leben der Communauté – und seit einem Jahr leben zwei Brüder der Communauté auch auf Kuba.

Wir Brüder kommen heute aus verschiedenen Kulturen aller fünf Kontinente und haben zudem sehr unterschiedliche Charaktere. Wir sind manchmal ungeschickt im Umgang miteinander und machen Fehler, das steht außer Frage. Aber es gibt ein noch tieferes Problem, das nicht nur von uns abhängt: Es geschieht, dass der Abstand zwischen unseren verschiedenen „Gesichtern“ der Menschheit zu groß ist, mitunter aufgrund von Wunden aus der Geschichte zwischen unseren Ländern und Kontinenten. Es gelingt uns nicht immer, diese Gräben zu überwinden.

Das macht uns traurig und wir müssen uns fragen, wie wir damit umgehen sollen. Zunächst dürfen wir uns davon nicht lähmen lassen; wir dürfen nicht stehenbleiben, sondern müssen auch weiterhin nach Einheit und Versöhnung suchen. Dabei können wir auf Christus schauen: Er allein kann alles zusammenführen. Darin möchten wir ihm nachfolgen. Wir dürfen uns nicht aus Angst vor dem anderen zurückziehen, wir dürfen ihn nicht verurteilen und müssen auch dem Eindruck widerstehen, selbst verurteilt zu werden. Es ist wichtig, Dinge nicht negativ zu interpretieren, sondern die aufkommenden Fragen offen anzusprechen – und vor allen Dingen dürfen wir niemandem die brüderliche Gemeinschaft verweigern.

Das, worüber ich spreche, mag ernst klingen. Aber es ist paradoxerweise die Quelle einer tiefen Freude, der Freude, dem Ruf des Evangeliums bis zum Ende zu folgen.

## Autoreinfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

## Sich für die Einheit Europas einsetzen

Dieses Gleichnis der Gemeinschaft, das wir Brüder leben und an dem die Jugendlichen teilnehmen, hat eine Bedeutung für Europa, gerade in der momentan so schwierigen Zeit. Ich möchte in diesem Zusammenhang unser Europäisches Jugendtreffen erwähnen, das zum Jahreswechsel 2016/17 in Riga, der Hauptstadt Lettlands, stattfand. Es war das 39. Treffen dieser Art und eine weitere Station auf dem von Frère Roger Ende der 1970er-Jahre initiierten „Pilgerweg des Vertrauens auf der Erde“. Weit über die Länder der Europäischen Union hinaus waren Jugendliche nach Riga gekommen und haben die Erfahrung einer Gemeinschaft gemacht, die Menschen aus allen Teilen unseres Kontinents miteinander verbindet. Viele von ihnen haben in diesen Tagen im Baltikum die Vielfalt der Länder Europas mit ihrer je eigenen Geschichte und Tradition erlebt. In ihrem Zusammenkommen liegt eine Botschaft für Europa: Als Pilger in ein

kleines Land wie Lettland zu fahren, soll zum Ausdruck bringen, dass in Europa die Stimme jedes einzelnen Volkes zählt und vom gesamten Kontinent gehört werden sollte. Diese Jugendlichen wünschen sich ein geschwisterliches Zusammenleben, in dem auf die lokalen und regionalen Besonderheiten Rücksicht genommen wird. Ihnen ist bewusst, wie wichtig die Solidarität zwischen den einzelnen Ländern des Kontinents für den Frieden ist. Dazu müssen wir alle einander noch besser kennenlernen, wir müssen gegenseitigen Austausch und eine stärkere Zusammenarbeit anregen.

Die Einheit des Kontinents wird nur dann gelingen, wenn alle europäischen Länder noch tiefer miteinander ins Gespräch kommen und sich gegenseitig zu verstehen versuchen. Jedes Land, ob groß oder klein, muss Gehör finden und muss in seiner Besonderheit geachtet werden. Nur wenn wir uns bemühen, uns in den anderen hineinzusetzen, können wir auch gegensätzliche Haltungen verstehen und emotionale Reaktionen vermeiden.

Aber der „Pilgerweg des Vertrauens“ muss auch Brücken zu den anderen Kontinenten bauen. Zuletzt fand im August vergangenen Jahres in Cotonou, im westafrikanischen Benin, ein Treffen statt, zu dem 7500 Jugendliche aus verschiedenen Ländern fünf Tage lang über die Frage nachgedacht haben: ‚Worin besteht die Hoffnung bei uns in Afrika?‘ In diesem Jahr wird auf Einladung der Ortskirchen unter anderem ein ähnliches Treffen in Saint Louis/USA vorbereitet, wo die rassistische Gewalt seit den Ereignissen von Ferguson vor drei Jahren noch immer nicht zur Ruhe kommt.

### **Lassen wir uns angesichts der Flüchtlingsströme nicht von der Angst lähmen!**

Ich möchte an dieser Stelle noch eine sehr heikle Frage ansprechen, vor der Europa heute steht, die Frage der Flüchtlingsströme, die nach Europa kommen.

Auf der ganzen Welt sind Menschen gezwungen, ihre Heimat zu verlassen. Ihre Not ist so unerträglich, dass keine Grenzsperrn sie aufhalten. Daran ändert sich nichts, so besorgt und unruhig man darauf auch reagiert.

Manche geben zu bedenken: „Wir können nicht alle aufnehmen!“ Es ist in der Tat nicht nur legitim, sondern auch notwendig, den Strom der Flüchtlinge zu steuern. Denn diese Menschen den Schleusern zu überlassen, die sie unter Todesgefahr über das Mittelmeer schicken, steht im Widerspruch zu allen menschlichen Werten!

Niemand kann leugnen, dass die reichen Länder mitverantwortlich sind für die geschichtlichen Wunden und für die Störungen des ökologischen Gleichgewichts, die die enormen Bevölkerungsbewegungen auf verschiedenen Erdteilen, besonders in Afrika, dem Nahen Osten und in Mittelamerika auslösen und weiterhin auslösen werden. Denn in den wohlhabenden Ländern werden immer noch politische und wirtschaftliche Entscheidungen getroffen, die auf anderen Kontinenten zu Instabilität führen.

Es ist höchste Zeit, dass die Menschen in den westlichen Ländern ihre Angst vor Fremden und vor anderen Kulturen überwinden und entschlossen beginnen, ihr Gemeinwesen den neuen Gegebenheiten anzupassen. Der Zustrom

von Menschen auf der Flucht stellt uns vor große Herausforderungen, aber er kann für Europa auch eine Gelegenheit sein, sich weiter zu öffnen und solidarischer zu werden. Dies gilt bereits innerhalb Europas. Nur wenn die Länder Europas die Herausforderung gemeinsam angehen, kann verhindert werden, dass Menschen an bestimmten Orten durch die neue Situation überfordert sind. Viele junge Menschen sind überzeugt, dass Europa nur dann weiter zusammenwächst, wenn wir nach dem suchen, was uns auf einer tieferen Ebene verbindet. Doch Europa soll nicht nur in sich geeint, sondern auch für die anderen Kontinente offen und mit den Ländern solidarisch sein, die schwere Zeiten durchstehen.

Ganz wenig genügt, fast nichts, um auf andere zuzugehen und wir können mit leeren Händen kommen. Ja, wenn wir auf Menschen zugehen, die ärmer sind als wir, erfahren wir eine Freude. In Taizé erleben wir dies immer wieder. Wir haben bei uns zwei christliche Familien aus dem Irak und eine muslimische Familie aus Syrien aufgenommen; darüber hinaus eine Gruppe junger Männer aus dem Sudan und aus Afghanistan – und vorübergehend eine Gruppe minderjähriger Flüchtlinge aus dem Sudan und aus Eritrea. Wenn wir diese Menschen in ihrer Not nicht allein lassen und wir uns die Zeit nehmen, ihnen zuzuhören und zu erfahren, was sie al-

les durchgemacht haben, dann entsteht oft eine tiefe Freundschaft. Ich sage diesen Menschen immer wieder: ‚Gott hat euch zu uns geschickt!‘

Doch sollten wir dabei auch nicht vergessen, dass in all unseren Ländern seit langer Zeit verschiedene Kulturen zusammenleben. Auch zu diesen Menschen, die schon lange unter und mit uns leben, müssen wir den persönlichen Kontakt suchen und Brücken bauen.

Nichts kann einen persönlichen Kontakt ersetzen. Dies gilt besonders auch für die Begegnung mit dem Islam. Muslime und Christen können gemeinsam Zeichen des Friedens setzen und sich der „Gewalt im Namen Gottes“ entgegenstellen. Franz von Assisi hat schon vor 800 Jahren nicht gezögert, den Sultan in Ägypten zu besuchen, um auf diese Weise den Frieden zu fördern. Mutter Teresa hat in Kalkutta ihr ganzes Leben den Ärmsten der Armen – ohne Ansehen der Religion – gewidmet.

Sich innerhalb Europas zu isolieren, würde bedeuten, in eine Sackgasse zu geraten. Sowohl unter Europäern als auch gegenüber den Geflüchteten ist ein geschwisterliches Miteinander der einzige Weg zum Frieden.

.....

1 Im ersten Teil dieses Artikels greife ich auf Gedanken zurück, die ich bereits am 9. September 2016 in Sant’Anselmo, in Rom, vor dem Kongress der Benediktineräbte ausgeführt habe.

## Bärbel Görcke

Äbtissin Bärbel Görcke M.A. wurde 1964 in Göttingen geboren. Nach der Krankenpflegeausbildung beim Ev. Diakonieverein Berlin-Zehlendorf arbeitete sie in der AIDS-Pflege. Von 1989-1994 war sie Mitglied der Community Casteller Ring und studierte anschließend Theologie und Erwachsenenbildung in Göttingen und Leipzig. Seit 2003 leitet sie das Kloster Mariensee nördlich von Hannover. Sie gehört dem Sprecherinnenrat des Generalkonvents der Äbtissinnen evangelischer Klöster und Stifte in Norddeutschland an.



Bärbel Görcke

## „Du hast uns hier zusammengerufen“

Zisterziensisch-lutherische Frauenklöster im Wandel der Zeiten

„Maria wurde erst im 19. Jahrhundert evangelisch“, sagen wir bei Führungen manchmal scherzhaft, wenn wir verwundert auf den Namen unseres Klosters oder die Marienstatue in unserem Gebetsraum angesprochen werden. Vergleichbares könnte man von den Frauenklöstern in unseren Breiten sagen. Denn ähnlich wie wenig bekannt ist, dass die biblischen Marienfeste Lichtmess, Verkündigung und Heimsuchung bis heute im lutherischen liturgischen Kalender geführt werden und Maria hier erst spät als „katholisch“ angesehen wurde, so ist auch kaum im Bewusstsein verankert, dass in unserer

Kirche von Anfang an Frauenklöster als Orte des Gebets und der Bildung weiter bestanden. Da das Bleiben am Ort für uns als benediktinisch geprägte Gemeinschaft zentral ist, möchte ich im Spiegel der Baugestaltung darstellen, wie sich das geistliche Leben in unserem Kloster Mariensee nördlich von Hannover darstellt und gewandelt hat.<sup>1</sup>

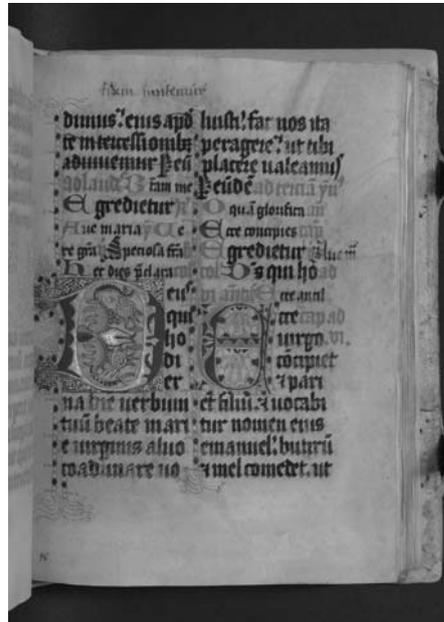
### Die Klosterkirche

Dem Reformprogramm der Zisterzienser verpflichtet, wurde die Klosterkirche im ersten Drittel des 13. Jahrhunderts als schlichter, unmittelbar nach oben stre-

bender, einschiffiger Bau errichtet. Dass auch der Selbstdarstellungswillen des Stifters, Graf Bernhard II. von Wölpe, eine wichtige Rolle spielte, zeigen der damals modernste Baustil der vielleicht ersten backsteingotischen Kirche Norddeutschlands sowie die Ausmaße, welche die finanziellen Möglichkeiten zunächst weit überstiegen. Die Nonnen wurden im Jahr 1231 als „Frauen, die nach den Regeln der Zisterzienser leben“ bezeichnet. In den Orden inkorporiert war das Kloster jedoch nie. Der Dienst der Nonnen war offenbar in der Region sehr gut verankert, denn Ablassaufrufe zur Fortsetzung der Bautätigkeit waren von Erfolg gekrönt, und es gab darüber hinaus wertvolle Zustiftungen. Siebenmal am Tag beteten die Frauen; stets fiel ihr Blick beim Betreten der Nonnenempore auf den Gekreuzigten, der in der Apsis hing. Bei der Renovierung im 20. Jahrhundert wurde das Kruzifix so gehängt, dass diese Situation heute beim Betreten der Prieche, dem Gebetsraum des Konvents, wieder gegeben ist.

## Reform und Reformation

Als die Windesheimer Reform im 15. Jahrhunderts eingeführt werden sollte, verschanzten sich die Marienseer Nonnen zunächst auf dem Dachboden der Kirche. Sie sangen das ‚Media in vita‘ als apotropäischen Gesang<sup>2</sup> und begannen sogar eine Rauferei mit dem Herzog, bevor sie schließlich die Reform annahmen. Bei dieser zweiten Visitation war auch der Abt des Nachbarklosters Loccum vertreten, dem Mariensee nun unterstellt wurde. Abt Balduin stand im Jahr 1512 der Wahl der neuen Äbtissin Odilie von Ahlden vor. Sie vollendete im Jahr 1522 eine wertvolle



Auszug aus der Handschrift der Äbtissin Odilie von Ahlden (1522), fol. 46r.

Handschrift für das Stundengebet und führte so ihren Konvent weiter an die zisterziensische Tradition heran.

Martin Luther hatte 1536 in den Wittenberger Artikeln geschrieben, nachdem er sich breit über die Männerklöster geäußert hatte, auch „Frauenklöster als Stätten der Lehre, der Bildung und der Frömmigkeit können bleiben für die jungen Mädchen; freilich soll niemand, der heiraten will, in den Klöstern zurückgehalten werden.“<sup>3</sup>

1542 führte Herzogin Elisabeth zu Calenberg-Göttingen mithilfe des ehemaligen Zisterziensermönches Antonius Corvinus die lutherische Reformation in ihrem Herrschaftsgebiet ein. Sie verfügte, dass das Vermögen der Klöster getrennt vom Staatsvermögen zu verwalten und auf alle Zeiten für kirchliche, kulturelle und soziale Zwecke zu verwenden sei. So ermöglichte sie, dass die

Klöster bislang jedem politischen Wechsel standgehalten haben.

In der 1543 erlassenen Klosterordnung wurde für den Gottesdienst festgelegt, dass vier Predigten in der Woche zu halten waren. Beim Stundengebet änderte sich zunächst wenig; man behielt die lateinische Sprache und die Horenordnung bei. Die Frauen waren frei, das Kloster zu verlassen – aber eben auch frei, zu bleiben.

Gegen die Reformation ist aus den Calenberger Klöstern kein nennenswerter Widerstand überliefert. Die Handschrift der Äbtissin Odilie wurde weiter gebraucht, wie Änderungen der Bezeichnungen für Maria im Einklang mit der lutherischen Agende zeigen – „anstößige“ Verweise auf die Fürbitte Mariens und ihre Rolle als Himmelskönigin wurden durch weiterhin gebräuchliche Formulierungen wie jungfräuliche Gottesmutter oder Formulierungen aus den Bekenntnisschriften ersetzt.

Ob das Schweigen über Widerstand gegen die Reformation die tatsächlichen Ereignisse widerspiegelt oder mehr der Tatsache geschuldet ist, dass man kein Interesse hatte, diese zu dokumentieren, ist offen. Bekannt ist jedenfalls, dass alle Häuser schon bald mit hohen Abgaben belegt wurden. Die baulichen Auswirkungen waren die Öffnung der Klausurmauern und wahrscheinlich auch, wie in anderen Klöstern belegt, eine Öffnung des Sehgitters zwischen Nonnenempore und Kirchenschiff. Die Nonnenempore selbst blieb aber bis zur Barockzeit in ganzer Größe erhalten und wurde weiterhin für das Stundengebet genutzt. Es fand kein Bildersturm statt – die Altäre und Statuen blieben, ebenso wie die Handschriften, als Brücken zur Tradition erhalten. Auch wenn

nur noch die biblischen Marienfeste gefeiert wurden, ermöglichten wohl mehrere Madonnenfiguren, die mystisch inspirierten spätmittelalterlichen Andachtsübungen der geistlichen Zweisprache mit Mutter und Sohn fortzuführen.<sup>4</sup>

## Das Konventgebäude

Im dreißigjährigen Krieg wurden die Konventgebäude fast komplett zerstört; der Konvent wurde zeitweise in sein Stadthaus in Hannover ausquartiert. Wissen wir aus dem 17. Jahrhundert von mehreren Gebäuden für den Konvent, so wurde von 1726-1729 eine geschlossene Vierflügelanlage im Stil des norddeutschen Barock errichtet, die einerseits dem klassischen zisterziensischen Ideal entspricht: Gestaltungselemente sind im Wesentlichen die Form und der Lichteinfall. Das georgianische Klostergebäude ist zugleich ein standesbewusst herrschaftliches Gebäude für adelige Damen, die in regem Austausch mit der Welt standen, wie u.a. durch die Korrespondenz des Marienseer Pfarrerssohnes und Schriftstellers Ludwig Hölty deutlich wird. Während man im 17. Jahrhundert noch um den gemeinsamen Tisch rang, zeigen nun die separaten Wohneinheiten mit eigener Küche, dass die Mahlzeiten der Klostersgemeinschaft endgültig der Vergangenheit angehörten. Doch bleibt laut Klosterordnung von 1737 das gemeinsame Gebet erster Auftrag des Konvents. Dass alle Frauen in Mariensee diesen Dienst der Fürbitte wirklich bejaht hatten, erscheint allerdings eher zweifelhaft: Im 18. Jahrhundert wandte sich der Konvent schriftlich gegen die gemeinschaftsbezogenen Auflagen; als das

tägliche Stundengebet in der Ordnung von 1847 abgeschafft wurde, dankte er überschwänglich.

Ausgeprägter als die Männerklöster standen die Frauenklöster immer in enger Verbindung zur weltlichen Macht – sei es im Mittelalter zur Stifterfamilie oder später zu den Landesfürsten. Die Loyalität gegenüber der Landesherrschaft und die Fürbitte für den Landesherrn und seine Familie ziehen sich durch die Geschichte. Während der bisherige Auftrag des gemeinsamen Gebets weitgehend in den Hintergrund getreten war, sollte doch das gesellschaftliche Ansehen der Klosterfrauen erhalten bleiben. Der hannoversche König Ernst August stiftete daher im Jahre 1842 im Gedenken an seine eben verstorbene Gemahlin Friederike allen Äbtissinnen und Konventualinnen der Calenberger Klöster einen Orden, den wir bis heute zu besonderen Anlässen tragen. Damit wurden die Äbtissinnen in den Rang eines Oberst erhoben; die Konventualinnen erhielten den Rang eines Majors.

Das Kircheninnere wurde nach Plänen eines Schülers des Baumeisters Conrad Wilhelm Hase im Sinne der Eisenacher Verordnung neugotisch umgestaltet. Dass man damit zum ursprünglichen Erbe der Kirche zurückfinden wollte, wird aus folgenden Ausführungen deutlich:

„Wir bedürfen für den Bau evangelischer Kirchen nicht erst eines neu zu erfindenden Bau-Typus im Gegensatz zur katholischen Kirche; denn die Reformation hat keine neue Kirche gründen, sondern nur die Irrtümer und Missbräuche aus der verderbten Kirche entfernen wollen. Ein neu zu erfindender spezifisch protestantischer Baustil

wäre darum ein Unding, weil es auf diesem Gebiete nichts zu protestieren, sondern nur anzuerkennen und wieder zu erlangen gibt.“<sup>5</sup>

Für den Konvent zeigt sich in der Umgestaltung die Individualisierung des geistlichen Lebens: statt der großen abgeschlossenen Nonnenempore, deren Platz nun für die Orgel genutzt wurde, entstand durch einen Durchbruch in das Konventsgebäude eine kleine, zum Kirchenschiff hin offene ‚Prieche‘, die zur privaten Andacht einlädt und eine stärkere Einbindung in den Kirchenraum der Gemeinde bedeutete.

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Während sich das gemeinsame gottesdienstliche Leben nun fast nur noch mit der Gemeinde abspielte, folgte die Konventualin Lewine Deichmann dem Impuls der diakonischen Bewegungen des 19. Jahrhunderts, die tätige Nächstenliebe als Gottesdienst betrachteten und gründete mit der „Warteschule“ einen der ersten bis heute erhaltenen Kindergärten. Auch das schlug sich in der baulichen Gestalt nieder; das Gebäude öffnete sich immer weiter für einen Austausch zwischen Ort und Konvent; später wurde der Neubau des Kindergartens in unmittelbarer Nachbarschaft ein Brückenschlag vom Kloster zur Welt. Der Konvent übergab die Trägerschaft 1972 an die Kirchengemeinde Mariensee.

## Rechtliche Stellung

Mit dem Reichsdeputationshauptschluss von 1803 verloren die Calenberger Klöster ihre rechtliche Selbstständigkeit, und ihr Vermögen wanderte in den Allgemeinen Hannoverschen Klosterfonds. Damit wurden die Klöster staatskirchenrechtlich betrachtet ‚res mixtae‘, „der Form nach Staat, der Sache nach Kirche.“<sup>6</sup>

Zur Verwaltung des Klosterfonds wurde die Klosterkammer Hannover gegründet. Im Gründungspatent von 1818 heißt es sinngemäß, dass die Gelder der verwalteten Stiftungen dazu dienen sollen, die geistlichen Bedürfnisse der Menschen gemäß den Erfordernissen der Zeit umzusetzen. Das verpflichtet uns in besonderer Weise, nach dem zu fragen, was heute Not tut.

Auch nach dem Verlust der rechtlichen Selbstständigkeit waren viele Strukturen weiter von der Vorstellung eines selbstständigen Organismus geprägt. Diese Vorstellung löste sich erst allmählich in Folge der institutionellen Schwächung auf. So wurde die Äbtissin zunächst weiter vom Konvent gewählt und das Patronat blieb für 100 Jahre beim Kloster selbst. Heute wird eine Calenberger Äbtissin auf Vorschlag der Klosterkammer Hannover durch das Ministerium für Wissenschaft und Kultur ernannt. Die Einführung findet in einem festlichen Gottesdienst statt. Künftige Konventualinnen werden vom Konvent gewählt. Die Verleihung der Klosterstelle erfolgt dann durch die Klosterkammer; die Einführung im Gemeindegottesdienst.<sup>7</sup> Zuweilen macht die Klosterkammer von ihrem Recht Gebrauch, Klosterstellen auch gegen den Willen des Konvents zu besetzen,

was in der Folge eine eigene Dynamik im Konvent befördert. - Die Problematik der rechtlichen Konstruktion zeigte sich während der Zeit des Nationalsozialismus in aller Schärfe: Das Regime schickte sich sofort an, die Klosterordnung zu ändern, was 1937 geschah. Man tilgte alle Hinweise auf den kirchlichen Zusammenhang. Aus den Klöstern wurden „Staatliche Damenstifte“, deren Aufgabe es nun war, „(...) hilfsbedürftigen, vaterlosen, unverheirateten Töchtern von um Staat und Partei wohlverdienten Männern, insbesondere den Töchtern von Offizieren, Beamten und Amtsträgern der NSDAP eine angemessene Versorgung zu gewähren.“ Zu den Aufnahmebedingungen heißt es: „Inhaberin einer Stiftsstelle (Stiftsdame) kann nur werden, wer arischer Abstammung und von untadeligem Lebenswandel ist, sowie die unbedingte Gewähr für nationalsozialistische Gesinnung und Lebenshaltung bietet.“<sup>8</sup>

Die Änderungen wurden sofort nach 1945 wieder korrigiert. In den Neufassungen der Klosterordnung von 1960 und 1972 wurde der geistliche Auftrag betont, ebenso wie durch die Wiedereinführung der Amtsbezeichnung „Äbtissin“ der Anschluss an die monastische Tradition neues Gewicht erhielt.<sup>9</sup> Da die Bedeutung des Begriffs „Damenstift“ sich bereits durch die Neustiftungen des 19. Jahrhunderts hin zu Einrichtungen standesgemäßer Altersversorgung verschoben hatte, die religiös neutral sind, wird er in den meisten unserer Häuser inzwischen gemieden.

## Geistliche Aufbrüche

Die liturgische und die community Bewegungen erreichten in den 1960er

Jahren auch die Klöster und Stifte in Norddeutschland. Bei Einkehrtagen im zisterziensisch-lutherischen Männerkloster Amelungsborn schwangen wir uns ein in den Rhythmus der Tagzeitengebete nach dem evangelischen Gesangbuch; jeweils verbunden mit einer Statio und langem Einzug in die Klosterkirche. Viele Häuser gestalten ihre Gebetszeiten seitdem wieder in der Form der klassischen Stundengebete. Die kirchliche Anbindung erfolgt heute juristisch über die Präsidentin des Landeskirchenamtes. Verantwortung für alle geistlichen Gemeinschaften trägt der Geistliche Vizepräsident, der zugleich Prior des Klosters Loccum ist. Die damalige Landesbischöfin Dr. Margot Käßmann führte ein jährliches Treffen mit den Äbtissinnen ein - mit beiderseitigem Jahresrückblick und jeweils einem thematischen Schwerpunkt für den Austausch. Außerdem ist eine Pastorin mit einer halben Stelle für die geistliche Begleitung der Frauen in den Klöstern und Stiften beauftragt.

Im Kloster Mariensee engagieren wir uns im Verein „Ökumenisches Stundengebet“. In dieser von der Burg Rothenfels, dem Zentrum der liturgischen Bewegung um Romano Guardini, ausgehenden Bewegung steht die Freude am Reichtum auch der anderen Traditionen und an der gemeinsamen Feier im Mittelpunkt. Wir haben Respekt vor dem Weg, der seit der Reformation im Westen getrennt verläuft und sind zugleich dankbar für den je eigenen Weg. Bei Katholiken- und Kirchentagen sind wir mit vertreten. Wir freuen uns, erprobte Praxismodelle vorstellen, vor allem aber gemeinsam feiern zu können. Durch das 800 jährige Jubiläum des Klosters Mariensee im Jahre 2007 wur-

den unsere Beziehungen zur zisterziensischen Familie intensiver. M. Maria Hildegard Brem OCist lud uns im Anschluss an ihren Vortrag zu Tagen zisterziensischer Spiritualität nach Mariastern-Gwiggen ein. Wir kamen mit einer Gruppe interessierter Frauen und setzten in den folgenden Jahren die Reihe unserer „Klosterfahrten“ auch in andere Klöster wie Kismaros in Ungarn und Citeaux fort. Es war sehr bewegend, unsere Häuser dort im Klosterverzeichnis der zisterziensischen Familie mit aufgenommen zu sehen. Unsere Klosterführerinnen entwickelten sich zu Expertinnen in zisterziensischer Geschichte und Frömmigkeit.

Äbtissin Maria Assumpta Schenkl aus Helfta beriet uns nicht nur, sondern hinterließ auch eine bleibende Spur mit ihrem Habit, den sie uns für das Klostermuseum gegen eine Spende für den Kindergarten übergab.<sup>10</sup>

### Andere evangelisch – zisterziensische Klöster

Aus der zisterziensischen Familie gehören neben dem Calenberger Kloster Mariensee die Lüneburger Klöster Wienhausen, Isenhagen und Medingen zu den heute lutherischen Häusern für Frauen.

- Im Kloster Isenhagen ist der Konvent besonders geprägt durch die Einkehrtage im Kloster Amelungsborn. Hier wird im Sommer das Mittagsgebet nach dem evangelischen Gesangbuch gebetet.
- Im Kloster Medingen werden noch verschiedene der aus dem Mittelalter überlieferten Ämter ausgeübt. Die Äbtissin war über viele Jahre zum Generalkapitel der Zisterzienser eingeladen.

- In Wienhausen wurde die Kirche in der Reformationszeit Gemeindegkirche. Abgetrennt vom Kloster wird sie bis heute separat bespielt. Der Nonnenchor wurde durch die Entfernung eines Heiligen Grabes wieder zum Gebetsraum. Während der Führungszeit betet der Konvent hier an jedem Freitag das Abendgebet nach der Vesperordnung im evangelischen Gesangbuch.
- Das Stift Börstel wurde 1650 zum freiweltlichen Stift, das Plätze für jeweils acht evangelische und zwei katholische Frauen bietet. Es hat mehr eigenen Gestaltungsspielraum, aber auch einen ungleich höheren ökonomischen Druck.
- Das Kloster Stift zum Heiligengrabe im Brandenburgischen ist das einzige evangelisch gewordene Haus mit zisterziensischen Wurzeln, das nicht lutherisch ist und nicht zum Verwaltungsbereich der Klosterkammer Hannover, sondern zur Union evangelischer Kirchen gehört.<sup>11</sup> Gleichwohl steht das Kloster Stift zum Heiligengrabe im engen Austausch mit unseren Häusern, und die damalige Äbtissin Dr. Rupprecht war Mitglied im Arbeitskreis der EKD, der die Denkschrift über Gemeinschaften erstellte.<sup>12</sup>

### Das Feuer hüten

Unter dem Titel „Das Feuer hüten“ gibt der 2006 gegründete Generalkonvent der Äbtissinnen norddeutscher Klöster und -stifte seit 2012 Klostermagazine heraus. Unsere vornehmste Aufgabe ist das Hüten und die Weitergabe von Glaubenserfahrungen, soweit es in unserer Macht steht. Dies kann zuweilen

auch in eher weltlichem Gewand geschehen. Im Magazin möchten wir die Freude über die Schönheit unserer Häuser teilen und zugleich für einen Lebensstil werben, der im Einklang steht mit der Schöpfung Gottes.

„Das Feuer hüten“ ist die Frucht von Begegnung und Austausch, in deren Zentrum die jährlichen Einkehrtage stehen. Sie finden in der Regel abwechselnd in einem evangelischen und katholischen Haus statt. Wir sind dankbar, wenn wir Ordensgeschwister mit langjähriger Leitungserfahrung wie P. Fidelis Ruppert OSB und Sr. Johanna Domez OSB als Begleitende gewinnen können.

### Höre, neige das Ohr deines Herzens

„Höre, neige das Ohr deines Herzens“ ist gleichsam der Ton, der vorgegeben wird durch eine Kalligraphie im Eingangsbereich unseres Klosters. In dieser Haltung soll alles geschehen, was sich im Kloster als Lebens- und Lernort ereignet. Eine der größten Herausforderungen besteht heute darin, das zunehmende Interesse der Öffentlichkeit und die Notwendigkeit, einen geschützten Ort für den Konvent zu erhalten, in Einklang zu bringen.<sup>13</sup>

Die besonderen Bedingungen in Mariensee haben wir genutzt, um eine Lösung zu finden, die immer wieder überprüft werden muss. Der Innenhof ist ein Ort, auf den sich die Wohnungen der Frauen ausrichten, den man also als Raum gemeinschaftlicher Sammlung bezeichnen könnte. Weil wir Besuchern ganztägig den Zugang zum Kloster ermöglichen wollten, wurde der Kreuzgang zum halböffentlichen Raum, der

nicht nur zu Stille einlädt, sondern auch zum Betrachten wechselnder Ausstellungen moderner Kunst.

So stattete die inzwischen jung verstorbene Künstlerin Benita Joswig die Fenster im Kreuzgang mit temporären Glasmalereien aus, bei denen sie Gertrud von Helfta und die Marienseer Äbtissin Odilie miteinander ins Gespräch brachte.<sup>14</sup>

Auch der Innenhof gehört damit nicht wie klassischerweise zur Klausur, sondern ist eine Art Verlängerung des Kreuzgangs nach außen. Weil jede Wohneinheit vom Kreuzgang aus separat zu begehen ist und einen eigenen Garten hat, betrachten wir diese als Rückzugsort für das jeweilige Konventsmitglied: als persönliche Klausur. Daneben wurde in der Abtei, dem heute als Empfangs- und Begegnungsraum genutzten Bereich der Äbtissin, ein Konventsraum eingerichtet. An einer



Spiegelung der Glasmalereien im Kreuzgang des Klosters Mariensee

Stelle sind zwei Wohneinheiten miteinander verbunden. Hier haben wir einen Gästebereich eingerichtet, in dem wir Menschen einladen, mit uns den heilsamen Rhythmus von Gebet und Arbeit einzuüben. Das geschieht bei Seminaren zu klösterlichen Kulturtechniken wie Sticken, Kalligraphie oder Gartenpflege, aber auch mit Einzelgästen und Pilgern. Für die Gebetszeiten stehen dem Konvent die Prieche, mit Gästen die Kirche sowie für Meditation und Körperarbeit bzw. im Winter der Raum der Stille zur Verfügung.

Unsere Gebetszeiten sind heute „gestuft“: Als Konvent beten wir die Vesper nach dem evangelischen Gesangbuch; die Vorbereitung wechselt wochenweise. Gemeinsam mit Gliedern der Gemeinde haben wir ein Formular für ein Abendgebet entwickelt, das leichter zugänglich ist, weil es Taizégesänge und eine orthodoxe Psalmodie enthält. Schließlich stellen wir uns auf die Bedürfnisse und Möglichkeiten unterschiedlicher Gruppen ein. So beten wir mit Kindern eine elementare Liturgie mit responsorialer Psalmodie.<sup>15</sup>

Seit dem Jubiläumsjahr 2007 laden wir im Klostermuseum zu einem Gang durch Geschichte und Gegenwart der Frauenklöster in Norddeutschland ein. Dass die Frauen das Kontinuum der Klöster sind, zeigt ein Band, das sich durch alle Räume zieht und auf dem sich die Namen aller bekannten Konventsmitglieder seit der Gründung finden. Den chronologisch aufgebauten ersten Räumen lassen sich drei Themen zuordnen, die in der betreffenden Zeit besonders prägend waren: im Mittelalter das fürbittende Gebet, in der Reformationszeit die Schriftlesung und Verkündigung, im 19. Jahrhundert das

Dasein für andere. Dieser Dreiklang zieht sich durch unsere Geschichte und Gegenwart: Er entspricht dem benediktinisch-zisterziensischen Ideal von Gebet, Lesung und Arbeit für einen ausgewogenen Tageslauf; er ähnelt zugleich der Neufassung der Aufgaben für die Konvente in der Reformationszeit - kirchlichen, kulturellen und sozialen Zwecken sollen sie dienen; er bestimmt unsere Gegenwart und führt uns damit schließlich in die Zukunft.

### „Behüte und bewahre diesen Ort“

Die bereits erwähnte Handschrift der Äbtissin Odilie von Ahlden, vollendet am Michaelistag 1522, ist ein wunderbares Beispiel für ein spätmittelalterliches Rollenbuch zur Stundenliturgie, und die einzige Handschrift, die sich noch im Kloster befindet.

Im Jahr des Reformationsgedächtnisses präsentieren wir das Gebetbuch im Original als ein Zeugnis für Kontinuität und Wandel bei unserem zentralen Anliegen: dem gemeinsamen Gebet. In den Abendgebeten nehmen wir Elemente aus dem Gebetbuch auf. Wir freuen uns, dass der Landesfrauenrat Niedersachsen in diesem Jahr mit uns einen „frauen-ORT Äbtissin Odilie von Ahlden“ errichtet, der schon jetzt eine neue Zielgruppe zunächst kulturhistorisch interessierter Menschen anspricht.

Als Konvent trägt uns die Überzeugung, dass Gott selbst uns an diesem Ort zusammengerufen hat, „damit sein heiliger Name gepriesen werde“; wie es in einem Gebet „pro clastro“ heißt.<sup>16</sup>

Dieses Gebet mit der sich anschließenden Bitte um den Beistand vom Himmel trägt uns durch die Jahrhunderte. Es

beginnt mit der Bitte: „Behüte und bewahre diesen Ort vor allen Sünden und vor aller Zwietracht.“

Möge der Heilige Geist unser Gebet und alles Tun und Lassen lebendig erhalten.

.....

- 1 Vgl. für alle Klöster mit Quellenangaben: Görmandt, Ruth: Zwischen katholischem Erbe und protestantischer Beliebtheit? Zur Frage nach dem Wesen evangelischer Klöster in Geschichte und Gegenwart, in: Generalkonvent der Äbtissinnen evangelischer Klöster und Stifte in Niedersachsen: Kloster-Blicke. Bilder aus evangelischen Frauenklöstern, 2011, zum Download auf [www.generalkonvent.de](http://www.generalkonvent.de); Hamann, Manfred, Graefe, Christa: Kloster Mariensee, in: Germania Benedictina, Band XII: Norddeutschland, München 1994, 438-462; Görcke, Bärbel: Kloster Mariensee, in: Klosterkammer Hannover (Hg.), Evangelische Klöster in Niedersachsen, Rostock 2008.
- 2 Vgl. Hascher-Burger, Ulrike: Zwischen Liturgie und Magie: Apotropäischer Zaubergesang in niedersächsischen Frauenklöstern im späten Mittelalter, in: Journal of the Alamire Foundation 3 (2011), 127-143. auf [http://www.ulrikehascher-burger.com/nl/Forschung/Projekte/Liturgische-Musik-im-Gebetbuch-der-%C3%84btissin-Odilia-von-Ahlden-\(1522\)](http://www.ulrikehascher-burger.com/nl/Forschung/Projekte/Liturgische-Musik-im-Gebetbuch-der-%C3%84btissin-Odilia-von-Ahlden-(1522)).
- 3 Vgl. zu Martin Luthers Standpunkt Johannes Halkenhäuser, Kirche und Kommunität. Ein Beitrag zur Geschichte und zum Auftrag der kommunitären Bewegung in den Kirchen der Reformation (Konfessionskundliche und kontrovers-theologische Studien, Bd. 42), 2. Auflage, Paderborn 1985, S. 13-81, sowie Grochowina in diesem Heft (S. 1-13).
- 4 Vgl. dazu Lähnemann, Henrike: Der Medinger „Nonnenkrieg“ aus der Perspektive der Klosterreform. Geistliche Selbstbehauptung 1479-1554. Erschienen in: 1517-1545: The Northern Experience. Mysticism, Art and Devotion between Late Medieval and Early Modern. Antwerp

- Conference 2011, ed. by Kees Scheepers et al., *Ons Geestelijk Erf* 2016.
- 5 Otte, Heinrich, *Handbuch der kirchlichen Kunstarchäologie*, Leipzig, 1883.
  - 6 Vgl. dazu Campenhausen, Axel Freiherr von: *Klosterfonds und Klosterkammer Hannover*, Hannover 1999, 7.
  - 7 Pointke, Johanna: *Zisterzienserinnen in Umbruchszeiten*, in: *Cistercienser Chronik* 120, Heft 2, 2013, S. 211–224, 200, stellt den Sachverhalt leider nicht ganz korrekt dar.
  - 8 „Satzung für die Staatlichen Damenstifte Barsinghausen, Mariensee, Marienwerder, Wennigsen und Wülfinghausen“ von 1937, §1, §4. Die Calenberger, damals „Oberinnen“ hatten einander bereits 1933 einen Entwurf weitergeleitet und kommentiert, wie Unterlagen aus dem Archiv des Klosters Marienwerder belegen. Der Entwurf selbst findet sich jedoch in keinem der Archive mehr. Mein Dank für diese Hinweise zur Quellenlage gilt Christiane Schröder-Sieroux: <http://www.demokratie-didaktik.de/projekte/die-klosterkammer-hannover-im-nationalsozialismus>.
  - 9 Vgl. zur Stellung auch zur Landeskirche: Sperling, Eberhard: *Evangelische Klöster und Stifte in Niedersachsen – Anmerkungen zur Geschichte, Rechtslage und Aufgabenstellung*, veröffentlicht im Jahrbuch der Gesellschaft für Niedersächsische Kirchengeschichte Bd. 72/1974, hier: 146. „Danach fördert die Landeskirche auch den Dienst solcher Kirchenglieder, die Aufgaben der Verkündigung erfüllen, ohne kirchliche Amtsträger zu sein. Diese Vorschrift, die in erster Linie auf die Religionslehrer an den staatlichen Schulen hinweist, gilt auch für die Äbtissinnen und Konventualinnen der evangelischen Klöster und Stifte in Niedersachsen. Somit stehen diese Klöster und Stifte nicht nur – wie es in §1 (2) der neuen Klosterordnungen von 1959/60 heißt – unter dem Schutz des Landes Niedersachsen, sondern auch unter dem Schutz der Ev.-luth. Landeskirche Hannovers. Daher wird man die niedersächsischen Klöster und Stifte staatskirchenrechtlich als sog. *rex mixtae* ansprechen können, als Institutionen, die sowohl dem Staat als auch der Kirche zugeordnet sind“.
  - 10 So fördern wir gern den wichtigen Dienst, der im Kloster Helfta getan wird – mit der etwas kuriosen Folge, dass wir als evangelisches Haus regelmäßig Spendenbitten vom Bonifatiuswerk erhalten.
  - 11 Vgl. zu diesem Haus und der evangelischen Klosterlandschaft allgemein: Lütcke, Karl-Heinrich: *Die Entdeckung der Klöster für die evangelische Kirche. Spirituelle Erneuerung und kulturelles Erbe*, in: *Deutsches Pfarrerberblatt* 8 / 2011.
  - 12 *Verbindlich leben. Kommunitäten und geistliche Gemeinschaften in der Evangelischen Kirche in Deutschland. Ein Votum des Rates der EKD zur Stärkung evangelischer Spiritualität*, EKD-Texte 88, 2007.
  - 13 Vgl. Biallas, Hans-Christian, Vorwort, in: *Klosterkammer Hannover* (Hrsg.): *Klöster in Niedersachsen*; Rostock 2014, 7.
  - 14 Vgl. dazu Joswig, Benita: *Auf Glas gebetet – Ein Bildprogramm im Kloster Mariensee*, in: Ringler, Siegfried (Hg.) *Aufbruch zu neuer Gottesrede. Die Mystik der Gertrud von Helfta in ihrer Bedeutung für heute*, Mainz 2008.
  - 15 Vgl. zur Geschichte und aktuellen Praxis: Katharina Talkner: *„horas mit Andacht singen“*. *Das evangelische Stundengebet in den Calenberger Klöstern*, Hannover 2008.
  - 16 Handschrift Mariensee, fol. 114r: Tu, domine, qui hanc congregacionem ad glorificandum nomen sanctum tuum in hoc loco adunari permisisti, da famulis et famulabus tuis adiutorium sanctum tuum de celis.

### Christian Schmidt

Oberkirchenrat i.R Pfarrer Christian Schmidt ist Gründungsprior des „Evangelischen Konvents Kloster Heilsbronn“. Er arbeitete zuvor als Gemeindepfarrer, Dekan in Pegnitz und Nürnberg und war Referent für Homiletik im Gottesdienstinstitut der bayerischen Landeskirche und theologischer Referent im Museum Kirche in Franken. Vor dem Beginn seines Ruhestandes hatte er das Amt des Regionalbischofs im Kirchenkreis Ansbach-Würzburg der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern inne.



Christian Schmidt

## Der „Evangelische Konvent Kloster Heilsbronn“

Aktuelles Beispiel eines Versuchs, den monastischen Gedanken in modifizierte Form aufzunehmen

### Wie es nach der Reformation in den evangelischen Gebieten mit den Klöstern weiterging ...

In der Reformationszeit wurden in den evangelischen Gebieten nicht alle Klöster aufgehoben. Vor allem in Niedersachsen bestanden nicht wenige Frauenklöster als evangelische Damenstifte fort. Dort lebten – und leben – Frauen zölibatär und mit einer gewissen Gebetsordnung zusammen. Der Besitz der Klöster war nicht verschleudert worden, er wurde und wird von der Hannover'schen „Klosterkammer“ verwaltet. Bei einigen Männerklöstern wie

Loccum, Amelungsborn oder Bursfelde gab es auch nach der Reformation weiterhin Konvente oder zumindest Äbte. In der Regel hatten die Mitglieder dieser Konvente wichtige Ämter in der evangelischen Kirche inne und übten diese als Landesbischöfe, Landesuperintendenten, Superintendenten oder Pfarrer an ihrem jeweiligen Ort aus. Diese – nunmehr zumeist verheirateten Männer trafen – und treffen – sich in regelmäßigen Abständen einige Male im Jahr im Kloster zum Gebet.

Die organisatorische und rechtliche Struktur ist verschieden. So ist etwa in Amelungsborn der „Konvent“ ein Gre-

mium aus sieben ordinierten und einem juristischen Mitglied, das sich zwei Mal im Jahr trifft, um v.a. die Verwaltungsdinge des Klosters zu regeln, während die „Familiaritas“, die v.a. aus Laien besteht, einmal pro Monat für ein Wochenende in Amelungsborn zusammenkommt und ein intensives geistliches Leben übt.

Nach katholischer Diktion wären diese evangelischen Klöster wohl am ehesten dem Oblateninstitut zuzuordnen, wobei sich die Frage stellt, wie es einem dritten Orden ohne einen ersten oder zweiten ergehen mag. Entscheidend dürfte sein, dass wesentliche Anliegen der monastischen Tradition, wie das regelmäßige Gebet, die lectio divina, die Meditation intensiv gepflegt werden und es auf diese Weise Orte gibt, an denen – auch von Gästen – aus den Quellen des Glaubens geschöpft werden kann.

### **Zu Geschichte und Ort des Evangelischen Konvents Kloster Heilsbronn (EKKH)**

Gastfreundlicher Ort des Gebets und der Meditation zu sein, dieses Ziel hat auch der „Evangelische Konvent Kloster Heilsbronn“, der vor bald zehn Jahren im Heilsbronner Münster mit einem feierlichen Vespergottesdienst eröffnet wurde. Die ehemalige Zisterzienserabtei Heilsbronn liegt zwischen Nürnberg und Ansbach im Herzen des Frankenlandes. Im Jahr 1132 von Bischof Otto von Bamberg gegründet, wurde das Kloster bald darauf mit Mönchen aus dem Kloster Ebrach im Steigerwald besetzt und entfaltete ein reiches geistliches und wirtschaftliches Leben. Insbesondere das romanische Münster zeugt

von der großen Vergangenheit. 1524 schloss sich der Konvent mehrheitlich der lutherischen Reformation an und bestand bis 1578 fort. Später wurden viele Klostergebäude anderen Zwecken zugeführt, etliche wurden auch abgerissen. Nach dem 2. Weltkrieg konnten fast alle noch vorhandenen Klostergebäude für die evangelische Kirchengemeinde und für die Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern erworben werden; ein Teil von ihnen beherbergt, um stilvolle Neubauten erweitert, das Religionspädagogische Zentrum (RPZ) der Landeskirche mit einem großen Tagungshaus. Sowohl in der evangelischen Münstergemeinde als auch im RPZ herrscht reges geistliches Leben. Die Wiederbelebung des Jakobsweges zwischen Rothenburg o. d. Tauber und die „Gemeinschaft Evangelischer Zisterziensererben in Deutschland“ wurde durch den früheren Heilsbronner Gemeindepfarrer Paul Geißendörfer initiiert.

### **Zur Entstehung**

Dem damaligen Regionalbischof von Ansbach-Würzburg, Oberkirchenrat Helmut Völkel, war es ein Anliegen, an die monastische Spiritualität anzuknüpfen und sie mit lutherischer Theologie und Frömmigkeit zu verbinden. In Heilsbronn bestanden dafür gute Voraussetzungen. Hier waren mit dem Münster, dem evangelischen Gemeindezentrum und dem religionspädagogischen Zentrum der Bayerischen Landeskirche Häuser und Einrichtungen vorhanden, deren hervorragende Infrastruktur eventuell von einer neuen Gemeinschaft würde mit genutzt werden können. Diese Gemeinschaft könnte in

den genannten Räumen zu Gast sein, müsste sich nicht um Gebäude und Bauunterhalt kümmern und könnte sich so ganz dem geistlichen Anliegen widmen.

Mit angeregt durch eine Studie des langjährigen evangelischen Zisterzienser-Familiaren Pfarrer Dr. Johannes-Jürgen Siegmund bat der Regionalbischof im Frühjahr 2005 den damaligen 1. Pfarrer von St. Lorenz und Dekan von Nürnberg-Mitte, Christian Schmidt darum, in Heilsbronn einen Konvent aufzubauen. Schmidt hatte schon als Student und Vikar wichtige Impulse durch Pater Beda Müller in Neresheim und im Kloster St. Matthias in Trier bekommen und war seit mehr als drei Jahrzehnten freundschaftlich mit den Benediktinern des Stiftes Kremsmünster verbunden; zu den evangelischen Kommunen auf dem Schwanberg und in Selbitz hatte er lebendige Kontakte. So erschien er dem Regionalbischof als der geeignete Mann dafür, benediktinisch-zisterziensische und lutherische Frömmigkeit in einem Konvent miteinander zu verbinden. Christian Schmidt informierte sich in vielen Gesprächen, mit Prior Johannes Paul in Sankt Paul vor den Mauern in Rom und dem Selbitzer Kommunitätspfarrer Martin Wirth, mit Prior Antonius Pfeil und Pater Athanasius Polag auf der Huysburg und mit Abt Dr. Hans-Christian Drömann und Abt Eckhardt Gorka vom Evangelischen Zisterzienserkloster Amelungsborn, mit dem Kremsmünsterer Novizenmeister Pater Dr. Bernhard Eckerstorfer und dem Beuroner Benediktiner Dr. Albert Schmidt ebenso wie mit den evangelischen Pfarrern Paul Geißendörfer und Dr. Johannes-Jürgen Siegmund, insbesondere aber auch mit dem Kirchenvor-

stand von Heilsbronn und der Leitung des RPZ über die Möglichkeiten der spezifischen Heilsbronner Situation.

In engem Kontakt mit dem Regionalbischof kristallisierte sich so eine auf die Heilsbronner Verhältnisse zugeschnittene Konventsordnung heraus, welche die Zustimmung des Landeskirchenrats in München und auch der örtlichen Verantwortlichen fand. Als Rechtsform hat der Konvent die Form einer kirchlichen Stiftung bürgerlichen Rechts.

### **Zu Ordnung und Struktur des Konvents**

Im Laufe von zehn Jahren hat sich einiges verändert, doch das Wesentliche der Grundordnung hat Bestand: Der „Evangelischen Konvent Kloster Heilsbronn“ ist eine Gemeinschaft aus Frauen und Männern, die sich unter dem Motto „gemeinsam schweigen, hören, beten, leben“ regelmäßig in Heilsbronn trifft. Er hat seine Heimat in der evangelisch-lutherischen Kirche, ist aber für Mitglieder anderer christlicher Kirchen offen. Der Konvent ist eine gegliederte Einheit aus „Klosterkonvent“ und „Münsterkonvent“.

Der Klosterkonvent trifft sich insgesamt zwölf Tage, auf vier Blöcke übers Jahr verteilt, um gemeinsam in Heilsbronn geistlich zu leben. Der Münsterkonvent ist vor allem für Menschen in Heilsbronn und im näheren Umkreis gedacht. Sie tragen insbesondere die wöchentliche Vesper im Münster; außerdem kommen sie einmal im Monat zu einem Abend mit Vesper, gemeinsamem Abendessen, geistlichem Gespräch und Komplet zusammen. Zwei Wochenenden im Jahr tagen die beiden Kreise gemeinsam.

Klosterkonvent und Münsterkonvent sind in der Regel zu Gast in den Räumen der Kirchengemeinde und des RPZ; ab und zu wird aber auch ganz bewusst an anderen geistlichen Orten getagt, um Kontakte zu pflegen und neue geistliche Anregungen zu bekommen.

Die Mitglieder von Kloster- und Münsterkonvent – beide Kreise wachsen mehr und mehr zusammen – übernehmen folgende Verpflichtungen:

- Sie nehmen so oft wie möglich an den Tagzeitengebeten teil.
- Sie üben das geistliche Leben zuhause im Betrachten der Hl. Schrift, in Gebet und Fürbitte, in der Bitte um Gottes Führung durch den Tag.
- Sie bedenken gemeinsam, was der Reformansatz der Zisterzienser damals für die Kirche von heute zu bedeutet.
- Sie wirken bei Tagungen mit, die der Konvent veranstaltet oder an welchen er teilnimmt.
- Sie tragen gemeinsam ein Projekt in der „Einen Welt“.
- Sie tragen die Arbeit des Konvents durch ihre Spenden mit.
- Sie stellen sich der Kirche und ihrer Kirchengemeinde mit der eigenen Berufs- und Lebenserfahrung zur Verfügung.

Alle drei Jahre wird die Konventsordnung daraufhin überprüft, ob sie noch den geeigneten Rahmen für das Leben des Konvents bildet oder ob etwas verändert werden muss. Neben diese Konventsordnung, die eher die formalen Dinge regelt, sollen die ‚geistlichen Gepflogenheiten‘ des Konvents inhaltlich festgehalten werden, zur eigenen Vergewisserung und Orientierung ebenso wie zur Information für Interessierte.

## Das soziale Engagement

Damit zum Gebet auch „das Tun des Gerechten“ tritt, pflegt der Konvent eine Partnerschaft zur Frauenbildungsarbeit der evangelisch-lutherischen Kirche im Kongo. Dabei geht es nicht nur um die finanzielle Unterstützung, sondern mindestens ebenso sehr um die gegenseitige Fürbitte und das Mittragen der Lasten der jeweils anderen. Wichtig dafür sind Besuche im Kongo und aus dem Kongo.

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

## Zwischen den Zeiten ...

In der Zeit zwischen den Konventstreffen hält vor allem das Konventsgebet, das jeder Konventuale täglich beten soll, den Konvent geistlich zusammen.

*„Gott, unser Vater,  
bei dir ist die Quelle des Lebens,  
du bist der Brunnen des Heils.  
Mach uns still, dass wir dich hören;  
mach uns leer, dass du uns füllen  
kannst.  
Mach uns hungrig nach Gerechtigkeit  
und Frieden  
und lass uns dich erkennen im Gesicht  
der Armen.  
Nimm uns die Angst und Traurigkeit  
und schenk' uns deine Freude.  
Jesus Christus, du bist an unsrer Seite,  
Heiliger Geist, durch dich sind wir  
verbunden;*

*Dreieiniger Gott, Ursprung, Ziel und Mitte,  
dich beten wir an. Amen.“*

Außerdem wird die kurze Betrachtung, die bei der Freitagsvesper gehalten wird, regelmäßig allen Konventualen gemailt. Der Prior versucht durch regelmäßige Briefe die Verbundenheit zu stärken.

## **Die Zukunft ...**

Im Laufe von zehn Jahren ist in Heilsbronn eine kleine lebendige geistliche Gemeinschaft gewachsen. Derzeit ist es für den Konvent, der aus achtundzwanzig Mitgliedern besteht, eine wichtige Aufgabe, mit Gottes Hilfe den Übergang von der Gründungsgeneration und vom Gründungsprior zur nächsten Konventsgeneration gut zu gestalten.

## ...Ordensleben



Jugendpastoral ist ein Jonglieren mit vielen Bällen. Im Bild: Sr. Clara Dellbrügge OSF  
Foto: Sr. Elisa Kreuzer OSF

### Abschluss des DOK-Projekts „Der Jugend trauen – Charismen-orientierte Impulse zum Dialog“

Aus den Erfahrungen der letzten Jahre könnte man den Schluss gewinnen, dass das Thema Jugend und Orden ein zunehmend brisantes sei. Einerseits scheinen aufgrund der Überalterung von einzelnen Ordensgemeinschaften deren jugendpastorale Aktivitäten zu erlahmen oder sich auf eine reine „Nachwuchs-Berufungspastoral“ zu beschränken. Nicht selten ist das „jugendpastorale Feuer“ bereits ganz erloschen oder wird nur noch von wenigen „Einzelkämpfern“ oder von angestellten Mitarbeitern/-innen am „Schwelen“ gehalten. Andererseits zeigen sich mancherorts zugleich neue Aufbrüche. Es werden kreative und innovative Angebote, Projekte und Initiativen von einzelnen Ordensgemeinschaften, Klöstern oder Ordensleuten entwickelt, die jungen Menschen lebensnah und hilfreich im Geiste des Evangeliums zur Seite stehen.

In seinem apostolischen Schreiben ‚Evangelii gaudium‘ formulierte Papst Franziskus eine neue missionarische Programmatik, die auch die Jugend betrifft. Zum einen beklagt der Papst, dass junge Menschen „in den üblichen Strukturen oft keine Antworten auf ihre Sorgen, Nöte, Probleme und Verletzungen“<sup>1</sup> finden, und zum anderen fordert er „uns Erwachsene“ dazu auf, den Jugendlichen „geduldig zuzuhören, ihre Sorgen und ihre Forderungen zu verstehen und zu lernen, mit ihnen eine Sprache zu sprechen, die sie verstehen.“<sup>2</sup>

Diesen Impuls griff die Deutsche Ordensobernkonzferenz bei ihrer Mitgliederversammlung in 2015 auf und stellte den Studientag unter das Leitwort „Jugend und Orden – Impulse zum Dialog“. Konkret sollte dieser Impuls seine Fortsetzung finden durch das Projekt „Der Jugend trauen – Charismen-orientierte Impulse zum Dialog“. Den teilnehmenden Ordensgemeinschaften sollte durch eine Be-

standsaufnahme die Neujustierung ihrer Jugendarbeit ermöglicht werden. Projektpartner waren die DOK-Arbeitsgemeinschaft Jugendpastoral der Orden (AGJPO) und das Jugendpastoral-Institut Don Bosco (JPI) in Benediktbeuern. Die konzeptionellen-inhaltlichen Eckpfeiler des Projektes bildeten folgende Ziele:

- Revision-de-vie und Neujustierung der Jugendpastoral des jeweiligen Ordens/Klosters;
- Klärung der Identitäts- und Profilfrage einzelner Ordensgemeinschaften und deren Einrichtungen im Bereich der Jugendpastoral;
- Entwicklung von neuen Perspektiven einer evangelisierenden Jugendpastoral des Ordens;
- Qualifizierung von Ordensleuten und Mitarbeiter(inne)n für das Feld der Jugendpastoral.

Dreizehn Ordensgemeinschaften mit insgesamt 151 Brüdern und Schwestern, teilweise auch Mitarbeiter, haben von November 2015 bis November 2016 an dem Projekt teilgenommen. Weitere Bausteine des Projektes war die Jahreskonferenz der AGJPO im Januar 2016 mit dem Thema „Nur mal schnell die Welt retten – Orden(t)liche Jugendpastoral am Rand“ und das Jugendpastorale Symposium „Annehmen - Vertrauen – Ermutigen“ in Benediktbeuern im April 2016. Zur Abschlussstagung des Projektes trafen sich Ordensfrauen und -männer am Donnerstag und Freitag, 12./13. Januar 2017 in Benediktbeuern. Der anlässlich dieser Abschlussstagung gehaltene Vortrag von Prof. Dr. Martin Lechner, Jugendpastoral-Institut Don Bosco fasste die Ergebnisse des Projektes zusammen und deutete die dabei gewonnen Erkenntnisse für eine zeitgemäße Jugendpastoral der Orden aus.

.....  
1 EG 105. 2 Ebd.

Martin Lechner

## „Prolog - Proexistenz - Prophetie“

Der spezifische Beitrag der Klöster und Ordensgemeinschaften zur Jugendpastoral in Deutschland<sup>1</sup>

Vor 30 Jahren wurde im vormaligen Hörsaal I der Philosophisch-Theologischen Hochschule Benediktbeuern die Arbeitsgemeinschaft Jugendpastoral der Orden gegründet. Ich war mit dabei – damals noch jung und erwartungsfreu-

dig, mitten in der Promotion und am Beginn einer beruflichen Vita. Zu dieser gehören vielfältige, prägende Begegnungen mit Ordensleuten und Ordensgemeinschaften bei Kursen am Pastoraltheologischen Institut in Friedberg,

bei unseren eigenen Einführungskursen in die Jugendpastoral und bei vielen Fortbildungen wie Arbeitsprojekten in den Häusern unterschiedlicher Gemeinschaften. Daher freue ich mich sehr, dass Sie mir als Zeitzeugen und als langjährigem Begleiter „ordentlicher“ Jugendpastoral heute den Festvortrag zu Ihrem Jubiläum zugedacht haben.

## 1. Gründungsmotive der AGJPO

Die Initiative zur Gründung der AGJPO ging meines Wissens von den Salesianern aus. Die Ziele, die man damit verfolgte, liegen etwas im Dunkeln, aber nach meiner Erinnerung waren sie doppelter Natur:

- *Vernetzung der jugendpastoralen Aktivitäten der Klöster und Ordensgemeinschaften:* Dieses erste Ziel erwuchs aus der Einsicht, dass zahlreiche Ordensgemeinschaften zwar Einrichtungen und Dienste für junge Menschen unterhalten (Erziehungseinrichtungen, Schulen, Jugendhäuser, Jugendbildungsstätten, Jugendseelsorge), aber man voneinander so gut wie nichts wusste. Jede Gemeinschaft betrieb ihren eigenen „Schrebergarten“, wie dies der damalige Jugendbischof Heinrich Tenhumberg bereits 1979 moniert hatte.<sup>2</sup> Das hatte zur Folge, dass es weder eine gemeinsame Willensbildung noch eine gemeinsame theoretische Grundlage für dieses Engagement gab. Dies wiederum nährte den Verdacht, den Orden gehe es in der Jugendpastoral eh bloß um Nachwuchsgewinnung. Der Zusammenschluss zur AGJPO sollte daher nicht nur die gegenseitige Vernetzung befördern, sondern auch dazu

dienen, eine Handlungstheorie für das jugendpastorale Engagement der Orden zu formulieren.

- *Ein zweites Ziel der AGJPO bestand in Vernetzung mit der deutschen Jugendpastoral.* Gerade die Salesianer Don Boscos als „der“ Jugendorden schlechthin sahen sich mit der eigenen Tätigkeit in Jugendarbeit, Jugendsozialarbeit und in den Erziehungshilfen auf Seiten der offiziellen Jugendpastoral in Deutschland weder wahrgenommen noch gewürdigt. Mit der Zusammenführung der jugendpastoralen Aktivitäten der Ordensgemeinschaften in einer AGJPO im Jahre 1987 verband man daher die Hoffnung, eine Lobby der Orden zu etablieren, um diese Wahrnehmungs- und Anerkennungsfrage aufzulösen und in ein Gesamtkonzept der Jugendpastoral eingebunden zu werden. Es ist sehr zu würdigen, dass die Arbeitsstelle für Jugendseelsorge der Deutschen Bischofskonferenz diese Impulse aufgegriffen und eine Blickweitung umgesetzt hat.

## 2. Die Orden als strukturelle Größe innerhalb der deutschen Jugendpastoral

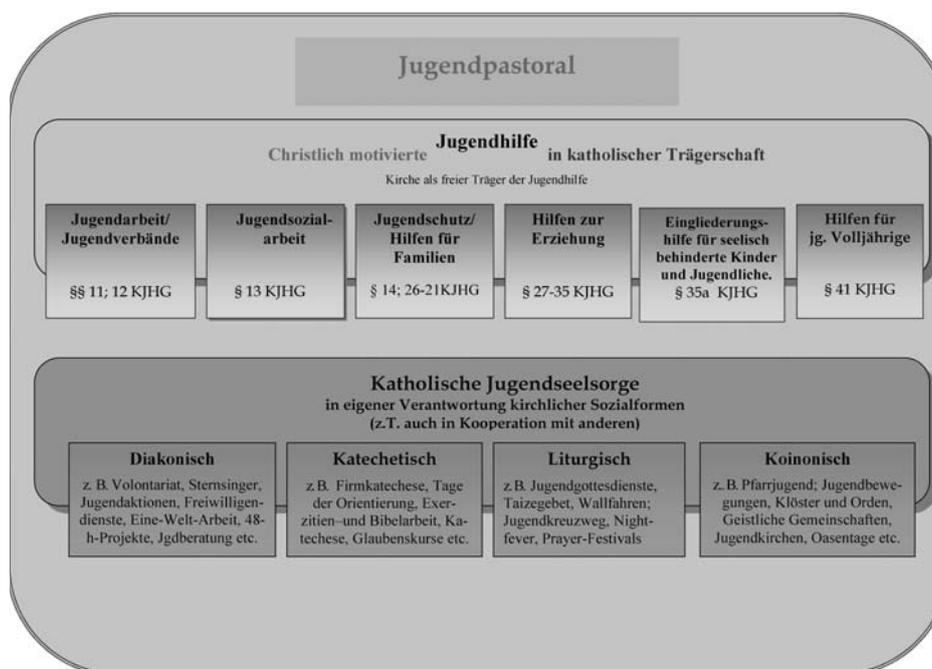
Wenn man bilanziert, so kann man feststellen, dass der Zusammenschluss von Klöstern und Orden zur AGJPO – bei allen Durststrecken – doch das erbrachte, was man mit ihm intendierte. In einer hier im Jugendpastoralinstitut Don Bosco (JPI) erarbeiteten und mittlerweile weithin anerkannten Gesamtschau der Jugendpastoral lässt sich auch das Engagement der Klöster und Ordensgemeinschaften darstellen:

- *Strukturell gesehen* spielen Ordensge-

meinschaften und Ordensleute in allen jugendpastoralen Handlungsfeldern eine Rolle. Auch wenn sie hier im Schaubild explizit unter Koinonia eingeordnet sind, so agieren sie doch als Träger zahlreicher Jugendhilfeeinrichtungen und als Veranstalter zahlreicher jugendpastoraler Aktivitäten. Wie Frau Gabriel, Referentin im JPI, aus ihren Workshops im Rahmen des DOK-Projektes „Der Jugend trauen“ immer wieder be-geistert berichtete, gibt es wunderbare jugendpastorale Angebote und Projekte der Ordensgemeinschaften, die eine wertvolle Ergänzung zur kirchenamtlichen und verbandlichen Jugendseelsorge darstellen.

- Nicht nur in struktureller Hinsicht, sondern auch in *pastoraltheologischer Hinsicht* fügt sich die Jugendpastoral der Ordensgemeinschaften in die Zielsetzung des kirchlichen

Dienstes an und mit der Jugend ein. Es geht um Evangelisierung, d.h. um die Bezeugung der Frohen Botschaft des Evangeliums Jesu Christi in Tat und Wort, um eine „kreative Konfrontation von Evangelium und Existenz“ junger Menschen (R. Bucher). Alle Ordenseinrichtungen, Dienste und Aktivitäten stehen unter diesem Vorzeichen der Evangelisierung und sie sind deren Mittel. Es geht dabei nicht um eine primitive Rekrutierung kirchlichen Nachwuchses oder um einen „aggressiven Zugriff aufs Ganze“, sondern um „Einladung zur Zukunft Gottes“ in dieser Welt: „zur Bejahung des Lebens, zum Schutz des Lebens, zum gemeinsamen Leben und zum ewigen Leben“<sup>3</sup>, ja zum „Leben in Fülle“ (Joh 10,10). Oder wie es in den Konstitutionen der Salesianer Don Boscos heißt: „Unsere fundamentale Aufgabe be-



steht darin, allen ein menschliches Leben vorzuschlagen, wie es Jesus Christus vorgelebt hat“ (K 26, Nr. 36).

### 3. Der spezifische Beitrag der Klöster und Ordensgemeinschaften zur Jugendpastoral in Deutschland

Die Ordensgemeinschaften und Klöster gelten als *kirchliche Sozialformen*. Soziologisch gesehen sind sie somit „Vehikel mit bestimmten eingebauten Stärken“<sup>4</sup>, was unmittelbar zur Frage führt, mit welchen spezifischen Stärken sie die Jugendpastoral in Deutschland bereichern können. Wie in der Überschrift des Vortrags vorgegeben, möchte ich drei Aspekte herausarbeiten:

#### 3.1 Prolog

Die erste fundamentale Identität und Stärke von Ordensgemeinschaften – sozusagen der Prolog ihrer Mission – besteht in der gemeinschaftlichen Einübung und Kultivierung der Erfahrung des unverdienten Verdankt-Seins und Geliebt-Seins von Gott her. Thomas Pröpfer sagt es so: „Die Annahme des Bejahtseins durch Gott ist das Erste im Glauben, vielleicht auch das Schwerste, denn sie schließt das Sichauhalten vor Gott und die Übernahme der eigenen Wirklichkeit ein.“<sup>5</sup> Aber diese Annahme eröffnet ein anderes Verständnis von Wirklichkeit und ein praktisches Verhältnis zu ihr „als wenn alles Denken und Tun unter dem Vorzeichen erfolgt: Alles hängt von dir ab; es kommt allein auf deine Leistung an; und du bist nur soviel wert, wie du leistest.“<sup>6</sup>

Ich hatte vor kurzem den Auftrag, die neu erschienene „Leistungsstatistik der kirchlichen Jugendarbeit in Bayern

2015“ kommentieren dürfen. Auf den ersten Blick ist es beeindruckend, wie viel dort von Pfarreien, Jugendverbänden, Ministranten, Jugendchören und anderen Gruppen, von Hauptamtlichen und Ehrenamtlichen, auch von geistlichen Gemeinschaften geleistet wird. Was sich in dieser Jugendarbeit aber an Gotteszeugnis, an Lebens- und Glaubensermutigung, an wechselseitiger Seelenstärkung ereignet, das kann aus dieser Leistungsbilanz höchstens indirekt erschlossen werden.

#### Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Umso mehr bestünde der spezifische Beitrag der Klöster und Ordensgemeinschaften zur kirchlichen Jugendpastoral nicht so sehr in zusätzlichen, außergewöhnlichen (Konkurrenz-)Aktivitäten, sondern im *Angebot von Personen und Gemeinschaften*, die von ihrer Gottes- und Christusbeziehung und ihrer Gründerspiritualität her geprägt sind. Die Synode von Würzburg prägte in ihrem Beschluss zur Jugendarbeit dafür den Begriff „Personales Angebot“.<sup>7</sup> Als „Suchbewegungen des Heiligen“ (M. Hochschild) sind die Ordensgemeinschaften und ihre geistlichen Menschen geradezu prädestiniert, in Begegnungssituationen mit jungen Menschen dieses Erste und Entscheidende des Christlichen Glaubens wachzuhalten und durch spezifische Haltungen zu vermitteln, näm-

lich diese durchaus „göttliche“ Erfahrung, unbedingt – also zweckfrei(!) und vor jeder Leistung – wertgeschätzt und angenommen zu sein. Aber auch: mitgenommen zu werden auf diese Suche nach dem Gott, der Leben schenkt!

### 3.2 Proexistenz

Der Würzburger Synodenbeschluss „Ziele und Aufgaben kirchlicher Jugendarbeit“ hat die kirchliche Jugendarbeit bewusst in die Diakonie eingeordnet, ohne ihr die katechetische und liturgische Dimension abzusprechen. Mit den Worten der Synode gesprochen: „Die Kirche dient dem jungen Menschen, indem sie ihm hilft, sich in einer Weise selbst zu verwirklichen, die an Jesus Christus Maß nimmt (Phil 2,

**Martin  
Lechner**



Martin Lechner, Prof. Dr. theol. habil, Dipl. Sozialpäd. (FH), war von 2001-2014 Professor für Jugendpastoral und i.V. Religionspädagogik an der Phil.-Theol. Hochschule der Salesianer Don Boscós Benediktbeuern. Seit vielen Jahren ist er Leiter des Jugendpastoralinstituts Don Bosco (JPI). Seine Arbeitsschwerpunkte sind: Kirchliche Kinder- und Jugendhilfe, Jugendpastoral; Religiöse Erziehung und Bildung, Jugend in Gesellschaft und Kirche; Theologie und sozialen Arbeit.

6-11). Darin unterscheidet sich kirchliche Jugendarbeit von jeder anderen Jugendarbeit.“<sup>8</sup>

Der dezente Hinweis auf den Philipperhymnus, der zur Präzisierung der umstrittenen Begriffs „Selbstverwirklichung“ aber bewusst eingefügt wurde, ist geradezu eine Einladung an die Ordensgemeinschaften für einen zweiten Beitrag zur deutschen Jugendpastoral. Denn dieses Christuslied mit seiner Spannung zwischen „Selbst-Erniedrigung“ des Sohnes (Er „entäußerte sich und wurde wie ein Sklave, und den Menschen gleich.“) und „Über-Erhöhung durch Gott“ („Darum hat ihn Gott über alle erhöht“) sei, wie Sr. Margareta Gruber schreibt, „für viele Ordensleute gerade in den so genannten apostolischen Orden und religiösen Gemeinschaften eine starke Quelle der Inspiration.“<sup>9</sup> Aus ihr folgt das Bemühen, den Weg Jesu nach unten mitzugehen. Denn „ohne eine dienen wollende Grundhaltung (...) ist Ordensleben, sei es monastisch, kontemplativ oder ‚tätig‘, nicht möglich.“<sup>10</sup>

Diese Qualität einer „be-beteten“, aus einer tiefen Gottesbeziehung heraus gestalteten *Lebens- und Dienstpraxis* erscheint mir heute angesichts der Professionalisierung und Säkularisierung der Kinder- und Jugendhilfe/Jugendarbeit besonders nötig und wertvoll – dies aus zwei Gründen: erstens, weil Ihre jugendpastorale Tätigkeit von innen her (intrinsisch) motiviert ist und somit mehr darstellt als „eine von außen auferlegte Pflicht“ (DCE 31a), was die Qualität des Dienstes enorm fördert; und zweitens, weil in der Nachahmung der Liebesbewegung Gottes in der Beziehung zu jungen Menschen ein Mehrwert entsteht, der hochmoderner Sozi-

alararbeit weithin abhanden gekommen ist: nämlich „die Liebe (vgl. DCE 31 a). In der Liebe aber wohnt Gott, und so kann der diakonische, oft ganz profane Einsatz vieler Ordensleute für (benachteiligte) Kinder- und Jugendliche auch zum Gotteszeugnis werden. Dabei wissen Ordensleute darum, dass nicht sie selbst die „Retter“ sind, sondern ‚nur‘ den Retter präsent machen.<sup>11</sup>

### 3.3 Prophetie

In der kirchlichen Jugendarbeit sind die jungen Menschen „nicht nur Adressaten des kirchlichen Dienstes, sondern ebenso seine Träger“, so formulierte es der Würzburger Synodenbeschluss.<sup>12</sup> Ottmar Fuchs geht noch weiter: Er spricht der Jugend eine „prophetischen Kraft“<sup>13</sup> zu – und somit eine innovative Rolle innerhalb von Gesellschaft und Kirche. Er geht jedoch davon aus, dass diese Kraft sich nur in einer reziproken Kommunikation mit Erwachsenen entfalten kann, in der man gemeinsame Themen entdeckt und diese auch in einer gemeinsamen Praxis von Alt und Jung zu konkretisieren versucht.

Das nunmehr abgeschlossene DOK-Projekt „Der Jugend trauen“ lässt sich hier passgenau einfügen. Sie haben sich in den Workshops auf ihre eigenen Stärken besonnen, dies mit Zielrichtung auf den Dienst an der jungen Generation. Deren zentrale Themen lassen sich meiner Bilanz der Jugendstudien zufolge in drei Fragen bündeln: (1.) *Wo bin ich geborgen*, d.h. wo finde ich ein tragfähiges Beziehungsnetz, gute Freunde und eine verlässliche soziale Einbettung? (2.) *Was wird aus mir*, d.h. wie kann mir in einer fluiden Gesellschaft eine verlässliche persönliche Biographie und eine berufliche Integration gelin-

gen? (3.) *Wie werden wir künftig leben*, d.h. gibt es in unserer globalisierten Welt mit ihrer Logik der Verwertbarkeit von allem noch Hoffnung auf Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung?

Ihre dritte Stärke, die Sie als Ordensgemeinschaften in die Jugendpastoral einbringen können, sehe ich in diesem Kontext in ihrem Zeugnis eines prophetischen Lebensstils mit seinen drei „Losigkeiten“: der Besitzlosigkeit (Armut), der Machtlosigkeit (Gehorsam) und der Ehelosigkeit (Keuschheit): (1.) Auf die Sehnsucht junger Menschen nach „Einbettung“ kann ihr Zeugnis einer gelingenden geschwisterlichen Gemeinschaft „von gleichen, freien Erwachsenen, die aus eigener Wahl zusammengekommen“<sup>14</sup>, ein verheißungsvolles Zeichen sein; (2.) Angesichts des heutigen Zwangs zum Herstellen des eigenen Lebensentwurfes, in dem das Individuum zum „Planungsbüro der eigenen Biographie“ (U. Beck) wird – die Shell-Studie nennt diesen Vorgang „Egotaktik der Lebensführung“ –, kann ihre Bereitschaft zu einem gehorsamen Leben zu einem prophetischen Modell für junge Menschen werden: nämlich dass man bei der Entwicklung einer eigenen Biographie nicht nur – wie in einem Hai-fischbecken – auf sich selbst setzen und sich gegen andere durchsetzen muss, sondern dass man dies auch – vielleicht sogar besser – in Kooperation und in Kommunikation mit anderen tut, ja auch im Hören auf die innere Stimme, die Stimme Gottes.<sup>15</sup> Und schließlich (3.) kann angesichts einer Weltwirtschaft, in der die Absahner und Ausbeuter das höchste Ansehen genießen, Ihre „Lebenskultur des Loslassens und Sich-Verschenkens“<sup>16</sup>, Ihre „Logik des unei-

gennützigem Lebens“<sup>17</sup>, zum prophetischen Zeichen werden, „dass materielle Güter nicht das Wichtigste im Leben sind (...), dass alle ein Recht auf das haben, was sie zum Leben brauchen, dass Gier und Anhäufen keine Tugenden sind, sondern Laster“, und dass die Anwendung von Gewalt zur Verteidigung des eigenen materiellen Besitzes „durch nichts zu rechtfertigen ist.“<sup>18</sup>

Lassen Sie mich zum Schluss noch einen Gedanken von Papst Franziskus anfügen, der ganz gut zu dem Gesagten passt. In seinem Antrittslehrschreiben *Evangelii Gaudium*<sup>19</sup> sagt er: Christen sollten immer wieder beherzigen, dass „das erste Wort, die wahre Initiative, das wahre Tun von Gott kommt, und nur indem wir uns in diese göttliche Initiative einfügen, nur indem wir diese göttliche Initiative erbitten, können auch wir – mit ihm und in ihm – zu Evangelisierern werden. Das Prinzip des *Primats der Gnade* muss Leuchtfeuer sein, das unsere Überlegungen zur Evangelisierung ständig erhellt“ (EG 112). Ohne dieses ‚Zuerst Gottes‘, läuft die kirchliche Arbeit „Gefahr, ihre Frische zu verlieren und nicht mehr ‚den Duft des Evangeliums‘ zu haben.“ (EG 39). Diese Grundhaltung wünsche ich Ihnen für Ihr Sein als Ordensgemeinschaften und für Ihr jugendpastorales Wirken – und dann wird dieses auch fruchtbar sein.

.....

1 Vortrag im Rahmen der Abschlusstagung des Projektes „Der Jugend trauen - Charismen-orientierte Impulse zum Dialog“ und anlässlich des 30-jährigen Bestehens der Arbeitsgemeinschaft Jugendpastoral der Orden (AGJPO) am 13. Januar 2017 in Benediktbeuern.

- 2 Bischof Heinrich Tenhumberg: Miteinander unterwegs. Bischöfliches Wort an die Mitarbeiter in der Jugendpastoral, Bonn 1979 (Hrsg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz)
- 3 Vgl. Jürgen Moltmann: Gott im Projekt der modernen Welt, Beiträge zur öffentlichen Relevanz des Theologie. Gütersloh 1997, S. 213f.
- 4 Matthias Sellmann: Von der Gruppe zum Netzwerk. In: Anzeiger für die Seelsorge 119 (2010) 3, S. 19-23, hier 22.
- 5 Thomas Pröpfer: Erlösungsglaube und Freiheitsgeschichte. München 1985, S. 126f.
- 6 N. Mette: Glaube – unverdientes Geschenk. Versuch einer Mystagogie für Menschen, die nichts mehr brauchen, weil sie schon alles haben. In: Ders., Praktisch-theologische Erkundungen, Münster 1998, 223-232, hier 227.
- 7 Synodenbeschluss „Ziele und Aufgaben kirchlicher Jugendarbeit“. In: Gemeinsame Synode der Bistümer in der BRD. Offizielle Gesamtausgabe I., hrsg. von L. Bertsch u.a., Freiburg 1975, S. 277-311, hier 298f.
- 8 Ebd., hier 295.
- 9 Margareta Gruber: Die Kenosis des Gottessohnes. Identität der Orden im Angesicht göttlicher Rollenwechsel (Phil 2,5-11). In: M. Eckholt/P. Rheinbay (Hrsg.): ... weil Gott sich verschenkt. Ordens-theologie im Spannungsfeld zwischen Gottesrede und Diakonie. Würzburg 2012, S. 17-35, hier 32.
- 10 Anneliese Herzig: Diakonisches Ordensleben als Praxis der Hoffnung. In: M. Eckholt/P. Rheinbay, ... weil Gott sich an die Menschen verschenkt, a.a.O., S. 115-131, hier 118.
- 11 Ebd., 125.
- 12 Vgl. Synodenbeschluss Jugendarbeit, a.a.O., S. 290.
- 13 Vgl. Ottmar Fuchs: Prophetische Kraft der Jugend? Zum theologischen und ekklesiologischen Ort einer Altersgruppe im Horizont des Evangeliums. Freiburg 1986.

- 14 Sandra M. Schneiders IHM: Die Gelübte der Armut und des Gehorsams als Bausteine einer alternativen Welt. In: Leidenschaft für Christus – Leidenschaft für die Menschen. Ordensleben am Beginn des 21. Jahrhunderts (=Arbeitshilfen, hrsg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Nr. 201). Bonn 2006, S. 59-94, hier 80.
- 15 Ebd., 87; Ordensgehorsam sei, so Sandra M. Schneiders, ja „nicht Verzicht auf Freiheit und Verantwortung durch Unterwerfung zu verstehen, sondern als Ausübung der persönlichen Freiheit durch Teilnahme und Kooperation“.
- 16 Botschaft von Papst Johannes Paul II zum Internationalen Kongress über das Ordensleben vom 23.-27. November 2004 in Rom. In: Leidenschaft für Christus, a.a.O., S. 32-58, hier 33.
- 17 Mirjam Schambeck: Für eine Kultur des Loslassens und Verschenkens. In: M. Eckholt/P. Rheinbay, ... weil Gott sich an die Menschen verschenkt, a.a.O., S. 53-68, hier 53.
- 18 Sandra M. Schneiders IHM: Die Gelübte der Armut und des Gehorsams, a.a.O., S. 77f.
- 19 Apostolisches Schreiben EVANGELII GAUDIUM des heiligen Vater Papst Franziskus (...) über die Verkündigung des Evangeliums in der Welt von heute, 23. November 2013 (= Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls, hrsg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Nr. 194), Bonn 2013.

Tobias Schrörs

## Auf der Suche nach dem neuen WIR

Tagungsbericht zum Abschluss-symposium des Forschungsprojektes „Gemeinschaft und Individualisierung“

Im September 2016 fand in Wien das Abschluss-symposium zum Forschungsprojekt „Gemeinschaft und Individualisierung“ statt. Das Projekt geht auf eine gemeinsame Initiative der Philosophisch-Theologischen Hochschule der Kapuziner in Münster (PTH) und des philosophisch-theologischen Forschungszentrums „Institut M.-Dominique Chenu“ des Dominikanerordens in Berlin (IMDC) zurück.

### Eröffnungsvortrag

In seinem Eröffnungsvortrag betonte Raúl Vera López OP, Bischof von Saltillo/Mexiko, die Verantwortung der Kirche, der Gesellschaft und der religiösen Orden, für die Menschenrechte aller einzutreten.

Indem er auf die mexikanische Diskussion um den rechtlichen Status gleichgeschlechtlicher Partnerschaften ein-

ging, schlug der Bischof eine Brücke zu dieser konkreten Frage nach einem neuen WIR in seinem Land und eine Bresche für die betroffene Minderheit. Dass alle die gleichen Rechten haben sollen, ist für Vera eine biblische Grundbotschaft: „Jesus will, wie alle Propheten, die Fülle des Lebens für alle Männer und Frauen, die diesen Planeten bewohnen.“ Er erinnerte an die Option für die Armen in Dtn 15 und an Figuren wie den barmherzigen Samariter. Anschließend ging er auf die 2015 promulierte Enzyklika „Laudato si“ ein, die er als „prophetische Mahnung“ bezeichnete. Papst Franziskus habe „eine Vision von der Kirche als Gemeinschaft von Jüngerinnen und Jüngern Jesu, die für die Armen eintreten“, so der Bischof.

## Gesellschaft

Der Sozialethiker Prof. Dr. Thomas Eggenesperger OP (IMDC/PTH) und der Moraltheologe Bernhard Kohl OP (IMDC) widmeten sich in ihrem Vortrag dem Thema „Gesellschaft“. Als Folge eines „anthropologischen Exodus“<sup>1</sup> verschwinden traditionale zugunsten neu entstehender *posttraditionaler* Vergemeinschaftungsformen wie „urban gardening“, selbstverwaltete Schulen etc. Der Nährboden ihrer Entstehung sind die drei gesellschaftlichen Großtrends der Individualisierung, der Pluralisierung und des Mundanen, so die Referenten.

Erst die Individualisierung eröffnet eine „Fülle neuer Optionen“. Eggenesperger und Kohl sind der Auffassung, dass etwa Religion und Religiosität nicht verschwinden, sondern zur Privatsache werden.

Nicht minder prägend für die Gegenwart sind Tendenzen der Pluralisierung, die sich vor allem in der Vielfalt der Lebensformen zeigt, die sich längst nicht mehr im traditionellen Familienbild erschöpfen.

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Als dritten gesellschaftlichen Großtrend betrachtet Eggenesperger das Mundane. Der Begriff soll den Lebensraum des „Zwischen“ der nur noch schwer trennbaren Sphären des Politischen, Religiösen und Säkularen fassen.

Kohl und Eggenesperger würdigten die neuen Vergemeinschaftungsformen aus (sozial)ethischer Perspektive als Bemühen „wieder menschliche Gemeinschaft zu (er)leben, die von mehr als einer Ökonomie zusammengehalten wird“.

Abschließend stellten sie die Frage, welchen Beitrag Theologie für die neuen Vergemeinschaftungsformen leisten kann.

### Reaktion I: Méndez Montoya

Der mexikanische Theologe und Tänzer Dr. Angel Méndez Montoya OP fragte im Anschluss an die letztgenannte Frage: „Wie kann diese Realität theologisches Denken provozieren?“ Er verwies

auf die Abstammung des Wortes „provokieren“ vom lateinischen *pro-vocare*, was so viel bedeutet wie „zu etwas gerufen sein“. Die Provokation der Gegenwart sei eine Berufung zur prophetischen Erneuerung von Gesellschaft, Kirche und Orden und nicht der Einsatz zum Abgesang der guten alten Zeit. Die Kirche müsse die Chance ergreifen, zu einer subversiven, eschatologischen Bewegung zu werden, die an der Seite der Minderheiten steht und einen „mundanen Gott“ verkündigt.

#### Reaktion II: Knubel

Verglichen mit der Position Eggen-spergers und Kohls fiel die Antwort des Münsteraner Unternehmers Karl-Heinz Knubel auf die drei gesellschaftlichen Großtrends von Individualisierung, Pluralisierung und dem Verschmelzen der Sphären im Mundanen eher pessimistisch aus.

Er bezweifelte, dass Religion und Religiosität im Zuge wachsender Individualisierung nicht verschwinden, sondern nur ins Private abgetaucht seien. Die mit der Individualisierung einhergehenden Pluralisierungstendenzen sieht Knubel als Gefahr für den Fortbestand von Religion und Religiosität. „Religion“, so Knubel, „braucht Stabilität und Stabilität kann es nur in Gemeinschaft geben“.

#### Kirche

Der Fundamentaltheologe Prof. Dr. Ulrich Engel OP (PTH/IMDC) leitete in seinem Vortrag zum Thema Kirche aus der Erosion traditioneller Vergemeinschaftungsformen die Konsequenz ab, dass der Einfluss der Kirche schwindet. Mit dem Philosophen Gianni Vattimo

sieht Engel darin aber nicht den Niedergang der Kirche, sondern die Erfüllung der Wahrheit des Christentums. Engel betrachtet die entmachtete Kirche als eine Kirche, die Christus ähnlicher wird. In Analogie zur kenotischen Christologie des Philipperhymnus schlägt er eine kenotische Ekklesiologie vor. In Identität und Handeln sei die „verbeulte Kirche“ gekennzeichnet durch eine Auflösung der ehemals klaren Frontstellung von „drinnen und draußen“ - lebenslange Zugehörigkeiten schwänden.

Schließlich formuliert Engel drei Mahnungen für die Kirche in der Stadt: Erstens muss Kirche pluralitätsfähig werden. Zweitens solle pastorale Planung nicht Strukturen erhalten, sondern sich von Situationen herausfordern lassen. Drittens schlägt Engel die „uneigentliche Jüngerinnenschaft“ als individualitätskompatibles Konzept der Nachfolge vor. Er meint damit temporäre Gefolgschaft und Menschen wie beispielsweise Nikodemus, die Jesus im Geheimen folgen.

#### Reaktion I: Kalsky

Manuela Kalsky, Inhaberin des Schillebeeckx-Lehrstuhls an der *Vrije Universiteit* Amsterdam, brachte in den Diskurs um die Kirche die Perspektive der „post-christlichen Nation“ der Niederlande ein.<sup>2</sup>

Religion sei in den Niederlanden nicht verschwunden, sondern existiere in neuen Formen. Kalsky nennt das „Multiple Religious Belongings“. Ein interdisziplinäres Forschungsteam um Kalsky stellt sich unter dem Leitwort „Auf der Suche nach dem neuen Wir“ die Frage, wie dieses „Wir“ ohne ein gewaltsames Einheits-Konzept gedacht und realisiert werden kann. In einer

großen Kampagne ([www.nieuwwij.nl](http://www.nieuwwij.nl)) stößt das Team Kommunikationsprozesse in der niederländischen Multikulti-Gesellschaft an, die unter dieser einen Frage stehen: „Was ist das gute Leben für alle?“

#### **Reaktion II: Winter**

Dr. Stephan Winter, Professor für Liturgiewissenschaft an der PTH Münster, setzte sich von Engels Konzept der „uneigentlichen Jüngerinnenschaft“ ab, indem er den „Mut zu einer gläubigen Zeitgenossenschaft“ einforderte.

Es gehe darum, immer besser zu verstehen, dass Kirche und Gesellschaft sich nicht wie zwei zunächst voneinander getrennte Bereiche gegenüberstehen, die erst mühsam zueinander finden müssten. Vielmehr müsse es vom christlichen Gedanken der Inkarnation Gottes her darum gehen, die verborgenen Spuren Gottes bzw. seines Geistes als in der jeweiligen Zeit und Kultur wirksam zu entdecken. Winter plädierte dafür, dies seitens der Theologie auch durchaus selbstbewusst mit der Option für ein (in Manchem wohl „unzeitgemäßes“) metaphysisches Denken zu verbinden.

#### **Orden**

Dr. Thomas Dienberg OFM Cap (PTH), beschrieb den gegenwärtigen Zustand vieler Ordensgemeinschaften im deutschsprachigen Raum mit den Schlagwörtern „Schrumpfung“ und „Fusionierung“. In einer Situation der Ratlosigkeit müssten Gemeinschaften sich fragen, was derzeit von ihnen ausgeht und was von ihnen für die Gesellschaft ausgehen sollte. Weil von einer Gemeinschaft das ausgeht, was in ihr

gelebt wird, ist es laut Dienberg nicht dienlich, wenn in Gemeinschaften eine „Sprachlosigkeit“ um sich greift und Probleme nicht angesprochen werden.

Damit etwas Konstruktives für die Gesellschaft von den Orden ausgehen kann, müssen sie heute als „Lebens- und Lernorte“ verstanden werden und nicht mehr als Heimat eines „vollkommenen Standes“. Zudem brachte er neue Formen der Zugehörigkeit ins Gespräch, die Menschen Gemeinschaft ermöglicht, die sich nicht für immer binden wollen. Ein letztes Schlaglicht warf Dienberg auf die in Orden nicht selten anzutreffende individualistische Selbstdefinition über die eigene Arbeit, die einsam machen könne.

#### **Reaktion I: Galvin**

Der Exeget Dr. Garrett Galvin OFM von der Franciscan School of Theology in Oceanside/Kalifornien, zeigte auf, dass nicht nur die Orden in der Identitätskrise stecken und verwies dabei auf gesellschaftliche Prozesse in Gegenwart und Vergangenheit, bis hin zum babylonischen Exil.

Auch Israel stand vor der Frage nach dem neuen Wir, und den Geflohenen unserer Tage gehe es nicht anders. Überall und zu allen Zeiten müssen Menschen „weitermachen“. Die Orden sind nicht allein. So schloss Galvin: „Die Zeiten sind nicht härter, aber anders“.

#### **Reaktion II: Madl**

Franziska Madl OP, Novizenmeisterin der Dominikanerinnen Wien-Hacking, ging besonders auf Dienbergs Überlegungen zu neuen Formen der Zugehörigkeit wie eine Bindung auf Zeit oder eine Angliederung von Menschen ohne

Gelübde an die Gemeinschaft ein. Für sie sei das keine Option, schließlich gehe es „um Beständigkeit und Treue“. Alternative Zugehörigkeitsmodelle seien geleitet von der „Magie der Zahl“ und dem Wunsch, neuen Nachwuchs zu generieren.

Mit Dienberg teilte sie die Ansicht, dass Ordenschristen besonders der Gefahr ausgesetzt sind, sich über ihre Arbeit zu definieren. Der Soziologe Michael Hochschild habe nicht ohne Grund Ordensgemeinschaften als „pseudoreligiöse Hochleistungsbetriebe“ bezeichnet. Die hier skizzierten Thesen und Diskussionsbeiträge des Symposiums legen

offen, wie unbedingt die Spannung von Gemeinschaft und Individualisierung die Menschen in Gesellschaft, Kirche und Orden angeht. Die Beiträge mögen den Endpunkt eines Forschungsprojektes markieren, aber längst nicht das Ende eines Diskurses, der weiter geführt werden muss.

- .....
- 1 Vgl. M. Hardt, A. Negri, *Empire. Die neue Weltordnung*, Frankfurt a.M./New York 2002, 227.
  - 2 Laut Kalsky bezeichnen sich 58 Prozent der Niederländerinnen als agnostisch oder atheistisch.

Gisela Fleckenstein OFS

## Arbeitskreis Ordensgeschichte 19./ 20. Jahrhundert

17. Wissenschaftliche Fachtagung am Institut für Theologie und Geschichte religiöser Gemeinschaften (IGR) der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar vom 3. bis 5. Februar 2017

In Vallendar versammelt waren 35 an der modernen Ordensgeschichte Interessierte aus Deutschland, Österreich und den Niederlanden. Die Tagungsleitung lag bei Prof. Dr. Joachim Schmiedl und Dr. Gisela Fleckenstein.

Das Verhältnis von Kolonialismus und Religion wurde an einem Beispiel verdeutlicht. Dr. Wolfgang Stein (Koblenz) hat eine archivgeschichtliche Reise nach Afrika unternommen, um sich auf Spurensuche nach den „Busch-Archiven“ der pallottinischen Mission in Ka-

merun zwischen 1890-1916 zu begeben. Anlass war der 100. Todestag von Bischof Heinrich Vieter (1853-1914) sowie die geplante Aufnahme seines Seligsprechungsprozesses. Unter der Leitung von P. Vieter kamen 1890 acht Pallottiner nach Kamerun. Die Pallottiner eröffneten dort zahlreiche Stationen mit Schulen. Ihr Engagement fand ein Ende, als die alliierten Truppen im Ersten Weltkrieg 1916 die Hauptstadt Yaoundé erreichten. Französische Spiritaner übernahmen ihre Aufgaben. Eine

erstrangige Quelle ist die von Missionsbischof Vieter zwischen 1890-1913 geführte Chronik, deren Original sich im Archiv der Pallottiner in Limburg befindet. Die Ordensquellen werden ergänzt durch die Überlieferung des Reichskolonialamts im Bundesarchiv, die nach 1989 dort zusammengeführt werden konnten. In Kamerun sind von den ehemaligen Buschschulen und Stationen - mit Ausnahme der Kirchenbücher - nur vereinzelt fragmentarische Überlieferungen vorhanden. Eine reichhaltigere Quellenüberlieferung mit Stationschroniken und Briefen befindet sich in Paris. Da kirchliche Quellen weitgehend verloren sind, dominiert bei einer zukünftigen Geschichtsschreibung die staatliche Perspektive.

Wer schreibt wie die Geschichte der Missionen? Dr. Peter van Meijl SDS (Wien) war anlässlich eines Jubiläums 2015 in Assam (Indien) unterwegs, um den dort lebenden Salvatorianern und Salvatorianerinnen die Gründungsgeschichte ihres Ordens, den Ordensgründer und die Gründer der Mission in Assam nahezubringen. Er bezog in seine Vorträge Bilder und Symbole mit ein, die Aussagen zu P. Franziskus Maria vom Kreuze Jordan (1848-1918) und zum Charisma des Ordens machten und wählte dynamische Vermittlungsformen. Er versuchte auch, das Profil der Assam-Mission für den Salvatorianerorden herauszuarbeiten. Die Salvatorianer waren erstmals von 1890 bis 1915 in Assam. Für die alten Orden war die Übernahme der Assam-Mission, vor allem wegen der klimatischen Verhältnisse, wenig interessant. Die ersten Salvatorianer-Missionare starben schon wenige Monate nach ihrer Ankunft. Einer von ihnen, P. Otto Hopfenmüller (1844-1890), genießt heute

noch hohes Ansehen. Er hatte schnell die Landessprache gelernt und Lieder und Gebete übersetzt, die noch aufgelegt werden. Noch wichtiger für den Kontakt mit der Bevölkerung waren die Salvatorianerinnen. 1915 wurde der Orden von den Briten ausgewiesen (Kriegseintritt Englands und der Türkei). Viele der bis 1915 entstandenen Unterlagen befinden sich im Erzbischöflichen Archiv in Shillong, darunter eine reichhaltige Briefüberlieferung. Wer soll die Geschichte schreiben? Wer verfügt über die notwendigen sprachlichen und paläographischen Kenntnisse? Für Assam muss die Forschung noch begonnen werden.

Dr. Wolfgang Schaffer (Köln), stellte ein neu aufgefundenes Kriegstagebuch eines aus dem Aachener Mutterhaus stammenden Alexianerbruders vor, der in verschiedenen frontnahen französischen Lazaretten eingesetzt war. Br. Wenzel Padur (1873-1955, im Orden seit 1895) führte von Dezember 1914 bis November 1918 ein Tagebuch, welches einen Umfang von 270 Seiten hat. Hinzu kamen ca. 100 Seiten mit Fotos und Postkarten. Die zunächst optimistische Einstellung zum schnellen Kriegsende änderte sich seit 1915. Br. Wenzel war auch über Geschehnisse außerhalb des Lazaretts gut informiert. Das Freund-Feind-Schema des Krieges wird zu keiner Zeit infrage gestellt. Ab 1918 schreibt er von einer Sehnsucht nach Frieden und nach dem Klosterleben. Letzteres war im Lazarett kaum möglich. Der Alexianer war eingebunden in die Hierarchie des Lazaretts. Nicht immer konfliktfrei war das Verhältnis zu den vorgesetzten Ordensschwwestern. Im Tagebuch schildert Br. Wenzel auch Besichtigungsbesuche im Lazarett St. Quentin, die Privilegien, welche die

Zugführer bzw. Feldseelsorger genossen und die Verleihung von Auszeichnungen, die nach nicht immer nachvollziehbaren Regeln erfolgte. Er notierte auch Spaziergänge und Ausflüge an die Front und kommentierte die nicht immer zufriedenstellende Ernährungslage und die Qualität des Essens. Eine große Abwechslung im Lazarettleben boten Kriegskinobesuche. Das Tagebuch war nicht zur Veröffentlichung bestimmt und ist, da zeitnah geschrieben, eine sehr aussagekräftige Quelle für den Lazarettalltag. Bemerkenswert sind auch die beigelegten und zum Teil sehr ausführlich beschrifteten Fotografien.

Zwei Vorträge beschäftigten sich aus unterschiedlichen Perspektiven mit der Aufhebung von Jesuitengesetzen: Mit Reichsgesetz vom 4. Juli 1872 wurde die Gesellschaft Jesu vom Gebiet des Deutschen Reiches ausgeschlossen. Die Jesuiten gingen, wie viele andere Orden auch, in die Niederlande und wirkten von dort aus seit dem Ende der 1870er Jahre wieder im Reich. Trotzdem bedeutete die Rücknahme des Gesetzes - der Bundesrat trat erst 1917 dem bereits 1913 gefassten Reichstagsbeschluss bei - eine Wende für ihr Wirken, zumal sie dadurch 1919 auch das Grundrecht der Vereinsfreiheit der Weimarer Verfassung in Anspruch nehmen konnten. Dr. Clemens Brodkorb (München) begab sich 100 Jahre nach der Aufhebung des Jesuitengesetzes auf Spurensuche im Provinzarchiv. Dort befinden sich Durchschriften der Protokolle über die staatliche Aufhebung der Niederlassungen mit den Protesten der Jesuiten, Stellungnahmen von Bischöfen, wie z. B. von Wilhelm von Ketteler (Mainz), die sich mit den Jesuiten solidarisierten, und anteilnehmende Briefe des Jesui-

tengenerals. Ab 1890 hatte die Provinzleitung von den Niederlanden aus Kontakt mit Politikern aufgenommen, um eine Aufhebung des Gesetzes zu erreichen (Windthorst-Vorlage). Der Bundesrat stimmte 1917 zu, wobei die Vorlage von 1890 wörtlich übernommen wurde. Auch Matthias Erzberger, der mit dem Jesuitengeneral in Verbindung stand, hatte sich für die Wiederzulassung eingesetzt. Die Aufhebung des Jesuitengesetzes fiel durch die Verzögerung mit dem Jahr des 400jährigen Reformationsjubiläums zusammen, was zu wenig erbaulichen protestantischen Kommentaren führte.

Die Schweizer Bundesverfassung von 1874 verbot in den Artikeln 51 und 52 den Jesuitenorden in der Schweiz. Prof. Dr. Klaus Schatz SJ (Sankt Georgen) untersuchte die Aufhebung des Jesuitengesetzes in der Schweiz 1973 und seine Vorgeschichte. Auch dieses Verbot der Jesuiten hatte seinen Ursprung im Kulturkampf des 19. Jahrhunderts. Begründet wurden die konfessionellen Ausnahmeartikel als Maßnahme zum Schutz des Religionsfriedens. Das Jesuitenverbot wurde nicht rigoros durchgesetzt und von Kanton zu Kanton verschieden gehandhabt. Die Jesuiten waren aus der Schweiz nie ganz verschwunden. 1958 wurde ein Noviziat - offiziell nur ein Studienhaus - in Fribourg eröffnet. Radiopredigten waren den Jesuiten verboten, Vorträge und schriftstellerische Tätigkeit hingegen erlaubt. Da das Gesetz als zunehmend anachronistisch empfunden wurde, formulierte eine Motion (Antrag zur Verfassungsänderung) von 1954 die Abschaffung der Jesuitenartikel. Sie wurde als Postulat angenommen. Von 1955-1965 passierte nichts. Eine neue Situa-

tion entstand mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil und seinen Aussagen zu Religionsfreiheit und Ökumenismus. Auftrieb gab die konfessionelle Annäherung und Überwindung alter Gräben, aber hinderlich war jeder Rückschlag in konziliarer Erneuerung und ökumenischer Annäherung, wie z. B. die Mischehenfrage, die Wirkung der Enzyklika „Humanae vitae“ oder der „Fall Pfürner“. Zwischen 1969 und 1971 fand ein sogenanntes staatliches „Vernehmlassungsverfahren“ zur Beseitigung der konfessionellen Ausnahmeartikel der Verfassung statt. Es wurde eine Befragung der Kantone, Parteien, Verbände und Kirchen durchgeführt. Letztlich waren alle befragten Institutionen - die Freikirchen hatte man nicht einbezogen - für eine Aufhebung. Ein krasser Antijesuitismus zeigte sich noch beim „Schweizerischen Bund zur Verteidigung des Protestantismus“. Erst in der Volksabstimmung vom 20. Mai 1973, mit einer Wahlbeteiligung von 40%, wurde der Bundesbeschluss über die Aufhebung des Jesuiten- und des Klosterartikels der Bundesverfassung angenommen. Die Aufhebung der Jesuitenartikel geschah in dem einzig dafür geeigneten „Zeitfenster“, denn in den 1980er Jahren verschärfen sich auch innerkatholische Gegensätze und die Meinung hätte leicht kippen können. Dr. Gisela Fleckenstein (Köln) warf einige Schlaglichter auf die Orden im Erzbistum Paderborn nach dem Konzil. Zum Themenkatalog der vom Zweiten Vatikanischen Konzil angestoßenen Reformen gehörte auch die Einbindung der Orden in die Seelsorgestrukturen der Diözesen. Eine enge Zusammenarbeit fand dort statt, wo Ordens- und Bistumsprojekte zusammenpassten. So zum

Beispiel 1984 bei der Einrichtung des Katholischen Forums in Dortmund. Es war eine franziskanische Initiative in der Trägerschaft des Erzbistums. Intensive Kontakte zwischen Orden und Erzbistum gab es dort, wo Schulen aus der Trägerschaft des Ordens in die des Bistums übernommen wurden. Regelmäßige Kontakte gab es durch die Einrichtung eines Ordensrates. Da die Mitglieder des Ordensrates meist Vertreter ihres Ordens ohne wirkliche Kompetenzen waren, wurde der Ordensrat 2005 durch die Paderborner Ordenskonferenz abgelöst, in der sich die Höheren Oberinnen und Obern der in der Erzdiözese vertretenen Gemeinschaften versammeln. Sie entsendet auch Mitglieder in den Priester- und Diözesanpastoralrat. Das Erzbistum hat ein großes Interesse daran, weiterhin Ordensleute im Dienst der Diözese zu haben, die aktiv in der Pastoral mitwirken. In Paderborn gab es in den vergangenen Jahren nur wenige Neugründungen von Ordensniederlassungen. Dies waren überwiegend Schwesternkonvente ausländischer Gemeinschaften, die Dienste in Kranken- und Pflegeeinrichtungen übernahmen und die Nachfolge von Schwesterngemeinschaften antraten, die aus Altersgründen ihre Einrichtungen abgeben mussten. In der Diskussion wurde deutlich, dass das Zweite Vatikanische Konzil für die Orden zu einer Krise führte, nicht aber für die Gesamtkirche. Die Konzilsbeschlüsse haben auch dazu beigetragen, bereits vorhandene Neuerungen zu legitimieren. Die durch das Konzil ausgelöste Krise darf keinesfalls nur negativ gesehen werden. Die Entwicklung des religiösen Lebens nach dem Konzil führte Dr. Jan Sloot (Utrecht), in seinem Beitrag auf internationaler Ebene weiter. Er skiz-

zierte zunächst die Entwicklung der alten Orden und Kongregationen. Es gibt beim Blick auf die Gemeinschaften zwar große Unterschiede, doch bei fast allen ist eine stark rückläufige Mitgliederzahl zu verzeichnen und der Trend ist anhaltend. Weniger betroffen sind die kontemplativen Gemeinschaften, extrem stark betroffen die Brüdernkongregationen. Die Zeit der großen Mitgliederzahlen ist in Westeuropa vorbei. Die traditionellen großen Orden haben ihre Anziehungskraft verloren. Sie müssen sich aufs Neue erfinden. Aber das ist ein schwieriger Prozess, weil die meisten Mitglieder alt sind, und sich daher kaum etwas ändern wird. Im 20. und 21. Jahrhundert wurden, so eine 2010 durchgeführte Umfrage, weltweit insgesamt 775 religiöse Gemeinschaften als Orden oder mit ordensähnlichen Strukturen gegründet. Der Schwerpunkt lag in den USA und Europa (vor allem Frankreich). Die neuen Gemeinschaften haben ihre Basis oft in der charismatischen Bewegung, repräsentieren eine fröhliche, fast heitere Form des Christentums, sind jung und dynamisch und theologisch eher konservativ. Doch ihre Rückbesinnung auf alte Formen ist mit neuen Elementen verbunden, die durchaus als Zeichen einer Veränderung von Kirche zu sehen sind. Die Gruppen haben nicht die Absicht, die Kirche zu reformieren.

Der Dominikanerorden feierte zwischen November 2015 und Januar 2017 sein 800-jähriges Gründungsjubiläum. Die Zeitspanne war gewählt, um den Gründungsprozess abbilden zu können. Prof. Dr. Klaus-Bernward Springer (Münster) berichtete über die Jubiläumsaktivitäten, in die er über das Institut für dominikanische Geschichte eingebunden

war. Der Orden des heiligen Dominikus wurde 1216 von Papst Honorius III. feierlich bestätigt. Der Vortragende zog eine Bilanz der in den deutschen und österreichischen Provinzen durchgeführten Veranstaltungen. Dazu gehörten Ausstellungen, wissenschaftliche Tagungen, Kolloquien, liturgische Feiern sowie

## Kontakt

Siehe gedruckte Ausgabe.

Veranstaltungen zur Theologie, Kunst und Spiritualität der Dominikaner. Unter dem Titel „Mehr als Schwarz & Weiß. 800 Jahre Dominikanerorden“ wurde 2016 in der ehemaligen Regensburger Ordenskirche St. Blasius die zentrale Jubiläumsausstellung gezeigt, die auch ein umfangreiches Begleitprogramm bot. Zur Ausstellung gehörte auch ein Begleitband. Überhaupt erschienen im Jubiläumsjahr zahlreiche geschichtswissenschaftliche und theologische Publikationen, die einen klaren Schwerpunkt im Mittelalter hatten. Im Vordergrund stand immer der Orden und nicht die Person des Ordensgründers.

Erst digital und dann analog soll die Geschichte der Klöster und Ordensge-

meinschaften im Bistum Essen aufgearbeitet werden. Prof. Dr. Reimund Haas (Köln) hat im Rahmen eines Workshops eine Initiative gestartet, die den klösterlichen Gemeinschaften mit ihren Niederlassungen einen Platz in der Geschichte geben will. Es sollen Bausteine zu einer Bistumsgeschichte gesammelt werden. Im Westfälischen Klosterbuch und im noch erscheinenden Nordrheinischen Klosterbuch sind die Gemeinschaften nur bis zur Säkularisation berücksichtigt. Ein neues Klosterbuch Ruhrgebiet wurde 2005 in einer Publikation als Desiderat angemahnt. Auf dem Gebiet des 1958 gegründeten Ruhrbistums gab es seit der Säkularisation ca. 150 klösterliche Niederlassungen, denen nachzuspüren wäre. Dazu gehören u.a. 34 Frauenkongregationen päpstlichen Rechts und 21 Männerorden und -kongregationen. Es wurden Beispiele mit guten Vorarbeiten zur Ordensgeschichte genannt, die in das Projekt einfließen können. Doch es gibt auch zahlreiche zum Teil recht kurzlebige Gemeinschaften im Bistum, wie z.B. die Dominikanerinnen vom menschengewordenen Wort (gegr. 1935 und von 1961-1968 in Essen), über die sich kaum Informationen finden. Die Gemeinschaft hat sich in Deutschland 1968 aufgelöst. Hinzu kommen viele Kleinstniederlassungen in Kindergärten usw. Die Teilnehmenden des Workshops haben fünfseitige Artikel zu Klöstern und Ordensgemeinschaften zugesagt. Ein erfolgreiches Pilotprojekt wurde 2014/15 in Bochum abgeschlossen. Das aktuelle Projekt darf mit Spannung verfolgt werden.

Der Dichter Theodor Fontane (1819-1898) ist der Begründer des modernen Images des Zisterzienserordens. In sei-

nen „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ beschreibt er die turmlosen Backsteinkirchen mit Dachreiter und die Zisterzen, die an verkehrsfernen Orten in bewaldeten Tälern weitab von Handelsrouten an Flüssen (für den Fischfang) gebaut wurden. Der Orden - so Fontane - breitete sich rasch über die Welt aus. Fontane hat mit seinem „Röhrenblick“ alle den Zisterziensern anhaftenden Klischees versammelt. Längst hat die geographische Forschung erwiesen, dass die Zisterzienser Klöster dort gebaut haben, wo es Verkehrsverbindungen gab. Der Fluss diente der Energiegewinnung (Mühlen, Hämmer) und andere (benediktinische) Orden haben sich weiterverbreitet als die Zisterzienser. Dr. Hermann Josef Roth OCist (Bonn) zeigte an Beispielen die rasante mediale Karriere der Zisterzienser auf, die in der Rezeption und Aufmerksamkeit an anderen Orden vorbeizogen. Die Ruinenromantik des 19. Jahrhunderts und die sie befördernden Maler, die Klosterruinen mit Mönchen „garnierten“, wie z. B. Caspar David Friedrich, Georg Hasenpflug, trugen ein Übriges zum Klischee bei. Postkarten mit Gemälden von Willy Stucke (1880-1952) über das Leben der Zisterziensermönche trugen nachhaltig zu einem verklärten Bild bei. Die aktuelle Hervorhebung der Zisterzienser ist ausschließlich ein Medienprodukt, was immer noch das romantische Klischee bedient. Die seriöse Zisterziensenforschung schaffte es bisher nicht, die Klischees zumindest durch ein bruchstückhaftes Erkennen der Wirklichkeit zu verbannen.

Die nächste Tagung des Arbeitskreises ist vom 2.-4. Februar 2018 in Vallendar geplant. Ein Call for papers wird im Sommer 2017 verschickt.

## Rainer Gritzka

Rainer Gritzka, Jahrgang 1955, ist Dipl.-Verwaltungswirt (FH). Seit 2004 ist er Geschäftsführer der Wirtschaftsgesellschaft der Kirchen in Deutschland (WGKD). Gritzka ist seit 1973 im kirchlichen Dienst tätig, seit 1981 Kirchenbeamter der Evangelischen Kirche in Deutschland und von dort der WGKD zur Dienstleistung zugewiesen.



Rainer Gritzka

## Die Wirtschaftsgesellschaft der Kirchen in Deutschland (WGKD)

Die ökumenische Einkaufsplattform der Kirchen

30. September 2004: Vertreter der deutschen Ordensobernvereinigungen, des Verbandes der Diözesen Deutschlands, des Deutschen Caritasverbandes, der Evangelischen Kirche in Deutschland und der Diakonie Deutschland gründen die WGKD in der Rechtsform einer GmbH. Sitz der Gesellschaft ist Bonn, die Geschäftsstelle arbeitet in Hannover.

Die Gründe, warum die WGKD vor gut zwölf Jahren als katholisch/evangelische Einkaufsplattform aus der Taufe gehoben wurde, sind recht schnell zusammengefasst:

Alle fünf Gesellschafter standen seit etlichen Jahren vor der Aufgabe, das Thema Einkauf möglichst effektiv auszugestalten, um dem ständig steigenden

Kostendruck bei den Sachausgaben so gut, wie es ging, entgegenzuwirken. Deshalb gab es schon früher einige Rahmenverträge im Bereich der Gesellschafter, die aber aufgrund des eingegrenzten Adressatenkreises auch nur bedingt gute Rabatte erzielen konnten. Als nach Gründung der WGKD die teilweise mehrfach bestehenden Rahmenverträge von uns zusammengefasst wurden, gab es zwar einige Hersteller, die etwas skeptisch waren, ob eine Zusammenfassung zu einem WGKD-Vertrag auch tatsächlich eine Umsatzsteigerung mit sich bringen würde, um die erreichten Rabattverbesserungen zu rechtfertigen. Bis auf ganz wenige Ausnahmen wurde dieses Ziel der WGKD aber er-

reicht, so dass die Hersteller mit dem damaligen Ergebnis zufrieden waren.

Um das erreichte Einsparvolumen etwas plastischer darzustellen, hier ein paar Zahlen aus dem VW-Gruppe-Großkundenvertrag: Der durchschnittliche Kaufpreis der über den Vertrag bezogenen Fahrzeuge beträgt z. Zt. ca. 15.000,- Euro. Bei etwa 5.000 vermittelten Fahrzeugen im Jahr und einem durchschnittlichen Rabatt von 20 % liegt die Gesamtersparnis in 2016 bei ca. 15 Mio. Euro.

Hiermit kann die ursprüngliche Frage nach dem Sinn und Zweck der Gründung der WGKD ganz klar beantwortet werden: Es ging vor allem um die wirtschaftlichen Interessen, die mit besseren Konditionen erfüllt werden sollten. Die durch Rahmenverträge mögliche Bündelung des Einkaufsvolumens aus DOK, EKD, DBK, Caritas und Diakonie hat besonders für kleinere und mittlere Einrichtungen finanzielle Vorteile, da sie von umsatzbezogenen Rabattstufen profitieren können, die sie allein am Markt nicht erreichen würden.

Als die WGKD im Jahr 2004 startete, hatte sie rund zehn Rahmenverträge. Heute sind es schon über einhundert. Die WGKD deckt inzwischen einen breiten Bereich der kirchlichen Beschaffung ab, der sich von den Schwerpunkten her auf folgende Segmente konzentriert:

- Mobilität (Kraftfahrzeuge, Mietwagen, Tankkarten, Kfz-Service, Hotels, Deutsche Bahn u.a.)
- Telekommunikation (Mobilfunk, Internet-Telefonie, TK-Beratung u.a.)
- IT-Hard- und Software
- Energie- und Energieberatung (u.a. WGKD-Energiepaket für Strom und Erdgas sowohl für kirchliche Einrichtungen als auch für die Mitarbeiterschaft)

- Verbrauchs- und Büromaterial
- Inneneinrichtung und Ausstattung
- Reinigung und Desinfektionsmittel
- Arbeits- und Gesundheitsschutz
- Prüfungen der elektrischen Betriebssicherheit
- Kindertartenausstattung
- Fort- und Weiterbildung
- und zahlreiche weitere Verträge

Bewusst hat die WGKD den spezifischen Bedarf von Krankenhäusern und Altenheimen nicht im Angebot. Es gibt bereits zahlreiche Einkaufsgesellschaften für diese spezielle Klientel, so dass darauf verzichtet wurde, sich hier in einen sinnlosen Konkurrenzkampf zu begeben.

Gleiches gilt für Versicherungen jeglicher Art. Die Evangelische Kirche in Deutschland und der Deutsche Caritasverband sind Hauptgesellschafter der Ecclesia GmbH, einer kirchlichen Versicherungsmakler-Gesellschaft, die die Kirchen in Sachen Versicherungen berät. Zudem bestehen über die Deutsche Ordensobernkonzferenz in einigen Bereichen für Ordensgemeinschaften Sonderabsprachen mit Versicherern.

## **Verbesserung der Präsenz im Bereich IT- Hard-/Software**

Die WGKD beschäftigt seit Mitte 2015 einen hauptberuflichen Mitarbeiter, der sich ausschließlich um das weite Feld der IT-Hard-/Software kümmert. Es gehört im Wesentlichen zu seinen Aufgaben, das Netzwerk zwischen IT-Herstellern, Handelspartnern (z. B. Logiway, Cancom etc.) und größeren kirchlichen Kunden mit hohem IT-Bedarf zu intensivieren, damit es der WGKD gelingt, auf die jeweiligen Bedarfe besser einzugehen und sie durch entsprechende Rahmenverträge zu unterstützen.

## Nachhaltigkeit bei der Beschaffung von Gütern

Als im Jahre 2008 die Umweltbeauftragten der katholischen Bistümer und der evangelischen Landeskirchen mit der finanziellen Unterstützung der Deutschen Bundesstiftung Umwelt (DBU) das Projekt „Zukunft Einkaufen“ starteten, wurde die WGKD zum Kooperationspartner dieses Projekts, das mit einer weiteren Ergänzung bis 2014 lief. Dadurch kam die WGKD in die Situation, ihre Ausrichtung im Blick auf die Rahmenverträge zu verändern.

Kam es bisher in erster Linie darauf an, mit den Verträgen möglichst hohe Rabatte zu erzielen, stand die WGKD jetzt vor der Aufgabe, Rahmenverträge anzubieten, die auch nachhaltige Gesichtspunkte erfüllen konnten.

Während das Projekt „Zukunft Einkaufen“ darauf gerichtet war, theoretisches Wissen zur nachhaltigen und ökofairen Beschaffung in die kirchlichen Einrichtungen zu tragen, hat die WGKD die Rolle, dafür zu sorgen, dass diese neu erworbenen Kenntnisse durch entsprechende Rahmenverträge auch in die Tat umgesetzt werden können. Aus diesem Grund hat sich das Angebot an nachhaltigen Produkten in den letzten Jahren deutlich erhöht. Die WGKD wird ihr Angebot an diesen Produkten weiter ausbauen, um dem zunehmenden Bedarf aus den kirchlichen Einrichtungen gerecht zu werden. In diesem Zusammenhang ist es wichtig, zu erwähnen, dass es bis auf weiteres nicht möglich sein wird, bei allen Rahmenverträgen ausschließlich Anbieter mit nachhaltigen Produkten zu präsentieren. Die WGKD hat in diesem Zusammenhang noch einmal ihren ausdrücklichen

Wunsch bekräftigt, dass Nachhaltigkeit sowohl im Angebot als auch in der Arbeit der WGKD fest verankert werden soll. Es wird zurzeit ein Kriterienkatalog erarbeitet, der eine sogenannte Messlatte an Voraussetzungen in Bezug auf Nachhaltigkeit festlegt, an denen die Rahmenvertragspartner der WGKD gemessen werden sollen.

## Rahmenvertragsangebote für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter

Ein weiterer Aspekt der Arbeit der WGKD ist die Bereitstellung von Rahmenvertragsangeboten auch für die kirchlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Da es für kirchliche Institutionen immer schwieriger wird, qualifiziertes Personal für die vielfachen Arbeitsbereiche in den Kirchen zu finden, kann das Vorhandensein von Rahmenvertragsangeboten für die Mitarbeiterschaft ein Anreiz sein, Arbeitsplätze im kirchlichen Bereich anzunehmen und die Mitarbeiter/innen an die Kirche binden zu können. Auch wenn der Fokus der Angebote weiterhin bei den kirchlichen Einrichtungen liegen wird, so hat die WGKD ihr Angebot für die Mitarbeiterschaft in jüngster Zeit deutlich erhöht. Möglich wurde dies dadurch, dass sich beim Thema „geldwerter Vorteil“ die Bewertung seitens der Finanzbehörden in der Weise geändert hat, dass finanzielle Vorteile, die durch Rahmenverträge erreicht werden, nicht mehr als geldwerter Vorteil anzusehen sind und somit auch der Lohnbesteuerung nicht unterworfen werden müssen, wenn sie mittelbar, also durch die WGKD, eingeräumt werden und nicht durch den Arbeitgeber selbst. In besonderer Weise bilden Kraftfahrzeuge, Fahrräder, Ener-



gie und Telekommunikation das Hauptangebot für die kirchliche Mitarbeiterschaft, bei denen durch hohe Rabatte finanzielle Vorteile möglich sind.

Gerade bei dem neuen WGKD-Energiepaket für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter konnte erreicht werden, dass ausschließlich regenerativer Strom mit dem Top-Label ok-power angeboten und zugleich ein sehr attraktiver Preis ohne jegliche Vertragsbindung vorgehalten werden kann.

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

## Der Blick in die Zukunft

Die Welt verändert sich in einem rasanten Tempo, was wir täglich in unserem Leben beobachten können. Auch die Beschaffung wird hiervon nicht unberührt bleiben. Der zunehmende Trend, zumindest gewisse Produktgruppen über online-Plattformen einzukaufen, darf nicht übersehen werden. Andererseits wäre es aus Sicht der WGKD ein großer Fehler, sich nur noch auf online-Angebote zu konzentrieren und herkömmliche Einkaufswege zu vernachlässigen. Die WGKD befindet sich mit mehreren kirchlichen Institutionen, die ebenfalls sich mit dem Gedanken befassen, gewisse Produktbereiche durch Online-Plattformen abzudecken, in Gesprächen, um zu erreichen, dass möglicherweise gemeinsame Initiativen

unternommen werden, um die relativ hohen Kosten von Online-Angeboten mit Bestellmöglichkeit etc. zu reduzieren. Der Bereich der nachhaltigen Produkte könnte sich für ein solches Testangebot in besonderer Weise eignen. Die WGKD hat eine Internetseite, die über [www.wgkd.de](http://www.wgkd.de) erreicht wird. In einem offenen Bereich werden die jeweiligen Rahmenverträge mit ihren Inhalten kurz beschrieben, in einem geschützten Bereich, für den eine Registrierung erforderlich ist, findet man Preise, Rabatte und jeweilige Bezugsquellen. Nutzungsberechtigt sind alle Einrichtungen, die durch die Gesellschafter repräsentiert werden, insbesondere Ordenseinrichtungen und ihre Werke. Ein Passwort zum internen Informationsbereich kann über die Internetseite angefordert werden.

Um den Bekanntheitsgrad der WGKD im Bereich der kirchlichen Einrichtungen weiter zu verbessern, veranstaltet die WGKD regelmäßige Informationsveranstaltungen in verschiedenen Regionen Deutschlands, die themenspezifisch konzipiert werden. Im Internetauftritt der WGKD sind alle anstehenden Veranstaltungen unter dem Stichwort „Veranstaltungen“ zu entnehmen.

Ein WGKD-Newsletter mit regelmäßigen Informationen über neue Rahmenverträge oder Veränderungen im Vertragsbestand erscheint ca. 6-8-mal im Jahr. Ein spezieller IT-Newsletter, der sich ausschließlich um IT-Themen und -Angebote dreht, ist neu etabliert worden und erscheint etwa alle 2-3 Monate.

## Aus Rom und dem Vatikan

### Das Wirtschaften in Treue zum Charisma überdenken

Vom 25. bis 27. November 2016 tagten im Vatikan rund 1.000 Ordensökonominnen und -ökonominnen. Hintergrund der Veranstaltung war die im Jahr 2014 erschienene Verlautbarung „Richtlinien für die Verwaltung der kirchlichen Güter der Institute des geweihten Lebens und der Gesellschaften apostolischen Lebens“ der Religiösenkongregation. Papst Franziskus rief die Orden weltweit zu einem Überdenken ihres Wirtschaftens auf: Im Mittelpunkt dürfe nicht Profit stehen, es müsse vielmehr um Treue zum Charisma gehen, schreibt der Papst in einer ausführlichen Botschaft an die Teilnehmenden der Tagung. Die Umbrüche durch die Überalterung müssten in den Klöstern zu einem Unterscheidungsprozess führen, ob die Form des Wirtschaftens tatsächlich der Berufung der Institute entspreche. Ordensleute „bedienen sich des Geldes und dienen nicht dem Geld, und sei es zu noch so heiligen Zwecken“, stellte der Papst klar. Der Mangel an Berufungen führt viele Institute zu der schwierigen Frage, was etwa mit zu groß gewordenen Ordenshäusern oder mit Werken der Nächstenliebe geschehen solle, für die nicht mehr genug Personal vorhanden ist. In manchen Fällen sei es gut, solche Werke beizubehalten, auch wenn sie wirtschaftliche Verluste ein-

trügen, weil sie ausgeschlossenen Menschen wie Neugeborenen, Armen, Kranken und Behinderten ihre Würde zurückgeben, so der Papst. Denkbar sei auch, solche Werke in Zukunft gemeinsam mit anderen Orden oder mit Kräften der Ortskirche zu betreiben. Franziskus forderte die Ordensleute auch zu einer „verantwortungsvollen Nüchternheit“ auf. Das beginne mit den Dingen des Alltags. „Alle sind dazu aufgerufen, ihren Teil beizutragen, Entscheidungen der Solidarität zu treffen, die Schöpfung zu achten und sich mit der Armut der Familien zu vergleichen, die sicherlich rundherum leben. Es geht darum, eine bestimmte Haltung anzunehmen, einen Stil im Sinn der Gerechtigkeit und des Teilens.“ „Die Scheinheiligkeit von Ordensleuten, die wie Reiche leben, verletzt das Gewissen der Gläubigen und schädigt die Kirche.“

### Tagung für Bischofsvikare und Diözesanbeauftragte für das Geweihte Leben

Im Rahmen einer Internationalen Tagung für Bischofsvikare und Diözesanbeauftragte für das Geweihte Leben ist Papst Franziskus am 28. Oktober 2016 auf die wechselseitigen Beziehungen zwischen der Ortskirche und den Instituten des Geweihten Lebens eingegangen. Dabei legte er den Fokus auf die Gleichwürdigkeit beider Institutionen:



„Es gibt keine wechselseitigen Beziehungen dort, wo einige befehlen und andere sich aus Furcht oder Gewohnheit unterordnen. Dagegen gibt es wechselseitige Beziehungen dort, wo der Dialog gepflegt wird, das respektvolle Zuhören, die gegenseitige Gastfreundschaft, die Begegnung und das Kennenlernen, die gemeinsame Suche nach der Wahrheit, der Wunsch nach brüderlicher Zusammenarbeit zum Wohl der Kirche, die ‚Haus der Gemeinschaft‘ ist.“ Mit Blick auf die Konstitution „Vultum Dei Quaerere“ (dokumentiert in OK 4/2016) ermahnte der Papst die Anwesenden, die kontemplativen Ordensschwwestern als „erwachsene Frauen“ ernst zu nehmen und die ihnen zustehenden Kompetenzen ohne Einmischung zu respektieren.

### Papst zu Orden: „Treue wird heute auf die Probe gestellt“

Papst Franziskus hat am 28. Januar 2017 die Vollversammlung der Kongregation für das Ordensleben empfangen, die sich mit der Frage der Treue und denen, die das Ordensleben verlassen, beschäftigte. „Wir stellen fest, dass die Treue derzeit auf die Probe gestellt wird“, so der Papst in seiner Ansprache. Es gebe verschiedene Gründe, das Ordensleben zu verlassen, so der Papst: „Wir leben in einer Kultur der Stücke, des Provisorischen“, griff er ein Thema auf, das ihn immer wieder beschäftigt. „Diese Kultur führt zu dem Wunsch, immer eine Seitentür offen zu halten, für andere Möglichkeiten. Sie nährt den Konsumismus und vergisst die Schönheit eines einfachen und schlichten Lebens“. Dies könne man als „praktischen Relativismus“ bezeichnen. „Wir leben in

einer Gesellschaft, in der die Regeln der Wirtschaft die Regeln der Moral ersetzen“. Franziskus sprach von der Jugend, wo es Viele gebe, die spirituell auf der Suche seien. Aber auch hier gebe es „Opfer der Weltlichkeit“: „Suche nach Erfolg um jeden Preis, nach dem schnellen Geld und dem leichten Genuss.“ Es gelte, diesen jungen Menschen zur Seite zu stehen und sie mit der Freude des Evangeliums anzustecken. Ein weiterer Faktor für die Treue liege im Inneren der Ordensgemeinschaften, „wo es neben viel Heiligkeit auch Gegen-Zeugnisse gibt, die ein Leben in Treue schwierig machen. Dazu gehören unter anderem die Routine, die Müdigkeit, das Gewicht der Verwaltung der Strukturen, innere Spaltungen, die Suche nach Macht, eine weltliche Weise, die Institute zu leiten, ein Dienst der Leitung, der in Autoritarismus abgeleitet oder in ein laissez-faire.“ Wenn das Ordensleben seine prophetische Mission und seine Faszination behalten wolle, müsse es dagegen die Frische und Neuheit der Zentralität Jesu erhalten, so der Papst. Dinge, die beim geschwisterlichen Leben in Gemeinschaft helfen, seien: „Das gemeinsame Gebet, das betende Lesen der Schrift, der geschwisterliche Dialog, die correctio fraterna, die Barmherzigkeit gegenüber dem Bruder oder der Schwester, die sündigt, und das Teilen von Verantwortung“. Das alles müsse einhergehen mit einem „sprechenden und frohen Zeugnis“ durch das einfache Leben an den existenziellen Peripherien. Sehr wichtig sei es zudem, dass das Ordensleben in qualifizierte Begleiter investierte, so der Papst: Viele Berufungen gingen verloren, weil es an guten Begleitern fehle. „Es ist schwierig, treu zu sein, wenn man alleine auf dem Weg ist.“ (rv)

## Aus der Weltkirche

### Griechenland

Die Steyler Missionschwestern planen in Griechenland eine neue missionarische Gemeinschaft zu gründen. In Zusammenarbeit mit dem Jesuitenflüchtlingsdienst wollen sich die Schwestern vor allem um die dort gestrandeten Flüchtlinge in ihren tragischen Lebensumständen kümmern. Erzbischof Sebastianos von Athen zeigte sich erfreut über die Initiative der Missionsgemeinschaft. (ssps)

### Dänemark

Die Missionsschwester vom Kostbaren Blut bauen in Holte, 20 km nördlich von Kopenhagen, ein neues Kloster. Die Niederlassung, deren Grundstein am 19. Januar 2017 gelegt wurde, gehört zur deutschen Provinz der Gemeinschaft. Dank der günstigen Lage zwischen zwei katholischen Gemeinden soll es in der Diaspora als geistliches Zentrum mit vorwiegend spirituellen Angeboten dienen. (cps)

### Europa/Italien

Der Generalobere der Salesianer von Don Boscos, P. Ángel Fernández Artime SDB, hat die Mitglieder seines Ordens Mitte Dezember 2016 zur Mission „ad gentes“ aufgerufen. Er wandte sich an „all jene Mitbrüder, die vom Herrn gerufen wurden, die Berufung zu einem Leben als Salesianer Don Boscos auf diese besondere Art und Weise zu leben und bereit sind, als Salesianer und Mis-

sionare ‚ad gentes, ad externos, ad vitam‘ zu leben.“ Der Sendungsauftrag in aller Welt verlange von den Salesianern „eine noch größere Bereitschaft, Antworten auf die zahlreichen Anfragen aus aller Welt zu geben, mit denen sich die Kirche ständig an uns wendet“. Es fehlten „in einigen Ländern auf den fünf Kontinenten Salesianer, die ihren Dienst anbieten, während in anderen Ländern die apostolischen Kräfte zahlreich sind“. Man müsse die „missionarische Leidenschaft“ des heiligen Don Bosco neu beleben. Er sei sich bei seinen Besuchen in 44 Ordensprovinzen in aller Welt bewusst geworden „dass es die missionarische Begeisterung unseres Gründervaters war, die der Kongregation in der Kirche und in der Welt ihre universale Dimension gab“. Die Ordensoberen sollten auf keine Weise „die missionarische Unruhe bei jungen Ordensmitgliedern oder anderen Mitbrüdern auslöschen und ihren Blick und ihr Interesse nur auf die eigene Ordensprovinz richten“. (fides)

### Israel

Das durch einen Brandanschlag jüdischer Nationalisten teilweise zerstörte Atrium des israelischen Benediktinerklosters Tabgha soll am 12. Februar 2017 wiedereröffnet werden. Die Wiedereröffnung nimmt der Kölner Kardinal Rainer Maria Woelki als Präsident des Deutschen Vereins vom Heiligen Lande vor. Rechtsextremistische Siedler hatten am 15. Juni 2015 einen Brandanschlag auf die Brotvermehrungskir-



che verübt. Das Feuer beschädigte den Eingangsbereich und das Atrium schwer. Die später festgenommenen Täter schmierten die hebräische Aufschrift auf die Wand „Götzendienen müssen vernichtet werden“. Tabgha ist eine Niederlassung der deutschsprachigen Dormitio-Abtei auf dem Jerusalemer Zionsberg. Der Wiederaufbau kostete nach Angaben von deren Prior-Administrator P. Nikodemus Schnabel OSB 1,6 Millionen Euro. Davon übernahm der Staat Israel 300.000 Euro; der Rest wurde größtenteils durch Spenden aufgebracht. (dormitio/kna)

## USA

Mehrere Hundert Ordensfrauen haben an den zahlreichen „Women’s March“-Kundgebungen gegen Donald Trump teilgenommen, die am Tag nach dessen Amtseinführung als Präsident der Vereinigten Staaten amerikaweit stattfanden. Die Frauenrechtlerinnen demonstrierten gegen chauvinistische und rassistische Äußerungen Trumps. Prominente wie Madonna und Scarlett Johansson traten ans Mikrofon. Die Veranstalterinnen in Washington sprachen von einer halben Million Teilnehmerinnen. Für Los Angeles ging die Polizei sogar von mehr als einer halben Million Demonstranten aus. (rv/ncr/kap)

## Asien

Der Jesuitenorden will sich in Asien verstärkt um den islamisch-christlichen Dialog bemühen. Dies wurde Anfang Februar bei einem Treffen in Kuala Lumpur hervorgehoben. Anwesend waren Vertreter der Ordensgemeinschaft aus Pakistan, Bangladesch, Indien, In-

donesien und Malaysia. Das Treffen diente nach Angaben der Veranstalter dem Erfahrungsaustausch über die Arbeit der Jesuiten in Asien mit Muslimen im asiatischen Kontext. P. Joseph Kalathil vom „Indian-Pakistan Peace Forum“ in Jammu and Kashmir stellte fest, es gehe um „interreligiösen Dialog im Geist der Zusammenarbeit und gegenseitigen Öffnung.“ Zur Situation in Pakistan erklärte P. Juan Carlos Pallardel SJ, viele fühlten sich vom Blasphemieparagraphen bedroht. „Während viele interreligiöse Begegnungen auf höchster Ebene stattfinden, erreicht dieser Geist kaum die einfachen Leute.“ Über ihre Erfahrungen berichteten auch Jesuiten aus Bangladesch. P. Probash betonte, dass man von Bangladesch lernen könne, wie gute Beziehungen zwischen Kirche und Staat aussehen. Es sei „eine diskrete Öffnung der Medien festzustellen, die über christliche Feiertag, wie Ostern und Weihnachten berichten“. Im Licht der Erfahrungen in unterschiedlichen Kontexten sollen gemeinsame Strategien bei der Forschungs- und Bildungsarbeit mit Blick auf die Beziehungen zwischen Christen und Muslimen in Asien entwickelt werden. (fides)

## Australien

Eine katholische Ordensfrau und ein Molekularbiologe sind zu „Australiern des Jahres“ gekürt worden. Schwester Anne Gardiner von den Augustiner-Missionsschwestern wurde in der Kategorie „Senioren“ mit der höchsten Ehre ausgezeichnet, die Australien zu vergeben hat. Sie erhielt die Ehrung für ihr mehr als 60-jähriges Engagement für die Rechte und die Kultur der australischen Ureinwohner. (kna)

# Aus dem Bereich der Deutschen Ordensobernkonzferenz

## Personelles

Am 26. September 2016 wurde *Sr. Christiane Sartorius OP* im Rahmen des Kongregationskapitels der Dominikanerinnen der hl. Katharina von Siena von Oakford/Natal in Südafrika für eine zweite Amtszeit als Generalrätin/Provinzpriorin mit Zuständigkeit für Deutschland (Fränkische Provinz) wiedergewählt. Die Amtszeit beginnt am 1. Januar 2017.

Im Oktober 2016 wählte das Kapitel der Propstei St. Michael in Paring – Augustiner-Chorherren der Kongregation von Windesheim – den bisherigen Dekan der Propstei, *H.H. Maximilian Korn, C.R.V.*, zum neuen Propst. Am 13. Dezember wurde er von Bischof Dr. Rudolf Vorderholzer zum Propst geweiht. Der bisherige Propst, *H.H. Helmut Grünke, C.R.V.* hatte dieses Amt 24 Jahre inne.

Das Provinzkapitel der Schwestern von der Göttlichen Vorsehung, Provinz Emmanuel von Ketteler (Mainz), hat am 7. November 2016 *Sr. Clementine Fritscher* für eine weitere Amtszeit von fünf Jahren wiedergewählt.

Der Provinzial der rumänischen Provinz „St. Josef“ der Franziskaner Minoriten hat *P. Gabriel Budau OFM Conv.* zum neuen Delegaten für Deutschland er-

nannt. *P. Gabriel* übernimmt die Aufgabe von *P. Ionel Anghel*. Sitz des Delegaten ist Grabenstätt in Oberbayern.

Die Benediktinerinnen der Abtei Maria Heimsuchung in Kall-Steinfeld haben am 19. November 2016 *Sr. Michaela Hohmann OSB* nach Beendigung ihrer Amtszeit erneut zur Äbtissin des Klosters gewählt. *Sr. Michaela* (58) leitet die Gemeinschaft seit 2001.

*Sr. Maria Hanna Löhlein OSF* ist neue Generaloberin der Franziskanerinnen von Reute. Die Kapitularinnen wählten sie am 21. November 2016 in einem außerordentlichen Wahlkapitel für die nächsten vier Jahre. Sie übernimmt die Aufgabe von *Sr. Erika M. Eisenbarth*, die ihr Amt aus gesundheitlichen Gründen niedergelegt hatte. Die ehemalige Generalsekretärin der DOK, *Sr. Walburga M. Scheibel OSF*, wurde in den Generalrat der Gemeinschaft gewählt. Sie hat das Amt der Generalvikarin übernommen.

Der in Spanien ansässige Provinzial der Kapuziner Terziaren (Amigonianer) hat am 15. Dezember 2016 *P. Ralf Winterberg TC* für den Zeitraum von 2016 bis 2019 zum Delegaten für Deutschland ernannt. *P. Winterberg* übernimmt diese Aufgabe von *P. Jens Anno Müller TC*.



*P. Reinhard Gesing SDB* (54) ist zum neuen Provinzial der Deutschen Provinz der Salesianer Don Boscos ernannt worden. Der Generalobere der Gemeinschaft gab die Ernennung am 20. Dezember 2016 bekannt. Die Amtszeit beträgt sechs Jahre. P. Gesing wird damit die Nachfolge von P. Josef Grüner SDB (67) antreten, der seit August 2005 Provinzial der Deutschen Provinz der Salesianer Don Boscos ist und zuvor bereits zwei Jahre die damalige Süddeutsche Provinz der Salesianer Don Boscos geleitet hatte. P. Grüner ist auch Mitglied im erweiterten Vorstand der DOK.

Sr. M. Ursula Söllner OP ist im Dezember 2016 aus gesundheitlichen Gründen vom Amt der Priorin des Dominikanerinnenpriorats Sankt Maria an der Isar (Niederviebach) zurückgetreten. Der Bischof von Regensburg hat am 23. Dezember *Sr. Theresa Nguyen OP* zum 1. Januar 2017 zur Vikarin der Gemeinschaft ernannt, „bis zur Erstellung und Approbation der neuen Konstitutionen“.

Vom 26. bis 30. Dezember 2016 fanden in der Provinz der Armen Schulschwester von Unserer Lieben Frau in München Provinzwahlen statt. Mit Wirkung zum 29. Juli 2017 übernimmt *Sr. M. Monika Schmidt*, derzeit Provinzvikarin, das Amt der Provinzoberin. Ihre Vorgängerin Sr. M. Charlotte Oerthel bleibt bis zur Installation am 29. Juli 2017 im Amt.

Im Rahmen eines Provinzkapitels vom 9. bis 10. Januar in Maria Veen ist *P. Mario Muschik CMM* zum Provinzial der Missionare von Mariannahill in Deutschland gewählt worden. Er tritt die Nachfolge von P. Michael Maß

CMM an, der dieses Amt zweieinhalb Jahre inne hatte und im Herbst 2016 in die Generalleitung des Ordens gewählt worden war. Die Amtszeit von P. Muschik als Provinzial begann am 2. Februar 2017.

Der Provinzial der Krakauer Franziskanerminoritenprovinz hat *P. Stanislaw Sliwinski OFM Conv.* zum neuen Delegaten für Deutschland ernannt. P. Stanislaw übernimmt die Aufgabe von P. Darius Zajac. Sitz des neuen Delegaten ist das Kloster St. Felix in Neustadt an der Waldnaab (Oberpfalz).

Im Rahmen des Wahlkapitels der St. Josefskongregation Ursberg vom 26. bis 28. Januar 2017 wurde *Sr. Katharina Wildenauer CSJ* zur künftigen Generaloberin der Gemeinschaft gewählt. Sie übernimmt das Amt von Sr. M. Edith Schlachter CSJ; die Amtsperiode beträgt sechs Jahre. Sr. Katharina war in den vergangenen zwölf Jahren Generalvikarin der Gemeinschaft. Amtsbeginn ist der 1. Mai.

Am 2. Februar 2017 hat das Provinzkapitel der Dominikaner-Provinz Teutonia einen neuen Provinzial gewählt: *P. Peter Kreuzwald OP*. P. Peter hatte bislang das Amt des Studentenmagisters im Ausbildungskonvent des Ordens in Mainz inne. Der neue Provinzial wurde 1965 in Köln geboren. Er legte 1999 seine erste Profess ab und wurde 2003 zum Priester geweiht. Bis 2008 war er Mitglied des Dominikanerkonventes in Braunschweig, bevor er zum Studentenmagister ernannt wurde. Er übernimmt die neue Aufgabe von P. Dr. Johannes Bunnenberg OP.

## Neuer KMO-Vorstand gewählt

Die Konferenz der missionierenden Orden (KMO) hat auf ihrer konstituierenden Sitzung für die Amtsperiode 2016 bis 2019 am 4. November 2016 in St. Ottilien einen neuen Vorstand gewählt. Erste Vorsitzende ist die Regionaloberin der Missionsschwestern U. L. Frau von Afrika, Sr. Elisabeth Biela. Zu ihren beiden Stellvertretern wurden P. Prof. Dr. Martin Üffing, Provinzial der Steyler Missionare, und P. Klaus Vähröder, Direktor der Jesuitenmission Nürnberg, gewählt. Ebenfalls zum Vorstand gehört die Generalsekretärin der DOK, Sr. Agnesita Dobler.

## Berufungspastoral: „Orientierungsbaukasten“ vernetzt Angebote für junge Menschen

Mit einem neuen „Orientierungsbaukasten“ geben die Verantwortlichen der Ordensgemeinschaften für die Berufungspastoral jungen Menschen zwischen 20 und 40 Jahren Hilfen bei Lebens- und Glaubensfragen an die Hand. Interessierte können aus sechs „Bausteinen“ über jeweils ein Wochenende beziehungsweise einmal sechs Tage lang bei einer „Hüttenwoche“ das für sie passende Thema auswählen. Der „Orientierungsbaukasten“ will angesichts kleiner werdender Gemeinschaften neue Wege in der Berufungspastoral gehen und Synergie-Effekte nutzen. Das erste Wochenende vom 10. bis 12. März in Vierzehnheiligen hat den Titel „Mein Lebensbaukasten – Meine Stärken entdecken“. Der zweite Baustein heißt „Mein Lebensbauplan“ (5. - 7. Mai, Jugendbildungsstätte Kupferberg).

Dem „einfachen Leben“ können junge Leute vom 6. bis 12. August bei einer Hüttenwoche am Fuß der Benediktenwand in Oberbayern nachspüren. Erfahrungen mit Stille in der Natur und mit Gott stehen auf der Tagesordnung. Vom 20. bis 22. Oktober geht es darum, welche Rolle Gott, die Familie oder Freunde im eigenen Leben spielen. Zu Fragen wie „Wer entwirft und baut mein Leben?“, „Auf wen kann ich mich verlassen?“ können sich im Kloster der Augustiner Chorfrauen in Essen Gleichgesinnte austauschen. Alle Informationen zu dem neuen Angebot der Berufungspastoral für junge Menschen sowie Details zum jeweiligen Anmeldeschluss finden sich im Internet unter [www.orientierungsbaukasten.org](http://www.orientierungsbaukasten.org).

## Klosterlandschaft in Deutschland verändert sich

199 Jahre nach der 1817 vollzogenen Säkularisation des Klosters Neuzelle in Brandenburg in Deutschland haben die Mönche des Stifts Heiligenkreuz (Österreich) entschieden, die Einladung von Bischof Wolfgang Ipolt aus Görlitz anzunehmen und eine Wiederbesiedelung des Klosters Neuzelle zu wagen. Die kirchenrechtlichen Errichtung des Priorates Neuzelle soll 2018 abgeschlossen sein. Die Zeit bis dahin dient der Vorbereitung der Klostergründung. Acht Mönche sollen das Klosterleben in Neuzelle aufnehmen. Sie werden dort das Chorgebet und die Liturgie feiern, in der Pfarr- und Wallfahrtsseelsorge wirken, geistliche Angebote ermöglichen und Gäste empfangen. Auf der Internetseite [www.neustart.zisterzienser kloster-neuzelle.de](http://www.neustart.zisterzienser kloster-neuzelle.de) informieren die Zisterzienser über das Projekt. (Stift Heiligenkreuz)

Nach fast 100 Jahren wurden am 9. Oktober 2016 die *Franziskaner aus Wegental* verabschiedet, dort leben seit dem Ersten Advent nun *indische Karmeliten*. In *Hermeskeil* fand die Verabschiedung der Franziskaner am 23. Oktober statt und am 22. Januar wurden in einem Gottesdienst mit dem Würzburger Bischof Friedhelm Hofmann die Franziskaner nach 400 Jahren aus *Detelbach* verabschiedet. Die *Indische St. Thomas-Provinz der Karmeliten* übernimmt den *Karmel in Straubing*. Die Karmeliten der Deutschen Provinz ziehen sich vom Standort zurück. Die indische Provinz ist aus der ehemaligen Oberdeutschen Karmelitenprovinz hervorgegangen. Die *Klarissen-Kapuzinerinnen aus Rosenheim* zogen zum 1. Januar 2017 in das Kloster Mallersdorf um. Die Kongregation der Armen Franziskanerinnen stellt ihnen dort einen separaten Wohnbereich mit den erforderlichen Voraussetzungen für ihr kontemplatives Leben und das Apostolat der eucharistischen Anbetung zur Verfügung. Auch die *Kapuziner* haben das Kloster St. Sebastian in Rosenheim zum Jahresende 2016 geschlossen. Sie hatten das Kloster im Jahr 1856 gegründet, seit 1986 lebten dort auch die Klarissen. Das *St. Birgitta-Kloster Altomünster* ist aufgelöst. Darüber informierten im Rahmen eines Pressegesprächs am 19. Januar 2017 die bisherige Apostolische Kommissarin, Sr. M. Gabriele Konrad, und der Münchener Generalvikar Peter Beer. Ein entsprechendes Dekret der Religiosenkongregation sei am 17. Januar vollzogen worden. Das Erzbistum München und Freising übernehme das Klostergebäude und trage den Lebensunterhalt der beiden verbliebenen Schwestern.

## Erörterung über missionsgeschichtliche Sammlungen in Ordenshand

Die Konferenz missionierender Orden (KMO) hat sich am 5. November 2016 in St. Ottilien mit den ethnologischen und missionsgeschichtlichen Sammlungen beschäftigt, die im Besitz von Ordensgemeinschaften sind und zum Teil einen bemerkenswerten Umfang aufweisen. Am Beispiel der Erzabtei St. Ottilien stellte Prof. Dr. You Lee, Universität Tübingen, eine mögliche „Rückgabepolitik“ dar. Das Kloster hatte in den Jahren 2005 und 2015 wichtige Exponate aus Korea dem Land zurückgegeben. Die Direktorin des völkerkundlichen Lindenmuseums Stuttgart, Prof. Dr. Inés de Castro, unterstrich die Bedeutung der Ordenssammlungen als „Teil des Weltkulturerbes“. Allerdings seien sie auch, wie die Sammlungen der öffentlichen ethnologischen Museen, ein „schwieriges Erbe“, da sie vor allem aus der Zeit des Kolonialismus stammen. Auch wenn nicht alles unter Generalverdacht gestellt werden dürfe, so gelte es doch, die „Machtungleichheit“ in der Zeit des Kolonialismus im Blick zu behalten. In der Präsentation der Exponate sei zu beachten, dass sie nicht nur für ihre Herkunftsländer stünden, sondern eine Verflechtungsgeschichte hätten und damit auch etwas über Deutschland und Europa aussagten. Für Besucher sei es daher spannend, wenn auch gezeigt werde, wie die Missionare/die Orden an die Objekte gekommen seien. Auch die Missionare seien „Teil des Kolonialsystems“ gewesen. Darüber hinaus habe es Objekte gegeben, die absichtlich gerade an Missionare abgegeben worden seien, weil man sich

magisch negativer Kräfte entledigen wollte. Frau de Castro sprach sich für eine Intensivierung der Provenienzforschung aus. Auch appellierte sie, die „indigene Seite“ nicht nur passiv zu behandeln, sondern als aktiven Partner zu betrachten. Sie vertrat die Einschätzung, dass die meisten Sammlungen in Ordenshand „unter dem Radar“ der übrigen Fachwelt blieben und nicht angemessen wahrgenommen würden. Daher regte sie eine wissenschaftlich fundierte (online-)Publikation über die Bestände der Orden an.

### Errichtung der Stiftung „Anerkennung und Hilfe“

Das Bundeskabinett hat am 9. November 2016 der Errichtung der Stiftung „Anerkennung und Hilfe“ zugestimmt. Die Stiftung startet am 1. Januar 2017 und hat eine Laufzeit von fünf Jahren. Sie richtet sich an Menschen, die als Kinder oder Jugendliche in der Zeit vom 23. Mai 1949 bis zum 31. Dezember 1975 (Bundesrepublik Deutschland) bzw. vom 7. Oktober 1949 bis zum 2. Oktober 1990 (DDR) in stationären Einrichtungen der Behindertenhilfe oder in stationären psychiatrischen Einrichtungen untergebracht waren und bei denen heute noch eine Folgewirkung aufgrund des dort erlittenen Leids und Unrechts während der Unterbringung vorliegt. Ihr Ziel ist es, die damaligen Verhältnisse und Geschehnisse öffentlich anzuerkennen, wissenschaftlich aufzuarbeiten und das den Betroffenen widerfahrene Leid und Unrecht durch Gespräche individuell anzuerkennen. Betroffene, bei denen aufgrund erlittenen Leids und erlebten Unrechts während der Unterbringung heute noch eine Folgewirkung

besteht, sollen Anerkennungs- und Unterstützungsleistungen erhalten. Soweit die Voraussetzungen vorliegen, können sie eine individuelle Unterstützung in Form einer Geldpauschale sowie einer Rentenersatzleistung erhalten. Träger der Stiftung, die 288 Mio. Euro umfasst, sind der Bund, die Bundesländer und die beiden Kirchen mit ihren Wohlfahrtsverbänden und den Ordensgemeinschaften.

### Initiative „Philosophisch-Theologische Hochschule der Orden“ in Berlin nimmt Fahrt auf

Vertreter verschiedener Orden, Weihbischof Dr. Hegge als Vorsitzender der Kommission 8 (Wissenschaft und Kultur) der Deutschen Bischofskonferenz und Weihbischof Dr. Heinrich, Erzbischof Berlin, trafen sich am 24. November 2016 in Münster/W. zu einer Auftaktveranstaltung der Initiative „Philosophisch-Theologische Hochschule der Orden“ in Berlin. Ordensvertreter der Kapuziner, Dominikaner, Benediktiner, Pallottiner, Prämonstratenser, Herz-Jesu-Priester, der Franziskaner Österreichs und des Malteserordens sowie Geistlicher Bewegungen wie Sant’Egidio und Fokolargemeinschaft verabredeten die Weiterarbeit an dieser Initiative. Sie laden nun alle Orden und geistlichen Gemeinschaften ein, die an einer dauerhaften akademischen Präsenz der (ihres) Orden(s) in Deutschland interessiert sind. Im Laufe des Jahres 2017 soll gemeinsam überprüft werden, ob sich eine gemeinsame „Philosophisch-Theologische Hochschule der Orden“ in Berlin realisieren lässt mit konkreten Aussagen zu Trägerstruktur,



Profil und Angeboten, Personalkonzept und Finanzkonzept.

## Bundesregierung bezuschusst Klosterkirche in Reutberg

Eine Sanierung der Klosterkirche des Franziskanerinnenklosters in Reutberg wird aus dem „Denkmalschutz-Sonderprogramm VI“ der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien bezuschusst. Damit könne die Detailplanung der Sanierungsmaßnahme beginnen, berichtet die Pressestelle des Erzbistums München und Freising. Dazu sollen nun erste Gespräche zwischen den Verantwortlichen des Klosters und der Erzdiözese geführt werden. Bereits im Jahr 2013 hatte das Erzbistum bauliche Untersuchungen durchgeführt, um das Ausmaß der Sanierungsarbeiten abschätzen zu können.

## Bischöfe veröffentlichen Wort zur Ehe- und Familienpastoral

Die deutschen Bischöfe haben am 1. Februar das Wort „Die Freude der Liebe, die in den Familien gelebt wird, ist auch die Freude der Kirche“ - Einladung zu einer erneuerten Ehe- und Familienpastoral im Licht von Amoris laetitia“ veröffentlicht. Papst Franziskus hatte in den Jahren 2014 und 2015 zwei Bischofssynoden zu Fragen von Ehe und Familie durchgeführt. Im Konsultationsprozess im Vorfeld der zweiten Synode hatte die Deutsche Ordensobernkongferenz auf Bitten der Bischöfe im Jahr 2015 eine ausführliche Stellung-

nahme zu den Lineamenta abgegeben. Im Anschluss an die Synoden verfasste der Papst das Apostolische Schreiben Amoris laetitia, das am 8. April 2016 erschien. In ihrem jetzt veröffentlichten Wort nennen die Bischöfe als Konsequenzen, die sich aus Amoris laetitia ergeben, insbesondere folgende Säulen einer Ehe- und Familienpastoral:

- Die Ehevorbereitung bedarf einer Intensivierung, eines verbindlicheren und zugleich überzeugenderen Charakters.
- Die Bemühungen um die Ehebegleitung sollen verstärkt werden: Eheleute und Familien, insbesondere auch in konfessionsverbindenden Ehen, sollen in der Kirche Angebote für ihre Lebenssituationen finden.
- Die Familien sollen als Lernorte des Glaubens unterstützt und in dieser oft schwierigen Aufgabe gestärkt werden.
- Die Zerbrechlichkeit von Ehe und Familie verlangt ein besonders sensibles Verhalten. Papst Franziskus hat dafür den Dreiklang von Begleiten, Unterscheiden und Eingliedern ins Gespräch gebracht. Dieser Dreiklang soll die Pastoral bestimmen, woraus ein hoher Anspruch erwächst.

Für die Frage nach dem Empfang der Sakramente sehen die Bischöfe in Amoris laetitia keine allgemeine Regel und keinen Automatismus. Erforderlich sind nach ihrer Überzeugung differenzierte Lösungen, die dem Einzelfall gerecht werden. Mit Amoris laetitia gehen die Bischöfe von einem Prozess der Entscheidungsfindung aus, der von einem Seelsorger begleitet wird.

## ... Neue Bücher

Nicole Grochowina

### Franziskus und Luther

Freunde über die Zeiten.

Franziskanische Akzente, Band 12.

Würzburg: Echter Verlag 2017. – 80 S.

*sowie*

Christiane Brendel / Adelheid Wenzelmann

### Martin Luther und Ignatius von Loyola

Ignatianische Impulse, Band 74.

Würzburg: Echter Verlag 2017. – 176 S.

Martin Luther – am Beginn der Neuzeit oder im Mittelalter verwurzelt? Die beiden anzuzeigenden Bändchen zeigen, dass beides stimmt. Sie zeigen vor allem die ökumenische Verbundenheit von Spiritualität und Reformwillen für die Kirche. Bei aller wechselseitigen Polemik und Diffamierung gibt es beeindruckende Parallelen zwischen den großen Ordensgründern Franziskus und Ignatius und dem Reformator Luther.

Nicole Grochowina, Schwester aus der Communität Christusbruderschaft im oberfränkischen Selbitz, sieht in Franziskus und Luther „Freunde über die Zeiten“. Luther lehnte die Franziskaner seiner Zeit als reich und ungelehrt und wegen ihrer Gelübde ab, ebenso wie eine Christusgleichheit des Franziskus. Dennoch war er fasziniert von dem Armen aus Assisi, weil „auch er sich ganz auf die Gnade und das Erbarmen Gottes verließ und beständig die besondere Bedeutung des Wortes Gottes betonte“ (S. 14). Parallelen sieht Grochowina in dem gemeinsamen Auftrag, das Haus Gottes wiederherzustellen. Die



ISBN 978-3-429-04316-2  
€ 8.90.

neue Bücher – ökumene

„Bausteine“, die Franziskus und Martinus dafür verwenden, sind unterschiedlich und doch ähnlich: Armut und Umkehr bei Franziskus, bei Luther in apokalyptischer Färbung und Kritik am wirtschaftlichen Gebaren der Kirche in geistlichen Dingen; die Nacktheit vor Gott, auch im übertragenen Sinn des Vertrauens allein auf ihn; die Ausrichtung allein auf Christus; das Leid und die Anfechtung, nicht als Unglück, sondern spirituelle Chance. Die Autorin sieht die gemeinsame Grundausrichtung darin, dass sich beide „von diesem erbarmenden Gott rufen lassen, in ihrer jeweils eigenen Zeit ihre Kirche neu aufzubauen“ (S. 73)

Einen anderen Ansatz wählen Christiane Brendel, evangelische Pfarrerin aus Hameln, und Adelheid Wenzelmann, Schwester der Communität Kloster Wülfinghausen, in ihrem Vergleich Luthers mit Ignatius von Loyola. Sie wollen das Kompendium des geistlichen Lebens der beiden Zeitgenossen erheben. Deshalb sind für sie die beiden keine Gegner, sondern ergänzen sich in ihren Zugängen, um eine Begegnung mit Gott zu ermöglichen. Die Autorinnen stellen jeweils Auszüge aus dem Exerzitenbüchlein des Ignatius entsprechenden Texten Martin Luthers gegenüber. In sieben Kapiteln schreiten sie dabei den Weg ab von hinführenden Gedanken zu Gebet und Meditation, über das Fundament und Ziel des religiösen Lebens, Umkehr und Versöhnung, Jesus Christus und die Nachfolge, Kreuz und Auferstehung, Leben in der Kirche bis hin zum Glauben im Alltag. Und bei allen Differenzen in der Kirchenpolitik, in der Frage nach Reform oder Reformation wird mehr als deutlich: Je tiefer die Gottesbeziehung ist, je intensiver das Ringen mit Gott und je klarer die Gestaltung des Lebens aus einer Erfahrung mit dem lebendigen Gott, desto näher sind sich die Ansätze von Luther und Ignatius. Da verschwinden dann auch die Gegensätze zwischen Glauben und Werken.

Wenn von „geistlicher Ökumene“ die Rede ist, lohnt es sich, bei den Meistern des geistlichen Lebens in die Schule zu gehen. Grundanliegen, Wege und Ziele gleichen sich über die Jahrhunderte und die Konfessionsgrenzen an. Ökumene ist keine Verständigung auf einen Minimalkonsens, sondern die Suche nach Einheit in der zentralen Frage nach Gott und der Begegnung mit ihm im Leben. Ermutigende Zeichen für das Jahr 2017!



ISBN 978-3-429-04330-8  
€ 12.90.

Joachim Schmiedl, Vallendar

Anna-Maria aus der Wiesche / Frank Lilie u.a. (Hg.)

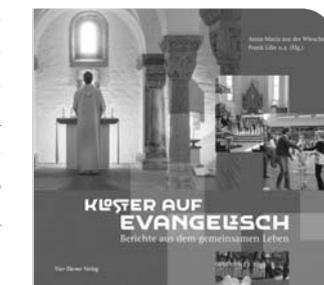
## Kloster auf Evangelisch

Berichte aus dem gemeinsamen Leben.

Mit einem Geleitwort von Altbischof Jürgen Johannesdotter.

Münsterschwarzach: Vier-Türme-Verlag 2016. – 170 S.

Seit einigen Jahrzehnten ist ein neuer Aufbruch kommunitären Lebens in der evangelischen Kirche zu beobachten. Es bilden sich Gemeinschaften von Frauen, Männern, zum Teil auch verheirateten Paaren mit ihren Familien, die in ehemaligen Klöstern wieder neu Klosterleben beginnen oder neue Orte spirituell besiedeln. 26 solche Lebensaufbrüche stellen sich im vorliegenden Buch vor. Drei Stichworte „Verbindlich im Glauben“, „Verbindlich in Wahrhaftigkeit“ und „Verbindlich im Dienst“ drücken drei Schwerpunkte aus, in denen komunitäres Leben auf evangelisch sich abspielt. Zentral sind die Lebensgemeinschaft, eine konkrete Aufgabe und das gemeinsame Gebet, oft in einer abgewandelten Form des katholischen Stundengebets. Viele Kommunitäten sind Orte offener Gastfreundschaft, der Stille und Zurückgezogenheit, aber auch des sozialen Engagements. Ökumenisch orientiert sind alle, sei es in Richtung der katholischen Geschwister oder der ostkirchlichen Tradition. Für manche Gemeinschaften sind der Zölibat und die damit verbundenen Evangelischen Räte Angelpunkte ihrer Spiritualität, andere sehen das Miteinander verschiedener Berufungen als Chance und Auftrag. Immer aber geht es um Verbindlichkeit. So sehr die Kommunitäten als Orte für „Kloster auf Zeit“ gefragt sind, ist doch klar, dass „eine verbindliche Lebensgestaltung zum Wesen des christlichen Glaubens gehört“ (S. 165). So schließt das Buch mit einem paulinischen Ausblick, zu dem Martin Luther aus seiner Kritik am Mönchtum seiner Zeit nicht mehr (oder noch nicht wieder) Ja sagen konnte: „In diesem Sinne können die geistlichen Gemeinschaften als Glieder am einen Leib Christi und ihre vielfältigen Ausprägungen als Charismen des einen Geistes verstanden werden.“ (S. 167)



ISBN 978-3-429-04316-2

€ 12.80.

Joachim Schmiedl, Vallendar

Stephan Haering / Wilhelm Rees / Heribert Schmitz Ausgabe (Hg.)

## Handbuch des katholischen Kirchenrechts

3., vollständig neu bearbeitete Ausgabe.

Regensburg, Friedrich Pustet Verlag 2015.

Das Handbuch des katholischen Kirchenrechts, welches hier in seiner dritten, vollständig neubearbeiteten Auflage zu besprechen ist, bewahrt in seinem äußeren Aufbau und in seiner Einteilung die bewährte Struktur der vorhergehenden beiden Auflagen. Diese folgt der Systematik des Codex selber. Die Materie des Kirchenrechts wird analog den sieben Bücher des Codex in sieben Teilen dargeboten und dabei lediglich Buch III des CIC über den Verkündigungsdienst der Kirche und Buch IV über den Heiligungsdienst der Kirche (Sakramente, sonstige gottesdienstliche Handlungen, Heilige Orte und Zeiten) zum dritten Teil „Sendung der Kirche“ zusammengefasst. Der siebte Teil des Handbuchs hat dann das Verhältnis von Kirche und Staat zum Inhalt. Der Aufbau insgesamt ist der folgende:

- Erster Teil: Grundlagen
- Zweiter Teil: Verfassung der Kirche
- Dritter Teil: Sendung der Kirche
- Vierter Teil: Kirchenvermögen
- Fünfter Teil: Kirchenstrafen
- Sechster Teil: Kirchlicher Rechtsschutz
- Siebter Teil: Kirche und Staat.

In den 16 Jahren seit Erscheinen der zweiten Auflage ist nicht nur die kirchliche (und auch die staatliche) Rechtsentwicklung fortgeschritten, sondern auch die akademische Welt der Kirchenrechtler und Kirchenrechtlerinnen hat sich verändert, was an den Autorinnen und Autoren sichtbar wird, die aus einer Mischung von Personen besteht, die bereits an der zweiten Auflage beteiligt waren und solchen, die einer jüngeren Generation angehören und erstmals für das Handbuch schreiben. Inhaltlich spiegelt sich diese Entwicklung dadurch wieder, dass das besondere Augenmerk auf die Partikularnormen bzw. die kirchliche und staatskirchliche Situation des deutschsprachigen Raumes noch weiter gefasst wurde, und sich nun jeweils ein Kapitel über das Verhältnis von Kirche und Staat in Lichtenstein, Luxemburg und Italien, was v.a. im Hinblick auf Südtirol gedacht ist, findet.

Im ersten Abschnitt des Handbuchs, „Die (katholische) Kirche und ihr Recht“ steht an erster Stelle ein Beitrag von Stephan Haering zur kirchlichen Rechtsgeschichte, ein Thema, das ganz neu aufgenommen wurde. Ludger Müller breitet in seinem mit „Recht



ISBN 978-3-791-72723-3

€ 128.00.

und Kirchenrecht“ überschriebenen Artikel das Panorama der Frage nach Recht und Recht in der Kirche überhaupt aus und stellt auf luzide Weise sowohl die Infragestellungen des Kirchenrechts (Rudolf Sohm), die Ansätze zu einer Grundlegung des Kirchenrechts und die kanonistische Grundlagendebatte nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil dar. Winfried Aymans' Artikel über das Recht im Mysterium der Kirche und der Beitrag von Gerhard Luf über die Rechtsphilosophischen Grundlagen des Kirchenrechts, sowie das gleichfalls neu aufgenommene regelrechte Plädoyer von Helmuth Pree für eine „Theorie des kanonischen Rechts“ vervollständigen diese im wahrsten Sinne des Wortes grundlegenden Kapitel des Handbuchs.

Als neu anzuzeigen sind ferner die Beiträge von Karl Heinz Selge über die Kirchenmusik, von Stephan Haering über Konkordate und andere Staatskirchenverträge und von Burkhardt Josef Berkmann über „Europa und die Kirchen- und Religionsgemeinschaften“. Letzterer ist besonders verdienstvoll, da darin Schneisen in das komplexe Geflecht der unterschiedlichen Institutionen und Verträge auf Europäischer Ebene – und das meint neben der EU auch den Europarat und die KSZE – geschlagen werden. Der Vertrag von Lissabon (2009) mit seinen Regelungen in Bezug auf das Verhältnis von EU und Kirchen und Religionsgemeinschaften wird ausführlich vorgestellt und das darin angelegte „pluralistische Dialogsystem“ gewürdigt. Der Beitrag der Kirchen und Religionsgemeinschaften zur EU als Wertegemeinschaft ist ausdrücklich gefordert. Die EU verfolgt nicht das System einer laizistischen Trennung, vermeidet aber zugleich die Privilegierung einer bestimmten Konfession oder Religion. Der Status, den Kirchen, religiöse Vereinigungen oder Gemeinschaften in einem Mitgliedsstaat, nach dessen Rechtsvorschriften genießen würden, wird nicht durch europäisches Recht beeinträchtigt. Mit den Themen Arbeitsrecht und Diskriminierung, Datenschutz und Kirchenfinanzierung, Sonn- und Feiertage, sozial-karitative Dienste und Wettbewerbsrecht werden rechtliche Überschneidungsbereiche beispielhaft dargestellt. In der gegenwärtigen „Krise der EU“ oder auch nur im kritischen Blick, der sich von überall her auf „Brüssel“ richtet, tut diese klare Analyse der tatsächlichen rechtlichen Gegebenheiten Not und gut.

Weggefallen ist hingegen ein eigener Paragraph bezüglich des vor einer staatlichen Stelle erklärten Kirchenaustrittes; dieser ist jetzt in den Beitrag von Rüdiger Althaus zur Zugehörigkeit zur Kirche eingegangen. Als Konsequenz der Strukturveränderungen auf dem Gebiet der Pfarrseelsorge in den letzten Jahrzehnten ist der von Heribert Hallermann geschriebene Paragraph über den Pfarrverband durch das Stichwort Pfarreiengemeinschaft erweitert und hat erheblich an Umfang gewonnen. Und nicht von ungefähr ist ebenso der von Dominicus Meier verantwortete Beitrag zu den *movimenti* mit der Überschrift „Kirchliche Bewegungen und neue geistliche Gemeinschaften“ versehen. Beide Begriffe sind in dem italienischen Sammelbegriff *movimenti* enthalten, für den es jedoch aufgrund der Neuheit und der Vielfalt der Phänomene (noch) keine gemeinsame rechtliche Terminologie oder Definition gibt. Ihre rechtliche Verankerung im kanonischen Recht finden diese in den unterschiedlichen Möglichkeiten, die das Vereinsrecht (cc. 298–329) bietet: privater nichtrechtsfähiger Verein (cc. 299; 321–326); privater rechtsfähiger Verein (cc. 299; 321–326), öffentlicher rechtsfähiger Verein (cc.301; 312–320). Ferner kann festgestellt werden: „Was die *movimenti* von den Insti-

tuten des geweihten Lebens unterscheidet, ist, dass ihre Bindung nicht auf einer radikalen Lebensentscheidung mit lebenslangen kirchenamtlichen Gelübden gründen, auch wenn es irgendwie gestaltete bindende Mitgliedsversprechen geben kann, sondern dass sie sich strukturell eher als Spontangruppen bzw. Assoziationen mit unterschiedlichen kanonischen wie staatlichen Rechtsformen verstehen.“ (S. 829) Die Institute des geweihten Lebens werden zusammen mit den Gesellschaften des Apostolischen Lebens ihrerseits rechtssystematisch im Codex selber deutlich von den kirchlichen Vereinen abgehoben, worauf Stefan Haering in seinem Beitrag zu den Grundfragen der Lebensgemeinschaften der Evangelischen Räte hinweist. Der Artikel ist gegenüber der zweiten Auflage des Handbuches kaum verändert. Die anderen drei Paragraphen zum Ordensrecht werden von Ulrich Rhode (Religiosenverbände), Dominicus Meier (Säkularinstitute) und Rudolf Henseler (Gesellschaften des Apostolischen Lebens) verantwortet. Hierbei bietet der Beitrag von Ulrich Rhode über Religiosenverbände die weitreichendste Neufassung. Dieser beginnt mit einer Darlegung der Terminologie und Typologie (§ 58, I.), um dann in neun Abschnitten gemäß der Kapiteleinteilung des Codex die Rechtslage vorzustellen; so handelt er von der Niederlassung (§ 58, II.), der Leitung (§ 58, III.), vom Vermögen (§ 58, IV.), von Aufnahme, Profess und Ausbildung der Mitglieder (§ 58, V.), über die rechtlichen Folgen der Verpflichtung auf die evangelischen Räte (§ 58, VI.), über weitere Rechte und Pflichten der Religiosen (§ 58, VII.), über das Apostolat der Religiosenverbände (§ 58, VIII.), über das Ausscheiden aus dem Religiosenverband (§ 58, IX.) und über die Berufung eines Religiosen zum Bischof (§ 58, X.). Herausgegriffen sei an dieser Stelle nur einiges über die Terminologie und Typologie, die Art der Leitungsgewalt, sowie über die möglichen Arten der Leitungsstruktur. Der vom CIC/1983 eingeführte Begriff *institutum religiosum* ersetzt den im CIC/1917 verwandten Begriff *religio* (c. 488, 1° CIC/1917). Die dort vorhandene Unterscheidung in Orden (*ordines*) und Kongregationen (*congregationes*) wird im CIC/1983 nicht mehr erwähnt. Das für den CIC 1917 geltende Unterscheidungskriterium war, ob in einem Verband feierliche oder einfache Gelübde abgelegt wurden. Der CIC von 1983 kennt zwar die unterschiedlichen Arten der Gelübde, verbindet damit aber keine unterschiedlichen Rechtsfolgen mehr (vgl. can. 1192 § 2 CIC). Die Begriffe Orden und Kongregationen sind freilich weiter in der Selbstbezeichnung vieler Religiosenverbände und auch im *Annuario Pontificio* bei der Auflistung der männlichen Religiosenverbände vorhanden. Im CIC selber werden die Religiosenverbände danach unterschieden, ob sie klerikal oder laikal sind (can. 588) und ob sie päpstlichen oder diözesanen Rechts sind (can. 589). (In Klammern: Der CCEO kennt darüber hinaus neben Verbänden päpstlichen oder eparchialen Rechts als drittes noch die Möglichkeit der Zuordnung zum Patriarchen [cc. 414 § 2, 486 CCEO]). Eine (rechts-)systematische Unterscheidung der historisch gewachsenen unterschiedlichen Arten der Religiosenverbände nimmt der CIC nicht vor. Auch hier differenziert das *Annuario Pontificio*, in dem es innerhalb der Orden (s.o.) die Regularkanoniker (Chorherren, *canonici regulares*), Mönche (*monachi*), Mitglieder der Bettelorden (*mendicantes*) und Regularkleriker (*clerici regulares*) unterscheidet. Der Codex kennt diese Unterscheidung, wie besondere Bestimmungen über die Regularkanoniker und Mönche (can. 613 § 1) und Bettelorden (can. 1265 § 1) zeigen. Diese gelten jeweils auch für die entsprechenden weiblichen Religiosenverbände.

de. Das Adjektiv „monastisch“ wird für die Verbände von Mönchen oder den vergleichbaren weiblichen Religiosenverband verwendet (vgl. cc. 620, 1405 § 3, 2°, 1427 § 2, 1438, 3°). Die nicht eindeutige rechtliche Bestimmtheit des Begriffes „Nonne“, der zum einen landläufig für jedwede Ordensfrau verwendet wird oder schon eingeschränkter als weibliches Pendant zum Begriff „Mönch“ gilt, ist im Codex fortgesetzt. Rhode legt das wie folgt dar: „Eine Rechtsunsicherheit besteht über die genaue Reichweite einiger besonderer Bestimmungen des CIC für Nonnen (*moniales*) bzw. Nonnenklöster. Es lässt sich die Meinung vertreten, dass mit dem Ausdruck ‚Nonnen‘ ebenso wie vor Inkrafttreten des CIC/1983 alle weiblichen Religiosen mit feierlichen Gelübden gemeint sind (c. 488, 7° CIC/1917). Es gibt jedoch auch Anzeichen dafür, dass der CIC/1983 den Ausdruck etwas anders verstehen wollte, nämlich für alle weiblichen Religiosen, die die sich dem kontemplativen Leben widmen.“ (S. 847-848) Inwiefern die erwähnten besonderen Bestimmungen für die Nonnen bzw. Nonnenklöster (cc. 609 § 2, 614, 616 § 4, 630 § 3, 667 §§ 3-4, 686 § 2) vor dem Hintergrund dessen, dass die Bestimmungen für die Religiosen im Codex ansonsten nicht nach dem Geschlecht unterscheiden (c. 606) und v.a. nach der Stellung der Frau in der heutigen Gesellschaft im Allgemeinen noch angemessen sind, wäre durchaus anzufragen – was der Beitrag seinem Ziel die Rechtslage darzustellen entsprechend aber nicht tut.

Im Abschnitt über die Leitung der Klöster wird diskutiert, welcher Art die Gewalt ist, die von den Kapiteln und Oberen ausgeübt wird. Der Begriff Dominativgewalt, den der Codex von 1983 im Unterschied zum CIC von 1917 ja nicht verwendet, der aber dennoch in der Literatur hin und wieder zu finden ist, wird hier m.E. zu Recht gleichfalls nicht in den Blick genommen. Vielmehr wird eine Ähnlichkeit zu der in der Vereinen ausgeübte „Konsoziativgewalt“ festgestellt, da sowohl in diesen als auch in den Religiosenverbänden die Gewalt nur gegenüber den eigenen – freiwillig beigetretenen – Mitgliedern ausgeübt wird. Gegen die völlige Gleichsetzung spricht jedoch, dass manche Handlungen der Oberen der Religiosenverbände Rechtsfolgen hervorrufen, „deren Zustandekommen nicht ohne den Einsatz jener Vollmacht erklärbar ist, die der Kirche von Jesus Christus übertragen wurde“ (S. 848). Dies gilt z.B. für die Gewährung eines Austrittindultes (c. 688 § 2) mit der daran geknüpften Folge des Erlöschens der Gott gegenüber abgelegten Gelübde (c. 692). Daneben kommt den Oberen der klerikalen Religiosenverbände kirchliche Leitungsgewalt gem. can. 129 zu, allerdings nur in den Fällen, in denen Kapiteln und Oberen besondere Vollmachten eingeräumt sind. Besonders vorgestellt werden zudem die möglichen Leitungsstrukturen bei rechtlich selbständigen Klöstern, die in drei Gruppen zu unterteilen sind: rechtlich selbständige Klöster ohne einen externen Oberen, Nonnenklöster, die dem Oberen eines männlichen Religiosenverbandes unterstehen, monastische bzw. kanonikale Kongregationen. Bei der ersten Gruppe handelt es sich im Grunde ausschließlich um Nonnenklöster, die zum Teil in Föderationen zusammengeschlossen sind, ohne dass die Leiterin der Föderation rechtliche Vollmachten in Bezug auf die einzelnen Klöster hat. Auf diesem Gebiet bringt die Apostolische Konstitution *Vultum Dei Quaerere* von Papst Franziskus vom 29.06.2016 Neuerungen, die aber erst nach Erscheinen der angekündigten Instruktion in Gänze zu fassen sein werden. Fest steht aber jetzt schon, dass der Zusammenschluss in Föderationen die Regel sein soll und dass die Autorität der Föderationspräsidentin

und ihres Rates wahrscheinlich gestärkt werden wird, um eine effektivere Hilfe für die Klöster bieten zu können. Für die zweite Gruppe gilt, dass es sich hier um eine Verbindung gem. c. 614 handelt, bei der in den meisten Fällen der Obere des männlichen Religiosenverbandes keine rechtliche Vollmacht über diese hat. Schließlich wird die Gruppe der monastischen oder kanonikalen Kongregationen behandelt, in denen rechtlich selbstständige Klöster zusammengeschlossen sind und bei denen dem obersten Leiter gewisse rechtliche Vollmachten im Hinblick auf die einzelnen Klöster zukommen. Im Deutschen wird ein solcher *superior congregationis monasticae* je nach Kongregation bei den Mönchen entweder als Erzabt oder Abtpräses oder bei den Regularkanonikern als Generalabt bezeichnet. Nach dem Eigenrecht der Verbände besitzt dieser nicht alle Vollmachten, die nach dem CIC einem höheren Oberen zukommen. Seine Funktion als „subsidiär“ zu beschreiben, die für diejenigen Angelegenheiten zuständig ist, die auf der Ebene des einzelnen Klosters nicht geregelt werden können, ist unter rein funktionalem Gesichtspunkt sicher zutreffend, unterschätzt aber ein wenig z.B. das Recht und die Pflicht der Visitation (c. 628 § 1 CIC), das als Dienst nicht nur funktional zu betrachten ist. Anzumerken ist außerdem, dass es in der lateinischen Kirche durchaus Kongregationen gibt, zu denen nur Frauenklöster gehören und in denen die Präsidentin Höhere Obere im Sinne von c. 620 CIC, Satz 2 ist. (Das sind im Bereich der benediktinischen Nonnen die Kongregation *Regina Apostolorum* [„Congregation des Moniales Benedictines de la Reine des Apôtres“], die Kongregation *Immaculatae Conceptionis B.M.V. in Polonia*, die Kongregation *Dominæ Nostræ a Calvario* und die Kongregation *Vita et Pax*; außerdem haben einige Schwesternkongregationen faktisch die gleiche Struktur wie eine monastische Mönchs- bzw. Nonnenkongregation). Dazu und sicherlich insgesamt gesehen zahlreicher existiert die Leitungsstruktur in den zentralistischen Verbänden, in denen die einzelne Niederlassung nicht rechtlich selbstständig ist, sondern das Amt des Höheren Oberen dem Provinzoberen bzw. wenn es keine Provinzstruktur gibt, dem Obersten Leiter zukommt.

Versucht man nun aus Sicht bzw. dem Interesse von Ordensleuten eine Gesamteinschätzung des Handbuches vorzunehmen, so ist zu sagen, dass es diesem zweifellos gelingt, seinem Anspruch sowohl der wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem geltenden Recht als auch dem akademischen Studium und der praktische Rechtsanwendung zu dienen, gerecht zu werden. Für alle nicht ordensrechtlichen Gebiete kann man sich einen schnellen und fundierten Einblick verschaffen und für die spezielleren Fragen des Ordensrechtes findet man eine sehr gute Ausgangslage vor.

Es ist den Herausgebern nicht anzulasten, dass mit Papst Franziskus momentan ein reformfreudiger oberster Gesetzgeber agiert, was zur Folge hat, dass das Handbuch bereits ein Jahr nach seinem Erscheinen nicht mehr auf allen Gebieten die geltende Rechtslage referiert. So ist z.B. das Eheprozessrecht durch das Moto Proprio *Mitis Iudex Dominus Jesus* (bzw. für den Bereich des CCEO durch das Motu Proprio *Mitis et misericors Jesus*) geändert, die Kurienreform hat mit dem Dikasterium für Laien, Familie und Leben (in diesem gehen der Rat für die Laien und der Rat für die Familie auf) und dem Dikasterium für den Dienst zugunsten der ganzheitlichen Entwicklung des Menschen (in diesem gehen der Rat für Gerechtigkeit und Frieden, der Rat *Cor Unum*, der Rat der Seelsorge für die Migranten und Menschen unterwegs und der Rat für die Pastoral im

Krankenhaus auf) bereits neue Behörden geschaffen, und ist noch nicht abgeschlossen. Nicht zuletzt ist im Ordensrecht mit der bereits erwähnten Apostolischen Konstitution *Vultum Dei Quaerere* die Gesetzgebung im Hinblick auf die kontemplativen Nonnenklöster verändert, deren volle Gestalt man freilich erst nach dem Erscheinen der nachfolgenden Instruktion der Kongregation für die Institute des Geweihten Lebens und die Gesellschaften des Apostolischen Lebens sehen wird.

Scholastika Häring OSB, Kloster Dinklage

Günther Ferg

## „Ihr seid gesandt“

Rechtsgestalt und Charisma der Kongregation der „Armen Schulschwestern von Unserer Lieben Frau“.

Eine ordensrechtsgeschichtliche Untersuchung.

Münchener theologische Studien. III. Kanonistische Abteilung. 69. Band.

St. Ottilien: Eos-Verlag 2016. – 509 S.

Die Armen Schulschwestern von Unserer Lieben Frau gehören mit etwa 2900 Mitgliedern, davon über 1600 in Nordamerika, zu den mitgliederstarken Kongregationsgründungen des 19. Jahrhunderts. Ihre Geschichte unter dem Aspekt der ordensrechtlichen Entfaltung des Gründungscharismas ist Thema der Münchener kanonistischen Dissertation von Günther Ferg, der als Spiritual dieser Gemeinschaft wirkt. In sehr kleinteiliger Gliederung – das Inhaltsverzeichnis umfasst allein 15 Seiten! – entfaltet er diesen Gegenstand.

Die Grundlagen für die Gründung der Armen Schulschwestern waren zum einen der weitgehende Zusammenbruch des Mädchenschulwesens nach der Säkularisation, zum anderen die Initiativen König Ludwigs I., der die Mädchenerziehung durch geistliche Frauengemeinschaften ermöglichte. In diese Lücke stießen die von Karolina Gerhardinger in Zusammenarbeit mit dem Regensburger Regens und späteren Weihbischof Georg Michael Wittmann gegründeten Schwestern, deren Hauptzweck in den Bereichen Erziehung und Bildung



ISBN 978-3-8306-7798-7

€ 58.00.

neue Bücher – kirchenrecht

liegen sollte. Ein Vorbild hatten sie in den von Pierre Fourier gegründeten Chorfrauen de Notre Dame, deren Verfassung sich in der von Franz Sebastian Job verfassten Lebensordnung für die Schulschwestern widerspiegelte.

Die Regel der Chorfrauen anzupassen und einer kirchenrechtlichen Anerkennung zuzuführen, war der erste Schritt, der 1859 zur kirchlichen Anerkennung führte. Gerhardingers Neuheit gegenüber den bisherigen Kongregationen bestand darin, eine zentrale Leitung für alle Niederlassungen und Provinzen einzuführen. Dazu musste sie sich gegen den Münchener Erzbischof Reisach durchsetzen. Nach der endgültigen kirchlichen Anerkennung 1865 fanden die Generalkapitel, auch nach dem Tod der Gründerin, unter der gewünschten Gestalt statt.

Die erstmalige Zusammenfassung der kirchlichen Rechtsnormen im „Codex Iuris Canonici“ von 1917 machte eine Revision der Ordensregel notwendig. Die neue Regel von 1924 trägt „deutlichere und insgesamt stärkere juristische Züge“ (S. 345). Nicht akzeptiert wurde von der Religiösenkongregation das Amt des Ordensspirituals.

Eine völlig neue Situation ergab sich durch das Zweite Vatikanische Konzil, das den Ordensgemeinschaften eine Revision ihrer Satzungen und Konstitutionen vorschrieb, ihnen dazu aber sehr viel Freiraum ließ. Die Sonderkapitel sollten eine erste Fassung erarbeiten, die dann in der Praxis erprobt werden sollte. Die Kodifizierung des Kirchenrechts im neuen „Codex Iuris Canonici“ von 1983 machte eine erneute Anpassung notwendig. Für die Armen Schulschwestern bedeutete das, drei Versionen ihrer Lebensordnung zu erarbeiten. Bereits 1970 war dafür der Name gefunden: „Ihr Seid Gesandt“ (ISG). 1982 wurde das Regelwerk überarbeitet und 1986 endgültig verabschiedet. Die Akzente haben sich deutlich verschoben. Die Leitung der Gemeinschaft erfuhr eine explizit internationale Ausrichtung mit Vertretung aller Kulturkreise in der kollegialen obersten Spitze. Die Aufteilung der Kapitel in Wahl- oder Sachkapitel wurde aufgegeben. Die Mitverantwortung der einzelnen Schwester wurde betont. Gemeinschaft sollte eine „Geistliche Gemeinschaft“ sein, die für die personale Entfaltung eine Hilfe sein sollte. Die Konstitutionen tragen sowohl dem Anliegen einer klareren Formulierung der Spiritualität und des Charismas Rechnung wie auch der durch das Konzil betonten Gleichheit der Mitglieder. Sie sind Ausdruck einer stärker demokratischen Ausrichtung einer Gemeinschaft, die in einer Zeit des Bildungsnotstands gegründet worden war und diesen Auftrag bis heute versieht. Ferg fasst seine Untersuchung zusammen: „Die Armen Schulschwestern hatten insofern eine beispielgebende Rolle, als sie eine bis dahin noch nicht gekannte Verfassungsform mit einer neuartigen Leitungsbefugnis für weibliche Ordensgemeinschaften ermöglichten und kirchenrechtlich etablierten. Diese war auf die bestmögliche Erfüllung ihres Apostolates hingeordnet und diente einer Konzentration auf die inhaltliche Ausrichtung des Ordens als Teil der kirchlichen Sendung.“ (S. 466)

Joachim Schmiedl ISch, Vallendar

Markus Friedrich

## Die Jesuiten

Aufstieg, Niedergang, Neubeginn.  
München: Piper 2016. - 727 S.

Nach der fünfbandigen Geschichte der deutschen Jesuiten seit der Neugründung 1814 aus der Feder von P. Klaus Schatz SJ nimmt der Hamburger Historiker Markus Friedrich die ersten Jahrhunderte der Gesellschaft Jesu in den Blick. Das 60 Seiten umfassende Literaturverzeichnis bezeugt die stupende Leistung des Autors. Es gelingt ihm, chronologische und thematische Schneisen durch die enorme Fülle von Quellen und Abhandlungen, die uns überliefert sind, zu schlagen.

Nach dem „Prolog“ (S. 9-25) über das Leben des Ignatius folgt ein umfassendes Kapitel über das Innenleben und die Strukturen des Jesuitenordens (S. 26-128). Wurzelnd in den kanonischen Schriften des Gründers, wurde im ersten Jahrhundert des Ordens an der eigenen Identität gearbeitet. Viele geistliche Schriftsteller brachte der Orden hervor, der nach und nach in effizienter Organisation die ganze Welt umfasste.

Die folgenden drei Kapitel beschäftigen sich mit der „ersten Gesellschaft Jesu“ und ihrem Platz in der Kirche (S. 129-248), in den gesellschaftlichen und politischen Kontexten (S. 249-392) sowie in der globalen Welt mit ihren missionarischen Schwerpunkten (S. 393-523). Friedrich arbeitet heraus, dass das Ziel der Jesuiten nicht zunächst in antireformatorischer Predigt bestand, sondern in der Intensivierung der katholischen Frömmigkeit, in der Seelsorge am Einzelnen und in der Unterstützung der katholischen Reform auf und nach dem Konzil von Trient. Jesuiten waren die Träger barocker Religiosität. Als Beichtväter und Moraltheologen waren sie an vorderster Front im Streit um Gnade und Sünde tätig, dabei oft einer zu laxen Haltung verdächtig.

Bei aller Spiritualität waren die Jesuiten doch auch „in der Welt“ aktiv. Es gelang ihnen, ihre Kollegien in strategisch günstigen Lagen in den Städten zu platzieren. Sie versicherten sich dabei der Unterstützung des Adels, besonders wenn sie auch an den Höfen tätig waren und als Berater und Beichtväter die große Politik mitbestimmten. Offenkundig waren die Spannungen zwischen dem Armutsideal und den ökonomischen Aktivitäten. Ausführlich schildert Friedrich die Beiträge der Jesuiten zur frühneuzeitlichen Wissenskultur, die mit der Grundsatzentscheidung zum Einstieg in das Bildungswesen zusammenhängen. Die Jesuitenschulen waren die Grundlage für Forschungseinrichtungen. Späthumanismus, Spätscholastik und Aufklärung ergänzten sich dabei, traten aber auch innerhalb des Ordens in mitunter spannungsreiche Kon-



ISBN 978-3-492-05539-0  
€ 39.00.

kurrenz. Neben den Geisteswissenschaften waren es auch Naturwissenschaften und Technik, in denen die Jesuiten ihre Forschungen konzentrierten. Die Künste hatten ihren Ursprung ebenfalls in den Schulen, in denen das Theaterspiel einen wichtigen Platz einnahm und entsprechende Talente unter den Patres zur Geltung brachte.

Ausführlich behandelt Markus Friedrich die weltweiten Aktivitäten der Jesuiten in den zwei Jahrhunderten nach ihrer Gründung. Jesuiten gab es in allen Kontinenten. Sie waren aktiv in die koloniale Gesellschaft eingebunden, auch in Sklavenhaltung und -handel. Modelle jesuitischer Mission zeigt Friedrich an vier Beispielen auf, an Kanada, Mexiko, Paraguay und China. Die unterschiedlichen Missionsmethoden, die größeren oder kleineren Erfolge der Christianisierung sowie die Konflikte mit anderen Orden werden ausführlich erörtert und zeigen ein faszinierendes Panorama eines global players der Vormoderne.

Im 18. Jahrhundert nahmen die Anfeindungen zu. Die Jesuiten erschienen als Gegner der Aufklärung. Auslöser der Auseinandersetzungen mit Portugal waren die Reduktionen der Guaraní in Paraguay. Viele Missverständnisse kamen hinzu, bis schließlich 1773 Papst Clemens XIV. den Orden aufhob. Nicht alle verließen das geistliche Leben, viele wirkten als Einzelne oder in Gruppen weiter. „Überwintern“ konnte der Orden in Russland, bis er 1814 wiederbegründet wurde.

Ein kleiner Epilog schließt sich an. Markus Friedrich skizziert die neuen Orientierungen im 19. Jahrhundert, die unterschiedlichen theologischen Richtungen im 20. Jahrhundert und die dritte Neugründung nach dem Zweiten Vatikanum unter dem Generalat von Pedro Arrupe.

Es ist ein beeindruckendes Werk, das Markus Friedrich vorgelegt hat. Flüssig zu lesen, kommen alle wichtigen Facetten des Innenlebens des Ordens und seiner äußeren Aktivitäten zu Wort. Bei aller spürbaren Sympathie des Autors für die Jesuiten verschweigt er aber die Schwächen, Konflikte und dunklen Seiten nicht. Am Computer eines Nicht-Jesuiten ist ein Standardwerk über die Gesellschaft Jesu entstanden, dessen Lektüre zwar einen langen Atem verlangt, aber jederzeit die Mühe lohnt.

Joachim Schmiedl ISch, Vallendar

Peter van Meijl SDS

## Von Gurtweil in Baden/Deutschland nach Tifers in der Schweiz

Wien: Best Kunstverlag 2016. - 216 S. mit über 150 sw. Abb.

Wer über einen/seinen Ordensgründer im säkularen 21. Jahrhundert eine Biographie schreiben will, die dann auch noch außerhalb der Gemeinschaft eine Chance hat, rezipiert zu werden, steht vor besonderen Herausforderungen in mehrfacher Hinsicht. Nicht nur die Menge der seit dem 19. Jahrhundert in der Regel vorhandenen Materialien über den/die Ordensgründer/in, sondern auch die katholische Lebenswelt müssen angemessen bewältigt und präsentiert werden. Dies unterstreichen in ihrem Vorwort auch die drei Provinziäle der deutschsprachigen Provinzen der heute in 46 Ländern der Weltkirche wirkenden Salvatorianer/innen und der Laiengemeinschaft mit dem Anspruch: „Pater Jordan, ein Mutmacher für ein verunsichertes Europa“.

Der sehr gut mit Bildern angereicherte Text ist sehr differenziert in drei Hauptkapitel gegliedert, mit nachgestellten fast 300 Anmerkungen belegt und durch ein Personenregister erschlossen. Unter der Überschrift „Johann Baptist Jordan für Anfänger (1848-1918)“ wird im ersten Teil sein Weg vom „jungen Hotzenwälder“ über den „Kulturkampf-Seminaristen als Krisen-Bewältiger“ zum „Missionar mit langem Bart“ und „immer Vertrauenden“ anschaulich nachgezeichnet. Vertieft wird diese Sicht im zweiten Teil in drei Kapiteln unter der Überschrift „Networking – Von Gurtweils Sohn zum Gründer in Rom“ und der Perspektive, dass er die ersten 33 Jahre seines Lebens nicht alleine gegangen ist. Das Spannungsfeld umfasste zunächst die Prägung von seiner Mutter („Du bist ein Lausbub, aus dir wird doch nichts“) zum Direktor des Freiburger Priesterseminars Joseph Litschgi: „Jordan besitzt eine sehr große Frömmigkeit, eine ganz unbedingte, rührende Hingabe an die Kirche und zu dem geistlichen Stande“ (S. 136). So bewegt sein erster Lebensabschnitt (Malergeselle, Militärdienst) bis zum Abitur (1874) war, blieb er bis zu seinem Lebensende geprägt von dem Drang „alle Menschen zu retten“ (S. 57). Diese seine große Vernetzung erstreckte sich von den drei geistlichen Geschwistern (Pater Franziskus, Schwester Martina, Schwester Franziska) Jehle aus seinem Heimatort Gurtweil bis zum „gemeinsamen Feuer für die Mission“ mit dem Rektor des Missionshauses Steyl, Arnold Janssen. Dieser hielt Jordan nicht nur für ein „wahres Sprachtalent“, sondern „von einer ernsten und tiefen religiösen Richtung“ (S. 98).



ISBN 978-3-902809-55-1

CHF 15.00.

Das dritte Kapitel beschreibt für die Jahre 1878 bis 1880 Jordans Weg vom Sprachentalent von Freiburg nach Rom zum Ordensgründer. Dabei sahen ihn der Freiburger Weihbischof und der Regensburger Bischof eher als Studenten der orientalischen Sprachen, denn als Ordensgründer, der vom „starken Sendungsbewusstsein lebte, sich ganz für die Sache Gottes und das Wohl der Menschen einsetzen“ zu wollen. „Diese Kontakte bereicherten ihn als Menschen und als zukünftigen Gründer. Zudem korrigierten und stimulierten sie seine Einsichten und Gedanken“ (S. 137).

Überraschenderweise folgen in dem Buch nun nicht die klassischen Kapitel zur Ordensgründung und Ordensleitung, sondern seine „51 letzten Worte“ in Tifers/Schweiz nach seinem 70. Geburtstag (16. Juni 1917). Dabei stützt sich der Autor nicht nur einerseits auf einen zeitgenössischen „berührenden und detaillierten Bericht über den Prozess von Pater Jordans Sterben“ (8. September 1918), sondern gibt andererseits einleitend einen Rückblick auf das Generalkapitel der Salvatorianer vom Jahre 1915, auf dem Pater Pankrätius Pfeiffer zum Nachfolger als Generaloberer gewählt worden war. Eingeleitet von einem rekonstruierten „Gesundheitsbulletin“ sind die letzten Tage bzw. Worte gut und anschaulich kommentiert und zeigen zugleich die Spannbreite der Ordensgeschichte von „nur zwölf“ gefallenen Salvatorianern im Ersten Weltkrieg (1914-1918 und über 100 im Zweiten Weltkrieg 1939-1945) bis zum Gebet von Papst Johannes Paul II. im Jahre 1999 am Grab von Pater Jordan in Rom, der mit den gläubigen Worten „Mein Jesu, Barmherzigkeit“ in Tifers von dieser Welt geschieden war.

Insgesamt ist es dem Verfasser damit gelungen, für die Welt des 21. Jahrhunderts eine fundierte, kompakte und ansprechende Biographie des Ordensgründers der (heute weltweiten) Salvatorianer vorzulegen, der eine Rezeption im deutschsprachigen Raum und darüber hinaus zu wünschen ist.

Reimund Haas, Köln

Thomas Quartier OSB

## Das Kloster im Leben

Monastische Spiritualität als Provokation. Mit einem Nachwort von Abtprimas Notker Wolf OSB.

Kevelaer: Butzon und Bercker 2016, 235 S.

Sicherlich mehr als einmal im klösterlichen Leben stellen sich Nonnen und Mönche die Frage nach dem Sinngehalt ihrer monastischen Berufung. Br. Thomas Quartier OSB, Mönch der Abtei St. Willibrord in Doetinchem in den Niederlanden, tut das in seinem Buch „Das Kloster im Leben. Monastische Spiritualität als Provokation“ in einer so noch nicht da gewesenen Weise. Als Professor an der Universität Leuven ist er in seinen Vorlesungen konfrontiert mit der Lebenswelt Jugendlicher und junger Menschen, die in Kontrast zu seinem eigenen Lebensentwurf zu stehen scheint. Als Akademiker entwickelt er Fragen, die es vor dem Hintergrund beider Lebensentwürfe zu reflektieren gilt. Dass dabei seine eigene Biografie eine große Rolle spielt, macht sein Fragen au-

thentisch. Thomas Quartier ist ein Grenzgänger im besten Sinn des Wortes. Geboren in einem kleinen Städtchen in der Nähe der niederländischen Grenze verbindet er in seiner Person deutsche und niederländische Kultur. Als Professor mit Lehraufträgen in Leuven, Nijmegen und Sant'Anselmo bewegt er sich zwischen monastischer und akademischer Theologie. Als Reisender mit Bildungsauftrag verbindet er die benediktinische *stabilitas loci* mit der Mobilität eines Menschen im 21. Jahrhundert.

Das Kloster im Leben ist sein Versuch, mithilfe akademischer Reflektion die Herausforderungen der Gegenwart an monastisches Leben theoretisch zu formulieren. Dabei ist sein eigenes Leben zugleich der Ort, an dem seine Reflektion erlebbar wird.

Das vorliegende Buch gliedert sich in die drei Teile Lebensform: Entfremdung, Handlungen: Aufmerksamkeit und Lebensinhalt: Offenheit.

Der erste Teil fragt nach den Formen, die monastisches Leben heute annehmen kann. Br. Thomas beobachtet die monastische Lebensform auf der Folie einer Subkultur, die immer provozierend ist. Dabei ist der Mönch - aus seiner Sicht - immer „Fremder“ im Innen- wie im Außenbereich des Klosters. Er bewegt sich in einem Grenzgebiet, nach Giorgio Agamben in einer Lebensform, die „sich ihrer Verwirklichung ebenso hartnäckig annähert wie sie sie verfehlt“ (40). Trotz aller Grenz- und Übergänge muss aber der Mönch ein Suchender bleiben, sein Blick muss über die Grenzen des eigenen Lebens hinausgehen, um die Zusammenschau verschiedener Weisen der Wirklichkeit zu erlangen, die Kontemplation.

Was genau wird getan, um die monastische Spiritualität zu wahren, danach fragt der zweite Teil des Buches. Lesen, Wachen und Fasten muten zunächst nicht als die großen Neuigkeiten spiritueller Praxis an. Der Autor sucht hier allerdings nach Vergegenwärtigungen geübter Praxis im alltäglichen Leben. So ermutigt er den Leser, im Sinne der klassischen *Lectio Divina*, sich von Worten im Alltag „anspringen“ (89) zu lassen - beispielsweise von einem Plakat an der Bushaltestelle. „Wir müssen das eine Wort Gottes suchen, das sich unter den vielen menschlichen Wörtern befindet“ zitiert er Michael Casey an dieser Stelle. Ebenso legt er den Fokus der Wachsamkeit weniger auf das Tun, als auf die Voraussetzung, etwas zu finden. Wachsamkeit ist dann „in erster Linie eine Haltung“ (120). So dekliniert Br. Thomas das Lesen, Wachen und Fasten weniger als Tun an sich, sondern als folgerichtige Konsequenz einer Lebenshaltung der Entfremdung, die zu einem Mehr an Aufmerksamkeit im Leben führen kann.

Vor diesem Hintergrund fragt der Autor schließlich im dritten Teil nach dem Inhalt des monastischen Lebens, den er mit dem Schlagwort Offenheit charakterisiert. Denken, Handeln und Feiern sind die Leitideen seiner Ausführungen. Monastisches Leben ist, so Quartier, gelebte Theologie. „Man muss darauf vertrauen, dass es genug ist zu tun, was im einzelnen Moment zu tun ist - nicht mehr und nicht weniger.“ (202).



ISBN 978-3-7666-2284-6

€ 19.95.

Das Kloster im Leben ist im besten Sinne eine „Provokation“, eine bewusste Herausforderung, durch die jemand zu bestimmten Handlungen bewegt werden soll. Br. Thomas Quartier fordert den Leser heraus. Der klösterliche Leser ist gefordert, den monastischen Denkraum zu verlassen und sich auf die Straßen und Plätze unserer Zeit zu begeben, immer im Wissen, dass hier Klosterleben sichtbar gemacht wird. Der weltliche Leser erkennt sich und sein Suchen wieder in den scheinbar so sinnfreien Handlungen klösterlichen Lebens. Auf 230 Seiten lässt der Verfasser klassische monastische Theologen, wie Corona Bamberg, Michael Casey oder Thomas Merton mit den hierzulande weniger bekannten, aber umso erfrischenderen Denkern der niederländischen Theologie kommunizieren, etwa Cees Nooteboom oder Kees Waaijman. Zu Wort kommt auch der Liedermacher Konstantin Wecker, dessen kritischer Denkhorizont zur Bewährungsprobe des Entwurfes von Br. Thomas wird.

Es ist ein Buch aus dem Leben, aus dem Leben eines jungen Akademikers, den sein wissenschaftliches Suchen und Fragen schließlich zur Konsequenz der Entscheidung für die monastische Lebensform geführt hat. Damit ist es eine Bereicherung für jeden Menschen, der seine geistige Suche in seinem Alltag verorten möchte. Es bietet jede Menge Anregungen, sowohl die eigene monastische Berufung zu befragen, als auch im alltäglichen Leben einen tieferen Sinn zu entdecken. Es ist ein Buch auf der Grenze zwischen Kloster und Welt, das zugleich deutlich macht, dass diese Grenze über sich selbst hinausweist auf einen heiligen Ort, das Kloster im eigenen Leben.

Tobias Wiegmann

Katharina Ganz

„... da ich aber als Frauenzimmer  
in der katholischen Kirche keine Stimme habe  
und folglich so viel als todt bin ...“

Kreativität aus Vulnerabilität am Beispiel der Ordensgründerin  
Antonia Werr (1813-1868).

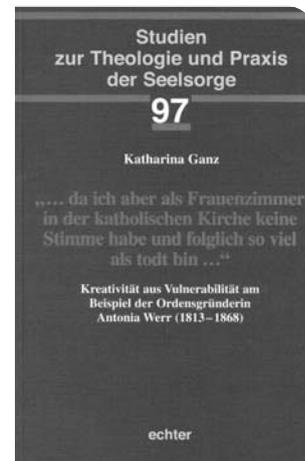
Studien zur Theologie und Praxis der Seelsorge. Band 97.

Würzburg: Echter-Verlag 2016. – 479 S.

Antonia Werr – die Gründerin der als Oberzeller Franziskanerinnen bekannten „Dienerinnen der hl. Kindheit Jesu“ – steht im Mittelpunkt der Dissertationsarbeit von Katharina Ganz. Anhand von Werr's Geschichte legt die derzeitige Generaloberin der Oberzeller Franziskanerinnen dar, wie eine ganz konkrete Frau im 19. Jahrhundert in einer zutiefst patriarchal geprägten Kirche Handlungsfähigkeit bewiesen hat, und dies vor dem Hintergrund von tiefgehenden Verletzungen und Verwundungen. Ganz thematisiert die Vulnerabilität von Werr ebenso wie ihre – aus und trotz dieser Vulnerabilität

entstehende – Kreativität: Was hat Antonia Werr dazu bewogen, sich nicht mit dem damaligen Status Quo der eingeschränkten weiblichen Freiheits- und Lebensgestaltung abzufinden? Welche Strategien hat sie entwickelt, um mit den Verwundungen umzugehen, die sie erfahren hat? Welche spirituellen Ressourcen halfen ihr dabei, sich als Frau in äußerst einengender Umgebung dennoch (relative) Freiheits- und Handlungsspielräume zu eröffnen?

Diesen Fragen wendet sich Katharina Ganz zu, der historischen Figur Antonia Werr ebenso verpflichtet wie der gegenwärtigen feministischen und praktischen Theologie. Folgerichtig besteht ein großer Teil der Arbeit (Kap. 2) aus der intensiven Beschäftigung mit der Person Antonia Werr, ihrem Lebenslauf, den Jahren der Suche und den Anfängen in Oberzell. Da wird auf knapp 200 Seiten eine starke, reflektierte, interessante und tiefgründige Frau lebendig; sie bekommt in den zahlreichen Zitaten Gesicht und Gestalt, so z.B. in den vielen Briefen und Schriften, wenn sie ihre Gefühle und Motivationen offen legt, ebenso wie ihre Wunden und Verletzungen, die sie in den patriarchalen Strukturen von Kirche und Gesellschaft erlitten hat und wenn sie sich auf die Seite derer stellt, die „noch weit mehr als sie selbst unter den Exklusionsmechanismen der damaligen Zeit zu leiden hatten“ (41). Die Entwicklung der Gründung nachzuverfolgen, die Kreativität, die Antonia Werr aus ihrer Vulnerabilität zieht, nachzuverfolgen, ist auch für heutige Leserinnen beeindruckend. Im Folgekapitel (Kap. 3) fragt Katharina Ganz nach den spirituellen Quellen, die für Antonia Werr und ihre „Dienerinnen der hl. Kindheit Jesu“ in dem Bekenntnis liegen, dass Gott in Jesus Kind geworden ist und eine Kindheit erlebt hat. Katharina Ganz beschreibt hier eine Spiritualität der Verwundbarkeit, die insbesondere in dem „humanisierenden Potential“ (307) der Weihnachtserzählungen deutlich wird. In der Krippe wird gewissermaßen die Inkarnation Gottes greifbar, und mit ihr die unzerstörbare Menschenwürde und Gottebenbildlichkeit. Dies ist für Antonia Werr spirituelle Kraftquelle, um sich allen Widerständen zum Trotz den Erniedrigten und Diskriminierten zuzuwenden, „um ihnen die Rettung und Befreiung Gottes glaubhaft zu verkünden und erfahrbar zu machen“ (317). Antonia Werr blieb aber nicht bei ihren eigenen Demütigungserfahrungen stehen: „Die Kontemplation des vulnerablen Jesusknaben und seiner gefährvollen Kindheit ging bei Werr in politisch-solidarisches Handeln über“ (395). Und dieses Handeln war erfolgreich. Sie trat – trotz aller schmerzhaft erlittenen Minderprivilegierung – nicht für ihre eigenen Rechte ein, sondern „[kämpfte] sozusagen an einem dritten Ort für Frauen, die wie sie Opfer des Patriarchats waren. (...) Antonia Werr setzte sich durch, indem sie die Verwundungserfahrungen anderer Frauen zum Thema machte.“ (399). Dies meint die Autorin Katharina Ganz mit dem Titel „Kreativität aus Vulnerabilität“. Die Beschreibung und Analyse von Werr's Spiritualität, Denken und Handeln verortet Katharina Ganz in einer breiten



ISBN 978-3-429-03965-3  
€ 42.00.

geisteswissenschaftlichen Debatte und kann auf dieser Basis schließlich relevante Aussagen für die gegenwärtige Pastoraltheologie ebenso wie für das Handeln der Orden formulieren (Kap. 4). Es geht um ein kompromissloses solidarisches Handeln, das sich angesichts von Verwundbarkeit und Verwundetsein aus der christologischen Menschwerdungstheologie speist. Es braucht insbesondere für Frauen Räume und Ermächtigungen, „mit den ihnen von der Kirche durch die anhaltenden strukturellen Hindernisse zugefügten Wunden“ (43) umgehen zu können und „aus ihren Ohnmachtserfahrungen Autorität und Kreativität für ihr Handeln zu gewinnen“ (43). Die Auseinandersetzung mit Antonia Werr kann die Pastoral inspirieren, so dass es zu einem echten Change Management kommen kann (und auch sollte), in dem Verwundbarkeit sensibel wahrgenommen wird und in Folge an Orten, wo Menschen unter Exklusion und Entwürdigung leiden, diesen Menschen zur Realisierung ihrer Würde und zu erfülltem Leben verhelfen. Angesichts der Erfolge populistischer Politik und einer zunehmend rassistischen, fremdenfeindlichen und sexistischen Atmosphäre ist Kreativität aus Vulnerabilität so aktuell wie zu Antonia Werrs Zeiten: Denn die Stärkung einer Gesellschaft, die die Menschen unabhängig davon, was sie glauben, wen sie lieben, welches Geschlecht und welche Herkunft sie haben, in ihrer unveräußerlichen Würde anerkennt und schützt, ist dringend notwendig.

Ute Leimgruber, Würzburg

### Im nächsten Heft...

...richtet die Ordenskorrespondenz den Blick auf Buddhismus und Hinduismus und stellt viele Fragen: Was für eine Philosophie steht hinter klösterlichen Lebensformen in diesen Religionen? Wie ist der Stand des interreligiösen Dialogs mit den fernöstlichen? Welche Erfahrungen im Dialog gibt es auf Ordensebene? Was bewegt eine Europäerin, buddhistische Nonne zu werden?

Ein zweiter Aspekt: fernöstliche Meditationsformen finden in Europa großen Anklang. Wie werden sie im christlichen Kontext rezipiert? Können sie ein Weg zum christlichen Gott sein? (Wie) gehen verschiedene geistliche Übungswege zusammen?

# ok ordens korrespondenz

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens

ordenskorrespondenz

- Interreligiöser Dialog auf Ordensebene  
– Asiatische Meditationsformen als Weg  
zum christlichen Gott?
- Filmkritik: Martin Scorseses Film  
„Schweigen“
- Kirchliches Arbeits-  
recht: Zukunft des  
„Dritten Weges“
- Verwaltung von  
Ordensvermögen

ok

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens,  
Organ der Deutschen Ordensobernkongferenz



ISSN: 1867-4291

58. Jahrgang 2017, Heft 2

**Herausgeber:** Deutsche Ordensobernkongferenz e.V. (DOK), Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn.

**Schriftleitung:** Sr. Agnesita Dobler OSF, Generalsekretärin der Deutschen Ordensobernkongferenz.

**Redaktionsbeirat:** P. Konrad Flatau SCJ, Sr. Dr. Igna Kramp CJ, Prof. P. Dr. Paul Rheinbay SAC, Sr. Lioba Zahn OSB.

**Redaktion:** Arnulf Salmen, Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn, Telefon (02 28) 6 84 49-30, Telefax (02 28) 6 84 49-44, E-Mail: [pressestelle@orden.de](mailto:pressestelle@orden.de).

**Rezensionen:** Die Koordination der OK-Rezensionen liegt bei der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar. Rezensionsexemplare senden Sie bitte an den Koordinator, Prof. Dr. Joachim Schmiedl, Philosophisch-Theologische Hochschule, Pallottistr. 3, D-56179 Vallendar, E-Mail: [jschmiedl@pthv.de](mailto:jschmiedl@pthv.de). Unverlangt eingesandte Bücher werden nicht zurückgeschickt. Die Rezension erfolgt nach Ermessen der Schriftleitung.

**Bestellungen sind zu richten an:** Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn, Telefon (02 28) 6 84 49-0, Telefax (02 28) 6 84 49-44, E-Mail: [info@orden.de](mailto:info@orden.de).

**Bezugsbedingungen:** Die Ordenskorrespondenz erscheint viermal im Jahr. Jahresabonnement inkl. Mehrwertsteuer und Versand in Deutschland 40,00 Euro, im Ausland 41,20 Euro (Schweiz: 38,50 Euro). Einzelheft incl. Mehrwertsteuer und Versand in Deutschland 10,00 Euro, in Europa 11,00 Euro. Abbestellungen nur zum Jahresende möglich mit dreimonatiger Kündigungsfrist.

**Herstellung und Auslieferung:** Don Bosco Druck & Design, Hauptstrasse 2a, 92266 Ensding, Telefon (09624) 92 01-0, [www.donbosco-druckdesign.de](http://www.donbosco-druckdesign.de).

Alle Verlagsrechte vorbehalten. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung von Herausgebern und Redaktion wieder.

## Vorwort



Die vorliegende Ausgabe der Ordenskorrespondenz richtet den Blick auf „Ordensleben“ in den fernöstlichen Religionen und auf asiatische Meditationsformen. Damit greift sie ein Themenfeld auf, das zunehmende Popularität erfährt, zugleich aber innerkirchlich immer wieder – auch kontrovers – diskutiert wird.

In den Ordensgemeinschaften finden sich seit der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts Pioniere, die von asiatischen Philosophien und Meditationsformen fasziniert waren. Spätestens mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil und der Konzilserklärung „Nostra Aetate“ erfährt der – vielfach von Orden getragene – interreligiöse Dialog neue Impulse, und asiatische Meditationsformen werden in christlichen Klöstern aufgegriffen. Unser Heft fragt: Wie ist der Stand des Dialogs heute? Es lenkt den Blick auf Formen von „Ordensleben“ in asiatischen Religionen. Was bewegt eine Europäerin, buddhistische „Nonne“ zu werden? Wie sieht die Begegnung von Ordensleuten verschiedener Religionen und Spiritualitäten im Weltkloster Radolfzell aus?

Einige der Autorinnen und Autoren stellen die Frage nach den Möglichkeiten, Meditationsformen wie Zen und Yoga im christlichen Kontext zu praktizieren. Es braucht eine gemeinsame Sprachebene, um in einen (interreligiösen) Dialog eintreten zu können. Zugleich sind die weltanschaulichen und philosophischen Traditionen unterschiedlich, aus denen in Christentum und asiatischen Religionen gedacht wird. So ist in mehreren der Beiträge unseres Heftes ein Ringen um die Begrifflichkeiten festzustellen. Kann man Formulierungen aus dem christlichen Ordenskonzext auf buddhistisches „Mönchtum“ anwenden? Und ist die Sprache des Yoga geeignet, die christliche Eucharistie zu deuten? Peter Ramers warnt in seinem Beitrag, Parallelen oder Ähnlichkeiten zwischen Tatbeständen aus unterschiedlichen religiösen Traditionen seien „nicht selten Ergebnis eines mehr assoziativen Vergleichens“, das leicht zu Missverständnissen führe. Christliche Theologie, die sich um Inkulturation bemüht, wird, so scheint es, die jeweiligen Grundvorstellungen des religiösen Denkens, Fühlens und Handelns kritisch reflektieren müssen. Zu fragen ist, ob und wie die personale Begegnung (Communio), die im Zentrum des christlichen Glaubens steht, im Kontext asiatischer Philosophien und Meditationsformen verortet werden kann. Bei all dem betont die in diesem Heft dokumentierte Schlussbotschaft eines Kolloquiums zum interreligiösen Dialog, dass der „Austausch der spirituellen Erfahrungen (...) essentiell für die Zukunft der Religionen ist“. Sie alle seien „heute aufgerufen, sich in ihrer Wesenstiefe zu begegnen, so, wie es 1986 in Assisi möglich war“.

Arnulf Salmen

# Inhalt



Arnulf Salmen Vorwort	129
--------------------------	-----

## Schwerpunkt

Cosmas Hoffmann OSB Der monastische interreligiöse Dialog	133	Dagmar Doko Waskönig Ein Leben als buddhistische Nonne in Deutschland	174
Les Voies de l'Orient Der interreligiöse Dialog - Der Weg der inneren Transformation	142	Paul Rheinbay SAC P. Hugo Makibi Enomiya Lassalle - Brücke zwischen den Welten	180
Canisia Mack SCSC „Was Bedürfnis der Zeit, das ist Wille Gottes“ - Als Ordensfrau im Weltkloster Radolfzell	148	Tobias Karcher SJ Dem Geist Raum geben - Die spirituellen Wege des Lassalle-Hauses	185
Peter Ramers Ordensleben im frühen Buddhismus und die Frage nach der Vergleich- barkeit von christlichem und buddhistischem Ordensleben	155	Sebastian Elavathingal CMI Yoga im christlichen Sinn	193
Werner Höbsch Buddhismus in Deutschland	165	Michael Plattig O.Carm. Sich einlassen auf den letzten Quellgrund oder Körperkult? - Orden und Meditation	200

## ● Ordensleben

Christian Tauchner SVD  
Schweigen - Eine Filmkritik 211

Theresa Otte / Lars Westinger  
Kirchliches Arbeitsrecht aktiv  
gestalten und tarifpolitische  
Herausforderungen meistern 215

## ● Dokumentation

Peter Krause  
Verwaltung von Ordensvermögen -  
zwischen Institutscharisma und  
modernen Werkzeugen zur  
Kontrolle und Steuerung 220

## ● Nachrichten

Aus Rom und Vatikan 229

Aus der Weltkirche 231

Aus dem Bereich der Deutschen  
Ordensobernkonferenz 235

## ● Neue Bücher

Ordensrecht 245

Ordensgeschichte 247

Biographien 253

### **Cosmas Hoffmann OSB**

P. Dr. Cosmas Hoffmann OSB aus der Abtei Königsmünster (Meschede) ist dort als Subprior tätig und leitet die Gästehäuser der Abtei. Er lehrt Fundamentaltheologie und Religionswissenschaft an der Phil.-Theol. Hochschule SVD St. Augustin und ist Koordinator der Kommissionen für den Monastischen Interreligiösen Dialog in Europa.



Cosmas Hoffmann OSB

## Das Mönchtum als Brücke zu allen Religionen oder: der monastische interreligiöse Dialog

### **Pioniere des monastischen interreligiösen Dialogs**

Einer der bekanntesten Pioniere des monastischen interreligiösen Dialogs ist der bretonische Benediktiner P. Henri Le Saux (1910-1973), der sich später Swami Abhishiktananda nannte.<sup>1</sup> Schon früh hatte ihn Indien mit seiner vielfältigen Kultur und dem Reichtum an spirituellen Traditionen fasziniert. Darum regte sich bald in ihm der Wunsch, sich in diesem Land mit seinem reichen spirituellen Erbe als christlicher Mönch zu

verwurzeln. In diesem Anliegen ermutigt ihn 1947 ein Artikel des Abbé Jules Monchanin in der Revue *Dieu Vivant*, so dass er schließlich seinen Abt bittet, nach Indien gehen zu dürfen.

Jules Monchanin (1895-1957)<sup>2</sup>, Priester der Diözese Lyon, der seinen intellektuellen Anlagen entsprechend auch nach seiner Priesterweihe seine Studien an der Universität fortsetzte und sich dabei auch mit der Frage nach dem Heil für die Nichtchristen beschäftigte, verband mit einem Gelöbnis das Überleben einer äußerst heftigen Lungenentzündung

(1932) mit einer Einladung nach Indien, um dort, nach einer Zeit der Assimilation und der Verwurzelung in die indische Kultur, missionarisch tätig zu sein. Nach einem ersten Aufenthalt in Südin- dien kehrt er 1946 nach Europa zurück und wirbt für seine Überlegungen, eine kontemplative Zelle im hinduistischen Stil zu eröffnen. So erfährt auch Le Saux davon, der dann im Juli 1948 nach Indien aufbricht, wo ihm Monchanin beim Ankommen in die noch fremde Welt Indiens unterstützt. Dazu gehört vor allem der Besuch des indischen Heiligen Sri Ramana Maharshi (gestorben im April 1950) in Tirumvannamalai.

Schließlich gründen beide gemeinsam am Benediktsfest (21.3.) 1950 den *Saccidananda-Ashram* (auch Shantivanam genannt) beim Dorf *Tannirpalli* am Ufer des heiligen Flusses Kavery im Bundesstaat *Tamil Nadu*. Ihre Überlegungen zu diesem Versuch der Verbindung von christlichen und monastischen Überlieferungen Indiens legen sie in der gemeinsamen Schrift „Die Eremiten von Saccidānanda“<sup>3</sup> dar.

Als Ausdruck des Anknüpfens an die geistlichen Traditionen Indiens nehmen beide Gewand und Namen von indischen Sannyasis<sup>4</sup> an. Abbé Monchanin nimmt den Namen Paramarubyananda an, das heißt „Der, der seine Freude daran hat, ohne Form zu sein“, damit bezieht er sich auf den Heiligen Geist. Henri Le Saux nennt sich Abhishikteshvarananda (abgekürzt Abhishiktananda), das heißt „Die Freude des Gesalbten/Christus“.

Das Leben im Ashram ist von größter Einfachheit und Askese bestimmt, und wird zu einem Ort der Begegnung: Arme und Reiche, Gebildete und Analpha-

beten, Mönche und Laien, Christen und Hindus, Menschen aus dem Dorf und von weither kommen dort hin und pflegen den Kontakt mit den beiden *Swamis*<sup>5</sup>. Doch der Begeisterung des Aufbruchs folgt eine große Ernüchterung, da sich auf Dauer kein Inder dem Ashram anschließt.

Zwischen 1952 und 1956 zieht sich Le Saux vor allem in verschiedene Höhlen des heiligen Berges Arunachala zurück. In der Gestaltung seines Lebens dort wird erkennbar, dass Swami Abhishiktananda in zwei Welten lebt: in Meditation und äußerem Lebensstil folgt er den Sannyasis, im regelmäßigen Stundengebet und in der täglichen Feier der Eucharistie den christlichen Mönchen. In seinen Erfahrungen begegnet er den hinduistischen Mystikern in ihrer Suche nach dem letzten Grund von Herz zu Herz. Es sind einerseits Erfahrungen beseligender Versenkung und andererseits die Not innerer Spannungen zwischen christlichem Glauben und hinduistischer Spiritualität, vor allem jener des *Advaita*, der Mystik der Nicht-Dualität.

Auf einen Notruf Monchanins hin kehrt Le Saux an dessen Krankenbett zurück und sorgt für dessen Rückkehr nach Paris, wo Monchanin am 10. Oktober 1957 im Antoniushospital stirbt. Le Saux setzt nach der Abreise von Monchanin seinen Weg als Sannyasi fort und pendelt in den 60er Jahren zwischen dem Ashram im Süden und seiner Einsiedelei im Norden, die er 1962 in Uttarkashi im Himalaya errichtet. 1968 zieht er sich endgültig in die Einsiedelei zurück, nachdem er in Dom Bede Griffiths OSB (1906-1993) einen Nachfolger für die Leitung des Ashrams gefunden hat.<sup>6</sup> Nach ersten mühevollen Jahren

zieht der Ashram schließlich ab den 80er Jahren immer mehr Besucher, vor allem aus dem Westen, an.

Le Saux selbst wird seit der Zeit des II. Vatikanischen Konzils als Pionier der indischen Kirche vor allem in den Bereichen der Spiritualität und der Liturgie, zu deren Inkulturation er entschieden beigetragen hat, geschätzt.

### Das Zweite Vatikanische Konzil: Der interreligiöse Dialog als Auftrag der Kirche

Eine ausdrückliche Ermutigung für sein Lebensprojekt erfuhr Henri Le Saux schon während des Zweiten Vatikanischen Konzils als Papst Paul VI. Indien besuchte. In Bombay zitierte der Papst gleich zu Beginn (3.12.1964) ein Gebet aus den Upanishaden<sup>7</sup> und erklärte es ausdrücklich zu einem Gebet für unsere Zeit: „Ihr Land ist ein Land alter Kultur, die Wiege großer Religionen, die Heimat einer Nation, die in unablässigem Verlangen, in tiefer Betrachtung, im Schweigen und in glühenden Gebets-hymnen Gott gesucht hat. Selten nur ist diese Sehnsucht nach Gott in Worten so voll des Adventsgeistes ausgedrückt worden wie in den Worten, die in Ihren heiligen Büchern viele Jahrhunderte vor Christus aufgezeichnet worden sind: ‚Von der Unwirklichkeit führe mich zur Wirklichkeit, von der Finsternis führe mich zum Licht, vom Tod führe mich zur Unsterblichkeit‘ (Upanishaden, Brihadaranayaka 1). Dieses Gebet gehört in unsere Zeit. Heute mehr denn je sollte es von jedem menschlichen Herzen emporsteigen.“<sup>8</sup>

Ein Jahr später wird „Nostra Aetate“ (NA), die Konzilserklärung zum Verhältnis der Kirche zu den nichtchristli-

chen Religionen, von Papst Paul VI. am 28.10.1965 feierlich promulgiert. In dieser Erklärung ermahnt das Konzil alle Gläubigen, „dass sie mit Klugheit und Liebe, durch Gespräche und Zusammenarbeit mit den Anhängern anderer Religionen, indem sie ihren christlichen Glauben und ihr christliches Leben bezeugen, jene geistlichen und sittlichen Güter sowie jene soziokulturellen Werte, die sich bei ihnen finden, anerkennen, wahren und fördern“ (NA 2).

25 Jahre später betont Papst Johannes Paul II. in seiner Enzyklika „Redemptoris Missio“ (RM; 1990) die Bedeutung des interreligiösen Dialogs, der ein besonderer Ort ist, um dem Wirken des Geistes, der „weht wo er will“ (Jo 3,8), zu begegnen, denn in diesem Dialog „beabsichtigt die Kirche, ‚die Saatkörner des Wortes‘ und die ‚Strahlen der Wahrheit, die alle Menschen erleuchtet‘, zu entdecken“ (RM 56).

Im kurz darauf erscheinenden Dokument „Dialog und Verkündigung“ (DV), das vom Päpstlichen Rat für den Interreligiösen Dialog und der Kongregation für die Evangelisierung der Völker gemeinsam herausgegeben wird, werden schließlich vier Arten des interreligiösen Dialogs unterschieden (DV 42):

„a) *Der Dialog des Lebens, in dem Menschen in einer offenen und nachbarschaftlichen Atmosphäre zusammenleben wollen, indem sie Freud und Leid, ihre menschlichen Probleme und Beschwernisse miteinander teilen.*

b) *Der Dialog des Handelns, in dem Christen und Nichtchristen für eine umfassende Entwicklung und Befreiung der Menschen zusammenarbeiten.*

c) *Der Dialog des theologischen Austausches, in dem Spezialisten ihr Verständ-*

*nis ihres jeweiligen religiösen Erbes vertiefen und die gegenseitigen Werte zu schätzen lernen.*

*d) Der Dialog der religiösen Erfahrung, in dem Menschen, die in ihrer eigenen religiösen Tradition verwurzelt sind, ihren spirituellen Reichtum teilen, z. B. was Gebet und Betrachtung, Glaube und Suche nach Gott oder dem Absoluten angeht.“*

Diese Formen des Dialogs nimmt Papst Franziskus in seiner Enzyklika „*Evangeli Gaudium*“ (EG 250-251; 2013) auf und richtet ein Jahr später in seinem Apostolischen Schreiben (21.11.2014) zum Jahr des geweihten Lebens einen besondere Appell an die Ordensleute, sich in der interreligiösen Begegnung zu engagieren: „Wir dürfen außerdem nicht vergessen, dass das Phänomen des Mönchtums und anderer Formen religiöser Brüderlichkeit in allen großen Religionen vorhanden ist. Es fehlt nicht an Erfahrungen auch fundierten intermonastischen Dialogs zwischen der katholischen Kirche und einigen der großen religiösen Traditionen. Ich wünsche mir, dass das ‚Jahr des geweihten Lebens‘ die Gelegenheit sei, um den zurückgelegten Weg zu beurteilen, um die geweihten Personen auf diesem Gebiet zu sensibilisieren und um uns zu fragen, welche weiteren Schritte zu unternehmen sind für eine immer gründlichere gegenseitige Kenntnis und für eine Zusammenarbeit in vielen allgemeinen Bereichen des Dienstes am menschlichen Leben. Gemeinsam gehen ist immer eine Bereicherung und kann neue Wege öffnen zu Beziehungen zwischen Völkern und Kulturen – Beziehungen, die in dieser Zeit mit Schwierigkeiten überhäuft zu sein scheinen“<sup>9</sup>.

Mit diesem Hinweis betont Papst Fran-

ziskus die besondere Bedeutung des monastischen interreligiösen Dialogs, der eine eigene Form interreligiöser Begegnungen darstellt.

### **Der monastische interreligiöse Dialog<sup>10</sup>**

Bereits 1926 hat Papst Pius XI. alle katholischen Mönche dazu aufgerufen, Klöster in den sogenannten Missionsländern aufzubauen, damit dort das ganze Leben der katholischen Kirche, das aktive und das kontemplative, bezeugt werde. Diesem Aufruf wurde zunächst nur zögernd Folge geleistet: 1950 finden sich erst 30 Klöster in diesen Ländern, 1984 schließlich 250, die Zahl ist weiterhin steigend. 1960 wurde das *Secretariat pour l'Aide à l'Implantation Monastique* (AIM) gegründet, um die klösterlichen Gemeinschaften in den Missionsländern zu unterstützen.

1968, vier Jahre nachdem Papst Paul VI. 1964 in Bombay die Gläubigen aller Religionen eingeladen hat, um gemeinsam die Zukunft der Welt aufzubauen, fand die Bangkok-Konferenz der AIM für Asien (8.-15.12.68) statt. Hier wurde der intermonastische Dialog schließlich offiziell aufgenommen. So heißt es im Abschlusspapier: „Das Mönchtum ist in unseren Ländern die kirchliche Institution, die den nichtchristlichen Religionen am nächsten ist und so kann es ein äußerst geeigneter Ort der Begegnung mit ihnen sein. Darum ist es eine der vordringlichsten Aufgaben der christlichen Mönche in Asien, mit den Mönchen der anderen Religionen in Kontakt zu kommen.“<sup>11</sup>

Eingeladen zur Bangkok-Konferenz waren vor allem die Pioniere des inter-

monastischen Dialogs, unter anderem auch der Trappist Thomas Merton (1915-1968), der während dieser Konferenz, die schließlich sein Werk fortführte, starb. Er hatte noch wenige Wochen zuvor auf einer Versammlung von Ordensleuten in Kalkutta seine Rede mit den Worten beendet: „Die tiefste Ebene der Kommunikation ist nicht Kommunikation, sondern Kommunion. Sie ist wortlos. Sie ist jenseits der Worte, jenseits der Rede, jenseits der Begrifflichkeit. Nicht, dass wir eine neue Einheit entdecken würden. Wir entdecken eine ältere Einheit. Meine lieben Brüder, wir sind schon eins. Aber wir glauben, dass wir es nicht seien. Doch was wir entdecken müssen ist unsere ursprüngliche Einheit. Was wir sein müssen, ist was wir sind.“<sup>12</sup>

Die nächste Station war die Bangalore-Konferenz im Oktober 1973, bei der christliche und nichtchristliche Mönche zusammen lebten und Erfahrungen und Meinungen über das Thema „Erfahrung Gottes“ austauschten. Von dieser Begegnung beeindruckt, schrieb Kardinal Sergio Pignedoli an den Abtprimas Rembert Weakland: „Selbst unsere geringe Erfahrung im interreligiösen Dialog hat die große Bedeutung des Mönchtums in diesem Bereich, besonders in Asien, schon sehr deutlich gezeigt. Der Mönch verkörpert historisch und in vorzüglicher Weise den ‚homo religiosus‘ in allen Zeiten und ist in gleicher Weise ein Bezugspunkt für Christen und Nichtchristen. Die Existenz des Mönchtums im tiefsten Herzen der Kirche gleicht einer Brücke zu allen Religionen.“<sup>13</sup>

Nach Empfang des Schreibens Pignedolis bat der Abtprimas in Absprache mit dem Generalabt der Trappisten, das Se-

ekretariat der AIM um Vorschläge, wie der intermonastische Dialog organisiert und gestaltet werden könnte. Auf diese Anfrage hin trafen sich 1977 in Loppem (Belgien) Mönche und Fachleute und gründeten für den europäischen Raum die Kommission der DIM (Dialogue Interreligieux Monastique). Gleichzeitig etablierte eine ähnlich zusammengesetzte Gruppe in Petersham (Massachusetts) die Kommission NABEWD (North American Board for East West Dialogue) für Kanada und die USA. Beide Kommissionen wurden dem Sekretariat der AIM ein- und untergeordnet. Durch diese neuen Schwerpunkte gewann die Bezeichnung AIM zudem eine andere Bedeutung: *Aide Inter-Monastères*.

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

In der folgenden Zeit kam es zu verschiedenen Unternehmungen und Begegnungen, die von der AIM und dem Sekretariat für die Nichtchristen, dem die AIM zugeordnet ist, aufmerksam verfolgt wurden. Schließlich wurde die Satzung der AIM dahingehend verändert, dass die Arbeit der DIM/NABEWD verbindlich dort aufgenommen wurde, so dass der intermonastische Dialog nun institutionell in der Arbeit des Päpstlichen Rates für den Dialog mit den Nichtchristen verankert ist. Die Aufgabe des DIM ist es demnach, den

Dialog zwischen den christlichen und nicht-christlichen Mönchen im Rahmen des allgemeinen interreligiösen Dialogs zu fördern.

Unter Berufung auf dieses Ziel ist die Kommission der DIM vier Aufgaben verpflichtet:

- Für die Orden: Bekanntmachung der monastischen Traditionen und der geistlichen Werte der östlichen Religionen im Westen und Unterstützung aller Ordensleute, die sich in diesem Bereich engagieren.
- Für die Kirche: Förderung des Dialogs auf der spirituellen Ebene und Hilfen im pastoralen Bereich.
- Für die nicht-christlichen Mönche: Herstellung des Kontaktes zu christlichen Klöstern und Gemeinschaften und Organisation intermonastischer Begegnungen.
- Für die Vertiefung des Dialoges: Ermutigung und Förderung der Theologie der Religionen, der Begegnung mit- und untereinander, der Auseinandersetzung mit bestimmten theologischen Themen (z.B. Schöpfung) und dem Aufbau von Beziehungen zu Persönlichkeiten, die sich in Wissenschaft und Gesellschaft für die Begegnung der Religionen und Kulturen einsetzen.

In ihrem Aufbau besteht die DIM aus regionalen und örtlichen Arbeitsgruppen, deren Leiter die zentrale Kommission bilden, die für den Kontakt zur AIM und für Austausch und Förderung der Arbeitsgruppen zuständig ist. Eine wichtige Aufgabe der DIM ist in Zusammenarbeit mit der AIM die regelmäßige Durchführung und Gestaltung des „Spiritual Exchange - East-West“, dessen erste vier Tagungen hier beispielhaft erwähnt seien.

### **„Der Spirituelle Austausch zwischen Ost und West“ - ein Projekt des monastischen interreligiösen Dialogs**

Der „Erste Geistliche Austausch Ost-West“<sup>14</sup> fand im September 1979 statt, an ihm nahmen 22 buddhistische Mönche, zwei Nonnen, zwei Shintopriester und 13 weitere Begleiter aus Japan teil. Während dieser Zeit teilten sie, in kleine Gruppen aufgeteilt, das Leben mit den Gemeinschaften verschiedener Klöster in Deutschland, Holland, Belgien, Frankreich und Italien. Die japanischen Gäste lebten den klösterlichen Alltag der christlichen Mönche, so dass der Austausch „nicht so sehr ein gedanklicher, sondern ein gegenseitiges Erfahren und Erleben“<sup>15</sup> war. Den Abschluss bildete ein Symposium in Rom, bei dem die christlichen und buddhistischen Teilnehmer ihre Erfahrungen und Eindrücke austauschen und bedenken konnten.

Zum „Zweiten Geistlichen Austausch Ost - West“<sup>16</sup> reisten im Oktober 1983 14 katholische Mönche, zwei Nonnen und ein Weltpriester aus England, Frankreich, Italien, Deutschland, Belgien und den Niederlanden nach Japan, um nun ihrerseits den Alltag der Zen-Mönche mit zu leben. Dabei machten sie die Erfahrung, dass das körperliche Training im Zen-Kloster härter ist als in den europäischen Klöstern. Während die japanischen Zen-Klöster zugleich als (fast militärisch geführte) Ausbildungsstätten für die zukünftigen Tempelpriester dienen, also eine Art Kloster auf Zeit sind, erfahren die christlichen Mönche das Kloster als einen dauernden Lebensort. Um die europäischen Gäste an diesen Alltag zu gewöhnen,

wurden sie in den ersten fünf Tagen in Sogenji (Okayama) in das japanische Klosterleben eingeführt, um dann, in Kleingruppen aufgeteilt, eine Woche in verschiedenen Zen-Klöstern zu verbringen. Anschließend besuchten die Teilnehmer die großen Zentren des japanischen Buddhismus, erfuhren einiges über Kultur und Künste des Zen und informierten sich auch über die katholische Kirche in Japan.

Beim „Dritten Geistlichen Austausch Ost - West“<sup>17</sup> im September 1987 konnten die christlichen Mönche 28 japanische Gäste des Rinzaï-, Soto- und Obaku-Zen begrüßen. Fünfzehn Tage verbrachten sie, in die bewährten Kleingruppen aufgeteilt, in verschiedenen benediktinischen und zisterziensischen Klöstern Europas. Am Ende wurden die Teilnehmer vom Abtprimas in St. Anselmo empfangen, wo am 10.9. ein Symposium stattfand, an dem sich auch verantwortliche Mitarbeiter des Sekretariates für die Nichtchristen beteiligten. Zudem wurden sie von Papst Johannes Paul II. in einer Privataudienz zur Fortsetzung der intermonastischen Begegnung ermutigt.

Der „Vierte Geistliche Austausch Ost - West“<sup>18</sup> fand schließlich vom 12.5.-1.6.91 in Japan statt. Acht Benediktinermönche und ein Weltpriester waren zu Gast in Klöstern des Soto-Zen. Nach einer dreitägigen Einführung in das Leben im Zen-Kloster in Sojiji (Yokohama), einem Haupttempel des Soto-Zen, wurden die Gäste in Kleingruppen aufgeteilt und in den Klöster Daijoji (Ishikawa), Zuioji (Ehime) und Hokyoji (Fukui) aufgenommen, um dort zehn Tage am täglichen Leben teilzunehmen. Am 27.5. fuhren die Teilnehmer nach Tokyo, wo sie mit den Mitarbeitern des

Sekretariates für den Interreligiösen Dialog des Soto-Zen zusammentrafen und am 29.5. an einem Symposium an der Komazawa-Universität in Tokyo teilnahmen.

Nach einigen weiteren Austauschprogrammen fanden die letzten beiden im Sommer 2013 (sieben japanische Zen-Mönche und Nonnen zu Gast in den deutschen Abteien St. Ottilien, Münsterschwarzach, Königsmünster und Engelthal) und im Sommer 2014 (zwei deutsche Mönche aus den Abteien Königsmünster und Münsterschwarzach zu Gast in japanischen Zen-Klöstern) statt.

### Monastischer interreligiöser Dialog: Perspektiven

Die vielen Gemeinsamkeiten und Berührungen in Geschichte, Lebensführung und geistlichen Grundhaltungen in der monastischen Lebensform lassen erkennen, dass sich im Bereich des Mönchtums Christentum und Buddhismus auf einer gemeinsamen Ebene treffen können.

Das Kennenlernen der monastischen und spirituellen Traditionen des Anderen lässt sehr bald die Tiefen aber auch die Ergänzungsbedürftigkeit der eigenen Position entdecken. So entpuppt sich vieles, das zuerst fremd erscheint, bei genauerer Betrachtung als eigene, allerdings vergessene, wenig beachtete Tradition:

- So weist das buddhistische Schweigen vom Absoluten die Christen auf ihr kontemplatives Wissen von Gott als dem Seinsgrund jenseits der Rede und Anrede.
- So erinnert der vertraute Umgang der Christen mit Gott als ansprechbare Person die Buddhisten an die

Sehnsucht des Menschen, das Absolute als personales Gegenüber zu erfahren.

- So mahnt das sozial-caritative Engagement der christlichen Ordensleute die buddhistischen Mönche zu Mitleid und Barmherzigkeit des Bodhisattva-Ideals.
- So regt die leibhafte Übung der Meditation, wie sie die Buddhisten praktizieren, die Christen zum wachen Umgang mit dem Leib auch im geistlichen Leben an.
- So erinnert die lebenslange Profess und die damit verbundene Ehelosigkeit im christlichen Mönchtum die Zen-Mönche an den totalen Anspruch der monastischen Berufung und an das Ideal des frühen buddhistischen Ordenslebens.
- So ermutigt die Erfahrung mit dem Mönchtum auf Zeit im Buddhismus die christlichen Klöster, in ähnlicher Weise Möglichkeiten für Interessierte zu schaffen, auch bei ihnen in einem begrenzten Zeitraum ein monastisches Leben zu führen. Diese könnten den klösterlichen Gemeinschaften zur Erneuerung und den Christen in der Welt zur Vertiefung ihres Glaubens dienen.

In dieser wechselseitigen Komplementarität kann der intermonastische Dialog zum intramonastischen Dialog werden, indem man, angeregt vom anderen, neue Wege wagt und alte Pfade wiederentdeckt. So verstanden ist der monastische interreligiöse Dialog ein Auftrag unserer Zeit nicht nur an das benediktinische Mönchtum, mit der Chance, das je eigene Erbe neu zu entdecken und so der besonderen Mission des Mönchtums in der Welt von heute zu entsprechen.

.....

- 1 Eine biographische Skizze findet sich in: Bäumer, Bettina, Henri le Saux – Abishik-tananda (1910-1973), in: Ruhbach, Gerhard / Sudbrack, Josef, Große Mystiker. Leben und Wirken, München 1984, 338-354.
- 2 Zu Leben und Werk von Jules Monchanin vgl. die website der association Jules Monchanin Henri Le Saux: <http://monchaninlesaux-lyon.cef.fr> (zuletzt aufgerufen am 15.4.17).
- 3 Monchanin, Jules / Le Saux, Henri, Die Eremiten von Saccidānanda. Ein Versuch zur christlichen Integration der monastischen Überlieferung Indiens, Salzburg 1962 (Erstveröffentlichung Paris 1956).
- 4 Ein Sannyasi ist ein Entsager, ein Asket, ein Wandermönch. Das Wort ist abgeleitet von Sannyasa, der Bezeichnung für den monastischen Lebensstand, der strenge Besitzlosigkeit verlangt.
- 5 Swami ist die traditionelle ehrenvolle Anrede eines Mönches oder Geistlichen.
- 6 Zur Biographie Griffiths' vgl. Swindells, John (Hg.), Bede Griffiths. Ein Mensch sucht Gott, Fulda 1998.
- 7 Brihadāranya-Upanishad I,3,28.
- 8 Ansprache Paul VI. zitiert nach: Oesterreicher, Paul, Kommentierende Einleitung zu NA, in LThK2, Sonderausgabe Freiburg 1986, Bd. 13, 451.
- 9 Papst Franziskus, Apostolisches Schreiben zum Jahr des geweihten Lebens, Kapitel 3, Abschnitt 4: [http://w2.vatican.va/content/francesco/de/apost\\_letters/documents/papa-francesco\\_lettera-ap\\_20141121\\_lettera-consacra.html](http://w2.vatican.va/content/francesco/de/apost_letters/documents/papa-francesco_lettera-ap_20141121_lettera-consacra.html) (zuletzt aufgerufen am 5.3.17).
- 10 Zur Geschichte des intermonastischen Dialoges vgl. Billot, Benoît, Voyage dans les Monastères Zen, Paris 1987, 7-10; Pieris, Aloysius, Love meets wisdom. A Christian Experience of Buddhism, New York 1990, 32-35.
- 11 Deutsche Übersetzung der französischen Fassung durch den Verfasser nach der Vorlage: Billot, 9.

- 12 Deutsche Übersetzung der englischen Fassung durch den Verfasser nach der Vorlage: Merton, Thomas, *Monastic Experience and East-West-Dialogue* (Notes for a paper to have been delivered at Calcutta, October 1968), in: *Bulletin des Sekretariates für die Nichtchristen* (= *secretariatus pro non christianis*, später umbenannt in *Pontificium Consilium pro Dialogo Inter Religiones* (PCDR) = Päpstlicher Rat für den interreligiösen Dialog) Nr. 67 Jg. 23/1 (1988), 26.
- 13 Deutsche Übersetzung der englischen Fassung durch den Verfasser nach der Vorlage: *Bulletin des Sekretariates für die Nichtchristen* Nr.67 (1988), 13; *Bulletin der AIM*, Nr.29 (1980), 25.
- 14 Vgl. zum Ersten Austausch: Bragt, Jan van, *Eine Begegnung zwischen östlicher und westlicher Spiritualität* erschienen in Waldenfels, Hans (Hg.), *Begegnung mit dem Zen-Buddhismus* (Schriften der Katholischen Akademie in Bayern 96). Düsseldorf 1980; Wolf, Notker, *Japanische Mönche teilten unser Leben*, in: *Missionsblätter*, 79 (1984) Heft 3, 67-72.
- 15 Wolf, 68.
- 16 Vgl. zum Zweiten Austausch: Billot, 11-168; Götz, Josef, *Gegenbesuch bei japanischen Mönchen*, in: *Missionsblätter*, 79 (1984) Heft 3, 72-76.
- 17 Vgl. zum Dritten Austausch: Shirieda, John, (Hg.), *Deux réalisations caractéristiques de dialogue intermonastique*, in: *Bulletin* Nr. 67 Jg. 23/1 (1988), 30-41.
- 18 Vgl. zum vierten Austausch: Power, Edmund, *On not killing the cat: Reflections on East-West coalescens*, in: *Zen Quarterly* 3 (1991) Heft 3, 2-3; Götz, Josef, *Benedictines and Zen Buddhists*, in: *Ebd.*, 4-5.



»Das Kennenlernen der  
monastischen und spirituellen  
Traditionen des Anderen  
lässt sehr bald die Tiefen  
aber auch die Ergänzungsbedürftigkeit  
der eigenen Position entdecken.«

Cosmas Hoffmann OSB

## Der interreligiöse Dialog – Der Weg der inneren Transformation\*

Erfahrungen und Empfehlungen zusammengestellt von „Les Voies de l’Orient“

Dieses Dokument ist die Schlussbotschaft des Kolloquiums, das vom 29. Mai bis zum 1. Juni 2014 in der 'Maison du Chant d'Oiseau' (Brüssel) von 'Les Voies de l'Orient' veranstaltet wurde. Fünf dieser Kolloquien wurden seit 1996 bereits organisiert. Dieses Mal wurden erneut sechzig Teilnehmer eingeladen, die bereits eine konkrete Erfahrung mit dem Dialog hatten. Ca. fünfzehn von ihnen waren darüber hinaus Mitglieder der Kommissionen für den interreligiösen monastischen Dialog DIM.

Im Laufe dieses Treffens wurden in besonderer Weise einige große symbolträchtige Persönlichkeiten des intra-religiösen Dialoges in Erinnerung gerufen, unter ihnen Raimon Panikkar, Edmond Pezet, Vincent-Shigeto Oshida, Keiji Nishitani und Henri Le Saux.

Die Hauptreferate wurden gehalten von Swami Amarananda (Genf), Jean-Claude Basset (Genf), Bettina Bäumer (Varanasi), Fabrice Blée (Ottawa), Christophe D'Aloisio (Brüssel), Pierre de Béthune (Clerlande), Bernard Durel (Strassburg), Henri

Huysegoms (Niigata, Japan), Sha-fique Keshavjee (Lausanne), Claire Ly (Marseille), Jacques Scheuer (Louvain-la-Neuve), William Skudlarek (Fujimi, Japan) und Bernard Stevens (Louvain-la-Neuve).

Die Teilnehmer des Kolloquiums waren in sechs Arbeitsgruppen von je ungefähr zehn Personen aufgeteilt. Nach jedem Referat fanden sie sich zusammen, um die jeweiligen Eindrücke auszutauschen und Überlegungen zu den elementaren Aspekten anzustellen, die für einen intra-religiösen Dialog als wesentlich aufgeschienen waren.

Kein Text vermag die reichhaltige Vielfalt der Zeugnisse und ausgetauschten Erfahrungen dieser Tage widerzuspiegeln. Dennoch haben wir versucht, das Wesentliche davon hier zusammenzustellen. Den Teilnehmern ist in der Tat sehr daran gelegen, die Früchte dieser Tagungen großzügig zu teilen. Die abschließende Redaktion stammt von den Hauptrednern, unterstützt von Françoise Cassiers (Brüssel), Dennis Gira (Paris) et Jean-Côme Renaudin (Paris).

Die interreligiöse Begegnung verwandelt jene, die sich ihr mit Entschlossenheit verpflichten. Nicht alle Formen des Dialoges zwischen den Religionen erfordern ein solches Engagement. Wenn

aber ein Zugehöriger einer bestimmten religiösen Tradition das Zeugnis einer anderen Tradition im Inneren seines eigenen spirituellen Lebens aufnimmt, so kann er hiervon zutiefst herausgefor-

dert werden, ja sich sogar verwandelt sehen. Es ist dies, was Raimon Panikkar den „intra-religiösen Dialog“ genannt hat. Es ist erforderlich, diesen noch wenig begangenen Weg zu weisen, wozu das hier vorliegende Dokument beitragen soll.

Es wurde im Mai 2014 im Laufe eines Kolloquiums in Brüssel von einer Gruppe aus Teilnehmern aus gut fünfzehn Ländern Europas und anderen Ländern der Welt erarbeitet. Alle sind Mitglieder verschiedener christlicher Kirchen und geben hier ihre christliche Sicht wieder. Menschen und Gemeinschaften anderer spiritueller Traditionen werden ebenso ihre Überlegungen, vergleichbar und eigenständig zugleich, zum Ausdruck bringen: Dies ist die Überzeugung und die Hoffnung, welche unsere Erfahrung des Dialogs inspiriert und wie sie auch durch die Anwesenheit einiger eingeladener Vertreter dieser Traditionen bezeugt wurde.

Die hier angestellten Überlegungen und Anregungen geschehen im Rahmen der Öffnung der christlichen Kirchen hin zu anderen spirituellen Traditionen. Dies geschieht in Aufmerksamkeit für Gesten der Öffnung, die von diesen anderen Traditionen (allen voran buddhistischen und hinduistischen) ausgehen. Sie basieren auf den offiziellen Verlautbarungen der Kirchen der letzten Jahre.

(Im Besondern sind hier zu nennen: 'Dialog und Verkündigung', publiziert vom Päpstlichen Rat für den Interreligiösen Dialog und der Kongregation für die Evangelisierung der Völker [1991], 'Lignes directrices sur le dialogue avec les religions et idéologies de notre temps' des Ökumenischen Rats der Kirchen [Genf, 1979] und 'Contemplation et Dialogue Interreligieux', Repères et

perspectives puisées dans l'expérience des moines. Bulletin des Päpstlichen Rats für den Interreligiösen Dialog, Nr. 84 [1993].)

So trugen wir also die Zeugnisse der Pioniere dieses Weges zusammen und teilten unsere eigenen Erfahrungen, um zunächst klarzustellen, worin genau diese Weise des interreligiösen Dialoges besteht. Im weiteren haben wir die Gefahren dieses Weges herausgestellt, um so die erforderlichen Bedingungen dafür festzulegen, dass diese Begegnung allen Seiten gerecht werden kann. So gelang es schließlich, eine Vorstellung von den Herausforderungen und den Früchten dieses Dialoges zu erhalten.

### Was ist der „intra-religiöse Dialog“?

Der *intra*-religiöse Dialog ist zunächst einmal ein *inter*-religiöser Dialog: ein explizites Zusammentreffen von Angehörigen zweier oder mehrerer Religionen, die bezüglich des Mysteriums, das alle bewegt, erhoffen, von den anderen Bedeutendes zu empfangen.

Der Raum, der durch den Dialog eröffnet ist, ermöglicht es, den anderen einzulassen. Für denjenigen, der Initiative entwickelt, wird dieser andere zur Frage. Auf diese Weise verinnerlicht sich der Dialog und ruft eine innere Umwandlung und Vertiefung hervor.

In einem jeden der beiden Partner entfaltet er im Stillen die Begegnung und die miteinander gemachten Entdeckungen. Dies setzt die Bewusstwerdung einer Interaktion zwischen zwei religiösen und spirituellen Kohärenzen vor dem Hintergrund ihres jeweiligen spirituellen Lebens voraus. Es handelt sich somit um einen Weg der darauf abzielt,

Verwurzelung und Öffnung miteinander in Einklang zu bringen.

### **Schwierigkeiten und Herausforderungen**

Wenngleich er auch zu einem faszinierenden Abenteuer befähigt, so ist der intra-religiöse Dialog jedoch zugleich von bisweilen schmerzhaften Infragestellungen begleitet. Daher ist es so notwendig, die Bedingungen zu untersuchen, die diese Praxis einfordert. In der Tat kann sie von Menschen, die diese Erfahrungen entweder nicht oder aber unter schlechten Vorbedingungen gemacht haben, als eine Bedrohung der christlichen Identität verstanden werden. Ebenso stößt der Dialog in bestimmten kirchlichen Kreisen auf Unverständnis und gar auf Verdächtigungen.

Jedoch stellt der intra-religiöse Dialog in gleicher Weise den Christen vor die Herausforderung, die großen Themen des Glaubens neu zu überdenken. Diese Herausforderung betrifft im Speziellen den Theologen. Wie weit kann der auf dem Wege des intra-religiösen Dialoges engagierte Christ in seiner Neuformulierung der christologischen Doktrinen gehen? Wie das Handeln des Geistes in den anderen Spiritualitäten wahrnehmen? In allen Bereichen stellen sich fundamentale Fragen.

### **Notwendige Bedingungen und begünstigende Faktoren**

Wie auch immer, der Dialog kann nicht improvisiert werden. Man muss sorgfältig die Zusammenhänge in dieser Entwicklung überprüfen. Auf diesem Niveau ist der Dialog vor allem die

Antwort auf den *Anruf* Gottes. Es ist wesentlich, sich dies bewusst zu machen: Diese ist die erste zu überprüfende Bedingung, wenn man sich tatsächlich diesem Weg verpflichten möchte. Wie wir es schon bei den Pionieren des Weges sahen, ist der interreligiöse Dialog nicht schlicht Ausdruck einer persönlichen Laune, sondern ein sehnsüchtiges Verlangen, dem zu entsprechen man bereit ist. Es ist ein Akt des Glaubens, der dem Glauben des Gegenübers zu begegnen sucht.

Immer wird er unmissverständlich in Gemeinschaft mit der gesamten Kirche gelebt.

Somit müssen wir also fortwährend die Motivation prüfen, die uns zu dieser Begegnung führt. Auch muss sie stets bereinigt werden von jeder Suche nach schnellem Profit, auch spiritueller Art. Und, paradoxerweise, muss sie auch von der Hoffnung getragen sein, von unserem Gegenüber beschenkt zu werden.

Das *Umfeld* dieses Dialoges ist oft entscheidend. Viele Faktoren und Umstände begünstigen zweifelsohne die Entwicklung einer Begegnung in wahrer Tiefe: Freundschaft, interkulturelle Lebensbedingungen, wie beispielsweise die gemischter Ehen, Auslandsaufenthalte, die Praxis der Stillemeditation, eine Erfahrung der Nicht-Dualität, die Sicht eines großen spirituellen Meisters, Kunstwerke, geweihte Orte, Pilgerreisen.

So ist zu wünschen, dass es zunehmend mehr Orte geben möge, die offen sind für intra-religiöse Begegnung, Orte an denen Entdeckungen geteilt und Erfahrungen einander gegenüber gestellt werden können, auch Orte, die zur erforderlichen klaren Unterscheidung verhelfen

können. Denn es muss ebenfalls stets sichergestellt werden, dass die Lehrer und Meister die zur Begegnung mit ihrer eigenen Tradition einladen tatsächlich verlässliche Zeugen sind. Ebenso ist es ratsam, guten Zeugen des intra-religiösen Dialoges zu begegnen, sich inspirieren zu lassen, ohne sie jedoch zu imitieren. Darüber hinaus ist es sehr hilfreich von einer Person begleitet zu werden, die auf diesem Wege erfahren ist.

Unter den Bedingungen, die eine Vertiefung des Dialoges am meisten begünstigen ist zunächst das Gebet anzumerken – oder zumindest die Erfahrung, dem anderen in der Tiefe der Bewegung seines Gebetes zu begegnen. Aber es sind hier ganz allgemein alle Situationen zu nennen, die geeignet sind, eine gemeinsame Erfahrung mit einem Gläubigen einer anderen Tradition zu machen: gemeinsames Arbeiten, die Lektüre heiliger Texte der einen und der anderen Überlieferung, Gastfreundschaft gewähren und empfangen. Dies gilt vor allem für entsprechende religiöse Stätten, so wie es einigen Ordensleuten (und auch anderen!) möglich war. Zeigen wir abschließend noch die Notwendigkeit auf, in Austausch und Gespräch den Sinn der Schlüsselkonzepte wie Religion/Spiritualität, interreligiös/intra-religiös, Gebet/Meditation, Erfahrung, Wahrheit, Andersartigkeit, Synkretismus zu klären und abzuwägen. Denn wenn man es nicht vermeidet, eines für das andere zu halten, endet der Dialog in der Verwirrung.

Auf der anderen Seite ist es angezeigt, genauer darzustellen, welche *inneren Bedingungen* es sind, die es möglich machen, sich in einen Dialog im Bereich der spirituellen Erfahrung einzubringen.

Grundlage aller Voraussetzungen ist die spirituelle Reife und die Verwurzelung in der Tradition. Das bedeutet nicht nur eine gute Kenntnis der eigenen Tradition, sondern eine reale Glaubenserfahrung, genährt durch das Gebet. So ist die Fähigkeit zu Entwicklung und Wandel sichergestellt, ohne Gefahr zu laufen, dass der eigene Glaube entstellt wird.

### Kontakt

Siehe gedruckte Ausgabe.

Diese Reife drückt sich auch in der Demut aus, sowohl innerhalb der persönlichen Beziehungen als auch in Bezug auf doktrinale Verlautbarungen. Es ist wichtig, einerseits die sprachlichen Grenzen der Lehrformulierungen anzuerkennen und zugleich für ihre Wichtigkeit als Überbringer der Wahrheit empfänglich zu sein.

Daher ist diese Demut Quelle von Freiheit und Mut zugleich, denn sie gründet in der gelebten Wahrheit, die im Gebet erfahren wird.

### Einige Früchte des intra-religiösen Dialoges

Im Geiste der Demut gelebt, ist der intra-religiöse Dialog zugleich Gelegenheit zur Vertiefung des eigenen Glaubens. Nach einer anfänglichen Erfahrung des Hinterfragens bringt dieser Dialog einen Prozess des Loslassens, der

Transformation und schließlich der Einswerdung auf den Weg, der es ermöglicht, sich auf das Wesentliche des christlichen Glaubens zu besinnen, es immer mehr zu begreifen und so in das Herz seiner eigenen Tradition vorzudringen. Indem er hilft, den christlichen Glauben heute neu zu denken, bietet der Dialog die Möglichkeit zur Erneuerung, sowohl in der Weise des rituellen Vollzuges als auch in der Auslegung der Botschaft des Evangeliums.

Der intra-religiöse Dialog lädt weiterhin ein, die Dimension des Mysteriums, die Wichtigkeit des „Nicht-Diskursiven“ und der Stille wiederzuentdecken. Er lädt ein, die Mystiker wiederzuentdecken. Er ermutigt zu einem Gebet jenseits von Worten und Konzepten. Der intra-religiöse Dialog schafft zudem die Voraussetzungen, die apophatische Tradition wiederzuentdecken. Er offenbart die Relativität der Worte, die gewählt werden, um die eigene spirituelle Erfahrung auszudrücken. Wir stellen fest, dass die Praxis des Zen oder anderer östlicher Formen der Meditation zu einer Wiederentdeckung dieser christlichen Tradition beitragen. Dies macht deutlich, dass der interreligiöse Dialog unter bestimmten Umständen in einem gemeinsam erlebten Beten münden kann.

Zum anderen lädt der Kontakt zu anderen Traditionen, hier besonders den fernöstlichen (Yoga, daoistische Praktiken, buddhistische Meditation...), ein, den Körper als Ort der Spiritualität zu entdecken oder wiederzuentdecken. Er regt an, wieder an eine Anthropologie anzuknüpfen, welche die Rolle des Körpers auf dem spirituellen Weg hervorhebt.

Dies erlaubt, in Respekt und Aufrichtigkeit mit der eigenen Natur in Kontakt zu treten.

Diese Lehren und Praktiken sind zugleich eine Hilfe, unsere Schwächen anzunehmen, was zugleich die Demut nährt.

Wir betonen zudem, dass der intra-religiöse Dialog einlädt, sich dem Wirken des Geistes auch jenseits der Kirche zu öffnen. Er erlaubt, eine allzu institutionalisierte und autozentrierte Sicht der Kirche zu übersteigen, eine Sicht, die in der Gefahr steht, uns von den eigentlichen Herausforderungen der derzeitigen Welt in all ihrer Vielgestaltigkeit fernzuhalten.

### **Die Zukunft des intra-religiösen Dialogs**

Noch viele Fragen bleiben offen. Immerhin ist die Entwicklung der Begegnung „von Glauben zu Glauben“ noch sehr jung. Noch bis vor kurzem war sie kaum vorstellbar, ja sogar verboten und stößt noch heute bei vielen Gläubigen auf Vorbehalte. Dennoch sind wir überzeugt, dass diese Möglichkeit zur Vertiefung in den interreligiösen Begegnungen und für den Dialog zwischen verschiedenen Überzeugungen ausschlaggebend sein wird.

Es ist offenkundig, dass die Zukunft der Menschheit von unserer Dialogfähigkeit abhängt, zumindest aber von den Verhandlungen zwischen sehr unterschiedlichen Menschen und konkurrierenden Interessen. Im übrigen sind alle Formen des Dialoges richtungsweisend, sei es im konkreten Kontext des alltäglichen Lebens, in der Zusammenarbeit oder im bewussten und respektvollen Austausch über die Differenzen.

Dennoch denken wir, dass der Austausch der spirituellen Erfahrungen selbst essentiell für die Zukunft der Re-

ligionen ist. Denn wenn uns eine Begegnung auf dieser tiefsten Ebene nicht gelingt, dort, wo alle Gläubigen anerkennen, dass das Mysterium alles übersteigt, wenn dieser Dialog sich als unmöglich erweise, geriete das gesamte Dialoggebäude ins Wanken, wäre es vom Untergang bedroht. Alle Religionen sind heute aufgerufen, sich in ihrer Wesentiefe zu begegnen, so, wie es 1986 in Assisi möglich war.

Wir sind froh festzustellen, dass einige Menschen, die zu therapeutischen Zwecken ausschließlich die ein oder andere spirituelle Methode religiöser Traditionen pflegen, dort eine wertvolle Hilfe finden. Dies ist beispielsweise bei der Achtsamkeitsmeditation (mindfulness) der Fall. Aber um eine gute Entwicklung des Dialoges der spirituellen Erfahrungen sicherzustellen, sind wir sehr darauf bedacht, dass niemals eine spirituelle Tradition instrumentalisiert oder auf ihre psychosomatischen Techniken reduziert wird.

Wir sind uns ebenso sehr bewusst, dass wir nicht die Hüter eines Privilegs für „Spirituelle“ sind! Wir erkennen an, dass andere sich ebenfalls auf diesem Wege befinden, auch gerade solche Menschen, deren religiöse Verwurzelung schwach ist oder gänzlich fehlt. Und wir sehen mit Freude, dass Menschen ohne religiöse Bindung, die auf

ihrer Suche überlieferte Weisen der Religionen praktizieren, ebenfalls zu bemerkenswerten spirituellen Erfahrungen kommen. Doch da die Teilnehmer dieses Treffens Christen sind, ist es weder möglich noch erforderlich, dies an dieser Stelle weiter zu vertiefen.

Abschließend müssen wir anerkennen, dass die interreligiöse Begegnung auf dieser Ebene gerade erst begonnen hat. Pioniere des Weges haben eine Bresche geschlagen, aber viele Fragen bleiben noch zu beantworten. Dieser intra-religiöse Dialog ist jedoch nicht für Ordensleute reserviert. Soweit die Umstände es zulassen, ist jeder Christ eingeladen, seine Begegnung mit Menschen verschiedener Religionen und Überzeugungen auf diesem Niveau anzusetzen. Ein jeder kann so einen wesentlichen Beitrag zum Leben der Kirchen leisten, damit sie ihre Berufung zur universellen Geschwisterlichkeit entwickeln können.

.....

\* Übersetzung: Dr. Ute Kreuz-Farwerk, Aachen im November 2016. Der französische Text sowie dessen Übersetzungen ins Englische, Niederländische, Spanische und Italienische sind zu finden unter: [http://www.voiesorient.be/?page\\_id=3653](http://www.voiesorient.be/?page_id=3653).

### Canisia Mack SCSC

Sr. Canisia Mack SCSC, Jahrgang 1929, trat 1949 den Barmherzigen Schwestern vom hl. Kreuz zu Allensbach-Hegnau bei. Nach ihrer Profess im Jahr 1953 war sie in der Schule und für die Ordensjugend tätig. Ab 1966 erarbeitete sie im Generalmutterhaus der Gemeinschaft in Ingenbohl (Schweiz) deren neue Konstitutionen und war als Generalarchivarin und Redaktionsleiterin der Ordenszeitschrift „Theodosia“ tätig. Von 2010 bis 2015 lebte sie als eine von zwei katholischen Ordensfrauen im Weltkloster Radolfzell.



Canisia Mack SCSC

## „Was Bedürfnis der Zeit, das ist Wille Gottes“<sup>1</sup>

Als Ordensfrau im Weltkloster Radolfzell

Was sind menschliche Bedürfnisse? Was ist heute aktuelles Bedürfnis? Es gibt deren so viele, zunächst sind da die Grundbedürfnisse. Diese gleichen sich rund um den Erdball. Aber erkennen wir sie?erspüren wir diese in unserer nahen Mitwelt, in Europa, weltweit? Merken wir, was jetzt dran ist? Gottes Wille äußert sich oft in überraschenden Bedürfnissen.

Viele Menschen sind heute wach und entdecken, was im Jetzt bedeutsam und Notwendend ist. Ein Beispiel gab der Gemeinderat der Stadt Radolfzell am Bodensee. Er erkannte um die Jahrtausendwende das Bedürfnis vieler Menschen nach Frieden, nach Begegnung und Verständigung, nach Stille und Spiritualität. Er wollte ein Zeichen setzen.

Konkreten Anstoß gaben das in städtischem Besitz stehende ehemalige Kapuzinerkloster und die Frage, wie das damals leerstehende Haus sinnvoll genutzt werden könnte. Die vorgeschlagene Idee, Räume des Gebäudes als Ort für interreligiöse Begegnungen zur Verfügung zu stellen, wurde von vielen positiv aufgegriffen.

Ideen brauchen Taten, um etwas Sinnvolles zu bewirken. Was war da zunächst möglich? Vorschläge wurden diskutiert, Freiwillige organisierten sich und suchten Referenten, Medienarbeit wurde aktiviert.

Ein Trägerverein von sieben ehrenamtlichen Personen bemühte sich, das „Weltkloster Radolfzell“<sup>2</sup> als eine Stätte des Dialogs, der Begegnung und der



Im Vordergrund das „Weltkloster“. Foto: Ch. Stadler

## Das Weltkloster Radolfzell

Im Jahr 2002 wurde in einem ehemaligen Kapuzinerkloster das „Weltkloster Radolfzell“ gegründet. Unter dem Eindruck des „Projekt Weltethos“, das auf den Theologen Hans Küng zurückgeht, will die Institution den Frieden und das Verständnis unter den Weltreligionen mit Einkehrtagen, Vorträgen und Fachtagungen zum interreligiösen Dialog fördern. Seit einem Trägerwechsel im Jahr 2008 steht vor allem die Begegnung von Ordensleuten verschiedener Religionen und Spiritualitäten im Vordergrund der Arbeit des Weltklosters. Dazu zogen zwei Ordensfrauen der Barmherzigen Schwestern vom Heiligen Kreuz aus dem nahe gelegenen Kloster Hegne in das Haus ein. Seitdem kommen jeweils für eine begrenzte Zeit Ordensleute anderer Religionen an den Bodensee: Rabbiner, Sufis und hinduistische Mönche. Sie teilen mit den Ordensschwestern für einige Zeit den Alltag und begehen gemeinsame Rituale, Meditationen und Gebete. Dieser spirituelle Austausch ist grundlegend für die Konzeption des Weltklosters. Im Juli 2015 gaben die beiden Ordensschwestern ihre Rolle als dauerhafte Bewohnerinnen an eine deutsche buddhistische Nonne ab.

(mit Material von kna)

Spiritualität ins Leben zu rufen und zu erhalten. Zudem bildete sich ein Freundeskreis, der nach seinen Möglichkeiten, das Projekt zu unterstützen, suchte. Bis heute lebt der Ort der Begegnung von ehrenamtlichem Einsatz, ohne finanzielle Grundlage, aber vom festen Vertrauen, Schritte zur Menschen-, Religionen- und Völkerverständigung beizutragen.

### Geführt

Immer wieder überrascht mich die Frage, warum ich mich auf die ungewohnte Aufgabe im Weltkloster eingelassen hätte.

Mein Interesse galt schon von jeher dem „Jetzt“ – genau dem, was sich in Kirche, Welt und Mitwelt aktuell zeigt. Im Jahr 2005 kamen mir Berichte über das Weltkloster Radolfzell in die Hand. Ich sah in dieser aufblühenden Institution ein mutiges Wagnis, auf zeitnahe, spirituelle Bedürfnisse zu antworten.

War es Fügung, dass eine meinerseits spontane Bemerkung rasche Folgen hatte? Beim Warten auf Mitschwestern auf einem Autoparkplatz in Radolfzell entdeckte ich unter vielen Hinweisen einen Wegweiser „Weltkloster“. Irgendetwas berührte mich und ich sagte leichthin: „Da würde ich auch hingehen.“

Als ich wenige Tage danach von unserer Provinzoberin eingeladen wurde, an einem Gespräch mit Verantwortlichen des Weltklosters teilzunehmen, war ich mehr als überrascht. Ich wusste nicht, dass an unsere Provinzleitung schon wiederholt Anfragen mit der Bitte um eine Schwester von den Zuständigen dieses Projekts gekommen waren. Spontan sagte ich zu. Zunächst war mir

allerdings nicht klar, worauf ich mich da einließ. Doch der Grundsatz des Gründers unserer Gemeinschaft: „Was Bedürfnis der Zeit, das ist Wille Gottes“ ließ mich vor keiner Überraschung zurückschrecken. Nach kurzer Bedenkzeit standen dann eine indische Mitschwester und ich als „Christen“ vor vielseitigen Aufgaben in einem Haus, das sich Weltkloster nannte. Welten begegnen sich an diesem Ort.

### Gefordert

Der Begriff „Christentum“ kann verschieden gesehen werden, je nachdem ob er in einem kulturellen, politischen, religiösen, geistesgeschichtlichen oder anderen Zusammenhang steht. Besonders angefragt ist meines Erachtens im alltäglichen Leben das Gottes-, Menschen- und Weltverständnis. Um dieses ging es im Weltkloster tagtäglich.

Sr. Anandi Parunthemplackel und ich bildeten nun als Christen die „ständigen Bewohner“ des Weltklosters. Die Zusammenarbeit mit „Ehrenamtlichen“ war ermutigend und wohlwollend. Und wir versuchten das uns Mögliche in die neue Aufgabe einzubringen. Damit waren wir zuständig für alles, was ein Gäste-Haus braucht, sei es das Planen und Organisieren, die Arbeit am PC, am Beamer, am Telefon, der Einkauf, die Arbeit in Haushalt und Küche. Einfach alles wurde aktuell.

Angebote von Meditation, Führungen und Gesprächen gehörten zum Alltag. Gruppen von Schülern und Senioren, von Bildungswerken, Behörden und Parteien und oft spontan Interessierte wünschten Auskunft. Es hieß einfach, rund um die Uhr „da zu sein“. Was ich bis zu meinem 80. Lebensjahr irgend-

wann und irgendwie gelernt hatte, konnte ich hier brauchen.

Rückblickend möchte ich sagen, wir wurden nicht nur gefordert. Vielfach beschenkten uns Begegnungen, Einsichten und positive Erfahrungen.

Nie zuvor war ich mit einem Hindu zu Tisch gesessen, hatte ich mit einem Juden über die Heilige Schrift gesprochen, mit einem Buddhisten Erfahrungen über Meditation ausgetauscht. Wie nahe kamen wir uns als Menschen. Wir sahen uns wirklich als Brüder und Schwestern in einer Zeit, in der Menschen nach dem Transzendenten hungern.

## Gehalten

Ein unverrückbarer Grundsatz im Weltkloster ist, dass wir einander respektieren und ernst nehmen. Täglich ergaben sich Gelegenheiten, die Welt- und Glaubensansichten des Mitmenschen zu achten, dem Andern auf Augenhöhe zu begegnen.

Weil heute suchende Menschen, gedrängt vom Informationsbedürfnis, auf spiritueller Ebene aktuelle Botschaften herausfordern, wird im Weltkloster diesem zu entsprechen gesucht. Namhafte Referenten halten Vorträge, Dialoggespräche werden angeboten. Religionen und auch die Wissenschaft machen Schritte hin zum Wesentlichen unseres menschlichen Seins. So meinte vor etlichen Jahren Carl-Friedrich von Weizsäcker: „Ist es nicht beeindruckend, dass viele Weisheitslehren und Traditionen aus aller Welt, wie z.B. der Buddhismus, durch die moderne Physik bestätigt werden? Eine strikte Trennung von Philosophie und der Neuen Physik ist nicht mehr möglich.“ Gerade die Quanten-

physik überrascht mit Einsichten, die vor Jahren noch undenkbar waren.

Wiederholt war der Friedensnobelpreisträger Hans Peter Dürr<sup>3</sup> bei uns im Weltkloster ein liebenswerter Gast. Er zeigte mit einfachen Worten in Vorträgen Zusammenhänge vom „Greifbaren zum Unbegreiflichen“, vom „Sichtbaren zum Unsichtbaren“ und vom „Hörbaren zum Unerhörten“. Als Quantenphysiker hatten seine Erkenntnisse ein besonderes Gewicht und wurden staunend von vielen Menschen wahrgenommen. Meditation ist ein tägliches Angebot im Weltkloster. Meine indische Mitschwester war als Yoga- und Meditationslehrerin sehr gefragt. Regelmäßige Zeiten für das Friedensgebet standen auf dem Plan. Doch es ging um mehr.

Aufgefallen ist mir deutlich, dass heute von vielen Menschen nicht so sehr theologische Erklärungen gefragt sind als vielmehr, welche Erfahrungen einen Menschen bewegen, sein Leben „dranzugeben“ für das, was er glaubt. Da geht es ans Lebendige. Die Menschen, die ins Weltkloster kommen, wollen erspüren, welchen Stellenwert Religionen praktisch im Leben haben, was Glauben bewirkt. Lebenshilfe wird gesucht.

So wurden wir herausgefordert, das zu sein, was wir von unserem Glauben verstanden haben und lebten. Nicht nur durch Worte, mehr noch durch unser Sein wurden wir zwei Schwestern bei Begegnungen mit Hindus, Moslems, Juden, Sikhs, Baha'í, mit Konfessionslosen oder Atheisten als Christen angefragt. Oft, sehr oft hörte ich von Besuchern: „Mit der Kirche habe ich nichts am Hut, aber Spiritualität interessiert mich.“

Einfach als gläubiger Mensch unter Menschen von heute da zu sein, sich ihren Fragen und Nöten zu stellen, sei

es am Telefon, bei unerwarteten Besuchen, bei Tagungen usw., das war unsere Aufgabe. Es ging nicht darum, mit theologischen Begriffen zu jonglieren. Das überließen wir Fachleuten. Bedeutsam war, den Mitmenschen, gleich was er glaubte, ernst zu nehmen und zu respektieren.

Mehr und mehr festigte sich in mir durch Begegnungen im Weltkloster die Überzeugung: Es ist uns miteinander sehr vieles möglich! Trennendes müssen wir nicht betonen. Wir dürfen es nebeneinander stehen lassen. Verbindendes können wir nicht genug aufzeigen und in ein lebendiges Miteinander führen.

Große Hilfe bei Gesprächen waren die Heilige Schrift, aber auch Bücher, z. B. von David Steindl Rast<sup>4</sup> oder vom evangelischen Theologen Lorenz Marti<sup>5</sup>, von Joan Chittister<sup>6</sup>, Thich Nhat Hanh<sup>7</sup> u.a. Auch die Monatsintentionen der Heiligen Vaters gaben mehrfach Anregung zu gegenseitigem Austausch und Verstehen.

Was ich als katholische Ordensschwester in der Profess versprochen hatte, wurde von den ehrenamtlichen Mitarbeitenden und Gästen nicht nur geduldet, dies wurde vielmehr erwartet. So waren die täglichen Gebetszeiten gesichert, die Zeit für die Eucharistiefeier im Münster der Stadt freigehalten. Dies ergab auch die Möglichkeit, mit den Katholiken der Pfarrei über das Ziel des Weltklosters ins Gespräch zu kommen. Wir sahen uns von und in der Kirchengemeinde und Seelsorgeeinheit rundum an- und aufgenommen.

Besonders jedoch ermutigte mich, dass die Mitschwester in Hegne und die des Mutterhauses in Ingenbohl großes Interesse zeigten, zu Besuch kamen und

unsere Aufgabe mit ihrem Gebet unterstützten.

Doch es kam auch vor, dass z.B. eine Touristin an der Türe klingelte, gerade als wir eine Mahlzeit vorbereiten wollten. Sie hatte in dem vor dem Haus stehenden Schaukasten Informationen über das Weltkloster gelesen und wollte sich das nun mal ansehen. Nach kurzem bemerkte sie, es sei doch wohl fehl am Platz, dass christliche Nonnen in solch „heidnischer“ Umgebung leben. Dann folgte eine Tirade über Missbrauch und Missstände in der Kirche. Ich bemühte mich, der Frau aufmerksam zuzuhören und sie nicht zu unterbrechen. In vielem hatte sie ja Recht. Doch dann versuchte ich, ihr auch das Positive, das vielerorts keimt und zu blühen beginnt, aufzuzeigen. Kurz darauf stand sie grußlos auf ging. Nach acht Tagen klingelte sie wieder. Wie erstaunt war ich, als sie mir einen Blumenstrauß in die Hand drückte mit der Bemerkung: „Sie haben mich zum Nachdenken angeregt. Kann ich nächstes Jahr in meinem Urlaub wieder bei Ihnen vorbei kommen?“ Es war kein Einzelfall, der mich bestärkte, dass Gott mich in diesem Haus haben wollte.

## Geborgen

Die ganze Schöpfung zeigt deutlich, dass Gott die Vielfalt liebt. Oft frage ich mich, was Gott wohl mit seinen Menschen vorhat. Letztlich sind wir alle als Geschöpfe vom göttlichen Ur-Du geplant, gewollt und geliebt.

Die Erfahrung, dass wir als Christen „in Gott leben, handeln und sind“ (Apg17,28) und dass Gottes Leben letztlich das ganze Sein durchpulst, bringt uns allem Lebendigen geschwisterlich

nahe. Liebende Gedanken, Taten, Worte lassen uns staunend innerwerden, wie durchsichtig die Schöpfung ist. Franz von Assisi hat uns dies in seinem Sonnengesang überzeugend aufgezeigt.

Gerade die Buddhisten legen besonderen Wert auf „Achtsamkeit“ und „Mitgefühl“. Sie bemühen sich, durch Meditation täglich dem Lebensgeheimnis näher zu kommen. Ein Buddhist erzählte mir, dass er sich als Atheist 1984 von Europa aus auf den Weg nach Indien aufgemacht habe. Da seien ihm in einem Ashram Männer begegnet, die das tatsächlich lebten, was sie glaubten. Das habe ihn überzeugt, und - er ist bei ihnen geblieben.

Uns Christen spricht Jesus dieses Eins-Sein mit dem Göttlichen zu. Er will dieses Bewusstsein jedoch allen zugänglich machen. Im Johannes-Evangelium ist das so festgehalten: „Alle aber, die ihn aufnahmen, ermächtigte er, Gottes Kinder zu werden“ (1,12). Und Paulus prägt immer neue Wortformen, um klar zu machen, dass wir alle „in Christus“ am Leben Gottes Anteil haben. Etwas wurde mir deshalb klar und ganz wichtig: „Wir heißen nicht nur Kinder Gottes, wir sind es“. Gibt es etwas Beglückenderes? Das sollten und wollten wir weitersagen. Gefragt ist also das Eins-Sein von Glauben und Leben. Nichts Neues, nicht wahr? Dieses Eins-Sein und eine positive Präsenz ist Voraussetzung, dass wir zur Veränderung der Welt beitragen können. Wir alle sind ein Leben lang Lernende und Geführte.

Dialog ist heute ein vielgebrauchtes Wort, das ein Umdenken in der Gesellschaft bewirken möchte, so dass die Religionsgemeinschaften künftig als „Partner“ wahrgenommen werden.

Manchmal heißt das dann, die Sichtweise zu verändern. Ein Dialog zwischen Religionen kann gelingen, wenn man sich auf der Ebene der inneren Erfahrung begegnet.

Vor unserem Weggang im August 2015 fügte es sich, dass eine buddhistische Nonne im Weltkloster einzog. Auch sie versteht sich als Brückenbauerin, die den Dialog fördern und gestalten möchte. Sie gibt regelmäßige Kurse in buddhistischer Meditation. Auch sie kann durch ihre Präsenz im Weltkloster mit Gastfreundschaft, durch kontemplatives Leben und geistigen Austausch Spiritualität sichtbar machen.

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

In einem der langen Gänge des Weltklosters sind große Tafeln mit „Kernsätzen der Schriften der verschiedenen Religionen“ angebracht. Sie geben den Besuchern einen Überblick über die bedeutendsten Aussagen der einzelnen Religionen. Aufmerksamen Betrachtern fiel jedes Mal auf, dass es um Wesentliches ging, und dies sogar mit nahezu denselben Worten ausgedrückt war. Das Christentum sagt es so: „Alles, was ihr wollt, dass euch die Menschen tun, das sollt auch ihr ihnen tun“. Die goldene Regel, von *jedem* Menschen ernst genommen, könnte in kürzester Zeit die Erde verändern.

Mehr als wünschenswert wäre, dass sich überzeugte Christen tatkräftig um dieses Projekt annehmen. Wenn ich Jahre jünger wäre, würde ich mich mit Freuden dort wieder einbringen. Noch bin ich den Idealen des Weltklosters herzlich verbunden. Ich unterstütze durch mein Gebet und gelegentliche Besuche den Ort, der mir am Herzen liegt.

Wir dürfen staunen und vertrauen, dass Gott seine Welt lenkt und zu dem verheißenen Ziel führt, zu einem Ziel, das mehr ist als wir uns ausdenken und erhoffen können. Kleine und beharrliche Schritte, doch vor allem Gottes tägliche Fügung führen zur der von ihm verheißenen Neuen Welt. Vorrangiges Bedürfnis unserer Tage ist meines Erachtens die tägliche Bitte: „Dein Reich komme“ und der entsprechende Einsatz.

.....

- 1 Zitat: P. Theodosius Florentini OFMCap
- 2 [www.weltkloster.de](http://www.weltkloster.de).
- 3 Gestorben 2014.
- 4 David Steindl Rast, Credo, Ein Glaube, der alles verbindet, Herder 2010.
- 5 Lorenz Marti, Eine Hand voll Sternenstaub, Was das Universum über das Glück des Daseins erzählt, Kreuz-Verlag 2012; Lorenz Marti, Wie schnürt ein Mystiker seine Schuhe, Die großen Fragen und der tägliche Kleinkram, Herder 2006.
- 6 Joan Chittister, Weisheitsgeschichten aus den Religionen, Antworten auf die Fragen des Lebens, Herder 2013.
- 7 Thich Nhat Hanh, Ich pflanze ein Lächeln, Mit einem Vorwort des Dalai Lama, Goldmann-Verlag 2007.
- 8 Matthäus 7,12; Lukas 6,31.

»Ein Dialog zwischen Religionen kann  
gelingen, wenn man sich auf der Ebene  
der inneren Erfahrung begegnet.«

Canisia Mack SCSC

## Peter Ramers

Prof. Dr. Peter Ramers studierte Philosophie, Theologie, Religionswissenschaft, Indologie, Tibetologie, Mongolistik und Mandschuristik. Er ist Professor für Religionswissenschaft und Philosophie an der Phil.-Theol. Hochschule SVD St. Augustin und seit 2004 Prorektor und Studiendekan der theologischen Fakultät.



schwerpunkt

Peter Ramers

## Ordensleben im frühen Buddhismus und die Frage nach der Vergleichbarkeit von christlichem und buddhistischem Ordensleben

Am Beginn der nunmehr fast zweieinhalb Jahrtausende währenden Geschichte des Buddhismus steht die Gestalt des Siddhartha Gautama, des Buddha, dessen Lebenszeit bis heute kontrovers ist. Wahrscheinlich lebte und wirkte er im 5. oder in der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts vor Christus im nördlichen Indien, wo er die meiste Zeit seines Lebens als Wanderasket in selbstgewählter Hauslosigkeit sein Heil suchte und den von ihm in eigener Anstrengung gefundenen Weg zur Erlösung verkündete.

Der Buddhismus hat sich seit dieser Zeit von seinem Ursprungsgebiet, der mittleren Gangesebene, nicht nur über ganz Indien ausgebreitet, sondern im weiteren Verlauf seiner Geschichte auch über weite Teile ganz Asiens und ist heute eine Religion, die in allen Teilen der Welt beheimatet ist. Dabei hat der Buddhismus entscheidende Veränderungen

bzw. Entwicklungen erfahren und ist auch in unseren Tagen eine lebendige Religion im Wandel. Dies gilt auch für das buddhistische Ordenswesen, für das es – wie auch für das christliche – keine eindeutige, alle Zeiten und situativen Kontexte übergreifende Konzeption gibt und das deshalb als Gesamtphänomen mittels „universal geltender Regeln“ nicht zu bestimmen ist. Dies ist nur möglich innerhalb einer genau definierten zeitlichen und räumlichen Eingrenzung.

Dementsprechend wird es auch im Folgenden nicht um „das buddhistische Ordensleben an sich“ gehen können. Vielmehr werden wir uns mit einer bestimmten, für die Entwicklung des buddhistischen Ordenswesens allerdings grundlegenden Phase beschäftigen, nämlich mit dem Leben der frühen buddhistischen Wanderasketen.<sup>1</sup> Deren Le-

benskonzept von „Weltflucht“ und „Weltfremdheit“ ist nur verständlich auf dem Hintergrund des vom Buddha gelehrteten Heilsweges, dem deshalb auch unsere besondere Aufmerksamkeit gelten muss. Den Abschluss unserer Überlegungen bilden einige grundsätzliche Bemerkungen zur Problematik eines Vergleichs zwischen christlichem und buddhistischem Ordensleben.

Werfen wir zu Beginn unserer kleinen Reise in die frühbuddhistische Zeit zunächst einen Blick in den Pali-Kanon<sup>2</sup>, den alten, nach der Überlieferung im 1. Jahrhundert v. Chr. in Ceylon schriftlich fixierten Korpus autoritativer Texte der Überlieferungstradition des Theravada, einer frühen Schule des Buddhismus, die heute noch in Sri Lanka und Südostasien beheimatet ist. Hier findet sich der berühmte „Lehrtext über die Frucht der Asketenschaft“.<sup>3</sup> Dort wird mittels einer, auch in anderen Lehrtexten immer wiederkehrenden standardisierten Formel, das Auftreten eines Buddha geschildert.

Es heißt dort, dass in der Welt ein Buddha entsteht, ein vollkommen erleuchteter, der die Lehre und den reinen heiligen Wandel predigt. Diese Lehre hört dann „ein Haushälter oder sein Sohn oder jemand aus einer anderen guten Familie“ und fasst gläubiges Vertrauen zum Buddha. Und es reift in ihm der Entschluss, sich Haare und Bart scheren zu lassen, die Mönchsgewänder anzulegen und „aus dem Haus in die Hauslosigkeit zu ziehen“ – d.h. das weltliche Leben aufzugeben und wie der Buddha selbst Wanderasket zu werden, um den „ganz vollkommenen, reinen heiligen Wandel [als Mönch] zu führen“.<sup>4</sup>

Hier wird in einer Kurzformel der Übertritt aus einer normalen, häuslich-orts-

gebundenen Lebensweise in die selbstgewählte Existenzweise eines Wanderasketen beschrieben, mit der Entsagungsanforderung des Verzichts auf Wohnung, Vertrautheit, Sicherheit und beständigen Kontakt und dem Entsagungszustand der Heimatlosigkeit, Einsamkeit, des Schweigens und der zeitweiligen Isolation. Das alte Indien kannte noch keine koinobitisch verfasste Klosterkultur, und auch die Gruppe der ersten Buddha-Jünger lebte nicht in ortsgebundener klösterlicher Gemeinschaft im engeren Sinne.

Die frühbuddhistische Mönchsgemeinschaft bestand aus einer Schar von Asketen, die ursprünglich den größten Teil des Jahres einzeln oder in kleinen Gruppen umherzogen, zölibatär und besitzlos lebten, die aßen, was sie auf ihren Wanderungen in den Dörfern und Städten als Almosen erhielten, die Kleider aus Lumpen, die sie auf den Leichenäckern und aus Abfallhaufen sammelten, trugen und „hauslos“ im Wald, in Höhlen oder am Fuß von Bäumen lebten.

An persönlichen Gegenständen waren dem Bettelmönch (Pali: *bhikkhu*) ursprünglich nur acht Utensilien erlaubt: drei aus Lumpenfetzen bestehende Roben, ferner Almosenschale, Schermesser, Nadel, Gürtelband und Wasserfilter. Man ging barfuß, auch wenn schon bald einfache Sandalen toleriert wurden, ebenso ein wollenes Schultertuch und eine Zudecke, ein Moskitofächer und ein Sonnenschirm.

Auch die innere Gliederung dieser Gruppe von Wanderasketen war ursprünglich recht locker. Bei den Versammlungen galt der Vorrang der Anciennität des Ordinationsalters, das nach den in der Mönchsgemeinschaft zuge-

brachten Regenzeiten gezählt wurde. Die Asketen lebten zunächst nur während der Monsunzeit (ca. Juni bis September) ortsgebunden: entweder in von Mönchen selbst angelegten Asketen-Siedlungen, die nur temporären Bestand hatten und nach dem Ende der Regenzeit wieder abgerissen wurden oder in gestifteten Klosterhainen, die die Bhikkhus ganzjährig nutzen und in denen sie ihre Hütten bauen konnten. Als Platz für diese „Saisonklöster“ wählten die Mönche überschwemmungssichere Orte, nicht weit von einer Ansiedlung, um dort Almosen sammeln zu können, aber weit genug entfernt, um nicht über Gebühr gestört zu werden. Unmittelbar nach der Regenzeit nahmen die Mönche ihre Wandertätigkeit wieder auf.

Ein idealtypischer Tag verging für den Wanderasketen möglichst geregelt und ohne große Variation. Er begann nach dem Aufstehen in aller Frühe mit Morgentoilette und Meditation. Noch am Vormittag hatte der Bettelgang stattzufinden, den man einzeln oder in kleinen Gruppen absolvierte, indem man in den Ortschaften mit niedergeschlagenem Blick von Haus zu Haus ging und vor jeder Tür schweigend darauf wartete, Nahrung in die Almosenschale gefüllt zu bekommen. Auch war es möglich, dass Laienanhänger den Mönchen Nahrung zu ihren jeweiligen Aufenthaltsorten brachten. Der Buddha verlangte von den Mönchen nicht, strikt vegetarisch zu leben. Fleisch und Fisch als Speise durften sie annehmen, wenn sicher war, dass das Tier nicht speziell für sie geschlachtet worden war. Die erbettelte Speise hatte der Wanderasket stets am Mittag (vor Sonnenhöchststand) einzunehmen. Danach wurde wegen der Mittagshitze eine Rast eingelegt, während

der man ausruhte oder meditierte. Nachmittags ging die Wanderung weiter bis zu einem Platz, wo man sich für die Nacht niederließ, möglichst unweit eines Dorfes oder einer Stadt, damit der am folgenden Tag anstehende Bettelgang ordnungsgemäß durchgeführt werden konnte. Der Tag klang aus mit Gesprächen über die Buddhalehre, mit der Unterweisung der jungen Mönche oder Meditationsübungen. Daneben arbeiteten die Mönche schon früh auch als religiöse Spezialisten, die diverse Dienstleistungen anboten, wie das Rezitieren von Texten zum Wohle der jeweiligen Auftraggeber und später, nachdem sich stabile klösterliche Institutionen entwickelt hatten, in der Verwaltung, Organisation und Lehre.

Ein Bad, zumeist durch Übergießung mit Wasser, durfte bei der täglichen Toilettete nicht fehlen. Unterlassung jeglicher Körperpflege als Ausdruck von Weltverachtung, wie es einige andere Asketengruppen der damaligen Zeit praktizierten, kam für die frühbuddhistischen Wandermönche nicht in Frage. Die frühbuddhistische Mönchsgemeinde (Pali: *sangha*, „Gemeinschaft, Versammlung“) als die Institution des Buddhismus *per se* diente dazu, das Leben der Mönche zu ordnen und günstige Rahmenbedingungen für die asketische Praxis zu schaffen sowie die Lehre des Buddha zu bewahren und zu tradieren. Zu den fundamentalen Gemeinschaftsakteten gehörte neben den Aufnahmeakten für Mönche<sup>5</sup> vor allem die buddhistische „Beichtfeier“ (Pali: *uposatha*) am Neu- bzw. Vollmondtag jeden Monats. Dabei wurde von bzw. für alle sich in einem bestimmten Bezirk aufhaltenden Wanderasketen das die Ordensvergehen auflistende Beichtformular, das *Pati-*



*mokkhasutta*, rezitiert – mit 218-263 Regeln für Mönche und 279-380 Regeln für Nonnen, je nach sich im Laufe der Zeit entwickelnder Schulrichtung.<sup>6</sup> Außerdem gab es die „Zeremonie des Ein-ander-Einladens“, die am Ende der drei Monate währenden Residenzpflicht in ortsgebundenen Asketen-Siedlungen während der Regenzeit durchgeführt wurde und in deren Rahmen jeder einzelne Asket die Gemeinschaft der Mitasketen einlud, Kritik zu seinem Verhalten während der vergangenen Monate zu äußern.

Um den asketisch-meditativen Übungsweg eines buddhistischen Mönchs zu verstehen, müssen wir zunächst in Erinnerung rufen, was den Buddha selbst bewog, im Alter von ca. 30 Jahren, so die Überlieferung, die Existenz eines Wanderasketen zu wählen. In den meisten der einschlägigen Texte finden wir als zentrales Motiv für die Weltflucht das zutiefst verstörende, innere Betroffensein angesichts der radikalen Endlichkeit und Vergänglichkeit des Lebens.

Diesen Befund bestätigt auch die berühmte Legende von den sog. „Vier Ausfahrten“ des Siddhartha Gautama, wie der Buddha mit bürgerlichem Namen hieß.<sup>7</sup> Nach dieser Legende verließ Siddhartha den Palast seines Vaters, um als Wanderasket nach Erlösung zu streben, nachdem er einen Greis, einen Kranken, schließlich einen Toten und zuletzt einen von Leidenschaft und Hass freien, zufriedengelassenen Bettelmönch auf der Straße getroffen hatte. Ausschlaggebend für seine Weltflucht war also nicht die Furcht vor einer Wiedergeburt, sondern die Konfrontation mit Altern, Krankheit und Tod; es ging „bloß um Zerfall und Tod hier und jetzt

und um die Frage, wie man diesen Unausweichlichkeiten den Stachel nehmen könne.“<sup>8</sup> Nicht von ungefähr nennt der Buddha den in seiner Erleuchtungserfahrung erlangten Zustand das „Todlose“ (Pali: *amata*, wörtlich übersetzt: „das, wo Sterben nicht stattfindet“). Damit ist eine Gemütsverfassung gemeint, in der Sterben und Tod nicht mehr gefürchtet werden, weder hier und jetzt noch in einem Jenseits – ein Geisteszustand also, in dem man nicht mehr unter der Unausweichlichkeit des Todes leidet und in einen abgeklärten, durch nichts mehr zu beunruhigenden Gemütszustand eintritt.

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Wenn hier von „leiden“ die Rede ist, so umfasst der Begriff „Leid“ (Pali: *dukkha*) körperliche und seelische Schmerzen sowie alle Gegebenheiten, die mit einer schmerzlichen Empfindung verbunden sind oder eine solche hervorrufen. Nicht nur Erscheinungen bzw. Situationen wie Geburt, Alter, Krankheit, Tod, Trauer und Verzweiflung, die Nichterfüllung von Wünschen, das Getrenntsein von Liebem oder das Vereintsein mit Unliebem bedeuten Leiden; ebenso leidhaft sind Erfahrungen wie Unzufriedenheit, Stress, Enttäuschung, Bedeutungs- oder Hoffnungslosigkeit, die letztlich in einem falschen Verständnis der Realität gründen. Leid entsteht nämlich aus der Verkennung des Tatbestands, dass

nichts Bestand hat, sondern kontingent, endlich ist – auch das größte Glück und der erlesenste Genuss. Es entsteht, wenn man in seiner Gier etwas Dauer verleihen will, was keine Dauer hat, weil es einem – früher oder später – unweigerlich wieder genommen wird.

Eine genaue Analyse der kanonischen Texte legt nahe, dass für den Buddha erst nach der Erlangung dieses abgeklärten, von keinem Leid mehr berührten Geisteszustandes auch die Möglichkeit einer Wiedergeburt relevant geworden ist – wie schnell, lässt sich zeitlich schwer fixieren, wohl aber schon recht bald – und er intuitiv realisierte, dass seine frühere Erfahrung der Befreiung von Todesangst auch der Gefahr der Wiedergeburt gewachsen ist, was er dann „völlig erwacht sein“ nannte.

Als die eigentliche Ursache von Leiden und Ängsten aller Art und schließlich der Wiedergeburt wird in den frühen Texten zunächst nicht das (schlechte) *Karma* gesehen, sondern der „Durst“ (Pali: *tanha*), d.h. die Begierde nach Sinnesgenüssen, die – da vergänglich und deshalb nicht in der Lage, dauerhafte Befriedigung zu schenken – für die buddhistische Dogmatik die Hauptursache des Leidens ist.

Was aber ist erforderlich für die Beseitigung dieses „Durstes“ und das damit einhergehende Teilhaftigwerden des nirvanischen Zustandes einer reinen emotionalen Untangiertheit und der Erfahrung eines unvergleichlichen inneren Friedens? Die Antwort des Buddha lautet: korrektes, einwandfreies moralisches Verhalten/Sittlichkeit, Versenkung/Meditation und Einsicht/Erkenntnis. Anders formuliert: Auf der Grundlage eines sittlichen Lebenswandels und meditativer Übungen als For-

men der Askese versiegt das „Begehren“ vollständig. Voraussetzung dafür ist die Erkenntnis, dass der Durst, dass alles Begehren vergänglich (in buddhistischer Terminologie „leidhaft“) ist und deshalb nicht in der Lage, dauerhaft den Frieden des Herzens zu schenken.

Der asketische Übungsweg hin zu diesem Ziel ist ein Weg zwischen den Extremen radikaler Askese und Wohlleben, zwischen Selbstquälerei und Sinnenlust, die, so die Erkenntnis des Buddha, beide nicht zur Erleuchtung (*bodhi*) beitragen. Allein ein „mittlerer Weg“ ist in der Lage, das geistliche Auge zu öffnen und schließlich zu einer schon zu Lebzeiten erfahrbaren vollkommenen Abgeklärtheit zu führen. Dieser „mittlere Weg“ sei, so der Buddha, der „Edle achtgliedrige Pfad“: rechte Einsicht, rechtes Denken/Gesinnung, rechte Rede, rechtes Handeln, rechter Lebenserwerb, rechte Anstrengung, rechte Achtsamkeit, rechte meditative Konzentration. Das Fortschreiten auf diesem Pfad soll bewirken, dass Gier, Hass und Unwissenheit/Verblendung als Geisteshaltungen, die den Frieden des Herzens zerstören und die im leidvollen Geburtenkreislauf festhalten, gänzlich verschwinden.

Wer in die buddhistische Mönchsgemeinde eintritt, begibt sich gleichsam auf einen Pfad organisierter Askese, um dieses Ziel zu erreichen. In dem schon zitierten „Lehrtext über die Frucht der Asketenschaft“ findet sich eine Stelle, die dies gleichsam *in nuce* zum Ausdruck bringt:

„Als einer, der auf solche Weise<sup>9</sup> in die Hauslosigkeit gezogen ist, lebt er gezügelt in der Zügelung gemäß der Patimokkha-Vorschriften; er ist im vollkommenen Besitz des rechten Wandels und Umgangs, sieht in den geringfü-

gigsten Fehlern Gefahr [und] übt sich in den Grundlagen der Unterweisung, nachdem er sie sich zu eigen gemacht hat; ausgestattet mit heilsamen körperlichen Taten und sprachlichen Taten [sowie] von reinem Lebenswandel ist er in der Sittlichkeit vollkommen; er hält die Tore der Sinne bewacht, ist erfüllt von Achtsamkeit und Wissensklarheit [und] zufrieden.“<sup>10</sup>

Die Regeln „sittlicher Zucht“ bilden also die Basis des Heilsweges, sind sie doch in erster Linie darauf ausgerichtet, den Asketen zu befähigen, sein „Ich“ vom Irdischen zu lösen. Dazu dienen nicht nur die schon genannten Regeln des für vollordnete Religiöse relevanten Beichtformulars. Nach den Ordenssätzen aller Schulen (soweit sie überliefert sind) gilt, dass ein Religiöser von Beginn seines Novizates an zehn Gebote zu beachten hat, die ihm helfen sollen, sich von allem „sinnlichen Anhaften“ zu befreien. So muss sich der Novize enthalten (1) vom Töten, (2) vom Nehmen dessen, was nicht gegeben ist, (3) von jeglichem Geschlechtsverkehr, (4) vom Lügen, (5) vom Genuss berauscher Getränke, (6) vom Essen zur Unzeit, (7) von Tanz, Gesang, Instrumentalmusik und vom Ansehen von Schaustellungen, (8) vom Tragen von Kränzen, Wohlgerüchen und Salben, (9) von hohen und großen Betten sowie (10) von der Annahme von Gold und Silber. Dabei soll beispielsweise das Abstandnehmen von gewalttätigem oder verletzendem Handeln in Wort und Tat vor allem zur Bewahrung der inneren Ruhe und des inneren Friedens beitragen. Auch Verordnungen wie das Verbot jeglichen Geschlechtsverkehrs, der Verzicht auf Alkohol oder die Forderung, nach Mittag nichts mehr zu essen,

haben zum Ziel, den Mönch zu befähigen, seine Ego-Zentriertheit zu meistern und frei von Begierden in wachsender Besonnenheit zu verharren. Auf dieses Ziel ausgerichtet ist seine gesamte Existenz als Wanderasket, die ermöglichen sollte, sich von allem gedanklich-emotionalen Involviertsein, wie es das „normale Hausleben“ eines Laien mit sich bringt, zu befreien. Dazu dient auch die Kontrolle der „sechs Sinnestore“: (1) Auge, (2) Gehör, (3) Geruch, (4) Geschmack, (5) Tastsinn und (6) Denken. Auf diesem Wege ist es möglich, die „fünf Hindernisse“ zu überwinden – als da sind (1) weltliche Gier, (2) Missgunst und Hass, (3) müde Trägheit, (4) stolzer Unmut und (5) Zweifel – und sich mental auf die Meditation vorzubereiten.<sup>11</sup>

Damit ist ein wichtiges Stichwort gefallen: Meditation. Wenn über Meditation im Pali-Buddhismus gesprochen werden soll, kommt man nicht umhin, viele klischeehafte Vorstellungen von buddhistischer Meditation zu korrigieren. In den Texten des Pali-Kanons begegnen wir einer verwirrenden Vielfalt von meditativen Praktiken, wobei nicht immer ganz klar ist, welche die frühbuddhistischen Wanderasketen von anderen Asketentraditionen übernommen haben und welche sie selbst entwickelten. Zwei Methoden meditativer Praxis waren von besonderer Bedeutung: die Samatha- und die Vipassana-Methode.<sup>12</sup>

Die Samatha-Methode („Gemütsruhe, Beruhigung, Seelenfrieden“) hat das Ziel, sich gegenüber der den inneren Frieden störenden Beeinflussung durch Sinneseindrücke immer mehr zu immunisieren, beispielsweise durch Fokussierung auf visuelle Hilfsmittel (*kasina*) wie Erde, Wasser, Feuer oder eine blaue, gelbe, rote, weiße Fläche. Auf diese

Weise nimmt die Konzentration des Geistes zu und man kann sukzessiv in verschiedene Tiefenstufen der Versenkung und schließlich in den Zustand völliger Geistesberuhigung eintreten. Es wurde in diesem Zusammenhang noch eine andere Meditationspraxis entwickelt, deren verschiedene Ausprägungen unter dem Oberbegriff „Vergegenwärtigung des Widerwärtigen“ zusammengefasst werden.<sup>13</sup> Hierbei geht es darum, dass „sinnliche Begehren“, zumal das mit dem sexuellen Verlangen als der elementarsten Form des Begehrens einhergehende „sinnliche Anhaften“ an einem Objekt der Begierde zu beseitigen und in den Zustand der reinen emotionalen Untangiertheit und Indifferenz, vor allem gegenüber der Frau bzw. dem weiblichen Körper, einzutreten. Es bieten sich verschiedene „Meditationsmethoden“ an, um sich gegen solche abträglichen Sinnesreize und Affekte – hier primär die falsche, leidenschaftliche, bindungsgeladene „Gier“, die wie keine andere den Frieden des Herzens raubt und sich karmisch in höchstem Maße negativ auswirkt – zu immunisieren. So wird beispielsweise, um jeglichem sexuellen Begehren gleichsam sein Objekt zu entziehen und es vollständig zu eliminieren, dem Asketen empfohlen, den menschlichen Körper zum Gegenstand des Abscheus und des Ekels zu machen. Vor allem die „Meditation“ eines Leichnams in den verschiedenen Stadien seines Zerfalls und die Übertragung der auf diese Weise evozierten Vorstellungen soll dazu dienen, die Widerwärtigkeit und Vergänglichkeit des eigenen und fremden Körpers zu erkennen und das Verlangen nach fleischlicher Lust an seinem Entstehen zu verhindern.

Darüber hinaus finden sich in den einschlägigen Texten auch Zeugnisse für die Anwendung der Methode der systematisch betriebenen Erzeugung des Ekels am „lebenden Objekt“, konnten doch die Wanderasketen nicht verhindern, beispielsweise auf ihren Bettelgängen durch die Ortschaften auch Frauen zu begegnen. Dem religiösen Virtuosen musste es deshalb irgendwie gelingen, die sinnliche Schönheit des weiblichen Körpers gleichsam zu „dekonstruieren“ und zu lernen, ihn als das zu sehen, was er „in Wirklichkeit“ ist: ein aus unreinen, ekelerregenden Substanzen bestehendes Gegenüber. Bei der Vipassana-Methode („Betrachtung, richtige Erkenntnis“) geht es im Unterschied zur Samatha-Praxis darum, die Dinge genau zu beobachten und durch eine Vielzahl verschiedenener Übungen die „Achtsamkeit“ zu schärfen und zu vervollkommen. Beide Meditationsmethoden – Samatha und Vipassana – werden in den Texten des Pali-Kanons oft kombiniert und in andere Übungen integriert. Dazu gehört auch die bis heute beliebte spirituelle Übung der „Vier unbegrenzten Geisteshaltungen“.<sup>14</sup> Bei dieser Übung sendet der Meditierende folgende Gefühle – als eine Art Fluidum – in alle Himmelsrichtungen über alle Wesen aus: (1) „Güte/Wohlwollen“, (2) „Mitleid/Mitgefühl“, (3) „(nichtsinnliche) Freude“ und (4) „Gleichmut“ (d.h. Zurruhekommen aller affektiv-emotionalen Involviertheit). Ziel dieser Übung ist es, die durch abträgliche Sinnesreize und Affekte hervorgerufenen schädlichen Geisteszustände zu beseitigen und schließlich in den Zustand einer reinen emotionalen Untangiertheit einzutreten, der es dem Meditierenden ermöglicht, inmitten der

Fülle alltäglicher, zwischenmenschlicher Probleme das eigene Innere in Ruhe und Frieden zu bewahren.

Ein Fortschreiten auf diesem Übungsweg zur Erleuchtung, wie ihn der „Edle achtgliedrige Pfad“ vorgab, konnte sich allerdings nur auf der Grundlage eines echten spirituellen Lehrverhältnisses entwickeln. Auch davon legen viele kanonische Texte ein beredtes Zeugnis ab. Eine zentrale Bedeutung kam dem Lehrer-Schüler-Verhältnis im Rahmen der Grundausbildung des Mönchs in den ersten zehn Jahren seines Asketenlebens zu.<sup>15</sup> Nach seinem Eintritt in die Asketengemeinschaft stand der Novize und junge Mönch unter der Leitung zweier Lehrer. Ihnen oblag nicht nur die spirituelle Formung und Begleitung des jungen Mönchs durch eine umfassende Unterweisung in der Lehre des Buddha, durch Ermahnung und Einführung in die Ordensdisziplin und meditative Praktiken, sie fungierten auch als Vorsteher bei der Aufnahme des „Novizen“ in die Asketengemeinschaft und bei den Zeremonien im Zusammenhang mit der dem Weiheakt („höhere Ordination“), durch den der Novize (nach Vollendung des 20. Lebensjahres) zum „Vollmönch“ wurde. Natürlich blieb jeder Mönch auch nach Beendigung des offiziellen Lehrer-Schüler-Verhältnisses der ersten Jahre seines Asketendaseins zeitlebens ein Lernender, der andere Lehrer aufsuchte, um sein Wissen zu vertiefen und auf dem Weg zum Heilsziel voranzuschreiten. In diesem Zusammenhang wird in den Texten des Pali-Kanons immer wieder von der Gestalt eines „edlen Freundes“ (*kalyanamitta*) gesprochen, der für den geistlichen Fortschritt eines Asketen von großer Bedeutung war. Bei einem solchen Weggefährten handelte

es sich um einen in der Buddhalehre erfahrenen, reifen Mönch, der aufgrund seiner Weisheit, meditativen Verwirklichung und seines moralischen Vorbildes die Voraussetzungen mitbrachte, einem anderen Mönch – auch außerhalb einer offiziellen Lehrer-Schüler-Beziehung – auf dem Weg zur spirituellen Reifung ein wahrer Freund und Lehrer zu sein.

Die Hervorhebung eines solchen geistlichen Freundschaftsverhältnisses darf allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, dass Freundschaft und Zusammenleben in der Asketengruppe letztlich nur Hilfsmittel auf dem Weg zur Erlösung, nicht aber selbst das Ziel waren und durch die anachoretisch gefärbte, selbständige Praktizierung der Lehre durch den einzelnen Schüler relativiert wurden. War doch letztlich jeder der aus dem Haus in die Hauslosigkeit gezogenen Wanderasketen ganz persönlich dazu aufgerufen, durch organisierte Askese den inneren Frieden eines Erlösten zu erlangen getreu der Weisung des Buddha: „Seid selbst eure Leuchte, selbst eure Zuflucht, ihr Mönche, habt keine andere Zuflucht! Habt die Lehre als Leuchte, die Lehre als Zuflucht, habt keine andere Zuflucht!“

Bei der Beschreibung und Erforschung von Vorstellungen und Tatbeständen des buddhistischen Ordenswesens haben wir ganz selbstverständlich vertraute, meist christliche Begriffe im übergreifenden Sinn verwendet.<sup>16</sup> Da ist die Rede von „Orden“ und „Ordensregeln“, von „Mönchen“, „Nonnen“ und „Asketen“, von „Klöstern“, „Beichte“, „Ordination“ und „Noviziat“. Die Problematik der Verwendung solcher christlicher Kategorien, um buddhistische Tatbestände zu beschreiben, wird deut-

lich, wenn man in einer Geschichte des christlichen Ordenslebens zur Kennzeichnung bestimmter Konzepte und Vorstellungen Termini *technici* aus dem buddhistischen Kontext wählen würde, also statt vom »christlichen Orden« vom christlichem *sangha*, vom *bhikkhu*, statt vom »Mönch« oder vom *vihara* statt vom »Kloster« spräche.<sup>17</sup>

Damit wird nicht bestritten, dass es Ähnlichkeiten zwischen christlichem und buddhistischen Mönchtum gibt, beispielsweise in Bezug auf bestimmte Organisationsstrukturen des klösterlichen Lebens und Verhaltensregeln wie Zölibat, Gehorsam, Schweigen, Armut, körperliche Arbeit, rituelle Praktiken usw., die die monastische Lebensform vom gewöhnlichen, »weltlichen« Leben abgrenzen. Gleichwohl ist die Feststellung von Parallelen oder Ähnlichkeiten zwischen Tatbeständen aus unterschiedlichen religiösen Traditionen – im vorliegenden Fall aus dem Bereich des Ordenswesens – nicht selten Ergebnis eines mehr assoziativen Vergleichens – „Das ist ja genauso bzw. ähnlich wie bei uns!“ –, der allerdings zumeist sehr subjektiv ist und nicht zu wissenschaftlich fundierten Erkenntnissen, sondern leicht zu Missverständnissen führt.

Zudem werden bei der Erklärung solcher Ähnlichkeiten oft voreilig historische Zusammenhänge konstruiert und Einflüsse des buddhistischen auf das Entstehen des christlichen Ordenswesens postuliert. Eine genaue Untersuchung der in diesem Zusammenhang immer wieder angeführten einschlägigen Belegstellen und Argumente zeigt jedoch, dass ein solcher Einfluss nicht nachgewiesen werden kann.<sup>18</sup>

Die Feststellung phänomenologischer Gemeinsamkeiten enthebt deshalb nicht

der Notwendigkeit, deren jeweiligen historischen und kulturellen, zeitlich und räumlich genau lokalisierten Kontext sorgfältig zu studieren und zu untersuchen, wie die verglichenen religiösen Tatbestände von den unterschiedlichen religiösen Akteuren jeweils selbst verstanden und gedeutet wurden und werden. „Diese Untersuchung kann schon dazu führen, dass man erkennt, dass manche vermuteten Ähnlichkeiten gar keine sind oder dass die Parallelität viel komplexer ist, als es zunächst den Anschein hatte.“<sup>19</sup>

Der buddhistische Orden ist konzeptionell fest in die buddhistische Lehre eingebunden und steht als Institution des Buddhismus *per se* in der Gruppe der sog. „Drei Juwelen“ (Buddha – Dharma – Sangha) auf einer Stufe mit der buddhistischen Heilslehre und dem Buddha selbst.<sup>20</sup> Insofern verwundert es nicht, dass die buddhistischen Ordensregeln und Konstitutionen eine Abteilung des Pali-Kanons, den *Vinayapitaka*, bilden. Vielleicht besteht darin der wesentlichste Unterschied zum christlichen Ordenswesen, das ja nicht die Hochform des Christseins, sondern nur eine, von relativ wenigen religiösen Virtuosen gelebte Möglichkeit der Nachfolge Christi darstellt. Ein Buddha ohne Sangha ist undenkbar, Christus ohne Ordenswesen gleichwohl.

.....

1 Zur wechsel- und zugleich leidvollen Geschichte des buddhistischen Nonnenordens, die zu großen Teilen im Dunkel liegt, vgl. Ute Hüsken: „Nonnen in der frühen buddhistischen Ordensgemeinschaft“, in: Ulrike Roesler (Hrsg.): *Aspekte des Weiblichen in der indischen Kultur. Indica et Tibetica*, Bd. 39 (Swistal-Odendorf 2000), 25-46; Jampa Tsedroen – Thea Mohr

- (Hrsg.): Mit Würde und Beharrlichkeit. Die Erneuerung buddhistischer Nonnenorden (Berlin 2011); [www.congress-on-buddhist-women.org](http://www.congress-on-buddhist-women.org) (letzter Aufruf: 17.03.2017).
- 2 Die verwendeten Begriffe der Pali-Sprache werden im vorliegenden Beitrag ohne Verwendung der üblichen diakritischen Zeichen wiedergegeben.
  - 3 Vgl. Peter Ramers: Die „Drei Kapitel über die Sittlichkeit“ im Shramanyaphala-Sutra. Die Fassungen des Dighanikaya und Samghabhedavastu, verglichen mit dem Tibetischen und Mongolischen. Einführung, Text, Übersetzung, Kommentar (Bonn 1996).
  - 4 Vgl. dazu Rudolf Otto Franke: Dighanikaya. Das Buch der langen Texte des buddhistischen Kanons (Göttingen – Leipzig 1913), 65.
  - 5 Vgl. Petra Kieffer-Pülz: „Die buddhistische Gemeinde“, in: Heinz Bechert, Der Buddhismus I. Der indische Buddhismus und seine Verzweigungen (Stuttgart – Berlin – Köln 2000), 369–380.
  - 6 Vgl. ebd., 380–386.
  - 7 Vgl. Ernst Waldschmidt (Übers.): Die Legende vom Leben des Buddha. In Auszügen aus den heiligen Texten (Graz 1982), S. 85ff.
  - 8 Tilmann Vetter: „Die Lehre des Buddha. Mittlerer Weg – Achtfacher Pfad – Vier edle Wahrheiten“, in: Andreas Bsteh (Hrsg.): Der Buddhismus als Anfrage an christliche Theologie und Philosophie. Studien zur Religionstheologie, Bd. 5 (Mödling 2000), 63.
  - 9 Indem er den Entschluss gefasst hat, sich Haare und Bart scheren zu lassen, die Mönchsgewänder anzulegen und heimatloser Wanderasket zu werden.
  - 10 Dighanikaya I, 63.13–18. Übersetzung: Peter Ramers.
  - 11 Vgl. Oliver Freiberger – Christoph Kleine: Buddhismus. Handbuch und kritische Einführung (Göttingen 2000), 227.
  - 12 Vgl. ebd., 235–238.
  - 13 Vgl. zum Folgenden Peter Ramers: „Zwischen ‚sinnlichem Begehren‘ und ‚Abscheu‘ – Geschlechterbeziehung und Sexualität im frühbuddhistischen Mönchtum“, in: Petrus Bsteh – Brigitte Proksch (Hrsg.): Spiritualität im Gespräch der Religionen II. Spiritualität im Dialog, Bd. 2 (Wien – Berlin 2010), 162–166; Jutta Valent: „Strininda‘ oder: Die Frau als Hinderin auf dem Weg zur Erlösung“, in: Michaela Ofitsch (Hrsg.): Eros, Liebe und Zuneigung in der Indogermania. Akten des Symposiums zur indogermanischen Kultur- und Altertumskunde in Graz (29.–30. September 1994) (Graz 1997), 9ff.
  - 14 Vgl. zum Folgenden: Peter Ramers: „Buddhistische Übungen zur Erlangung der Indifferenz und das Mitleid mit allen Lebewesen. Ein Beitrag zur Spiritualität und Ethik des frühen Buddhismus“, in: Petrus Bsteh – Brigitte Proksch: Spiritualität im Gespräch der Religionen I. Spiritualität im Dialog, Bd. 1 (Wien – Berlin), 216–228.
  - 15 Zum Folgenden vgl. Peter Ramers: „Meister und Schüler. Geistliche Führung und geistliche Freundschaft im frühen Buddhismus“, in: Petrus Bsteh – Brigitte Proksch (Hrsg.): Spiritualität im Gespräch der Religionen II (siehe Anm. 39), 59–68.
  - 16 Vgl. zum Folgenden Oliver Freiberger: „Der Vergleich als Methode und konstitutiver Ansatz der Religionswissenschaft“, in: Stefan Kurth – Karsten Lehmann (Hrsg.): Religionen erforschen. Kulturwissenschaftliche Methoden in der Religionswissenschaft (Wiesbaden 2011), 199–218; ders.: „Zum Vergleich zwischen buddhistischem und christlichem Ordenswesen“, in: Zeitschrift für Religionswissenschaft 4 (1996), 83–104.
  - 17 Vgl. Oliver Freiberger, Der Orden in der Lehre. Zur religiösen Deutung des Sangha im frühen Buddhismus (Wiesbaden 2000), 27–30.
  - 18 Vgl. Franz Winter: Das frühbuddhistische Mönchtum und der Buddhismus. Religionswissenschaft, Bd. 13 (Frankfurt a.M. 2008).
  - 19 Vgl. Freiberger, Der Vergleich als Methode und konstitutiver Ansatz der Religionswissenschaft, 200.
  - 20 Vgl. Oliver Freiberger – Christoph Kleine: Buddhismus. Handbuch und kritische Einführung (Göttingen 2000), 293–294.

## Werner Höbsch

Dr. Werner Höbsch, geb. 1951, war bis zum Eintritt in den Ruhestand im April 2017 Leiter des Referates Dialog und Verkündigung im Erzbistum Köln. Seine Schwerpunkte waren die Theologie der Religionen, theologische Grundlagen und Praxis des interreligiösen Dialogs. Insbesondere engagierte er sich im christlich-buddhistischen Dialog. Im Jahr 2012 promovierte er zum Thema „Katholische Kirche und Buddhismus in Deutschland“.



Werner Höbsch

## Buddhismus in Deutschland

Der Buddhismus ist im Westen angekommen. Die Lehre Buddhas, die vor etwa 2.500 Jahren mit der ersten Verkündigung der „Vier edlen Wahrheiten“<sup>1</sup> im Tierpark von Isipatana seinen Anfang nahm, ist heute weltweit verbreitet. Auch in Deutschland gehören buddhistische Gemeinschaften, die Lehre Buddhas und buddhistische Meditationswege zur pluralen religiösen Landschaft.<sup>2</sup> In den Buchhandlungen werden Schriften buddhistischer Mönche und Spruchkarten mit buddhistischen Lebensweisheiten angeboten, Einladungen zu Zen-Meditationen finden sich in Programmen von Volkshochschulen und Buddha-Statuen werden in Gartenzentren feilgeboten.

Die diesem Beitrag zugrunde liegende These lautet: Während der Islam in Deutschland die große gesellschaftliche Herausforderung darstellt, erweist sich der Buddhismus für die Kirchen und das Christentum im Westen als die große geistig-geistliche Herausforderung. Viele Menschen im Westen sehen im Buddhismus als einer Religion des Friedens, der Achtsamkeit und der spirituellen Vertiefung eine Alternative zu den monotheistischen Religionen.

### Buddhistische Landschaft in Deutschland

Der Buddhismus in seiner institutionalisierten Form hat in Deutschland eine

mehr als hundertjährige Geschichte.<sup>3</sup> 1903 wurde in Leipzig die erste buddhistische Gemeinde der „Buddhistische Missionsverein in Deutschland“ gegründet, im gleichen Jahr Anton Güth als erster Deutscher zum Mönch ordiniert und nahm den Namen „Nyanatilo-ka“ an. Die Anfänge des Buddhismus in Deutschland liegen früher und werden in der Beschäftigung der Philosophen Friedrich Wilhelm Josef Schelling (1775–1854) und Arthur Schopenhauer (1788–1860) mit der Lehre Buddhas gesehen. Einen Aufschwung erlebt der Buddhismus hierzulande in der Zeit nach 1950. Seit den 1960er Jahren sind alle großen Schulen und Strömungen des Buddhismus auch in Deutschland anzutreffen: der Theravāda-Buddhismus als der ursprüngliche – auch als Hinayāna (kleines Fahrzeug) bezeichnet –, der Mahāyāna-Buddhismus (großes Fahrzeug) und nach der Okkupation Tibets durch China im Jahr 1950 auch verstärkt der tibetische Buddhismus.<sup>4</sup> Infolge der Besetzung ihrer Heimat flohen zahlreiche Tibeter, darunter Tausende von Mönchen, die sich seit 1960 auch in Deutschland niederließen.

Eine Besonderheit im Westen stellt das Nebeneinander von „asiatischen“ und „westlichen“ Buddhisten dar. Die Zahl der Buddhisten in Deutschland wird mit etwa 250.000 angegeben, davon sind etwa die Hälfte aus Asien nach Deutschland migriert, darunter als größte Gruppe etwa 60.000 Vietnamesen, von denen viele als Flüchtlinge, bekannt unter der Bezeichnung „Boat-people“, nach Deutschland gekommen sind. Buddhisten aus Thailand, Kambodscha, Japan und Korea sind in der Folgezeit ebenfalls nach Deutschland

eingewandert, viele von ihnen auch als Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von asiatischen Unternehmen oder als Studierende im Land ansässig.<sup>5</sup>

Für die Konsolidierung des Buddhismus in Deutschland war die 1955 erfolgte Gründung der „Deutschen Buddhistischen Union“ (DBU)<sup>6</sup> als Dachverband ein wichtiger Schritt. Mit ihr haben sich Buddhisten in Deutschland eine verlässliche und tragfähige Institution geschaffen, der aktuell 64 Gemeinschaften angehören sowie etwa 2.500 Einzelmitglieder (Stand: 2017). Mit der von der DBU herausgegebenen, vierteljährlich erscheinenden Zeitschrift „Buddhismus aktuell“ (vormals „Lotusblätter“) wurde ein wichtiges Organ der internen und externen Kommunikation und Information geschaffen, das über grundlegende Aspekte und aktuelle Entwicklungen des Buddhismus in Deutschland berichtet. Das 1984 beschlossene und 2004 überarbeitete „Buddhistische Bekenntnis“<sup>7</sup> dient als Grundlage der Mitgliedschaft in der DBU und stellt in dieser Form eine Besonderheit im westlichen Buddhismus dar. Es ist dem Inhalt und Aufbau nach als ein Bekenntnis formuliert, das die allen Buddhisten gemeinsamen Überzeugungen beinhaltet wie auch die grundlegenden ethischen Verpflichtungen. Trotz einiger Anstrengungen erhielt die DBU bisher keine staatliche Anerkennung als Religionsgemeinschaft oder Körperschaft öffentlichen Rechtes.

Die buddhistische Landschaft in Deutschland ist von einer großen Pluralität gekennzeichnet. Zum „asiatischen Buddhismus“ in Deutschland gehören als bedeutende Zentren die Pagode „Viên Giac“ („große Erleuchtung“) in

Hannover und die Pagode „Phat Hue“ („Tempel der Weisheit Buddhas“) in Frankfurt. Diese Zentren bieten den in Deutschland und angrenzenden Ländern lebenden Menschen mit vietnamesischen Wurzeln eine religiöse und kulturelle Heimat; zu den großen Festen reisen über 10.000 Personen an. Ebenfalls ist die thailändische Waldklostertradition mit etwa zehn Niederlassungen in Deutschland präsent. Viele dieser „Klöster“ sind Einfamilienhäuser, in denen oft nicht mehr als zwei oder drei Mönche leben.

Eine neue Entwicklung ist in den letzten Jahren festzustellen: Aus den ehemals kulturellen Enklaven entwickeln sich Gemeinden, die sich in ihrer Umgebung heimisch wissen und den Buddhismus nicht mehr als eine „Gastreligion“ in Deutschland ansehen. Novizen und Mönche etwa der Pagode „Viên Giac“ stammen inzwischen auch aus dem Kreis junger Männer, deren Eltern als Flüchtlinge nach Deutschland gekommen sind und die selbst hierzulande geboren und aufgewachsen sind.

Der Theravāda-Buddhismus war in der Anfangszeit der Ausbreitung des Buddhismus in Deutschland vorherrschend und übte besonders auf Gebildete eine Anziehungskraft aus; dabei stand das Studium der Lehrreden Buddhas im Mittelpunkt dieses Interesses. Bis heute sind in Deutschland die Theravāda-Zentren besonders als Studien- und Seminarzentren, in Form der Vipassana-Meditation (Einsichtsmeditation) und durch Klöster in thailändischer Tradition präsent.

Zum Mahāyāna-Buddhismus in Deutschland gehören die Zen-Gemeinschaften, die spirituelle Praxisorte bieten. Ihre Zahl ist kaum noch zu überbli-

cken. Neben den Einrichtungen von Zen-Meistern japanischer Traditionslinien finden sich auch „freie“ Anbieter auf dem Markt, die oft keine eigene Zen-Qualifikation nachweisen können. Eine religionsgeschichtliche Besonderheit stellen christliche Zen-Gruppen dar, die Zen in ihren christlichen Lebensweg zu integrieren suchen. Der Jesuit Hugo Makibi Enomiya-Lassalle (1898-1990)<sup>8</sup> hat Zen im christlichen Kontext<sup>9</sup> wesentliche Impulse gegeben und eine Entwicklung gefördert, die sowohl auf christlicher wie auch auf buddhistischer Seite teils heftige Diskussionen ausgelöst hat.

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Der tibetische Buddhismus ist in seinen vier großen Schulen Nyingma, Kagyü, Sakya und Gelug in Deutschland präsent. Bedeutende Zentren des tibetischen Buddhismus sind das 1977 von deutschen Buddhisten gegründete „Tibetische Zentrum“ in Hamburg und das Tibethaus in Frankfurt. Das „Tibetische Zentrum“ gibt die viermal jährlich erscheinende Zeitschrift „Tibet und Buddhismus“ heraus und bietet seit einigen Jahren ein systematisches Studium des Buddhismus an.

Eine weitere Besonderheit des westlichen Buddhismus zeigt sich in der Bildung traditionsübergreifender Vereinigungen, die auf den Grundlagen

Buddhas fußend sich nicht mehr alleine einer einzigen Schule verpflichtet wissen. Hierzu zählen die Gemeinschaft „Triratna“, bekannt auch unter ihrem vormaligen Namen „Freunde des westlichen Buddhistischen Ordens“ und Gruppen des „Engagierten Buddhismus“, welche der Lehre und Praxis Buddhas folgend in der Überwindung von Leid und Gewalt in von Krieg, Terror, Unrecht und Hass geprägten Situationen ihre wichtige Aufgabe sehen.

Der Buddhismus im Westen ist nicht nur durch seine Gruppierungen und Zentren präsent, sondern auch durch herausragende Persönlichkeiten. An erster Stelle ist Tenzin Gyatso, der 14. Dalai Lama, zu nennen, aber ebenso der aus Vietnam stammende Mönch Thich Nhat Hanh und der tibetische Lehrer Sogyal Rinpoche, der mit seinem Bestseller „Das tibetische Buch vom Leben und Sterben“<sup>10</sup> eine große öffentliche Aufmerksamkeit erreicht hat. Diese Persönlichkeiten erreichen mit ihren Vorträgen, ihrer Mitwirkung bei Kongressen und Seminaren eine große Öffentlichkeit. Darüber hinaus sind sie in den Regalen der Buchhandlungen sehr präsent und sprechen mit ihren Schriften einen weiten Kreis Interessierter an. Zu den prägenden und tragenden Persönlichkeiten des Buddhismus im deutschsprachigen Raum müssen auch Frauen wie die Nonne Ayya Khe-ma (verstorben 1997), die Zen-Meisterin Dagmar Doko Waskönig<sup>11</sup> und Meditationslehrerin und Publizistin Sylvia Wetzel genannt werden.

Neben den Buddhisten, die sich konkreten Vereinigungen angeschlossen haben und sich diesen zugehörig fühlen, besteht eine disparate Gruppe von „nicht sichtbaren Buddhisten“, die Bud-

dha und seine Lehre plausibel finden, sporadisch buddhistisch-spirituelle Angebote wahrnehmen, aber ansonsten keine Bindung an eine buddhistische Vereinigung eingehen. Diese „Buddhisten“ lassen sich als „Gruppe“ nur schwer erfassen und einordnen, da bei ihnen der Buddhismus zu einem persönlichen Lebensstil und -gefühl gehört.

Bei der Beschreibung der buddhistischen Landschaft im Westen muss auch das vielschichtige Feld der Esoterik in den Blick genommen werden, in dem ein Buddhismus anzutreffen ist, der Menschen auf ihrer persönlichen Suche nach Sinn, spirituellen Erfahrungen und heilsamen Meditationen sehr entgegenkommt. In diesem Kontext wird der Buddhismus zu einer „Wohlfühl-Religiosität“ und zu einem geistlich-geistigen Light-Angebot. Falsch wäre es allerdings, diesen „esoterischen“ oder „Trend-Buddhismus“ als die wesentliche oder gar einzige Form des Buddhismus im Westen zu betrachten.

## Merkmale des Buddhismus in Deutschland

Der historische Buddha hat mit seiner Verkündigung der „Vier edlen Wahrheiten“ das Rad der Lehre in Bewegung gesetzt, im Mahāyāna hat es folglich seine zweite und im tibetischen Buddhismus seine dritte Umdrehung erfahren. Lässt sich mit Blick auf den Buddhismus im Westen von der vierten Umdrehung des Rades sprechen? Auch wenn in Deutschland mit der Etablierung des buddhistischen Dachverbandes und vieler buddhistischer Gemeinschaften verlässliche Strukturen und Einrichtungen geschaffen wurden, be-

findet sich der Buddhismus in Deutschland auch heute noch am Anfang seines Weges. Dies zeigt sich etwa in der Fluktuation bei einzelnen Gruppen wie auch in der innerbuddhistischen Diskussion über seine zukünftige Gestalt im Westen. Für den Buddhismus in Westeuropa lassen sich einige Charakteristika benennen.<sup>12</sup>

1. Der Buddhismus wird in Westeuropa wesentlich von Personen mit höheren Bildungsabschlüssen gesucht, getragen und geformt. Wird er sich zukünftig über diese Schicht- und Milieugrenzen hinaus verankern können oder ein „Bildungsbürger-Buddhismus“ bleiben?
2. Buddhistischen Klöstern und Ordensgemeinschaften kommt im Westen eine weitaus geringere Bedeutung zu als in asiatischen Ländern; oft sind sehr gut gebildete und erfahrene Laien die tragenden Personen des Buddhismus im Westen. Welche Bedeutung wird buddhistischen Klöstern und Ordensgemeinschaften in Deutschland zukünftig beigemessen werden?
3. Die Präsenz aller namhaften buddhistischen Traditionen im Westen wirft die Frage nach einer „innerbuddhistischen Ökumene“ auf. Besonders stellt sich diese als Herausforderung in der Begegnung von „asiatischen“ und „westlichen“ Buddhisten. Wie wird sich ihr Verhältnis entwickeln? Kann das heute noch weitgehend vorherrschende Nebeneinander überwunden werden?
4. Die Organisations- und Sozialform des Buddhismus in asiatischen Ländern lässt sich nicht ohne Weiteres in den Westen übertragen. Westli-

che Buddhisten lehnen es meist ab, hierarchische Modelle aus asiatischen Ländern zu übernehmen. Welche Formen der Organisation und Kommunikation wird der Buddhismus in Deutschland auf Dauer finden?

5. Während in Asien der Buddhismus vielfach männlich und patriarchalisch geprägt ist, kommt Frauen eine große Bedeutung als Dharma- und Meditationslehrerinnen im westlichen Buddhismus zu. Wie wird sich diese Bedeutung der Frauen auf die buddhistische Gemeinschaft insgesamt auswirken?
6. Viele Menschen im Westen finden ihren Weg zum Buddhismus, weil sie buddhistische Meditationen und Übungen als spirituelle Bereicherung erfahren haben. Wird es gelingen, die Einheit von „rechter Erkenntnis“, „rechter Versenkung“ und „rechtem Handeln“, wie sie im Achtfachen Pfad gefordert wird, zu vermitteln und zu praktizieren?

Diese Merkmale weisen darauf hin, dass sich ein „Buddhismus mit einem westlichen Gesicht“<sup>13</sup> ausbildet, aber auch Fragen zur weiteren Entwicklung offen sind. Dies zeigt das innerbuddhistische Ringen um die eigene Identität im Westen, wie es in den Auseinandersetzungen um einen „säkularen Buddhismus“ zutage tritt.

### Säkularer Buddhismus

In den USA und in Europa ist seit einiger Zeit, spätestens seit der Veröffentlichung von Stephen Batchelor „Buddhism Without Beliefs. A Contemporary Guide to Awakening“<sup>14</sup>, deutsch: „Buddhismus für Ungläubige“, eine Diskus-

sion um einen „säkularen Buddhismus“ entfacht.<sup>15</sup> S. Batchelor, 1953 in Schottland geboren, hält es für notwendig, im westlichen Buddhismus das „asiatische Beiwerk“ abzulegen und die in asiatischen Kontexten beheimateten Vorstellungen von Reinkarnation, Karma oder auch Nirvana aufzugeben. Entwickelt hat S. Batchelor seine Gedanken in enger Anlehnung an Positionen einiger christlicher Theologen. Ausdrücklich bezieht er sich auf Don Cupitt, Religionsphilosoph und ehemaliger Priester der „Church of England“, mit seinem Entwurf eines „säkularen Christentums“.<sup>16</sup> Diesen säkular-buddhistischen Positionen haben andere Buddhisten heftig widersprochen; sie werfen den Vertretern vor, einen Buddha nach eigenen Bedürfnissen geschaffen zu haben; der „entkernte Buddhismus“ passe zwar gut zum westlichen Individualismus und bediene den Narzissmus, bedeute allerdings das Aufgeben der Lehre und Praxis Buddhas.<sup>17</sup>

Bei den Auseinandersetzungen um einen „säkularen Buddhismus“ geht es nicht um Nebensächlichkeiten, sondern um die zentrale Frage nach der Identität des Buddhismus im Westen. Die westlichen Buddhisten stehen vor der Herausforderung der Inkulturation des Buddhismus im Westen, die Lehre und die ihr folgende Praxis Buddhas in einen neuen Kontext zu übersetzen. Zwei Wege erscheinen nicht möglich: die einfache Übernahme von Denk- und Ausdrucksformen aus anderen Kulturen, wie aber auch nicht die einfache An- und Einpassung in die eigenen Befindlichkeiten. Beschreitbar erscheint nur der Weg, der die mühsame Beschäftigung mit den Quellen, ihre Überlieferungs- und Deutungsgeschichte nicht

scheut und eine vorsichtige Übertragung in den neuen Kontext sucht.

## Faszination des Buddhismus im Westen

Valide Untersuchungen zur Faszination des Buddhismus im Westen sind rar.<sup>18</sup> Eine Untersuchung hat Yakio Matsudo 2015 vorgelegt<sup>19</sup>, die interessante Ergebnisse und Hinweise enthält, auch wenn die Umfrage nicht den Anspruch der Repräsentativität erhebt. Die Daten ergeben sich aus einer Umfrage unter Mitgliedern der Deutschen Buddhistischen Union, an der sich 578 Personen beteiligt haben.

Zwei Ergebnisse sind aus christlicher Perspektive bemerkenswert: Zum Verhältnis der deutschen Buddhisten zu ihrer alten Konfession ergab die Studie, dass mehr als die Hälfte der Konvertiten (56%) bereits vor ihrem Beitritt zum Buddhismus aus ihrer Kirche ausgetreten war, etwa ein Viertel (23%) nach dem Beitritt, allerdings jeder fünfte (21%) nach wie vor Mitglied seiner Kirche geblieben ist. Zum Zweiten: Als Gründe für Kirchenaustritt werden „Unzufriedenheit mit Dogmen“ und „Vertrauensverlust“ genannt. Konvertiten schätzen folglich am Buddhismus, „dass sie im Buddhismus *eine nicht-dogmatische Lehre ohne Gottesvorstellung und Absolutheitsanspruch* gefunden haben und diese als positiv empfinden.“<sup>20</sup> [Kursiv im Original] Dem Lehrcharakter des Buddhismus in Verbindung mit „konkreten Lehren wird eine hohe Bedeutung für Attraktivität zugeschrieben, gefolgt von der Anziehungskraft buddhistischer Praktiken wie Meditationen oder Rezitationen. Die Herausforderung für das Christentum durch den Buddhismus liegt nicht

allein in der Attraktion buddhistischer Spiritualität begründet, sondern in größerem Maße in der Lehre des Buddha. Während das Christentum als „dogmatische“ Religion angesehen wird – und nicht nur von Buddhisten –, wird der Buddhismus als „undogmatisch“ eingeschätzt, dessen Lehre auch mit dem Verstand überprüft werden könne und nicht geglaubt werden müsse.

In der Begegnung mit dem Buddhismus zeigt sich als tiefer Grund für die Krise des Christentums in Westeuropa die abnehmende bzw. fehlende Plausibilität des Glaubens. Dort, wo das Verständnis für die geistige Basis des Christlichen schwindet, wird auch dem Geistlichen der Boden entzogen. Gott und die christliche Rede von Gott als dem trinitarischen, von der Menschwerdung des Sohnes in Jesus von Nazareth, der Heilsbedeutung von Kreuz und Auferstehung sind für viele Zeitgenossen nicht mehr einsichtig und werden daher abgelehnt. Nicht im Installieren von Events liegt die Zukunft des Christlichen, sondern in der Besinnung auf das Wesentliche des Glaubens, seiner geistigen Durchdringung und verständnisvollen Vermittlung. Diese muss allerdings einhergehen mit einer geistlichen Vertiefung.

Eine weitere Herausforderung stellt sich: die der doppelten Religionszugehörigkeit, die am Beispiel des Theologen Paul Knitter aufgezeigt wird.

### Aus mehreren Quellen schöpfen?

Bereits zum „Zen im christlichen Kontext“ wurde die Frage aufgeworfen, ob es aus christlichem Verständnis heraus möglich ist, aus zwei oder mehreren

spirituellen Quellen zu schöpfen und zu leben. Paul Knitter geht einen entscheidenden Schritt weiter; er lebt und propagiert eine „doppelte Religionszugehörigkeit“ („double belonging“). Westliche Gesellschaften sind bestimmt durch eine religiös-kulturelle Vielfalt und durch den Prozess der Individualisierung, durch die abnehmenden institutionellen Bindungen bei gleichzeitiger Zunahme von Wahlmöglichkeiten für den Einzelnen. So ist es zu Beginn des 21. Jahrhunderts nicht mehr ungewöhnlich, dass Menschen aus mehreren religiösen Quellen schöpfen und sich zwei oder mehr Religionen zugehörig fühlen.<sup>21</sup> Ein Beispiel hierfür bietet Paul Knitter, der sich zugleich als Christ und Buddhist versteht. P. Knitter reflektiert als promovierter Theologe seinen Weg und zieht Schlüsse aus seinen eigenen Erfahrungen für Religion im 21. Jahrhundert. So wie er durch die Taufe Christ geworden ist, wurde er durch seine „Zufluchtnahme“ zu Buddha, seiner Lehre und zur buddhistischen Gemeinde auch formell Buddhist und versteht sich als „buddhistischer Christ“<sup>22</sup>: *„Ohne Buddha wäre ich kein Christ. Bei mir ist es nicht nur so, dass die doppelte Zugehörigkeit funktioniert. Sie ist sogar notwendig! Die einzige Art und Weise, in der ich religiös sein kann, besteht darin, interreligiös zu sein. Ich kann nur Christ sein, indem ich auch Buddhist bin.“*<sup>23</sup> Doch für P. Knitter ist sein Weg mehr als nur eine persönliche Angelegenheit, er weist vielmehr auf eine zukünftige neue Art des Kirche-Seins hin, in der Christen nicht nur, wie Karl Rahner prognostiziert hat, Mystiker, sondern vielmehr „interreligiöse Mystiker“ sein werden.<sup>24</sup> Auch wenn sich Buddhismus und Christentum auf der

Ebene ihrer Aussagen unterscheiden, leiten sie beide jedoch – so P. Knitter – zur gleichen Quelle. Die Mystiker beider Religionen wissen das und verstehen sich.

## Fazit

Die Präsenz des Buddhismus im Westen sollte für die Kirche als Herausforderung begriffen und angenommen werden. Herausforderung wird als eine positive Aufgabe verstanden, nämlich im Angesicht des Anderen das Eigene geistig und geistlich zu bedenken, auszusagen und leben zu lernen.

.....

- 1 Lehrrede vom Antrieb des Rades: Dhammacakkappavattana Sutta Samyutta Nikāya 56,11.
- 2 Höbsch, Werner, Hereingekommen auf den Markt. Katholische Kirche und Buddhismus in Deutschland, Paderborn 2013.
- 3 Siehe zur Geschichte des Buddhismus in Deutschland: Notz, Klaus-Josef, Der Buddhismus in Deutschland in seinen Selbstdarstellungen, Frankfurt/M. / Bern / New York 1984; Zotz, Volker, Auf den glückseligen Inseln. Buddhismus in der deutschen Kultur, Berlin 2000; Brück, Michael von, Einführung in den Buddhismus, Frankfurt/M. / Leipzig 2007, 497-523; Baumann, Martin, Deutsche Buddhisten. Geschichte und Gemeinschaften, Marburg 21995.
- 4 Andere Bezeichnungen; „Vajrayāna“ und Tantrayāna“. In der Literatur wird der tibetische Buddhismus auch dem Mahāyāna zugeordnet. Aufgrund seiner Bedeutung und besonderen Ausrichtung wird er in diesem Beitrag als eigenständige Schule behandelt.
- 5 Zu den Mitgliederzahlen siehe: [http://remid.de/info\\_zahlen/buddhismus/](http://remid.de/info_zahlen/buddhismus/), abgerufen 12.04.2017. Die Zahlen zu „Buddhisten in Deutschland“ beruhen auf

Schätzungen. Eine Schwierigkeit ergibt sich dadurch, dass keine Buddhist Mitglied in einer buddhistischen Organisation oder einem buddhistischen Verein sein muss und eine große Zahl überzeugter Buddhisten tatsächlich keinem Verein angehört.

- 6 Siehe: <http://www.buddhismus-deutschland.de>. Abgerufen 10.04.2017.
- 7 <http://www.buddhismus-deutschland.de/buddhistisches-bekenntnis/>. Abgerufen 17.04.2017.
- 8 Zum Leben und Wirken von H. M. Lassalles siehe: Günter Stachel (Hg.), Munen muso – ungegenständliche Meditation. Festschrift für Pater Hugo M. Enomiya-Lassalle zum 80. Geburtstag, Mainz <sup>3</sup>1986; Baatz, Ursula, Hugo M. Enomiya-Lassalle: Ein Leben zwischen den Welten, Zürich / Düsseldorf 1998; dies., H. M. Enomiya-Lassalle: Jesuit und Zenlehrer. Brückenbauer zwischen Ost und West, Freiburg 2004.
- 9 H. M. Enomiya-Lassalle lehnt den Begriff „christliches Zen“ ab, da er Zen als eine Form der Meditation, nicht als „Religion“ neben anderen Religionen sieht.
- 10 Sogyal Rinpoche: Das tibetische Buch vom Leben und vom Sterben. Ein Schlüssel zum tieferen Verständnis von Leben und Tod, Bern 2003.
- 11 Einen Artikel von Dagmar Doko Waskönig finden Sie auf den Seiten 174ff. dieses Hefts.
- 12 Siehe hierzu auch: Weil, Alfred, Buddhismus. Schritte in den Westen – Schritte im Westen, Stammbach-Herrnschrot, 2005, 32-43.
- 13 Ebd., 43.
- 14 Batchelor, Stephen, Buddhism Without Beliefs. A Contemporary Guide to Awakening, New York 1997; deutsch: Buddhismus für Ungläubige, Frankfurt/Main 1998. Verwiesen wird auch auf: ders., Bekenntnisse eines ungläubigen Buddhisten. Eine spirituelle Suche, München 2010.
- 15 Siehe: <http://www.saekularerbuddhismus.org/>, abgerufen 12.04.2017.

- 16 Siehe: <http://www.saekularerbuddhismus.org/?p=1769>; Cupitt, Don, Nach Gott. Die Zukunft der Religionen, Stuttgart 2001.
- 17 Siehe zur Kritik am „säkularen Buddhismus“: Weil, Alfred, Operation gelungen – Patient tot? Risiko säkularer Buddhismus, in: Tibet und Buddhismus 108, 1/2014, 28-32; Wallace, Alan: Batchelor und Co: Verzerrte Wahrnehmung des Buddhismus, in: Tibet und Buddhismus, Nr. 99, 4/2011, 28-31; Loy, David R.: Batchelors Buddha wirkt zu modern, in: Tibet und Buddhismus, Nr. 99, 4/2011, 37-40.
- 18 Zu nennen sind: Vogd, Werner, Dekonstruktion von Religion zum Life-Style oder Neue Religiosität?, in: ZfR 7, 1999, 205-226; Bitter, Klaus, Konversionen zum tibetischen Buddhismus. Eine Analyse religiöser Biographien, Göttingen 1988; Baumann, Martin, Analytische Rationalisten und romantische Sucher. Motive der Konversion zum Buddhismus in Deutschland, in: ZMR 79 (1995), 207-225; Waskönig, Dagmar Doko (Hg.), Mein Weg zum Buddhismus. Deutsche Buddhisten erzählen ihre Geschichte, Bern 2003.
- 19 Matsudo, Yakio, Faszination Buddhismus. Beweggründe für die Hinwendung der Deutschen zum Buddhismus, Norderstedt: Books on Demand 2015.
- 20 Ebd., 19.
- 21 Zur Frage der multiplen Religionszugehörigkeit siehe: Bernhardt, Reinhold/Schmidt-Leukel, Perry (Hg.), Multiple religiöse Identität. Aus verschiedenen religiösen Traditionen schöpfen, Zürich 2008.
- 22 Knitter, Paul F., Ohne Buddha wäre ich kein Christ, Freiburg 2012, 344.
- 23 Knitter, Paul F., Ohne Buddha wäre ich kein Christ, Freiburg 2012, 343.
- 24 Ebd., 345.

»Die Präsenz des Buddhismus im Westen sollte für die Kirche als Herausforderung begriffen und angenommen werden.«

Werner Höbsch

### **Dagmar Doko Waskönig**

Dagmar Doko Waskönig ist Zen-Meisterin in der Nachfolge von Gudo W. Nishijima Roshi. Außerdem ist sie in der vietnamesischen Tradition zur Bhiksuni ordiniert worden. In Hannover leitet sie das Zen Dojo Shobogendo und lehrt bundesweit Meditation und die Buddha-Lehre. Sie ist Autorin einiger Bücher und vieler Zeitschriftenbeiträge.



Dagmar Doko Waskönig

## **Ein Leben als buddhistische Nonne in Deutschland**

### **Eine Grundlage: das Hingezogen-Werden zu religiösem Erfahren**

Viele Christen mag es noch heute verwundern, dass eine hier im Westen aufgewachsene Frau den Weg zur buddhistischen Nonne gegangen ist. Damit es dazu kommen konnte, sind freilich, so scheint mir, mehrere Bedingungen zusammen gekommen. Im Rückblick auf diese Entwicklung ist zunächst ein auffallend früh, nämlich bereits mit vier Jahren gespürtes Hingezogen-Werden zu einem religiösen Erleben zu erwähnen. Von da an ging ich wie

selbstverständlich jeden Sonntag zum Kindergottesdienst, bis zur Schulzeit sogar allein. Dies scheint auch in sofern bemerkenswert, als meine Eltern keine Kirchgänger waren und ich nicht einmal getauft war.

Erst in den Jahren, als ich in der Oberstufe war und mich mit dem Krieg und Holocaust befasste, kamen ernsthafte Zweifel am Wirken Gottes, so wie es mir vermittelt wurde. Jene unglaublichen Geschehnisse, das maßlose Leiden der Menschen konnte ich mit der Vorstellung eines eingreifenden Gottes nicht zusammen bringen. Einige Jahre später, als ich einundzwanzig Jahre alt war, kam ein starkes persönliches Leiden

hinzu: der Tod meiner Mutter. Mit einem Male verlor ich den Gottesglauben. Doch überdauerte offensichtlich eine religiöse Disposition die nachfolgenden Jahre, obwohl ich nicht mehr zur Kirche ging. Während meines Kunstgeschichts-Studiums erlebte ich bestimmte Objekte der sakralen Kunst des Frühmittelalters geradezu wie eine Art Offenbarung des Heiligen.

Der stark werdende Druck, der bekanntlich auf meiner Generation lastete, führte auch mich Ende der 60er Jahre erst einmal zur radikalen, marxistisch fundierten Gesellschaftskritik. Kritische Analysen bezogen sich bald auch auf die Institutionen der christlichen Kirchen, ihre Rollen in der Geschichte und Gegenwart. Anfang der 70er Jahre entschloss ich mich zum Kirchenaustritt.

Nach einigen Jahren des politischen Engagements machte sich erneut ein Hingezogen-Werden zu spirituellen Erfahrungen bemerkbar. In der Phase der sich erschöpfenden linken Diskussionen kam ein Gefühl des Unbefriedigt-Seins mit meiner beruflichen Situation hinzu. Infolge der mit meiner damaligen Ehe zusammenhängenden Übersiedlung nach Hannover hatte ich, da es dort nicht anders möglich schien, eine wissenschaftliche Richtung eingeschlagen, die ich nicht wirklich gern weiterverfolgen mochte.

Parallel dazu hatte ich - damals im Alter von Mitte Dreißig - Verbindung zu etwas für mich zuvor ganz Unbekanntem aufgenommen. Infolge eines Bandscheibenschadens war mir Yoga empfohlen worden, so dass ich ein wenig mit östlichen Weisheiten in Verbindung kam. Bald fand ich den Weg zur Zen-Meditation, übte zunächst allein Zazen und wurde dann 1982 Mitbegründerin

der ersten Zen-Gruppe in Hannover. Eine neue Dimension des wohlthuenden Erfahrens von Körper und Herz/Geist hatte sich aufgetan.

### **Ein bedeutsamer Schritt: die Ordination zur Zen-Nonne**

Von Anfang an übte ich Soto-Zen in der Tradition, die Meister Deshimaru nach Europa übermittelt hatte, und mein Wunsch, diese Praxis zu intensivieren, führte mich 1983 nach Italien, wo einer seiner Schüler, Meister Taiten Guareschi, ein großes internationales Sesshin organisierte: neun Tage intensive Zen-Praxis mit den dazu gehörigen Elementen der Lehre, der Arbeit mit den Händen (Samu) und den rituellen Teilen des Tagesablaufs. Diese yogische, Körper und Herz/Geist einbeziehende Sammlung entsprach mir unmittelbar.

In Stichworten, angedeutet: Die Übung der Versenkung bei körperlicher Zentrierung, die Kraft der Haltung im Lotos-sitz, der Weg zu einer inneren Ausgewogenheit, dazu ein einfacher Lebensstil, realisiert in Disziplin, Sorgfalt und nicht zuletzt mit einer feinen, japanisch inspirierten Schönheit, das Leben in einer Übungsgemeinschaft bei strikt eingehaltenem Tagesablauf - all dies erfuhr ich als einen Übungsweg, der das eigene Befinden sogleich spürbar veränderte, ja, als Glück. Es wäre müßig zu versuchen, dies präziser in Worte zu fassen. Durch Zazen waren mir zudem recht bald weitgehende Wahrheitserfahrungen zuteil geworden. Und die Buddha-Lehre, unter anderem die Lehre vom Karma, wiesen mir einen einleuchtenden Weg zur Sicht auf die unvollkommene Welt, in der so viel Leid erzeugt und erlebt wird.



Die Atmosphäre lichter geistiger Weite und Tiefe, die Ausstrahlung und das Verhalten der in Italien teilnehmenden Mönche und Nonnen überzeugte mich, so dass nach wenigen Jahren der Wunsch da war, selbst die Ordination zur Zen-Nonne zu erhalten. Anfang 1986 ging ich diese tiefere Verpflichtung gegenüber den Gelöbnissen für die entsprechende Lebensführung ein. Innerlich hatte ich mich zuvor durchaus mit dem Thema der Entsagung hinsichtlich einer ungebunden weltlichen Orientierung des Lebens befasst. Freilich war dies noch keine stark einschneidende Entscheidung, denn zum einen gibt es in der japanischen Zen-Tradition seit dem späten 19. Jahrhundert kein Zölibat mehr. Überdies hatte es in Japan bereits seit dem 9. Jahrhundert eine eigene Entwicklung in Bezug auf das Ordensrecht gegeben, eine Abkopplung von der überkommenen Ordensdisziplin mit den sehr ins Detail gehenden, zahlreichen Vorschriften (Pratimoksa).

Nun fuhr ich immer öfter ins Zen-Kloster nach Italien, wo ich mich in der im Soto-Zen betonten Praxis des Flickengewandes (Jap. Kesa, Skt. Kasaya), das wir selbst per Hand nähen, und der Essschalen schulen konnte. Beide Dinge werden bei der Ordination übergeben. Später durfte ich zudem die verschiedenen Tempeldienste erlernen, konnte dann auch deutlicher durchschauen, wie wir an den diversen Instrumenten den Tag durch die Klänge strukturieren. Da ich recht musikalisch bin, machte mir auch dies viel Freude. Ende der 80er Jahre initiierte Meister Taiten erstmals ein Studienprogramm, an dem ich ebenfalls begeistert teilnahm. Seit Anfang der 90er Jahre war ich dort

dann als Direktorin des Studiums und selbst lehrend tätig und erhielt bald auch eine Lehrautorisierung. Durch das Studium der Lehre und Geschichte des Buddhismus sowie meine Aufgaben in der Deutschen Buddhistischen Union (DBU) wuchs zudem mein Interesse daran, auch die anderen Hauptschulen des Buddhismus eingehender kennen zu lernen. Außerdem studierte ich an der Universität Göttingen Sanskrit und Pali, die Basissprachen für die buddhistischen Texte.

### **Die hohe Ordination zur Bhiksuni im Jahre 2005**

In Hannover, wo ich das Zen Dojo Shobogendo leite, war 1991 die Pagode Vienen Giac, das Zentrum der vietnamesischen Buddhisten in Deutschland, eröffnet worden. Da ich in der Nähe der Pagode wohne, entwickelte sich bald auch eine Verbindung dorthin. Im Laufe der folgenden Jahre hatte der Gründerabt, der Hochehrw. Thich Nhu Dien, mich nach und nach in viele Dinge einbezogen, die für die Ordensleute üblich sind. Schließlich durfte ich sogar, obwohl ich die hohe Ordination noch nicht hatte, während der Dreimonatsklausur am Ritual des Mittagessens und der anschließenden Prozession und Hauptliturgie des Tages in der großen Halle teilnehmen – durchaus zum Missfallen einer der alten Nonnen.

So reifte schließlich der Wunsch in mir, die international gültige hohe Ordination zur Bhiksuni zu erhalten. Dazu plante ich, nach Taiwan zu fliegen, doch der „Zufall“ wollte es, dass diese seltenere große Doppelordination für Mönche und Nonnen just in jenem Jahr in Hannover stattfinden sollte. Im Juli 2005

erhielt ich dort die Weihe zur Bhiksuni mit den zahlreichen, traditionellen Gelöbnissen, wozu nun auch der Zölibat gehört. Die aufwändige Zeremonie hat sich ebenso wie die Ordination zur Zen-Nonne und auch die sogenannte Dharma-Übertragung, die ich Anfang 2003 in Japan von Gudo W. Nishijima Roshi erhielt, tief in mir eingeprägt.

### **Buddhistische Nonne in Deutschland: eine Pioniersituation**

Weiterhin blieb ich in meiner kleinen Wohnung wohnen, denn die vietnamesische Praxis der Reines Land-Schule unterscheidet sich sehr von meinem Zen-Weg. Im buddhistischen Orden, den der Buddha als Wanderorden gegründet hat, gibt es keine Verpflichtung, in einem Kloster zu leben, auch nicht die *stabilitas loci*. Indessen gehe ich weiterhin täglich, sofern es meine Lehrtätigkeiten zulassen, zum Mittagstisch der Ordinierten in die Pagode, nehme an den großen Festen teil und vor allem an wesentlichen Praktiken der Dreimonats-Klausur, die für Ordinierte obligatorisch sind. So bin ich froh, eine solche Anbindung an ein nahe liegendes Kloster und insbesondere die Unterstützung des Gründerabtes zu haben.

Nur einige wenige deutsche Ordensleute können hier zu Lande in einem für sie geeigneten Kloster leben, denn es gibt zwar sehr viele buddhistische Zentren, aber nur wenige Klöster. Wenn künftig weitere Klöster gegründet werden, kann es nicht darum gehen, die Strukturen der asiatischen Klöster möglichst genau zu übernehmen. Der frische Blick auf die Lehre und Praxis des Buddha-We-

ges, auf den man sich hier so gern beruft, sollte es ermöglichen, angemessene, wohl bedachte Wege zu beschreiten. Das Ziel mag ein gemeinschaftliches Wohnen sein, das günstige Bedingungen für die Kernaufgaben eines Klosters bereit stellt. Die Lehre und die Praxis in der Meditation und im Handeln gilt es zu bewahren, diesen Weg der Läuterung des Geistes, der die Geistesgifte Gier, Hass und Verblendung mehr und mehr überwinden hilft – ein befreiender Weg, auf dem Güte, Mitgefühl und Weisheit und transzendentes Wissen zu entfalten sind. Dann können interessierte Laien Vertrauen zu dieser Lehre und zu den diese lebenden und vermittelnden Ordinierten entwickeln, so dass ihnen eine unschätzbare Hilfe bei der Bewältigung der komplexen gegenwärtigen Lebensweise zukommen kann.

### **Autoreninfo**

Siehe gedruckte Ausgabe.

Doch ist dies weithin noch Zukunftsmusik. Umso wichtiger ist gegenwärtig die Vernetzung, der vertrauensvolle Austausch unter den deutschsprachigen Mönchen und Nonnen. Weitsichtig hatte der Hochehrw. Thich Nhu Dien bereits Anfang dieses Jahrtausends angeregt, neben der Deutschen Buddhistischen Union (DBU), die eine Laienorganisation ist, zusätzlich eine Vereinigung der Ordinierten zu schaffen. Erste Treffen, an denen Mönche und Nonnen ver-



schiedener buddhistischer Schulen teilnahmen, führten bald zu einer Vereinsgründung, die den Namen Deutsche Buddhistische Ordensgemeinschaft (DBO) erhielt und mit der DBU zusammen arbeitet.

Die DBO ist ein Forum geworden, das zweimal im Jahr ein mehrtägiges Treffen anberaumt. Dort ist Gelegenheit, sich über die je eigene Lebenssituation auszutauschen, über die spezifischen Schwierigkeiten, die sich für Ordinierte hier ergeben. Dazu gibt es regelmäßig Schulungen in Ordensfragen sowie eine gemeinsame Meditationspraxis, ggf. auch Beratungen über auftretende Probleme mit Ordinierten. Nicht zuletzt sind wir Ansprechpartner für die Öffentlichkeit sowie für Menschen, die sich für das Ordensleben interessieren. Ich selbst wirke derzeit im Vorstand der DBU mit und übernehme einige Lehraufgaben.

Mit den Nonnen in Schneverdingen in der Lüneburger Heide, vor allem mit jenen, die das Nonnenkloster Shide gegründet haben, das künftig weiter ausgebaut werden soll, bin ich in gutem freundschaftlichen Kontakt. Zur Zeit führen wir einmal wöchentlich per Skype eine Konferenz durch, während der wir uns eingehender mit den einzelnen Gelöbnissen befassen, den Hintergründen für ihre Einsetzung und die Anwendung. Des öfteren fahre ich dorthin, und wir führen gemeinsam die obligatorische Rezitation der Gelöbnisse (Pratimoksa) durch – eine zweimal im Monat zu praktizierende Erinnerung und Festigung der eingegangenen Verpflichtung.

Die Gelöbnisse für buddhistische Ordensleute sind recht zahlreich: die hochordinierten Mönche (Bhiksus) ha-

ben über 200, die Nonnen (Bhiksunis) mehr als 300 Punkte zu beachten. Viele der weniger wichtigen Dinge betreffen allerdings Verhaltensformen, die mir zuvor schon als gutes Verhalten vertraut waren. Es wird eine Aussage des Buddha überliefert, die minder wichtigen Vorschriften könnten später unter geänderten Bedingungen auch verändert werden. Doch wissen wir leider nicht mit Bestimmtheit, welche das sein könnten. Infolge dessen gibt es einige wenige Ordinierte, die auf einer wörtlichen Auslegung bestehen, während die übrigen dies nicht tun mögen. Da nicht daran zu denken ist, zu einer Einigung über nicht mehr anzunehmende Vorschriften zu kommen, geht man dann davon aus, sie stillschweigend nicht mehr zu befolgen.

Zwei Beispiele mögen für die kontroversen Auffassungen stehen. Speziell für Nonnen gibt es eine Reihe von Vorschriften, die offensichtlich ihrem Schutz dienen sollten. So dürfen sie z. B. nicht allein reisen. Viele der westlichen Nonnen tun dies jedoch, zumal sie – anders als zu Buddhas Zeiten – mitunter wie auch ich an vielen weit entfernten Orten Lehraufgaben wahrnehmen. Diese Funktion wird dann als bedeutsamer als die wörtliche Befolgung der Vorschrift angesehen, zumal wir hier und heute nicht den gleichen Gefahren ausgesetzt sind, die es im alten Indien wohl gegeben hat.

Sowohl Nonnen wie auch Mönche betrifft ein weiterer immer wieder diskutierter Aspekt. Sie dürfen – so heißt es – kein Geld annehmen. Befugte Laien übernehmen dann die damit einhergehenden Aufgaben. Dies wird im Vinaya, den Schriften zur Ordensdisziplin, detailliert geregelt. Doch nur sehr wenige

Ordinierte halten sich an diese Vorschrift. Die meisten der hiesigen Ordensleute ziehen es vor, den damit einhergehenden Umständen auszuweichen und abzuwägen, was wichtiger ist: das, was sie erledigen oder ohne Komplikationen durchführen wollen oder die strikte Einhaltung der Vorschrift. Man vergegenwärtige sich beispielsweise die Situation, wenn jemand mit der Bahn zu einer Konferenz reisen möchte. Ein Laienanhänger würde die Fahrkarte besorgen, am Zielbahnhof müsste wieder jemand da sein, der eventuell eine Busfahrkarte besorgt, falls man allein reisen würde. Natürlich sei eingestanden, dass ein höherer Grad von Entsagung im Spiel ist, wenn man gänzlich darauf verzichtet, sich mit Gelddingen zu befassen.

Insgesamt gesehen bin ich durchaus zufrieden mit meiner Situation, wenn auch wie bei etlichen anderen Nonnen der Wunsch, doch in einer passenden Gemeinschaft zu leben, immer mal wie-

der da ist. Das enorm asketische Leben im Zen-Kloster, die Zazen-Praxis in Stille und die zahlreichen Aktivitäten für die Gemeinschaft, hatten durchaus eine segensreiche Wirkung auf mich. Ein Gesammelt-Sein von Körper und Geist mit dem Geschmack der strahlenden Klarheit – kraftvoll und subtil zugleich – ein Tun des Wesentlichen in jedem Augenblick gilt es, gegenwärtig während der Sesshins zu realisieren, die sozusagen ein „Kloster auf Zeit“ sind. Auf Dauer möchte ich nicht in einem derart absorbierenden Zen-Kloster, wie ich es erlebt habe, leben. Die Ruhe und Zeit zum Studieren, zum Vorbereiten der Vorträge, die ich nicht missen möchte, war dort nicht gegeben. Dies war mir nur in Hannover möglich. Wir Nonnen tauschen uns in der DBO auch über die Erfahrungen aus, die wir an den früheren Orten unserer Praxis gemacht haben, um die Vorstellungen in Hinblick auf künftige Projekte zu klären.



### Paul Rheinbay SAC

Prof. P. Dr. Paul Rheinbay SAC, Jahrgang 1959, ist Professor für Kirchengeschichte an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar. Von 2009-2017 stand er der Hochschule als Rektor vor. Er ist Mitglied des „Arbeitskreises Ordens-theologie“ der Deutschen Ordensobernkonferenz. Außerdem leitet P. Rheinbay das Programm „Leben aus der Mitte. Zen-Kontemplation“ im Bistum Essen.



Paul Rheinbay SAC

## P. Hugo Makibi Enomiya Lassalle

Brücke zwischen den Welten

Wenn in diesem Heft die Ausführungen zum „intra-religiösen Dialog“ des Brüsseler Zentrums „Wege des Ostens“ veröffentlicht werden (vgl. S. 142ff. in diesem Heft), so darf zumindest ein kurzer Hinweis auf die Person nicht fehlen, die das dort Gesagte bereits „ante literam“, weit ihrer Zeit voraus, gelebt hat. Es ist der Japanmissionar Hugo Enomiya-Lassalle, dessen Lebensspanne von 1898 bis 1989 beide Weltkriege, den Abwurf der Atombomben in Japan, das II. Vatikanische Konzil bis zur Meditationsbewegung der 70er Jahre umfasst. Ohne ihn wäre im Gesamt des christlich-buddhistischen Dialoges vieles nicht oder anders gelaufen; auf

ihn und seine Gestalt hinweisen bedeutet gleichzeitig die provozierende Frage, ob heute bestehende Dialoginitiativen in seinem „Ursprungsgeist“ geschehen. Ich lernte P. Lassalle Anfang der 80er Jahre als junger Theologie-Student kennen – nicht in einem seiner vielen Zen-Kurse, sondern anlässlich seiner Aufenthalte bei unserer Gemeinschaft in Mülheim an der Ruhr. Dort besuchte er regelmäßig P. Johannes Kopp, mit dem auch ich befreundet war und der zur Gruppe derer gehörte, die Lassalle nach Japan holte, um ihnen die Möglichkeit zu geben, sich dort in authentisches Zen einführen zu lassen. Was mir damals auffiel, war die Ausstrahlung

eines zwar schon alten und gebrechlichen Mannes, der aber von innen her strahlte. Er war nicht ein Mensch vieler Worte; aber in seinen Worten klang ein erfülltes Leben durch, das beeindruckte. Erst viel später, nach seinem Tode, als ich mit Zen in Berührung kam, entdeckte ich, welcher Lebensweg ihn dahin geführt hatte.

Sein Interesse an östlicher Spiritualität war zunächst mit dem Anliegen verbunden, die seinem missionarischen Wirken anvertrauten Menschen besser zu verstehen und sie dem entsprechend leichter für das Christentum gewinnen zu können. Zen war so sehr mit der Kultur Japans verbunden, dass eine Beschäftigung damit sich förmlich aufdrängte. Doch dies auf eher theoretischer Ebene zu vollziehen, ist etwas anderes als die damals noch in Klöstern geübte strenge Form der Praxis. 1929 als Jesuit nach Japan gesandt, unterwarf Lassalle sich im kalten Februar 1943 zum ersten Mal den Anstrengungen eines Kurses („Sesshin“) mit mehrstündigem, bewegungslosem Sitzen in der Stille. Von einer Art Fegefeuer soll er damals gesprochen haben. Das war der Beginn. Und vielleicht wäre es auch dabei geblieben, hätte sich nicht kurze Zeit später etwas ereignet, was nicht nur für die Geschichte Japans entscheidend wurde, sondern für die ganze Menschheit: Lassalle erlebte den Abwurf der Atombombe am 6.8.1945 in Hiroshima, wurde verwundet und war fortan Zeuge einer destruktiven Möglichkeit des Menschen, die – davon war er überzeugt – nach einem Bewusstseinswandel rief. Dieser zeichnete sich, motiviert durch die gemeinsam empfundene Not nach dem Krieg und der Kapitulation Japans, in einer Friedensinitiative von Christen und Buddhisten ab, an

der Lassalle maßgeblich beteiligt war. Dabei sollte es um Verständigung im Religiösen und allgemein um eine ethisch-moralische Erneuerung gehen. Lassalle war sich bewusst, hiermit absolutes Neuland zu betreten:

*„Vielleicht ist es das erstmal in der Geschichte der Missionen, dass eine solche Vereinigung gegründet wurde. Während Bonzen und christliche Missionare Jahrhunderte hindurch feindlich gegeneinander gestanden hatten, sollten sie jetzt in gemeinsamer Front für die gute Sache kämpfen“* (Mein Weg zum Zen, 48).

### **Gemeinsam meditieren für den Frieden in der Welt**

Dieses Bewusstsein gewinnt bald danach eine imposante Gestalt in der von Lassalle initiierten Weltfriedenskirche am Ort des Schreckens. Das Geld dazu hatte er in Europa und Amerika gesammelt; die Aufmerksamkeit und Hilfsbereitschaft der Weltöffentlichkeit war groß. Es ging um die Überwindung der Feindschaft, des Dualismus in den Herzen der Menschen – und hier begann dann auch wieder Meditation eine große Rolle zu spielen:

*„Meditation, vor allem die ungegenständliche Meditation, befähigt uns, den latenten Dualismus und die daraus resultierende Feindschaft mit der Folge des Krieges aufzufangen und das kosmische Ganze als eine Einheit zu erfahren. Von dieser Erfahrung der Einheit her wird allmählich die Feindschaft und der Krieg in uns selbst und in unserer Umwelt überwunden“* (a.a.O., 82).

In diesem Abschnitt klingen Themen an, die für das ganze weitere Leben von Lassalle bedeutsam waren: ungegen-

ständliche Meditation, kosmisches Ganzes, Einheit, Überwindung des Dualismus im Menschen. Dabei wurden ihm schon früh Fragen klar, die bis heute die Diskussion um Zen für Christen bestimmen: Welche Parallelen gibt es zwischen der ungegenständlichen, d.h. nicht mit Gedanken, Bildern, Konzepten arbeitenden Zen-Meditation und der christlichen Mystik, die in ähnlicher Weise alle Bilder und Vorstellungen von Gott übersteigt? Wie verhält sich das im Zen angestrebte Erlebnis von Erleuchtung („Satori“) zur Erfahrung eines von Christen personal geglaubten Gottes? Gibt es so etwas wie eine „einfach menschliche“ (anthropologische) Grundveranlagung, sich in die Stille zu setzen und darin zum Frieden zu kommen? Lässt sich Zen aus seinem bisher buddhistischen Kontext herauslösen und in den christlichen Glaubensweg integrieren? Was geschieht dabei – einerseits mit der jahrhundertealten Tradition des Zen, andererseits mit dem christlichen Glaubensverständnis? Auch wenn Lassalle an der Konzilsklärung über das Verhältnis zu den Weltreligionen („Nostra aetate“), welche eine kopernikanische Wende in der Sicht des „Anderen“ einleitete, mitarbeitete – er war kein akademischer Theologe. Vielmehr traute er seiner eigenen Erfahrung, die ihn durch manches Tal von Zweifeln und Anfechtungen hindurch führte. Und ihn so darauf vorbereitete, auch mit den oft aggressiv zweifelnden Anfragen von außen, die auf ihn zukommen sollten, Geduld zu haben. Er ging diesen Weg alleine, niemand anderes konnte ihm dabei helfen; er war Pionier – und so sollte es nicht verwundern, dass er die sich stellenden Fragen in seinem Horizont beantwortete

und sich nicht darum sorgte, wie es denen gehen würde, die ihm nachfolgten und die immerhin dann einen „Vorgänger“ hatten.

Sowohl von Seiten seines Ordens als auch der römisch-kirchlichen Prüfinstanzen bekam er zunächst Steine in den Weg gelegt – aus Furcht davor, die Zen-Praxis könne sowohl den Ordensnachwuchs wie auch den „einfachen Gläubigen“ vom rechten Weg abbringen. Sein erstes Buch noch vor dem Konzil wird zensiert und die weitere Verbreitung verboten, die Einweihung des bereits gebauten christlichen Zen-Zentrums in der Nähe von Tokyo verschoben. Lassalle überlegt, den Jesuitenorden zu verlassen und sich einer kontemplativen Gemeinschaft anzuschließen. Erst als 1965 Pedro Arrupe Generaloberer der Jesuiten wird, ändert sich die Atmosphäre und er erhält wieder Unterstützung, nicht zuletzt auch durch die nach dem Konzil einsetzende spirituelle Suchbewegung.

Schauen wir ein wenig – auch vor dem Hintergrund heute selbstverständlicher Zen-Angebote in Klöstern und christlichen Bildungsstätten – auf die innere Entwicklung von Lassalle. 1961 erscheint in einer ersten Edition sein großes Werk „Zen und christliche Mystik“. Hier vergleicht er die großen Gestalten der christlichen Spiritualität wie Theresia von Avila, Johannes vom Kreuz, aber auch die ostkirchlich Erfahrenen des Jesusgebets mit dem, was auf dem Zen-Weg zu erlangen ist. Dabei ist er sich der Unterschiede sehr bewusst. Die Interpretation spiritueller Erfahrung ist abhängig vom religiösen Verständnis dessen, der die Erfahrung macht. Lassalle ist sehr darauf bedacht, die Dinge nicht miteinander zu vermischen. Zen

war und ist keine Religion, wohl aber über Jahrhunderte im buddhistisch-philosophisch-weltanschaulichen System eingebettet gewesen. Deswegen konnte und kann ein Christ den Zen-Weg gehen, ohne Buddhist zu werden. Zen und Christentum waren, so hatte es sein buddhistischer Meister Yamada Roshi formuliert, verschiedene Wege, die sich jedoch auf dem gemeinsamen Gebiet religiöser Erfahrung treffen und gegenseitig befruchten können. Wie dies geschehen kann und welche Rolle dabei die Differenz zwischen persönlichem (Christentum) und unpersönlichem (Zen) Absoluten spielt, darum kreisen immer wieder die Gedanken und Fragen von Lassalle.

So schreibt er 1972 in seinem Tagebuch: *„An diesem Morgen kam mir der folgende Gedanke: im apersönlichen Absoluten, so wie es die Buddhisten sehen, muss es Liebe geben, sonst kann es nicht das Letzte sein. So ist also Gott Liebe und das Letzte müsste auch Liebe sein. Das heißt aber: in diesem Falle ist es personal“* (zitiert bei U. Baatz, Lassalle, 351)

In tiefem Respekt vor der spirituellen Kraft des Zen sieht er diesen als Weg (méthodos), als Möglichkeit, zum Glutkern der eigenen Religion zu kommen. Nicht um eine Vereinnahmung ging es ihm, vielmehr legte er Wert auf einen achtsamen Umgang mit der gewachsenen Gestalt des Meditationsweges, den er als großes Geschenk für Christen ansah. Besonders die Bedeutung des Leibes auf dem inneren Weg, die Sicht des Leibes als „spirituelles Potential“, die Mühe und bis zu gewissen Grenzen auch der Schmerz des lange andauernden Stillsitzens in guter, aufrechter Haltung - das war ihm für oft leibver-gessene Christen ein wichtiges Anlie-

gen. Ebenso legte er großen Wert auf eine sorgsame Begleitung und Prüfung der auf diesem Weg anstehenden Reifestufen durch authentische Zen-Lehrer, die in jahrelanger Übung den Weg selbst gegangen waren. Er selbst hatte ja erst nach unzähligen Lehr-Begegnungen mit seinem Meister, bereits in hohem Alter, von diesem die Bestätigung seiner Zen-Erfahrung zugesprochen und kurz vor seinem Tod den Namen „Wolke der Liebe“ verliehen bekommen. Unabhängig davon nannte Yamada Roshi ihn gerne „Meister im Leben“, so wie er für ihn „Meister im Zen“ war.

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

## Christen auf dem Zen-Weg

In Lassalle ist die Antwort auf die Fragen, ob ein Christ Zen üben kann und ob ihn dies zu einem besseren Christen macht, über alle Worte hinaus in der Person sichtbar geworden. Obwohl ausgebildet im sehr starren System der traditionellen Theologie seiner Zeit (Neuscholastik), brachte die Meditation mit der ihrer radikalen Eigenart entsprechenden Faszination ihn nicht aus der Christusbeziehung heraus, sondern tiefer in diese hinein. Nie hatte er Zweifel an seiner Berufung als Christ und Priester. Die tägliche Eucharistiefeier (auch, wenn immer möglich, während eines Sesshins), Stundengebet und mündliches Gebet standen für ihn nicht im

Gegensatz zur Praxis der Meditation. Beides kam in ihm zum Gleichklang, wie das Beten der Sutren von Seiten der buddhistischen Sesshin-Teilnehmer mit den Eucharistie-Gebeten der gleichzeitig in einem anderen Raum auf Hörweite feiernden Christen. Lassalle sah seine innige Christusbeziehung – über die er selten sprach, die ihm auch im letzten leidvollen Lebensabschnitt nicht verließ – als Frucht des gegangenen Weges und als erreichbare, sicherlich immer mit Gnade verbundenen Möglichkeit für Christen.

So war er es, der Zen in Westeuropa implementierte. Einerseits durch eine Gruppe von Priestern, Ordensleuten und Laien, die er nach Japan einlud, gleich ihm sich der Zen-Schulung bei seinem – für Christen offenen – Meister zu unterziehen. Andererseits durch ungezählte Reisen und Sesshins, die ihn quer durch Deutschland, Holland, Schweiz und Spanien und zu vielen spirituellen Orten und Persönlichkeiten weltweit führten. Legendär wurden seine Einführungsabende, die er im Schweigen, im Lotussitz auf einem Tisch, begann. Zentren in Dietfurt (Altmühltal) und Brihuega (Spanien, nahe Madrid) gehen auf ihn zurück; Meditationshäuser und –räume wie in Bad Schönbrunn (Schweiz) oder im diözesanen Bildungshaus in Essen-Werden tragen seinen Namen.

So könnte unter dem eingangs erwähnten Brüsseler Dokument zum „intra-religiösen Dialog“ gut sein Leben als Unterschrift stehen. Sein jüngerer Mitbruder und Weggefährte Klaus Riesenhuber fasst es im Nachwort zu Lassalles Biografie so zusammen:

„Im Zen suchte und fand er einen Einstieg zu dem, was die spirituelle Tradi-

tion mystisches Gebet, dunkle Beschauung oder Weg der Einigung nennt .... Es macht die bleibende Bedeutung von Enomiya-Lassalles Leben aus, diesen in sich endlosen, doch in keiner Etappe unfruchtbaren Weg im Glauben gelebt, durch die Zen-Übung methodisch zugänglich gemacht und so als neue spirituelle Daseinsform in christliche Spiritualität und westliche Praxis überhaupt eingeführt zu haben. Damit hat er zugleich beispielhaft dargestellt, aus welchem geistlichen Ernst und welcher personalen Tiefe eine christliche Praxis des Zen-Weges gespeist sein muss, will sie nicht in äußerer Nachahmung von Zen als Rhetorik und kultureller Erscheinung steckenbleiben, sondern originär Zen aus seiner wurzelhaften Intention und wesenhaften Möglichkeit sich zu eigenmachen, um darin das ur-eigene Grundanliegen neu zu verstehen und praktizieren zu lernen.“ (Baatz, a.a.O., 438)

.....  
Quellen:

U. Baatz, Hugo Enomiya-Lassalle – Ein Leben zwischen den Welten. Biografie, 1998 – in verkürzter Form als Taschenbuch erschienen und noch im Handel); Nachwort von K. Riesenhuber SJ zur deutschen Ausgabe; Vorwort von Ana Maria Schlüter Rodés zur spanischen Ausgabe 2005.

K.-J. Kuschel, Hugo Enomiya-Lassalle. Christentum und Zen-Buddhismus – versöhnbar?, in: Leben ist Brückenschlagen, 2011, S. 313 – 351.

J. Kopp, „Er sitzt auf seiner Matte und tut nichts.“ Pater Enomiya-Lassalle, Meister der Integration des Zen-Weges in das christliche Leben. Erfahrungen und Erwägungen, in: G. Stache (Hg.), Übung der Kontemplation. Christen gehen den Zen-Weg, 1988, S. 31-61.

## Tobias Karcher SJ

P. Tobias Karcher SJ, geb. 1961 in Weinheim a.d.B., studierte Philosophie, Theologie und Gesellschaftswissenschaften in Freiburg i.Br., Paris. 1989 trat er in das Noviziat der Gesellschaft Jesu ein. Seit 2009 ist er Leiter des „Lassalle Hauses, Zentrum für Spiritualität – Dialog – Verantwortung“ in Bad Schönbrunn, Kanton Zug, Schweiz.



Tobias Karcher SJ

## Dem Geist Raum geben

Die spirituellen Wege des Lassalle-Hauses

### Aufbruch und Heimat

Es war für mich einer der bewegendsten Aufbrüche: Das letzte Gebet in unserer Roten Kapelle, gemeinsam mit den Meditierenden der Zentraktion und der christlichen Tradition. Dann brachen wir auf: Jeder nahm einen Gegenstand seiner Tradition mit, ein Sitzkissen, einen Betschemel, die heilige Schrift und gemeinsam verließen wir das Lassalle-Haus und Bad Schönbrunn, das uns über vier Jahrzehnte eine so wertvolle Heimat war. Nebel, Schnee und Eis machten das Aufbrechen mühsam, so galt es vorsichtig, Schritt für Schritt voranzugehen. Über 100 Freunde des Hauses machten sich gemeinsam mit uns auf den Weg. Auf der Hälfte des Weges löste sich plötzlich der Nebel auf und kraftvolle Sonnenstrahlen ließen die verschneiten Bäume und Hügel der Voralpenlandschaft im schönsten Licht

erstrahlen und bald schon sahen wir die Kuppel des Klosters der Schwestern vom Heiligen Kreuz, unsere Wahlheimat, in der wir für über 15 Monate als Geistliches Zentrum, mit seinen Gästen, Mitarbeitenden, Freunden und der Jesuitenkommunität Heimat finden sollten.

Warum waren wir aufgebrochen? Unser Zentrum war nach 40 Jahren stark renovierungsbedürftig. Doch hatten wir erlebt, dass seine, architektonischen Maße der Harmonie der Musik entsprechen, wie geschaffen für Menschen auf einem spirituellen Weg. Meditationsräume und Kapellen laden in ihrer geschlossenen und nüchternen Weise zur Innerlichkeit und Einkehr ein, Lehrräume und Gästezimmer öffnen sich hin auf eine sanfte Parklandschaft und verbinden Raum und Natur. Es scheint, als atme der Geist der Exerziten in dieser Architektur, die die Menschen einlädt,

sich zurückzuziehen und sie immer wieder ermuntert, in die Welt zurückzukehren. Viele Menschen haben in den vergangenen Jahrzehnten bei uns Heimat gefunden. Sie sind fasziniert und bewegt von Architektur, Parklandschaft und der Atmosphäre der Stille. Deswegen hat die Schweizer Provinz der Jesuiten entschieden, das Lassalle-Haus in einer aufwändigen Generalsanierung in die nächste Generation zu führen.

Aufbrechen. Dieses zentrale Wort aus unserer jüdisch-christlichen Tradition steht auch für die Geschichte dieses ersten Exerzitienhauses in der Schweiz, das sich im Kanton Zug auf halbem Weg zwischen Zürich und Luzern befindet. Denn immer wieder galt es, vertraut gewordene Wege zu verlassen, um neue Weisen zu finden, Menschen einzuladen und ihnen Wege des Lebens aufzuzeigen.

## Lebenszyklen

1929 erwarben die Schweizer Jesuiten in Bad Schönbrunn ein ehemaliges Kurhaus samt Parkanlage. Ein gewagter Schritt zu einer Zeit, da die Schweizer Bundesverfassung, geprägt vom Kulturkampf des 19. Jahrhunderts, das Wirken der Jesuiten in der Schweiz noch ausdrücklich verbot. Bis Ende der 60er Jahre, eine Zeit, geprägt von den geschlossenen konfessionellen Milieus, bildeten die Exerzitien den ideellen und zahlenmäßigen Schwerpunkt der Kurse, in reger Zusammenarbeit mit den katholischen Verbänden.

Eine substanzielle Zäsur brachte erst der Neubau, der 1970 eingeweiht wurde. Aus dem einstigen Exerzitienhaus wurde ein Bildungszentrum, das zentrale Themen des II. Vatikanums aufgriff:

Kirchenbild, Ökumene, Rolle der Laien, Kirche und Welt. Seine Arbeit verstand es nun als kirchliche Erwachsenenbildung. Eine fruchtbare Zusammenarbeit begann mit Vertreterinnen der Reformierten Kirche, die sehr daran interessiert waren und sind, die geistlichen Übungen des Ignatius kennenzulernen. Die 90er Jahre standen im Zeichen der beginnenden Globalisierung. Die 34. Generalkongregation des Jesuitenordens (1995) stellte neben Glaube und Gerechtigkeit auch Begegnung und Dialog mit den Kulturen und Religionen in den Vordergrund. In dieser Zeit öffnete sich Bad Schönbrunn dem interreligiösen Dialog und trägt seit dieser Zeit den Namen von Hugo M. Enomiya Lassalle SJ (1898 - 1990). Pater Lassalle, seit den 1930er Jahren in der japanischen Mission aktiv, war einer der ersten Nichtjapaner, der die Ausbildung zum Zenlehrer absolvierte. Ab den 1970er Jahren begann er, inspiriert von der Öffnung der Katholischen Kirche zum interreligiösen Dialog den Brückenschlag nach Europa, auch mit Kursen in Bad Schönbrunn. Sein Anliegen war es, den Reichtum der Spiritualität des Zen auch für die Europäer erfahrbar werden zu lassen und die eigenen mystischen Traditionen im Christentum wieder zu entdecken.<sup>1</sup>

Zen ist für uns im Lassalle-Haus nichts Exotisches, sondern vielmehr eine schlichte Übung im Stille-Sitzen. Eine Meditationsweise, die von der Zerstreuung zur Sammlung, von außen nach innen, von der Oberfläche in die Tiefe führt. Eine Meditationsweise, die ohne Worte und Begriffe auskommt und die – mit offenen Augen – auf keine bestimmten Gegenstände achtet; deshalb heißt sie auch übergegenständliche Me-

dition. Insbesondere von den christlichen Kirchen Distanzierte und Entfremdete interessierten sich in den 1990er Jahren für diese neue Meditationsweise. Gleichzeitig war ihnen der Rückbezug zu ihren ursprünglichen christlichen Wurzeln durch Liturgie und Dialog wesentlich.

So entwickelt sich das Lassalle-Haus zu einem Zentrum der Spiritualität, mit den christlichen Wegen der Ignatianischen Exerzitien und der christlichen Kontemplation sowie den Wegen des Ostens: Zen und Yoga. Dialogseminare und Lehrgänge greifen die unterschiedlichen spirituellen Erfahrungen auf und laden zum Austausch und Reflexion ein.

Mit den 2000er Jahren schien das Lassalle-Haus wieder an einer neuen Schwelle angelangt. Die Zentradiation ist mittlerweile zum festen Bestandteil des Bildungsangebotes geworden. Doch ist es längst nicht mehr sein Alleinstellungsmerkmal. Jetzt gibt es viele Anbieter für östliche Meditationen. Auch haben die nun an den Zen Traditionen Interessierten oft keinen christlichen Bezugspunkt mehr. Die Zeit der Generalisierung und des Aufbruchs aus unserer vertrauten Umgebung (2015/2016) war für uns so auch Anlass, wieder unsere inhaltliche Ausrichtung zu prüfen und uns unserer Sendung zu vergewissern.

## Die Sendung des Jesuitenordens

Mit seinem Engagement im Lassalle-Haus folgt der Jesuitenorden seiner Sendung: Es geht um die Kontemplation und Verkündigung des Geheimnisses Gottes in Jesus Christus, der uns ein-

lädt, ihn in allem zu suchen und zu finden. In dieser Sendung sind die Verkündigung des Glaubens, der Einsatz für Gerechtigkeit, der Dialog mit anderen Religionen und Kulturen mit einander verschränkt.

In unserer globalisierten Gesellschaft, die durch Säkularisierung und Ausdifferenzierung geprägt ist, wird Religion oft mit fundamentalistischen oder esoterischen Strömungen identifiziert. Demgegenüber ist der Jesuitenorden einem christlichen Humanismus verpflichtet. In dessen Mittelpunkt steht der Mensch als Geschöpf und autonomes Subjekt, als Individuum und Sozialwesen, mit Freiheit begabt und so auch schuldfähig.

So gehören zu einer Bildungseinrichtung des Jesuitenordens transzendente Beziehungsfähigkeit, Gestaltung der Freiheit sowie Weltdeutung, Sinngebung und Handlungsorientierung.

Aus dieser Sendung der Gesellschaft Jesu ergibt sich der „Dreiklang“ für die Ausrichtung des Lassalle-Hauses: Spiritualität, Dialog und Verantwortung. Wir laden den Menschen ein, in seiner Freiheit zu wachsen. Wir bieten Raum für Spiritualität und Sinngebung, für Dialog mit anderen Religionen und Kulturen und ermuntern, Verantwortung zu übernehmen in der Gesellschaft.

Vor dem Hintergrund einer zunehmend zerrissenen Welt hat die 36. Generalkongregation (2016) den Einsatz für Frieden und Gerechtigkeit als wichtige Aufgabe des Ordens identifiziert. Auch die jüngste Sozialzyklika *Laudato Si* betont die Aufgabe der Versöhnung der verschiedenen Teilbereiche der Gesellschaft und der Schöpfung. Das neue Fastenangebot des Lassalle-Hauses, von dem weiter unten die Rede sein wird, ist

wie geschaffen, diese Themen aufzugreifen.

### **Der Spagat zwischen Niederschwelligkeit und reiner Lehre**

Das Interesse an der christlichen Botschaft und den bewährten spirituellen Wegen wächst wieder, doch öffnet sich auch der Spannungsbogen zwischen den neugierigen, eher von einer unverbindlichen Spiritualität geprägten „Pilgern“ und den engagierten Christen und Nichtchristen, die sich für das Ursprüngliche, Felsenfeste und Fortdauernde begeistern. Für das Lassalle-Haus ist es eine Herausforderung, die unterschiedlichen Gruppen anzusprechen. Für die Pilger, die Spurensucher stehen niederschwellige Angebote bereit. Für die Engagierten geben Lehrgänge die Möglichkeit, ihre Spiritualität und ihr Glaubenswissen zu vertiefen oder sich für die Dienste der Kirche ausbilden zu lassen. Die Pilger schultern immer wieder ihren Rucksack und ziehen weiter. Das Lassalle-Haus jedoch ist stabil. Doch ist es gerade diese Stabilität, die es uns erlaubt, Heimat anzubieten. Eine Gastfreundschaft, die immer wieder gerne angenommen wird. Die fünf beispielhaften Kurzprofile mögen den unterschiedlichen Menschen, die zu uns kommen, ein Gesicht geben.

#### **Der Rückkehrer**

Katholisch sozialisiert aufgewachsen hat er sich als junger Erwachsener von seiner Herkunft verabschiedet. Es folgte eine lange weltanschauliche Odyssee mit seriösen und weniger seriösen Sinnanbietern. Eine innerliche Trockenheit lässt ihn die Stille suchen. Auch scheut er nicht die Selbstkonfrontation.

Die personale Gotteserfahrung ist für ihn zur Schlüsselerfahrung und zu bleibenden Orientierung geworden.

#### **Die Suchende**

Auf dem Markt der Spiritualität ist die Suchende zu Hause. Eine bewusste Wertorientierung ist ihr auch im Bereich der Ernährung und dem nachhaltigen Gebrauch von Ressourcen sehr wichtig. Sie ist auf der Suche nach bewährten spirituellen Traditionen und schätzt den Austausch in der Gruppe.

#### **Der Engagierte**

Die Familien- und Karrierephase prägen den jungen Mann. Gleichzeitig versteht er sich als Laie berufen zur christlichen Verkündigung und zu politischem Engagement. Er absolviert eine Ausbildung als geistlicher Begleiter und arbeitet mit im Team der Kurse für Ignatianische Exerzitien.

#### **Die sich neu Orientierende**

Ihr erfolgreiches Berufsleben geht zu Ende. Verantwortung zu übernehmen und ihr Leben weitsichtig zu planen ist ihr vertraut. So hat sie eine Ausbildung zur interreligiösen Theologie absolviert, da sie sich im neuen Lebensabschnitt in der Zusammenarbeit mit Migrant/-innen engagieren will.

#### **Der Humanist**

Unternehmerische Verantwortung hat den großen Teil seines aktiven Lebens geprägt. Diese Aufgabe hat ihn in viele Länder und Kulturen geführt. Auch wenn er die christliche Tradition schätzt, ist für ihn die Zenmeditation die spirituelle Praxis geworden, die ihm inneren Halt und Souveränität ermöglicht.

## Beispielhafte spirituelle Angebote des Lassalle-Hauses

### Hinführungen zum christlichen Glauben

Das klassische Format der Wochenendseminare ermöglicht Interessierten eine erste Begegnung mit den Exerzitien und der Kontemplation. Sehr beliebt sind in den vergangenen Jahren die eintägigen Vertiefungstage im Exerzitienbereich. Sie laden ein zum Kennenlernen und zum Auffrischen. Die Verbindung des buchstäblichen, mehrtätigen Pilgerns in der Natur mit Schweigen, Lebensreflexion und biblischen Texten hat sich als zusätzliches Format herauskristallisiert. Eher unerwartet haben sich auch unsere Gartenwochen als niederschwelliger Zugang entpuppt. Während einer Woche kommen Gäste zu uns, um im Park des Lassalle-Hauses zu gärtnern, gemeinsam zu meditieren und Gottesdienst zu feiern. In informellen Gesprächen habe ich immer wieder wahrgenommen, dass dieses Format für die Vorsichtigen ideal ist, in die verschiedenen spirituellen Angebote hineinzu schnuppern, ohne die Sorge, verinnahmt zu werden.

### Der neue Lehrgang „Ignatianische Exerzitien und Geistliche Begleitung“

Das Einüben einer spirituellen Grundhaltung ist für ein christliches Leben in einer offenen Gesellschaft entscheidend. Persönlichkeitsbildung aus dem Geist des Evangeliums trägt zu einem Christsein mit Zukunft ganz wesentlich bei. Bereits im 16. Jahrhundert hat dies Ignatius von Loyola erkannt: In einer Zeit des Umbruchs und der Kirchenreform hat der Gründer des Jesuitenordens den geistlichen Übungsweg der

Exerzitien geschaffen, damit Menschen in der Nachfolge Christi ihr Leben selbstverantwortet gestalten können.

Zeitgemäss interpretiert, haben die Ignatianischen Exerzitien bis heute nichts an Aktualität verloren – ein klassischer, ausgereifter, spiritueller Übungsweg mit Rückbesinnung auf die Heilige Schrift, Meditation und Kontemplation, geistliche Lektüre und theologische Reflexion. Wer diesen Weg geht, ist bereit, sich mit eigenen psychologischen und spirituellen Entwicklungsdynamiken auseinanderzusetzen und sich dabei geistlich begleiten zu lassen. Selbst in einem außerordentlichen inneren Prozess geformt, verknüpft Ignatius Erfahrungen und Weisheiten aus der mystischen Tradition mit einer geistlichen Pädagogik. Seine Einsichten sind hilfreich, das Leben neu zu ordnen und ein tragendes Fundament zu schaffen.

Durch die Geistlichen Übungen wird der Mensch in den Raum der Begegnung mit Gott geführt und findet zu immer größerer, innerer Freiheit. Dieses geheimnisvolle Geschehen befähigt, in wachsender Aufmerksamkeit auf die Welt zu hören, für sie Verantwortung zu übernehmen und im Geist des Evangeliums zu leben. Zusammenhängend damit wird großer Wert auf Prozesse der Entscheidungsfindung gelegt. Diese wurzeln im Vertrauen, dass Gott jeden einzelnen Menschen führt. Auf diesem Hintergrund sind individuelle Begleitgespräche ein Markenzeichen Ignatianischer Exerzitien.

Über die Exerzitienkurse hinaus dient die Geistliche Begleitung dazu, auch im Alltag auf dem Weg zu bleiben und die mannigfaltigen Vorgänge in der Seele wahrzunehmen. Der geistliche Begleiter, die geistliche Begleiterin hilft mit,

diesen Prozess zu deuten und die "Geister" zu unterscheiden, die den Menschen bewegen. Gottes Wirken in der Seele wird im Begleitgespräch mit einer Begegnung von Mensch zu Mensch verbunden. Dieser doppelte Ort der Gottesbegegnung, für christliche Spiritualität charakteristisch, findet auf dem ignatianischen Übungsweg seinen Ausdruck.

Seit rund fünfzig Jahren erfahren die Exerzitien eine konsequente Erneuerung im Blick auf die Lebenswelt der Gegenwart. Integriert wurden dabei Erkenntnisse aus Mystik und Spiritualität, Anthropologie und Philosophie, Psychologie und Therapie, Theologie und interreligiösem Gespräch. Weit über den Jesuitenorden und die katholische Kirche hinaus inspirieren Exerzitien heute auch säkulare Formen der Persönlichkeitsentwicklung. Vor allem aber sind sie zu einem Weg geworden, das Christsein zu erneuern, die persönliche Berufung zu finden und diese in den Dienst verschiedener Lebensbereiche zu stellen.

Der Exerzitienweg erschließt durch Meditation auch die Bibel spirituell und ist deshalb gerade auch für Christinnen und Christen aus der reformatorischen Tradition wertvoll geworden. Die Geistlichen Übungen des Ignatius werden heute in ökumenischer Offenheit weitergegeben und bilden eine wichtige geistliche Brücke zwischen den Konfessionen. Sie inspirieren, auf vielfältige Art im Alltag auf das Reich Gottes hin zu leben.

#### *Aufbau und Fokus des Lehrgangs*

Der erste Teil des Lehrgangs führt ein in die ignatianische Spiritualität. Diese Grundlegung geschieht auf dem Hinter-

grund eines modernen Spiritualitätsbegriffs und in der Auseinandersetzung mit verschiedenen Formen spiritueller Praxis.

Im zweiten Teil verinnerlichen die Lehrgangsteilnehmenden den Prozess und die Inhalte der Geistlichen Übungen durch geistliches Üben im Alltag, durch Lektüre, durch einen Studientag sowie durch die Lehrgangsmodule, welche sich thematisch am Exerzitienbüchlein orientieren. In der zweiten Hälfte dieses Lehrgangsteiles setzen sie die gemachten Erfahrungen um, indem sie selber unter Supervision Exerzitien im Alltag begleiten.

Der letzte Teil der Ausbildung legt den Schwerpunkt auf die professionelle Gestaltung geistlicher Begleitprozesse. Die Lehrgangsteilnehmenden vertiefen zum einen das bisher Erlernte in Theorie und Praxis. Zum anderen eignen sie sich das Rüstzeug an, wie sie Menschen in geschlossenen Exerzitien sowie im Alltag nach der ignatianischen Tradition begleiten können. Innovativ ist hier ein Lernsetting aus dem angelsächsischen Bereich: In professioneller Begleitung werden Gesprächsführung und Ethik, das vertiefte Verstehen der Unterscheidung der Geister, von Wachstumsprozessen und Krisen eingeübt und evaluiert.

#### **Kontemplation**

In der Kontemplation geht es darum, das stille Wirken Gottes in sich selbst und im eigenen Leben wahrzunehmen. Kontemplation ist ein ganzheitlicher Weg und führt von der Unruhe des Geistes zur Ruhe des Herzens, von der Zerstreuung in ein achtsames Wahrnehmen. Aus dem Gebet heraus wird das alltägliche Leben in seinen verschiedenen Bereichen durchwirkt und erneuert.

Kontemplativ beten kann mit oder ohne Worte geschehen. Beim ostkirchlichen Jesusgebet – das sich aus dem murmelnden Meditieren der jüdischen Gebetsweise und der Wüstenväter entwickelte – geschieht dies im sich wiederholenden Aussprechen des Namens Jesu Christi. Bei dieser Übung lernt man auch, im Rhythmus des Atems zu beten und erfährt eine innere Ruhe und stille Kraft.

Die Kontemplation im Lassalle-Haus schöpft aus den Quellen von ost- und westkirchlicher Tradition: die Praxis der Wüstenväter, die „Aufrichtigen Erzählungen eines russischen Pilgers“, die kontemplativen Wege des Mittelalters (Meister Eckhart) und die Spanische Mystik (Teresa von Avila, Johannes vom Kreuz, Francisco de Osuna) sind die maßgeblichen Orientierungspunkte. Dabei hat der Jesuit Franz Jalics SJ mit seinen „kontemplativen Exerzitien“ die Praxis der Kontemplation im Lassalle-Haus wesentlich inspiriert.

### Fasten

Gesundheit und Ernährung ist ein Fokus, dem in unserer Gesellschaft immer mehr Bedeutung beigemessen wird. Auch hier verfügen die Religionen über ein reiches Erfahrungswissen. So haben wir ein eigenes Programm zu Fastenkursen aufgebaut, das sich ebenfalls bestens in eine Kultur der Stille aufnehmen lässt. Das Fasten in der religiösen Tradition öffnet den Menschen zu Spiritualität, aber auch für wesentliche gesellschaftliche Fragen wie Umgang mit Ressourcen, Ernährung, Ökologie und Fragen der Gerechtigkeit.

Das Lassalle-Haus weiß sich dem Altmeister und Arzt Otto Buchinger verpflichtet, der zu sagen pflegte, Fasten

sei eine Angelegenheit der Stille. Fasten und Beten gehörten für ihn zusammen “wie Einatmen und Ausatmen, wie Oben und Unten, wie Himmel und Erde,.. Sein Verdienst bleibt es, zwei Aspekte des Fastens wieder vereint zu haben: das Fasten als Therapie und das spirituell motivierte Fasten. Aus der reichen Tradition der Religionen tritt für das Lassalle-Haus als drittes die sozial-politische Dimension untrennbar hinzu. Hier arbeiten wir mit engagierten Vertreter/-innen der bekannten Schweizer Hilfswerke zusammen. So können wir glaubhaft eine spirituelle Praxis mit spannenden Projekten der Solidarität mit dem globalen Süden verbinden.

### Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

### Medizin und Spiritualität

Dieser Schwerpunkt steht für ein Fortbildungsangebot für Gesundheitsberufe, für Menschen, die in Spitälern, Pflegeheimen oder ambulanten Diensten arbeiten. In den vergangenen Jahren sind die Gesundheitsberufe in den deutschsprachigen Ländern sensibel geworden für die spirituelle Dimension des Menschen. Gerade in Momenten des Leids oder der Entbehrung kann die spirituelle Dimension Menschen zu einer wertvollen Hilfe und zu einer Ressource werden, um schwierige Lebensabschnitte anzunehmen und zu meistern. Es sind die Fragen, was in den

vergangenen Lebenskrisen, Kraft und Vertrauen schenken konnte. Neben den explizit religiösen Sinndeutungen, werden auch immanente Kraftquellen thematisiert. So ermöglicht der Lehrgang „Spiritual Care“ die Wege der eigenen Spiritualität zu verstehen, er fördert die Begegnungs- und Sprachkompetenz für Spiritualität und hilft, Spiritual Care in den Organisationen zu implementieren.

#### **Achtsamkeit und Wertorientierung**

Mit dem Wegbrechen von traditioneller Kirchlichkeit werden jetzt Begegnungen oder Kontakte möglich, die vorher als nicht opportun galten. So gelingt es dem Lassalle-Haus zunehmend, Unternehmen mit Kursangeboten anzusprechen, in denen die Haltung der Achtsamkeit und der Wertorientierung thematisiert wird. Die Haltung der Achtsamkeit hilft, Abstand zu finden von einem erdrückenden Stress. Die Frage nach Werten und einer Wertordnung lässt die Menschen über ihre eigenen Lebensziele nachdenken und eine Eigenständigkeit gegenüber dem Unter-

nehmen verorten. Die Fragen nach der Gerechtigkeit und Nachhaltigkeit eröffnen die internationale Dimension für die oft global agierenden Unternehmen. Das Lassalle-Haus ist jedoch nicht nur ein Bildungszentrum, sondern auch ein geistliches Zentrum. In den vergangenen Jahren ist es uns gelungen, Freunde und Nachbarn zu gewinnen, an den täglichen Meditationszeiten und Gottesdiensten teilzunehmen und sie zur Mitgestaltung einzuladen. Auch laden wir Menschen, die auf den verschiedenen geistlichen Wegen unterwegs sind ein, mit uns in Bad Schönbrunn zu wohnen und sich an unserem Programmangebot zu beteiligen.

„Dem Geist Raum geben“, hieß eines unserer Mottos mit dem wir unser Zentrum für Spiritualität in Bad Schönbrunn erneuerten. Wir vertrauen auf das Wirken des Geistes, der uns auch in Zukunft immer wieder ermuntern wird, Aufbrüche zu meistern.

.....  
1 Vgl. zu Pater Lassalle auch der Beitrag von P. Rheinbay in diesem Heft auf S. 180 ff.

### Sebastian Elavathingal CMI

P. Sebastian Elavathingal ist seit 47 Jahren Mitglied der Carmelites of Mary Immaculate (CMI). 1980 wurde er zum Priester geweiht. Es folgten Studien der Missionswissenschaft in Rom (Gregorian University) und der Kunstmalerei in Mailand (Accademia di Belle Arti Brera). 12 Jahre war P. Sebastian in der kontextanpassenden Priester-Missionar Ausbildung für seine Kongregation in Indien tätig. Er ist Redakteur der indischen religiösen Zeitschrift *In Christo*. Seit fünf Jahren ist er Kooperator in Hachenburg (Bistum Limburg).



schwerpunkt

Sebastian Elavathingal CMI

## Yoga im christlichen Sinn

Yoga und andere asiatische Methoden der Meditation werden heutzutage von vielen Menschen in der westlichen Welt praktiziert. Für viele ist Yoga eine körperliche Disziplin, die die geistigen Fähigkeiten neben der Förderung der körperlichen Fitness erhöht. Die Yoga-Meditation, begleitet von Yoga-Positionen (*Asana*) und Atemübungen (*Pranayama*), soll Stress reduzieren, den Körper reinigen und die Energie anregen. Yoga soll das Gleichgewicht von Körper und Geist bewirken und zur Entspannung und inneren Ruhe führen. Mit verstärkter Achtsamkeit kann Yoga zur Gelassenheit und Harmonie in allen Bereichen des Lebens führen.

### Yoga als das Ziel und das Mittel

Abgesehen von den psycho-physischen Vorteilen wird Yoga für sein Potenzial im spirituellen Leben geschätzt. Es gilt als ein spirituelles Ziel sowie als Mittel, um dieses Ziel zu erreichen. Das Ziel von Yoga ist im Grunde die Erfahrung einer Körper-Seele-Vereinigung, wie das Wort Yoga zeigt. Es stammt aus der Sanskritwort-Wurzel „*yuj*“, die die Bedeutung hat zu vereinen, zusammen zu „jochen“. Was unsere menschlichen Erfahrungen angeht, erfahren wir immer die Not, die gestörten Energien des Handelns, des Bewusstseins und der Emotionen zusammenzuführen, damit wir ver-

lorenes Vertrauen, Frieden und Glück wiedergewinnen können. Yoga bedeutet auch die Disziplin, die Methode und die Anstrengungen (*Sadhana*), um die gewünschte Vereinigung zu erreichen.

### **Die pastoralen Herausforderungen**

In diesem Artikel habe ich nicht die Absicht, eine systematische Darstellung der Yoga-Philosophie oder ihrer unzähligen Interpretationen und Anwendungen zu geben. Ich möchte mich dem Thema aus einer pastoralen Sicht im heutigen Kontext nähern. Die pastoralen Herausforderungen heute sind nach meinem Empfinden der Mangel an Begeisterung, Überzeugung und Interesse vieler Christen, um ein tiefes Verständnis ihres Glaubens zu haben und zu üben. Eine große Anzahl von Christen kann sich mit vielen klassischen Traditionen und gewöhnlichen Bräuchen in der Kirche, wie Sakramenten, Andachten und Gebetsformen, nicht verbinden. Sie fühlen sich distanziert von allen traditionellen Riten des kirchlichen Lebens, weil diese anscheinend nur mit den äußeren Strukturen der Kirche zu tun haben und nicht mit ihren inneren spirituellen Sehnsüchten und Fragen. Diese Riten und Formen scheinen den Weg zu Gott nicht zu zeigen, den die suchenden Menschen als Quelle der Erleuchtung, Freude und Freiheit erfahren wollen.

Aber neben dem mangelnden Interesse an den traditionellen religiösen Bräuchen gibt es ein zunehmendes Interesse an der Suche nach Methoden, die Wellness, Achtsamkeit und Entspannung für Körper und Geist ermöglichen. Spirituell orientierte Menschen, die glauben,

dass die christlichen Quellen der Spiritualität stagnieren und trocken sind, suchen andere Religionen, Sekten oder Lehrer, die behaupten, geistige Erfüllung anzubieten. In der Tat finden wir auf der Seite der aufgeklärten Christen eine auffällige Unkenntnis der christlichen Quellen, die eigentlich allen Suchenden geistliche Erfüllung bieten sollen.

### **Wiederentdeckung der christlichen spirituellen Quellen**

Die Notwendigkeit einer Wiederentdeckung der vernachlässigten christlichen spirituellen Quellen ist vielfach zu spüren. Die Seelsorgerinnen und Seelsorger in den pastoralen Diensten in der Kirche müssen genügend Flexibilität und Kreativität zeigen, um die Lethargie zu überwinden und neue Begeisterung unter den Gläubigen, die ihren Glauben kritisch betrachten, zu erwecken, um ihn für ihr Leben relevant zu machen. Hier brauchen sie keine neuen Methoden zu erfinden. Was genügt und notwendig ist, ist, die verborgenen Quellen in der christlichen Tradition wiederzuentdecken.

Aber auch eine Deutung der neutestamentlichen Botschaft im Kontext der indischen philosophischen Tradition des Yoga ist möglich. Eine solche möchte ich im Folgenden versuchen. Dabei geht es mir nicht darum, eine Erklärung der verschiedenen Schulen des Yoga, ihrer Praktiken und ihrer gesetzten Ziele zu geben und dabei zu zeigen, wie sie angepasst werden können, um eine christliche spirituelle Praxis zu entwickeln. Es ist irrelevant, einer bestimmten Yogaschule zu folgen, trotz ihrer Verdienste als systematische

Methode des körperlichen und geistigen Wohlbefindens. Es gibt nichts Absolutes über irgendeine Yogaschule oder einen Meister. Die unzähligen Traditionen, Schulen und Methoden des Yoga, die sich seit jeher entwickelt haben, zeigen, dass es eine universelle Weisheit ist. Sie wird erforscht, entdeckt und interpretiert nach den Bedürfnissen, Zwecken und dem Geschmack der Suchenden eines guten und glücklichen Lebens.

### **Eine Bewegung von der Peripherie zum Zentrum**

Das Grundprinzip des Yoga besteht in einer inneren Erleuchtung. Der Yoga-Mensch erfährt in sich eine Bewegung in seinen Handlungen, seinem Bewusstsein und in seinen Emotionen von der frustrierenden Peripherie zu seinem ungestörten Zentrum. In der inneren Mitte soll man die erleuchtende Offenbarung eines Bewusstseins erfahren, die die Quelle eines beglückenden Lebens wird. Hinweise auf diese Quelle kommen sehr oft in der Lehre Jesu vor. In seinem Gespräch mit der samaritanischen Frau beim Jakobsbrunnen sagte Jesus: „Wer von dem Wasser trinkt, das ich ihm geben werde, wird niemals mehr Durst haben; vielmehr wird das Wasser, das ich ihm gebe, in ihm zur sprudelnden Quelle werden, deren Wasser ewiges Leben schenkt“ (Joh 4, 14). Jesus lehrte die Frau im Laufe seines langen Dialogs mit ihr, in sich selbst zu suchen und die wahre Quelle des lebendigen Wassers zu finden. So konnte sie ihre lange Suche nach Lebensglück mit bitteren Enttäuschungen und Rückschlägen an den Rändern des Lebens beenden. Yoga ist die Disziplin, die den Menschen helfen soll, um die innere

Quelle des Lebens zu entdecken, die erstickt und verstopft geblieben ist - von den verschiedenen Sorgen, Konflikten und Ängsten der Außenwelt.

Das Evangelium Jesu ist gerade eine Einladung, dem inneren Weg zu folgen, der zur Fülle des Lebens und der Freude führt. „Kommt alle zu mir, die ihr euch plagt und schwere Lasten zu tragen habt. Ich werde euch Ruhe verschaffen“ (Mt 11, 28). Jesus vergleicht die innere Mitte der Glückseligkeit mit der Einfachheit und Unschuld eines Kindes. Er preist den Vater, weil er all das den Weisen und Klugen verborgen, den Unmündigen aber offenbart hat (Mt 11, 25). Nikodemus muss wiedergeboren werden, um in das Reich Gottes zu kommen (Joh 3, 5).

Mit dem Himmelreich meint Jesus den inneren Raum der Möglichkeiten, die entfaltet und verwirklicht werden sollen. Jesus erklärt seine Absicht mit verschiedenen Gleichnissen. Mit dem Himmelreich ist es „wie mit einem Schatz, der in einem Acker vergraben war“ (Mt 13, 44). Es ist ähnlich wie etwas Wertvolles, das für eine Weile verloren geht, aber nach der Suche gefunden wird. Die Geschichte von der beharrlichen Suche einer Frau nach der verlorenen Münze, ist erzählt von Jesus im Lukasevangelium (Lk 15, 8-9). Ferner ist das Himmelreich wie ein kleines Senfkorn, das in sich einen großen Baum verbirgt (Mt 13, 31-32). Achtsamkeit, Disziplin, Aufmerksamkeit und anhaltende Anstrengung werden von jedem Sucher des Himmelreichs gefordert. Was entscheidend ist, ist die Bereitschaft und Wachsamkeit des Geistes, der sich wie eine Lotusblume entfaltet. Ein vollerblühter Lotus ist das Symbol der Erleuchtung und vollkommener Freude.

## Jesus der Yoga Meister

Als Inder und Christ würde ich die Yoga-Erfahrung von Jesus selbst als Ideal in die Mitte stellen. In seiner Lehre, Haltung und Handlung hat Jesus gezeigt, dass er ein vollendeter Yoga-Meister ist. Das Yoga-Bewusstsein Jesu hat den Höhepunkt in seinen eucharistischen Gesten und Worten erreicht - als er das Brot nahm, dankte, brach, es seinen Jüngern gab und sagte: Das ist mein Leib. Und über den Kelch tat er in gleicher Weise und sagte: Das ist mein Blut. Ich würde hier feststellen: Die eucharistische Erfahrung Jesu beweist hier das höchste Ideal von *Jnana Yoga*, *Karma Yoga* und *Bhakti Yoga*:

*Jnana Yoga* ist der Weg der Erkenntnis und Selbstverwirklichung, in dem man die existentielle Ignoranz und ihre Konsequenzen überwindet. *Karma Yoga* ist der Weg der richtigen und selbstlosen Handlung, die sich bemüht, die Anhänglichkeit an die Früchte der Aktionen zu überwinden. *Bhakti Yoga* ist der Weg der Liebe und Hingabe, in dem der erleuchtete Mensch in seinem Bewusstsein Harmonie, Liebe und Freude erfährt, in der Einheit mit Gott und der Welt. In *Bhakti* wird das Leben ein Fest der Freude.

### Jesus ein Jnana Yogi

In der Eucharistie wird Jesus sich als ein *Jnana Yogi* beweisen. Er erkennt seinen eigenen Leib und Blut in Brot und Wein - die Früchte der Natur und die Werke menschlicher Hände. Es ist ein Bewusstsein von seinem kosmischen Körper, in dem er seine lebendige Einverleibung mit der ganzen Schöpfung findet. Im eucharistischen Körper überwindet

Jesus die Feindseligkeit und Entfremdung der Natur, die im Paradies die Sünde des Ungehorsams verursachte (Gen 3, 17-18). Jesus versöhnt die ganze Schöpfung mit seinem Körper. Das verlorene Paradies wird wiedergewonnen und ein neuer kreativer Raum wird offenbart. Er nannte es das Reich Gottes - ein dynamischer Raum der Beziehungen in jedem Herzen. Der eucharistische Körper erleuchtet unsere Vision, um unsere mystische Beziehung mit dem ganzen Kosmos wieder zu entdecken.

## Autoreninfo

*Siehe gedruckte Ausgabe.*

### Jesus ein Karma Yogi

In der Eucharistie ist Jesus ein *Karma Yogi*. Die Eucharistischen Gesten - das Brot zu nehmen, Gott zu loben, das Brot zu brechen und das Brot zu geben - zeigen die höchste Bedeutung des Handelns, die das *Karma Yoga* zu erreichen strebt. Es ist eine Opfer-Aktion, die ohne Erwartungen der Früchte der Handlung vollzogen wird. Es ist ein Selbstgeschenk, eine uneigennützig Handlung, ein *Nishkamakarma*. In den eucharistischen Gesten befreit Jesus die menschliche Arbeit aus dem Zustand eines Fluches. Der Mensch wurde aus dem Paradies vertrieben mit dem Fluch, dass seine Arbeit für ihn hart, mühsam und unfrei werden soll (Gen 3, 19). Jesus stellt die verlorene Freiheit, die Würde

und die Kreativität der menschlichen Arbeit wieder her, indem er sie von allen möglichen, berechneten, egoistischen Interessen und Wünschen befreit.

### Jesus ein Bhakti Yogi

In der Eucharistie offenbart sich Jesus als ein *Bhakti Yogi*. *Bhakti* ist die Vereinigung der Liebe. Sie wird weiter im gemeinsamen Mahl mit Tanzen und Singen gefeiert. Die eucharistischen Speisen – das Brot und der Wein – werden als ein Festmahl angeboten. Es ist eine freie, offene Einladung zur grenzenlosen, universalen Teilnahme. Das eucharistische Mahl steht für ein neues Selbstbewusstsein für jeden Teilnehmer, wie es Jesus selbst erlebte, als er seinen Leib und sein Blut verschenkte wie Brot und Wein. Es ist eine Feier der Gemeinschaft mit kosmischen Proportionen. Durch den Tanz einer grenzenlosen Freude wird eine neue Gemeinschaft um die Eucharistie aufgerufen. In der *Bhakti Yoga* Haltung ist Jesus ein „tanzender Herr“, der sich bewegt in Freude, in der Fülle des Heiligen Geistes.

### Die Eucharistie – ein Wandlungsmuster

Yoga im christlichen Sinne ist ein Weg, der beharrliche „Imitation“, Nachfolge benötigt. Das Ziel des Weges ist die „Wandlung“ des Bewusstseins. Die Eucharistie dient dem Suchenden (*Sadhaka*) als das Modell zu „imitieren“, weil in ihr die Vollendung des *Jana-Karma-Bhakti* Yogas auf der höchsten Ebene ist. Die Rede von der Eucharistie als dem Gipfel und der Quelle des christlichen Lebens ist hier berechtigt. Die Feier der Eucharistie kann mit Recht ins

Zentrum der Yoga-Übungen gesetzt werden. Ihr „Wandlungsmuster“ soll das Denken, Handeln und Verhalten jedes Yoga-Schülers (*Sadhaka*) inspirieren. Nur ein „inspiriertes“ Modell kann „sinnvoll“ imitiert werden. „Imitation“ als ein Bewusstseinsprozess ist eine schöpferische Entfaltung der Seele von innen. Jede Yoga-Übung ist in diesem Sinne die „Nachahmung“ eines Ideals, in der der innere Kern des Selbst ständig verwirklicht wird. Sie wird zur Quelle der unendlichen Energie und Ressourcen, die sich allmählich zur Fülle entfalten wie ein Lotus mit tausend Blütenblättern.

Yoga kann eine Methode anbieten, die uns hilft, in die inneren und tieferen Schichten des menschlichen Bewusstseins in einer progressiven Weise einzugehen. Die verschiedenen Schichten des menschlichen Bewusstseins werden in der indischen philosophischen Tradition durch die „*Panchakosha*“ (Fünfschicht) Theorie in *Taittiriya Upanishad* erklärt. Es ist die Form eines *Mandalas* – ein Feld der Energie mit fünf Ebenen des Bewusstseins. Sie werden als Hüllen (*Kosha*) bezeichnet. Ein achtsamer Sucher tritt Hülle nach Hülle ein, um die innerste Hülle der reinen Freude zu erreichen.

### Die Hüllen des Bewusstseins

Die äußerste Hülle des Bewusstseins ist die *Annamaya-Kosha*, die auf der physischen, körperlichen Ebene ist. Physische Übungen des Yoga können dieses Bewusstsein erwecken. Der Mensch wird sich als Teil der elementaren Welt erkennen. *Annamaya-Kosha* umhüllt die *Pranamaya-Kosha*, in der der Kreislauf der Lebensenergie das menschliche

Bewusstsein kennzeichnet. Atemkontrollübungen bringen uns zu dem geschärften Bewusstsein dieser Schicht. Die dritte Hülle des Bewusstseins ist die *Manomaya-Kosha*, bei der es sich um die emotionalen und geistigen Erfahrungen handelt. Diese Hülle wird durch Selbstbeherrschung und meditative Betrachtung erleuchtet. Die vierte Hülle, *Vijnanamaya-Kosha* erreicht man mit Selbsterkenntnis. Das Bewusstsein wird mit geistiger Weisheit erleuchtet. Die innerste Hülle ist die *Anandamaya-Kosha*, die Hülle der Glückseligkeit. Es ist das reine Bewusstsein, in dem der Subjekt-Objekt Konflikt übertroffen und die Vereinigung des individuellen Selbst mit dem höchsten, universalen Selbst, Gott, verwirklicht wird.

### Das eucharistische Yoga-Bewusstsein

Die Feier der Eucharistie kann zu einem Yoga-Erlebnis werden. Der Teilnehmer der Eucharistiefeier kann Schritt für Schritt das Heiligtum seines innersten Selbst betreten, wo er eine Erleuchtung durch die Begegnung mit Gott erfahren wird.

Die äußerste Hülle des Selbst ist das Bewusstsein der elementaren Welt. Die Symbole wie Wasser, Feuer, Weihrauch, Blumen und Musik zusammen schaffen eine Atmosphäre, in der die Sinne das Bewusstsein von der elementaren Welt im körperlichen Selbst erwecken. Die Teilnehmer sollen eine physische Haltung (*Asana*) einnehmen, die für körperliche Disziplin und Achtsamkeit geeignet ist. Mit der Einführung in die Feier werden die Teilnehmer in den zweiten Bereich des körperlichen Bewusstseins eintreten, wo man die Strömung

der Lebensenergie im Körper erfährt. Atemkontrolle (*Pranayama*) ist das Mittel, um sich der Lebenskraft, die im Körper fließt, bewusst zu werden. Durch bewusste und regulierte Atemübung wird man an die Quelle der Lebensenergie kommen und sich in der Gegenwart Gottes in Verbindung mit allen Lebewesen finden. Alle schöpfen aus der gleichen Quelle des Lebens. Die Teilnehmer bekennen diese Wahrheit und kehren zur Quelle um, durch Versöhnung mit der ganzen Schöpfung. Dabei überwinden sie ihre innere Entfremdung.

Die dritte Ebene des Bewusstseins betrifft den Bereich der emotionalen und geistigen Erfahrungen. Sie werden durch das Hören des Wortes Gottes erweckt. Die Teilnehmer erfahren Erleuchtung und Einsicht durch die Schriftlesungen, Predigt (*Pravachan*), Gebete (*Mantra*) und Hymnen (*Bhajan*). In der vierten Ebene des Bewusstseins werden die Teilnehmer bereit, in den inneren Kernbereich ihres Selbst einzutreten. Auf dieser Ebene wird das Bewusstsein mehr und mehr subjektiv in seiner Bewertung der Dinge. Eine Änderung des Sinnes, der Intention, ist sichtbar, wenn „die Früchte der Erde und der menschlichen Arbeit“ zum Altar getragen werden. Es wird wie die Handlung eines Opfers durchgeführt.

Das Selbstbewusstsein der Teilnehmer erreicht eine transzendente Ebene mit der Präfation der Messe. Die Sanctus Hymne öffnet die Vision zum Himmel und zum Bereich der Engel. Das Herabrufen des Heiligen Geistes in der Epiklese bedeutet die Strömung der dynamischen und verwandelnden Energie, die durch die Worte Jesu eindringt, als er die Wandlungsworte über Brot und

Wein spricht. Die eucharistische Wandlung feiert die Einheit des Schöpfers mit seiner Schöpfung. Die Gebete, die folgen werden, drücken die neue Ordnung des Daseins aus, die alle in die eine Familie Gottes vereint. Sie fällt mit einer Umwandlung in den eucharistischen Elementen und im Bewusstsein der Teilnehmer zusammen.

Die fünfte und die innerste Schicht des Bewusstseins ist die der Freude und der Feier. Sie ist die Gemeinschaftserfahrung des eucharistischen Mahles. Es ist charakteristisch für das christliche Verständnis der wahren Freude, dass sie in Gemeinschaft entsteht, durch eine Begegnung der Personen. Die Begegnung mit Jesus, die Entdeckung seines Gesichtes in jedem Geschöpf ist die Ursache einer enthusiastischen Freude, die sich zu einer Mission entwickelt, um

diese Freude überall zu verbreiten. So steht Yoga im christlichen Sinne nicht für eine einsame, isolierte Erfahrung von Frieden und Freude, sondern für eine gemeinschaftliche Erfahrung, die in einem Leben der Liebe und des Dienstes, des selbstlosen Engagements, verwirklicht wird.

### **Durch ihn, mit ihm und in ihm für die vollkommene Freude**

„Wie mich der Vater geliebt hat, so habe auch ich euch geliebt. Bleibt in meiner Liebe! Wenn ihr meine Gebote haltet, werdet ihr in meiner Liebe bleiben, so wie ich die Gebote meines Vaters gehalten habe und in seiner Liebe bleibe. Dies habe ich euch gesagt, damit meine Freude in euch ist und damit eure Freude vollkommen wird.“ (Joh 15, 9-11).



### **Michael Plattig O.Carm.**

P. Michael Plattig O.Carm., geboren 1960, promovierte in Theologie (Wien) und Philosophie (Berlin). Er ist Professor für Theologie der Spiritualität an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Münster sowie Gastprofessor an den Päpstlichen Universitäten Gregoriana und Antonianum in Rom. P. Michael ist außerdem Fachbereichsleiter im IUNCTUS Kompetenzzentrum für Christliche Spiritualität der PTH Münster und Präsident des Institutum Carmelitanum in Rom.



Michael Plattig O.Carm.

## **Sich einlassen auf den letzten Quellgrund oder Körperkult?**

Orden und Meditation

### **Vorbemerkungen**

Die Überschrift des Beitrags setzt sich zusammen aus einer Definition der Zen-Meditation von P. Lassalle SJ und einem gewissen Vorbehalt, den die Glaubenskongregation gegenüber östlichen Meditationsformen formulierte. Beides wird im Artikel verdeutlicht. Gegenstand ist nicht das christliche Verständnis von Meditation (*meditatio*) wie es sich in der Spiritualitätsgeschichte wiederfindet und in moderneren Texten eher als Betrachtung übersetzt wird, sondern im Fokus steht der Einfluss östlicher Meditationsformen, vor allem der Zen-Meditation, auf die

christlichen Orden im deutschsprachigen Raum.

Wesentlicher Unterschied neben anderen ist, dass *meditatio* ein sehr aktives Geschehen beschreibt, die Beschäftigung mit einem Gegenstand, meist der Hl. Schrift (im alten Mönchtum: *ruminatio*) und dabei alle Sinne und Erkenntnismöglichkeiten des Menschen aktiviert, während die östlichen Meditationsformen genau das überwinden wollen. Dieser Versuch (und mehr ist es nicht), die Wirkung östlicher Meditationsformen auf die Orden und ihre spirituelle Praxis zu beschreiben, stützt sich auf Erfahrungen des Autors, Gespräche mit Ordensleuten und diverse Studien.

Eine umfassende und/oder allgemeingültige Darstellung des Themas ist an dieser Stelle nicht möglich und nicht gewollt, wäre allerdings ein spannender Forschungsgegenstand. Der Beitrag versteht sich als eine persönliche Einschätzung, die nicht nur, aber auch subjektiv ist.

### Neuere Ordensgeschichte

Um die Wirkung der östlichen Meditationsformen in den Orden zu verstehen, ist ein kurzer Blick auf die neuere Ordensgeschichte hilfreich. Beginnend im Mittelalter und durchschlagend in der Neuzeit tritt die Bedeutung der Arbeit, des Apostolats, als Aufgabe einer Ordensgemeinschaft in den Vordergrund. Obwohl es natürlich in monastischen Orden im Gegensatz zur antiken Gesellschaft eine Hochschätzung körperlicher Arbeit gibt und Benedikt die regelmäßige Handarbeit in der Tagesordnung verankert (Benediktsregel, 48), so ist aber doch die Arbeit nicht der Zweck oder das Ziel der Ordensgemeinschaft, Benedikt will „eine Schule für den Dienst des Herrn einrichten.“ Er ist überzeugt: „wer aber im klösterlichen Leben und im Glauben fortschreitet, dem wird das Herz weit, und er läuft in unsagbarem Glück der Liebe den Weg der Gebote Gottes“ (Benediktsregel, Prolog).

Das gilt natürlich grundsätzlich auch für die späteren Ordensgemeinschaften, jedoch werden sie oft als Antwort auf Missstände gegründet bzw. definieren sich schwerpunktmäßig über ihre Aufgaben. Das gilt insbesondere für die vielen Ordensgründungen des 19. Jahrhunderts. Für das geistliche Leben bedeutet dies, sehr schematisch und verkürzt formuliert: Wurde und wird in monastischen

und kontemplativen Ordensgemeinschaften die Tagesordnung durch das Gebet bestimmt und müssen Räume für notwendige Arbeiten gefunden werden, so wird in den neuen Gemeinschaften die Tagesordnung durch die Arbeit bestimmt und es müssen Räume für das notwendige und verpflichtende Gebet gefunden werden.

Damit kein Missverständnis aufkommt, ich verstehe diese Feststellung nur als Beschreibung und ich würde keiner Ordensgemeinschaft unterstellen mehr oder weniger spirituell zu sein, doch ist eine Schwerpunktverlagerung in der Ordensgeschichte nicht zu leugnen.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts kam es zu einer weitgehenden Erstarrung des geistlichen Lebens in den gemeinschaftlichen Formen und wohl auch oft in den persönlichen Formen, insofern dafür überhaupt Zeit blieb. Die Abschottung der Kirche gegenüber sogenannten modernen Entwicklungen (z.B. Antimodernisteneid) beförderte diese Entwicklung. Ordensleben war trotz mancher Unterschiede in Spiritualität und Form eher uniform. Das geht soweit, dass z.B. Franziskanerinnen in den sogenannten Dritten Orden in ihrer Ausbildung kaum von Franziskus und praktisch nichts von Klara hörten, jedoch viel über allgemeine Askese und die Bedeutung der Gelübde. Schriften der entsprechenden Heiligen waren entweder nicht in der Muttersprache zugänglich oder nicht Gegenstand der Ausbildung.

### Zweites Vatikanisches Konzil

Eine entscheidende Wende brachte das II. Vatikanum u.a. mit seinem Ordens-

dekret „Perfectae caritatis“. Die vom Konzil geforderte „Rückkehr zu den Quellen jedes christlichen Lebens und zum Geist des Ursprungs der einzelnen Institute“ (PC 2) „war für manche Gemeinschaften Anlass, sich erstmals den Impulsen der eigenen Ordensgeschichte zu stellen und - ohne Denkverbote - die Schriften der Gründerinnen und Gründer zu studieren. In ihnen entdeckten die Orden ihre Väter und Mütter wieder, in deren Leben sich gleichnishaft die Herausforderungen auch für die heutige Zeit spiegelten.“<sup>1</sup> Aus dieser Orientierung am Ursprung ergaben sich praktische Konsequenzen, die auch die Gestaltung der gemeinschaftlichen und persönlichen Frömmigkeitsformen betrafen.

Wie jede Wende, fiel auch das II. Vatikanum nicht einfach vom Himmel, sondern es gab bereits im Vorfeld des Konzils Bemühungen, die Vielfalt der christlichen Spiritualität und der geistlichen Tradition der Kirche wieder zu entdecken. Interessant scheint mir hier, dass etwa die ersten wissenschaftlichen Veröffentlichungen des großen Konzilstheologen und Jesuiten Karl Rahner sich mit der Lehre von den fünf geistlichen Sinnen bei Origenes (1932) und im Mittelalter (1933) und mit der geistlichen Lehre des Evagrius Pontikus (1933) beschäftigten.

Trotzdem lieferte natürlich das Konzil mit seinen Dokumenten auch für die Orden die entscheidenden Impulse für zahlreiche Reformen, die allerdings oft zunächst zu Krisenerfahrungen führten. Zwanzig Jahre nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil schreibt der Jesuit Friedrich Wulf: „Im ganzen gesehen wird man sagen müssen, dass man sich das Ordensleben in der katholischen

*Kirche ohne das Konzil gar nicht mehr vorstellen kann. Es hat hier eine Umwälzung in einem Ausmaß gegeben - nicht von außen, durch Verfolgung und revolutionäre Ereignisse, sondern von innen, aus dem innersten Leben der Kirche heraus - wie kaum je zuvor im Leben der Kirche.“<sup>2</sup>*

Die Suche nach neuen Frömmigkeitsformen für das gemeinschaftliche und persönliche geistliche Leben gestaltete sich nicht so leicht, weil viele Studien zur eigenen Geschichte und Spiritualität der Orden und zu Gebets- und Frömmigkeitsformen der christlichen Spiritualitätsgeschichte entweder erst im Gange oder deren Ergebnisse noch nicht allgemein zugänglich waren (viele Arbeiten zur Spiritualitätsgeschichte waren etwa in Französisch verfasst wie auch das bis heute prägende Standardwerk „Dictionnaire de Spiritualité“, erschienen zwischen 1932 und 1995 mit insgesamt mehr als 60.000 Seiten).

In dieser Suchbewegung wird ein weiteres Dokument des II. Vatikanums bedeutsam. In „Ad gentes“ (Dekret über die Missionstätigkeit der Kirche) heißt es: „Die religiösen Genossenschaften, die bei der Pflanzung der Kirche mitarbeiten, sollen von den geistlichen Reichtümern ganz durchdrungen sein, die die Ordenstradition der Kirche auszeichnen, und sie dem Geist und der Anlage eines jeden Volkes entsprechend auszudrücken und weiterzugeben suchen. Sie sollen sorgfältig überlegen, wie die Tradition des asketischen und beschaulichen Lebens, deren Keime manchmal alten Kulturen schon vor der Verkündigung des Evangeliums von Gott eingesenkt wurden, in ein christliches Ordensleben aufgenommen werden können. ... Besondere Erwähnung ver-

*dienen die verschiedenen Unternehmungen, die das beschauliche Leben verwurzeln sollen; die einen behalten die wesentlichen Elemente der monastischen Lebensform bei und versuchen, die reiche Tradition ihres Ordens zu verpflanzen. Andere kehren zu den einfacheren Formen des altkirchlichen Mönchswesens zurück. Alle aber sollen sich um eine echte Anpassung an die lokalen Verhältnisse bemühen. Das beschauliche Leben gehört eben zur vollen Anwesenheit der Kirche und muss deshalb überall bei den jungen Kirchen Eingang finden.“* (Ad gentes 18 / Hervorhebung vom Autor)

Das Konzil befürwortete damit grundsätzlich die Experimente, die im Rahmen der Inkulturation des Christentums und der Übernahme von asiatischer Meditationspraxis durch in der Mission tätige Ordensgemeinschaften bereits im Gange waren. Dies motivierte entsprechende Anstrengungen und verlieh ihnen neue Dynamik.

Karl Baier charakterisiert diese Entwicklung in seinem Werk „Meditation und Moderne“:

*„Dies ist nicht nur die in ihren Folgen vielleicht am weitesten reichende Entscheidung in Sachen christlicher Spiritualität, sondern zugleich eine Spitzenaussage des Konzils zum interreligiösen Dialog, da hier, auf spirituellem Gebiet, explizit wie sonst nirgends die Aufnahme von Elementen aus anderen religiösen Traditionen befürwortet wird.“<sup>3</sup>*

Die Rezeption östlicher Meditationsformen stieß in Deutschland auf ein gewisses „Vakuum“ spiritueller Formen oder begegnete zumindest der geistlichen Suchbewegung in den Orden.

Der wichtigste Vermittler zwischen Christentum und Zen-Meditation in

Deutschland war der Jesuit P. Hugo M. Enomiya-Lassalle. Nach der üblichen, gründlichen jesuitischen Ausbildung war er zwei Jahre nach seiner Priesterweihe 1929 nach Japan geschickt worden. Um die japanische Mentalität besser zu verstehen, begab er sich in den Haupttempel des Soto Zen nach Yokohama, führte Gespräche, nahm an Meditationen teil und machte Zen-Exerzitionen. Er bemüht sich um Inkulturation und entdeckt den Weg der Zen-Meditation auch für Christen.

Lasalle war in Hieroshima als 1945 die Atombombe abgeworfen wurde und war für den Rest seines Lebens strahlengeschädigt. Dieses Erleben führte zu dem Plan, in Hieroshima eine Weltfriedenskirche zu bauen, die schließlich 1954 eingeweiht wird. 1968 wird er Ehrenbürger von Hieroshima und erhält 1978 als einer der ersten Christen die offizielle Anerkennung als Zen-Meister durch Yamada Roshi.

Ab 1968 beginnt er mit Zen-Kursen in verschiedenen Benediktiner-Klöstern und Meditationshäusern in Deutschland und eröffnet 1977 eine Zen-Halle im Franziskanerkloster in Dietfurt. Lasalle stirbt 92-jährig 1990 im St. Franziskus-Hospital in Münster in Westfalen, seiner Heimatregion.

## Meditationsbewegung

Karl Baier konstatiert: *„Im Laufe der 1950er und 1960er Jahre war Meditation immer mehr an die Stelle der Begriffe Kontemplation, Sammlung und Versenkung getreten, die weiterhin als Synonyme fungierten, aber nicht mehr so geläufig waren wie früher. .. Die Elemente der gedanklichen Reflexion, der Erweckung von Emotionen und des Bil-*

*dens von Willensentschlüssen und Vorsätzen spielen in diesem Verständnis von Meditation bestenfalls Nebenrollen. Durchgängig wird stattdessen auf eine Veränderung des Bewusstseins bzw. der Qualität des Erlebens verwiesen, die den Menschen für eine größere, ungegenständliche Wirklichkeit öffnet und ihn dadurch seine wahre Identität erfahren lässt. Weiters gehört es zum common sense der Meditationsbewegung, dass die leibliche Seite mit Haltung und Atmung einen wesentlichen Teil der Übung darstellt.“<sup>4</sup>*

Bereits 1957 spricht Friedrich Wulf in einem Artikel von zwei „Meditationsbewegungen“ einer innerhalb des Christentums mit Guardini, der Michaelsbruderschaft und Alfons Rosenberg als Beispielen und einer außerhalb, wobei er besonders an Yoga denkt. Er konstatiert, dass „Meditation“ im außerkirchlichen Bereich zu einem numinos aufgeladenen Kultwort geworden sei: *„In jeder Zeit, in jeder Epoche eines Kulturraumes gibt es Worte, die – obwohl schon immer gewusst und genannt – auf einmal aus dem großen Meer des Wortschatzes auftauchen und zu einer bis dahin nicht gekannten Bedeutung gelangen. Sie haben sozusagen ihre Stunde. Jedermann führt sie im Mund, bekundet sein Wissen von ihnen oder möchte erfahren, was es mit ihnen auf sich hat. Derartiges gilt von dem in unseren Tagen zu so merkwürdig mächtigem Ansehen gelangten Wort ‚Meditation‘. Es gehört nicht zu den Worten des Alltags. Es hat vielmehr etwas Geheimnisvolles an sich und zieht eben darum die Menschen so an. Es geht geradezu eine Faszination von ihm aus. Es ist eine Art Zauber- und Schlüsselwort, das den Zugang zu unbekanntem Berei-*

*chen verspricht, die dem Menschen hohe Erkenntnisse, geheime Kräfte, Gesundheit und Glück, Frieden und Heil versprechen.“<sup>5</sup>*

Auch innerhalb der christlichen Welt diagnostiziert er ein erhöhtes Interesse an Meditation.

*„Das Erstaunliche dabei ist: Obwohl es eine alte, überaus reiche christliche Überlieferung der Meditation gibt, die bis in die Gegenwart hineinreicht, und das Wort in seinem hier gemeinten Sinn sogar biblischen Ursprungs ist, knüpft man nicht an diese Überlieferung an, sondern glaubt etwas relativ Neues entdeckt oder wenigstens wiederentdeckt zu haben, was im Christentum weithin verloren gegangen sei. Nicht das, was man im katholischen Raum die ‚Betrachtung‘ nennt – sagt man –, sei es, was man heute brauche und suche. In der ‚Betrachtung‘ überwiege einseitig das Verstandes- und Willenselement. Es gelte aber gerade der Überintellektualisierung und dem ungesunden Aktivismus unserer Tage ein Gegengewicht zu schaffen und die tieferen Schichten der Seele aufzurufen, in denen die eigentlichen, für den Menschen entscheidenden Lebensvollzüge stattfänden. Das eben sei der Sinn und die Aufgabe der Meditation.“<sup>6</sup>*

Beide Meditationsbewegungen – außerhalb und innerhalb des Christentums – sind von der gleichen Zeitsituation geprägt: *„Der Mensch der Unrast fühlt sich überfordert, es fehlt ihm der seelische Raum der Besinnung und Geborgenheit, die inneren Schwierigkeiten werden größer, das Gefühl der Selbstentfremdung, der Unsicherheit und Leere nimmt zu, das Bewußtsein der Personalität ist geschwächt. Beide haben darum auch manches in ihren Methoden und Zielen miteinander gemeinsam.*

*Sie betonen die Entspannung, das Sich-Lassen und sprechen vor allem die erlebnishaften Kräfte des Menschen an: die inneren Sinne, die Hingabe, das Gemüt. Hier wie dort erwartet man von der Meditation ein erfahrungsmäßiges Eindringen in die Welt des Geistes, Zuwachs an Kraft, Integrierung des ganzen Menschen und seiner Anlagen, Erweiterung des Bewusstseinsraumes, Überwindung der begrenzten, ichtsüchtigen Individualität, Personwerdung, je nach den philosophischen und weltanschaulichen Voraussetzungen bald mehr das eine, bald mehr das andere.“<sup>7</sup>*

Klemens Tilmann plädiert 1971 für eine „meditative Bewegung“, die sich gerade anbahne und sieht sie in Beziehung zu anderen spirituellen Erneuerungsbewegungen in der katholischen Kirche: *„Wir haben in den letzten fünfzig Jahren große geistige Erneuerungsbewegungen in der Kirche erlebt, die liturgische, biblische, katechetische, die theologische und pastorale. Sie alle werden nicht zum vollen Ziele kommen, wenn nicht alle von einer letzten und notwendigen eingeholt und mit innerem Leben durchdrungen und beseelt werden, von einer meditativen Bewegung.“<sup>8</sup>*

Die von Wulf beschriebene gesellschaftliche Situation betraf natürlich auch die Orden und die von Tilmann konstatierte Notwendigkeit einer „Verinnerlichung“ der Erneuerungsbewegungen wurde auch in den Orden als Herausforderung begriffen.

Die liturgische Erneuerung, die Reform des Stundengebets, der Wandel in den Aufgabenstellungen und die „Öffnung zur Welt“ ließen auch in den Orden die Suche nach neuer Innerlichkeit und einer Erneuerung der persönlichen Frömmigkeit aufbrechen.

Das „Angebot“ der Zen-Meditation hatte den Vorteil, dass es eine klare Struktur bot, dass die Bedeutung des Körpers bzw. der Einübung einer Körperhaltung unterstrichen wurde und man sich auf einen Übungsweg begeben konnte.

So fasste die Zen-Meditation in vielen Gemeinschaften, in Konventen, Noviziats- und Studienhäusern, in Bildungs- und Exerzitienhäusern relativ schnell Fuß. Einzelne und kleinere Gemeinschaften übten sich in der Meditation, Meditationskurse wurden angeboten, Meditationskreise auch für interessierte Laien in Klöstern gegründet.

Viele Klöster und Exerzitien- und/oder Bildungshäuser richteten (mehr oder weniger gelungen) einen eigenen Meditationsraum zusätzlich zur Kapelle oder zum gottesdienstlichen Raum ein.

Karl Baier setzt das Ende der Meditationsbewegung um das Jahr 1990 an. Er begründet dies mit dem Tod wichtiger Protagonisten wie P. Lassalle. Außerdem erschien 1989 ein Schreiben der Glaubenskongregation „Über einige Aspekte der christlichen Meditation“, das zwar keine Verurteilungen vornimmt, nur skeptische Vorbehalte und Warnungen formuliert, trotzdem aber von vielen Protagonisten in Ost und West z.T. heftig kritisiert wurde.

Baier konstatiert, dass die Meditation und entsprechende Angebote im christlichen Raum etabliert seien, jedoch die „Meditationseuphorie“ innerhalb und außerhalb des christlichen Raumes verfloren sei.<sup>9</sup>

Dies gilt soweit ich sehe auch für die Orden.

Bis heute wird Meditation im Stil des Zen mit allen möglichen inzwischen entwickelten Varianten als eine wichtige Übung betrachtet und sie wird in

Gruppen und/oder bei Kursen eingesetzt. Für manche Ordenschristen ist sie zur persönlichen täglichen Übung geworden.

Ich vermag nicht abzuschätzen, wie groß dieser Teil ist, jedoch scheint mir, dass sich die Zen-Meditation als persönliche geistliche Übung nicht so stark durchgesetzt hat. Doch ist wohl nahezu jeder Ordensmann und jede Ordensfrau der jüngeren Generationen damit schon einmal mehr oder weniger intensiv in Berührung gekommen.

Zum Ende der Meditationsbewegung wie sie Karl Baier konstatiert trugen in den Orden auch die Forschungen zu Gebetsformen und -praktiken im Christentum sowie zur Spiritualitätsgeschichte bei.<sup>10</sup> Die Neuherausgabe oder Neuübersetzung der eigenen Quellen und die Beschäftigung mit christlicher Spiritualität leisteten wichtige Beiträge. Anknüpfungen an das Jesus Gebet der Ostkirche<sup>11</sup> an das kontemplative Gebet des Mönchtums und der sog. beschaulichen Orden<sup>12</sup> sowie Übungen zur Aufmerksamkeit und Achtsamkeit<sup>13</sup> haben die Praxis der Meditation z.T. wieder deutlicher an die christliche Tradition angebunden. Die Vielfalt der Spiritualitäten und die Vielfalt der Frömmigkeitsformen wurde neu als Schatz ins Bewusstsein gehoben.

Dieser Eindruck der Buntheit des Ordensspiritualitäten war auch prägend für die Bischofssynode über das Ordensleben 1994, auf der, so einzelne Teilnehmer, der Eindruck der Unterschiedlichkeit, Vielfältigkeit und Buntheit des Ordenslebens nicht als Bedrohung der Einheit, sondern als Bereicherung empfunden wurde.<sup>14</sup> Auch Papst Johannes Paul II. betont in seinem nachsynodalen Schreiben „Vita

consecrata“: *„Wie sollte man nicht voll Dankbarkeit gegenüber dem Geist an die Fülle der historischen Formen des geweihten Lebens erinnern, die von ihm geweckt wurden und noch immer im kirchlichen Gefüge vorhanden sind? Sie erscheinen uns wie ein Baum mit vielen Zweigen, dessen Wurzeln tief in das Evangelium hineinreichen und der in jeder Epoche der Kirche üppige Früchte hervorbringt. Was für ein außerordentlicher Reichtum!“*<sup>15</sup>

So gehören heute die Meditation im Stil des Zen und alle ihre Variationen zu dieser Vielfalt von geistlichen Übungen in Ordensgemeinschaften.

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Bereits 1957 veranstaltete die Stuttgarter Gemeinschaft „Arzt und Seelsorger“ zwei Aufsehen erregende Tagungen zum Thema „Meditation in Religion und Psychotherapie“. Diese Spur wird heute in Medizin und Therapie verstärkt aufgegriffen, wo etwa meditative Verfahren unter dem Titel „Aufmerksamkeitsübung“ medizinisch z.B. bei Patienten mit chronischen Schmerzen oder therapeutisch eingesetzt werden. Der weltanschaulich-religiöse Bezug tritt dabei zurück oder kommt nicht vor.

## Unterscheidung der Geister

P. Lassalle plädiert für eine Unterscheidung zwischen Zen-Meditation und Zen-Buddhismus: *„Zen – das totale*

*Schweigen – ist in sich weder buddhistisch noch christlich. Erst durch die Entscheidung für eine bestimmte Interpretation der Meditationserfahrung kann die Übung selbst christlich oder buddhistisch formieren. Die Methode des Zazen kann ganz klar losgelöst werden aus der buddhistischen Tradition.*<sup>16</sup> Die Meditation in der Form des Zazen prägt die grundlegende innere Bereitschaft für das Hören des Wortes und vermittelt zwischen Wissen und Erfahrung.

*„Wer Zazen übt, lässt sich ja ein auf den letzten Quellgrund der Gesamtwirklichkeit. Für diesem Grund haben wir den Gottesnamen ‚Vater‘, und wir wissen, dass es der Vater Jesu Christi ist.“*<sup>17</sup> Und Lassalle unterstreicht: *„Ich bleibe dabei: ... Zazen hat grundsätzlich keine Gedanken. Daher steht es auch nicht im Widerspruch zum Christentum. Streng genommen sollte man daher auch nicht von ‚christlichem Zen‘ sprechen. Aus demselben Grunde gibt es ja auch kein ‚buddhistisches Zen‘. ... Gerade weil das ‚reine‘ Zen, wie wir es meinen, keinen Gedanken hat, kann es jedem Menschen, der es ernstlich und richtig übt, etwas bringen, vorausgesetzt, dass er ein gewisses Maß an psychischer Gesundheit mitbringt.“*<sup>18</sup>

Diese klare Positionierung stößt auch auf Kritik<sup>19</sup>, denn der *„neuralgische Punkt liegt in der Frage, ob die Methode auch Metaphysik ist, ob die Methode ablösbar vom religiösen Hintergrund ist, ob sie als weltanschaulich neutral angesehen werden kann.“*<sup>20</sup>

Egal wie man sich in dieser Frage positioniert, bleibt festzuhalten, dass eine ausschließliche Orientierung an fernöstlichen Methoden, dass die Zen-Meditation als einzige geistliche Übung für

den Christen, die Christin zu kurz greift. Christliche Meditation kann nicht im Leerwerden ihr letztes Ziel sehen, sondern im immer neuen Bedenken und Sichversenken in das Heilswirken Gottes, der Schwerpunkt liegt auf Begegnung: Der lebendige Gott begegnet dem Menschen in seiner Welt, er ergreift die Initiative. Das Ziel ist die Gemeinschaft mit dem sich in Liebe verschenkenden Gott. Einswerden bedeutet in diesem Zusammenhang nicht Aufhören, als Einzelwesen zu sein, sondern höchste Entfaltung personaler Gemeinschaft.<sup>21</sup>

Andererseits bleibt anzuerkennen und auch zu nutzen, dass die Zen-Meditation und andere östliche Methoden gerade durch ihre somatische Komponente wesentliche Beiträge zur Selbstfindung, Konzentration und Zentrierung des Menschen leisten, die auch für eine christlich verstandene Meditationspraxis sehr bedeutsam sind.

Obwohl es auch in der christlichen Meditationspraxis einzelne Hinweise auf Körperhaltung und Atmung gibt<sup>22</sup>, ist diese Komponente geistlicher Übung im Christentum nicht so tiefgehend entwickelt wie in den östlichen Traditionen. Das Schreiben der Glaubenskongregation an die Bischöfe über einige Aspekte der christlichen Meditation vom 15. Oktober 1989 (wohl nicht zufällig das Fest der hl. Teresa von Avila), das von manchen Protagonisten östlicher Meditationsformen scharf kritisiert wurde, bietet durchaus hilfreiche Unterscheidungskriterien. Auch wenn die Wortwahl und der kuriale Stil manchmal befremden, formuliert das Dokument doch wichtige Eckpunkte für eine spiritualitätstheologische Reflexion, die entscheidend ist für den verantwortlichen Umgang mit Formen der Fröm-

migkeit, nicht nur der östlichen Meditationsformen, auch wenn das Dokument zunächst darauf abzielt. Es kann hier nicht das ganze Dokument referiert werden, es sei aber zur Lektüre ausdrücklich empfohlen.

Die Stärke der östlichen Meditationsformen ist gleichzeitig – wie so oft – bei falscher Anwendung ihr Schwachpunkt. Das Schreiben der Glaubenskongregation formuliert es z.T. etwas unglücklich so: *„Einige physische Übungen erzeugen automatisch das Gefühl der Ruhe und Entspannung, Gefühle der Befriedigung, vielleicht sogar Empfindungen von Licht und Wärme, die einem geistlichen Wohlbefinden gleichen. Sie aber als echte Tröstungen des Heiligen Geistes anzusehen, wäre eine gänzlich falsche Art, sich den geistlichen Weg vorzustellen. Würde man ihnen eine für die mystische Erfahrung typische symbolische Bedeutung zuschreiben, ohne dass die sittliche Haltung des Betreffenden dem entspricht, so hätten wir eine Art geistlicher Schizophrenie vor uns, die sogar zu psychischen Störungen und zuweilen zu moralischen Verirrungen führen kann.“*

*Das hebt freilich die Tatsache nicht auf, dass echte Praktiken der Meditation, die aus dem christlichen Osten und aus den nichtchristlichen Hochreligionen stammen und auf den gespaltenen und orientierungslosen Menschen von heute Anziehungskraft ausüben, ein geeignetes Hilfsmittel für den Betenden darstellen können, sogar mitten im äußeren Trubel innerlich entspannt vor Gott zu stehen.“* (28)

Damit werden mehrere wichtige Gesichtspunkte angesprochen.

Jede Erfahrung oder jedes Erleben ist nicht per se vom Hl. Geist, genau das

bedarf der Prüfung. Die Gnade des Hl. Geistes lässt sich nicht einfach mit der positiven und erfüllenden psychologischen Erfahrung seiner Gegenwart in der Seele identifizieren. Auch Trübsal und Trostlosigkeit, Krisenerfahrung und Zweifel gehören dazu.

Es gibt im Christentum keine Technik oder Methode mit Erfolgsgarantie, schon gar nicht, wenn es um die Begegnung mit Gott geht.

Dies gilt allerdings für jede geistliche Übung und für jegliches geistliches Erleben.

Die Perfektion der Übung im Sinne der Körperhaltung, von der Glaubenskongregation völlig unsinnig als „Körperkult“ (27) diffamiert, kann zur Verwechslung von Weg und Ziel führen. Die Energie richtet sich auf das vollkommene beherrschen der Übung und nicht auf ihre Früchte oder Ziele. Dies führt unweigerlich in eine geistliche Sackgasse.

Eine Übung führt bei genauer Durchführung nicht zwangsläufig zum gewünschten Ergebnis.

Doch auch dies gilt generell, z.B. auch für liturgische Feiern oder den christlichen Kult. Wenn die Einhaltung der Rubriken, die perfekte Gestaltung der Liturgie, der durchgestylte Gottesdienst zum Ziel wird, dann wird die Liturgie zwanghaft oder zur Bühne der Selbstdarstellungen des Liturgen.

Albert Görres hat die Notwendigkeit dieser Unterscheidungen im Hinblick auf die ignatianischen Exerzitien betont: *„Ob der einzelne besser fährt nach der Weise des Ignatius oder nach der des Franz von Sales, was für sein Wesen, seinen Charakter, seine Situation das Bekömmlichere ist, kann kein allgemeiner Satz entscheiden. Das ist bestimmt*

durch die Anregungen und Anmutungen, die den einzelnen fassen lassen, was er fassen kann, *secundum mensuram donationis et gratiae* (nach dem Maß der Gabe und der Gnade). Dieses Maß ‚experimentell‘ zu bestimmen, dazu bedarf es der Diskretion in der ‚Unterscheidung der Geister‘, deren Kriterien Ignatius klassisch beschrieben hat. Ohne sie freilich sind die geistlichen Übungen des Ignatius von Loyola schieres Gift, mit ihnen sind sie ein Buch der Weltreform und des Neuen Lebens.“<sup>23</sup>

Die „sittliche Haltung“ hat der Übung zu entsprechen. Anders gesagt, die Frucht der geistlichen Übung ist und bleibt die Liebe zum Nächsten. Übung und Leben müssen eine Einheit bilden. Auch das gilt für alle Formen geistlicher Übung im Christentum.

Dass die Meditation der Ergänzung im Rahmen des Christentums bedarf, wurde schon festgestellt, stichwortartig wären zu nennen, die Bedeutung Jesu Christi, Bezug zu Schrift und Tradition, Kirchlichkeit, persönliches und gemeinschaftliches Gebet u.a.

Es wurde hoffentlich deutlich, dass die Zen-Meditation bzw. östliche Meditationsformen im Rahmen des Christentums keiner besonderen Überprüfung im Sinne der Unterscheidung der Geister bedürfen, sondern dass die gleichen Kriterien anzuwenden sind, die für alle Formen religiöser Übung und Praxis gelten.

Beten und geistliche Übung sind nicht einfach gut oder schlecht, es kommt immer darauf an. Ich erinnere mich an die Aussage eines älteren Bruders meiner Gemeinschaft über einen Novizen: „Das wird nichts, der ist viel zu oft in der Kapelle!“ Und er behielt recht. Es gilt der alte paulinische Grundsatz:

„Prüft alles und behaltet das Gute“ (1 Thess 5,21)

Oder wie es die Kirchenlehrerin Teresa von Avila so treffend schrieb: „Vor unerleuchteter Frömmigkeit bewahre uns Gott!“<sup>24</sup>

- .....
- 1 Schmiedl J., Das Konzil und die Orden. Krise und Erneuerung des gottgeweihten Lebens, Vallendar-Schönstatt 1999, 512.
  - 2 Wulf F., Ordensreform 20 Jahre nach dem II. Vatikanischen Konzil. Rückschau und Ausblick, in Geist und Leben 59 (1986), 358-371, hier 363.
  - 3 Baier K., Meditation und Moderne, Bd. 2, Würzburg 2009, 905f.
  - 4 Baier K., A.a.O., 911f. Fußnote 16.
  - 5 Wulf F., Die christliche Meditation in der Auffassung und Übung unserer Zeit, in: Geist und Leben 30 (1957), 435-445, hier 435.
  - 6 Ebda.
  - 7 Wulf, A.a.O., 435f.
  - 8 Tilmann K., Die Führung zur Meditation. Ein Werkbuch, Bd. 1, Zürich u.a. 1971, 22.
  - 9 Vgl. Baier K., a.a.O., a.a.O., 936-939.
  - 10 Vgl. z.B. Severus E.v., Das Wort „Meditari“ im Sprachgebrauch der Hl. Schrift, in: Geist und Leben 26(1953), 365-375; Bacht H., meditatio in den ältesten Mönchsquellen, in: Geist und Leben 28 (1955), 360-373; Ders., Das Vermächtnis des Ursprungs. Studien zum frühen Mönchtum, Würzburg 1972; u.a.
  - 11 Vgl. Walter R., von (Hg.), Aufrichtige Erzählungen eines russischen Pilgers, Freiburg 1959; Ware K. T., Hinführung zum Herzensgebet, Freiburg 1982; u.a.
  - 12 Vgl. Keating T., Das Gebet der Sammlung, Schriften zur Kontemplation 4, Münster-schwarzach 1987; u.a.
  - 13 Vgl. Bäumer R. / Plattig M., Umformung durch Aufmerksamkeit - Aufmerksamkeit durch Umformung, Gesammelte Beiträge zur Geistlichen Begleitung, Theologie der

- Spiritualität, Quellen und Studien 6, St. Ottilien 2014; u.a.
- 14 Vgl. Nientiedt K., Autonomie und Abhängigkeit. Zur IX. ordentlichen Bischofssynode über die Orden, in: Herder Korrespondenz 48(1994), 611-616, hier 612.
- 15 Johannes Paul II., Vita consecrata, Nr. 5, in: Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), Verlautbarungen des Apostolischen Stuhles Nr. 125, Bonn 1996, 12.
- 16 Enomiya-Lassalle H., Kraft aus dem Schweigen. Einübung in die Zen-Meditation, Freiburg 1988, 141.
- 17 Enomiya-Lassalle H., A.a.O., 142f.
- 18 Enomiya-Lassalle H. M., Weisheit des Zen, München 1998, 81.
- 19 Vgl. Sudbrack J., Faszination aus dem Osten, in: Geist und Leben 44 (1971), 424-439; Balthasar H. U. v., Meditation als Verrat, in: Geist und Leben 50 (1977), 260-268; u.a.
- 20 Weismayer J., Leben in Fülle. Zur Geschichte und Theologie christlicher Spiritualität, Innsbruck 1983, 89.
- 21 Vgl. ebda.
- 22 Vgl. Dodel F., Das Sitzen der Wüstenväter. Eine Untersuchung anhand der Apophthegmata Patrum, Paradosis 42, Freiburg/Schweiz 1997; Dyckhoff P., Mit Leib und Seele beten. Die neun Gebetsweisen des Dominikus, Freiburg 2003; Guardini R., Von heiligen Zeichen, Mainz 1928; u.a.
- 23 Görres A., Ein existenzielles Experiment. Zur Psychologie der Exerzitien des Ignatius von Loyola, in: Kuhn H. u.a. (Hg.), Interpretation der Welt. FS für Romano Guardini zum 80. Geburtstag, Würzburg 1965, 497-517, hier 517.
- 24 Vida 13,16; zitiert nach: Teresa von Avila, Das Buch meines Lebens, vollständige Neuübertragung, hg. u. übers. u. eingel. v. U. Dobhan u. E. Peeters, Freiburg 2001, 215.

## ...Ordensleben

### Christian Tauchner SVD

P. Christian Tauchner SVD, geboren 1956 in Niederösterreich, war von 1982 bis 2005 in Ecuador und später im Zeitschriftenapostolat der Steyler Missionare in Österreich (Stadt Gottes) tätig. Im Jahr 2016 übernahm er die Leitung des Steyler Missionswissenschaftlich Instituts in St. Augustin, dessen stellvertretender Direktor er seit 2013 war.



ordensleben

Christian Tauchner SVD

## Schweigen

Eine Filmkritik

Vor kurzem lief Martin Scorseses neuester Film „Schweigen“ nach dem Roman von Shusako Endo<sup>1</sup> in den Kinos. Sowohl der Roman aus dem Jahr 1966 als auch jetzt der Film beziehen sich auf die Geschichte der christlichen Märtyrer Japans im 17. Jahrhundert. Somit geht es um Mission, Glaube, Gehorsam, kulturelle Anpassung und vor allem um das Leiden des Menschen und das Schweigen Gottes dazu.

### Eine Geschichte

Der Film setzt mit Szenen aus der Christenverfolgung auf dem Unzen-Gebirge mit seinen heißen Quellen ein. Zusammen mit japanischen Christen wird dort Pater Ferreira, ein portugiesischer Jesuit, gefoltert. Er schwört dem Glauben ab und lebt, wie man später erfährt, als verheirateter Gelehrter weiter. Die Nachricht von Ferrei-

ras Abfall ruft bei seinen Schülern in Europa Entsetzen hervor. Die beiden Jesuiten Sebastião Rodrigues und Francisco Garpe machen sich auf den Weg nach Japan, um die Geschichte nachzuprüfen und die verfolgten Christen Japans eventuell bis zum Martyrium zu betreuen. Mithilfe des elenden Kichijiro, den sie in Macau auflesen, gelangen sie nach Japan und kommen in Kontakt mit den verborgenen Christen. Kichijiro entpuppt sich als abgefallener Christ, ein wahrer Judas, der immer wieder seinen Glauben, seine Mitchristen und die Patres verrät. Die Christen werden von den örtlichen Herrschern grausamen Foltern unterworfen, so auch die beiden Jesuiten. Für Rodrigues nimmt die Folter einen weiteren perversen Zug an, da er nicht selbst gefoltert wird, sondern bei der Folter „seiner“ Christen zusehen muss, solange er dem Glauben nicht abschwört.

Schließlich trifft er auf Ferreira, seinen verehrten Lehrer und Meister, der ihm berichtet, wie wenig die Japaner vom Christentum wirklich verstanden haben. Sie haben christliche Begriffe auf ihre eigenen Vorstellungen von kosmischen und spirituellen Welten übertragen – Japan ist offenbar ein Sumpf, in dem der Baum des Christlichen nicht Wurzeln schlagen kann. Aus dieser Begegnung und in seiner Meditation, in der ihn Jesus selbst ermutigt, auf das berühmte fumi-e, das Tretkreuz zu treten, kehrt auch Rodrigues dem Christentum den Rücken und lebt fortan integriert in Japan.

### Historisch gesehen

Das Christentum erlebte nach der Zeit von Franz Xaver, der 1549 in Japan ankam und dort ein gutes Jahr wirkte, etwa neunzig Jahre lang einen gewaltigen Aufschwung. Am Ende dieser Blütezeit soll es bei einer Bevölkerung von etwa 15 Millionen um die 400.000 Christen gegeben haben.

Dafür gibt es mehrere Erklärungen<sup>2</sup>: Die buddhistischen Schulen waren stark aufgesplittert und uneinig, wie auch die Verwaltungsstruktur Japans in viele kleine Herrschaften aufgeteilt war. Damals begann eine politische Zusammenführung des Landes unter den Shogun, und das Christentum, wie es von den Jesuiten als den einzigen Missionaren und als streng durchorganisierte Gruppe vorgestellt wurde, bot dafür eine gute Grundlage an. Als Ende des 16. Jahrhunderts unter anderen auch Franziskaner und Dominikaner nach Japan kamen, zerbrach dieser Schein von christlicher Einheitlichkeit und wegen der hoheitskritischen Einstellung – alle Menschen sind gleich, weil Kinder Got-

tes – schwang die Haltung der Shogun um. 1614 wurden die Missionare formell ausgewiesen, aber die Christen noch nicht systematisch verfolgt. Ab 1639 begann die blutige Verfolgung und Abschottung des Landes, die zwei Jahrhunderte lang dauerte. Der Film setzt 1641 ein, mitten in der grausamen Verfolgungszeit.

### Ein Film ist ein Film

In der Auseinandersetzung mit dem Film geht es gelegentlich um historische Fragestellungen. Im Film wird etwa P. Valignano zitiert, der tatsächlich aber zur vorgeblichen Zeit des Filmereignisses schon über dreißig Jahre lang tot war. Es geht bei Scorseses Film aber nicht um eine historische Abhandlung für den Geschichtskanal im Fernsehen, sondern um ein Kunstwerk. Als solches erzählen der Roman und der Film eine Geschichte, um ein Thema abzuhandeln. Damit gehen die Künstler oft über das hinaus, was sie selbst in ihren Werken ausdrücken wollen. Historische „Fehler“ im Film interessieren also gar nicht.

### Wort und Schweigen

Ein Hauptthema des Films ist die Begegnung des Christentums mit der japanischen Kultur. Die Christen sind allesamt einfache Bauern. Im Film können sie den Jesuiten einige verballhornte portugiesische Wörter sagen, mit denen sie beten oder um die Taufe oder die Beichte bitten. Die portugiesischen Jesuiten hatten zu wenig Zeit und Gelegenheit, um Japanisch zu lernen – erst Ferreira, der Abgefallene, konnte tiefer in die Kultur eindringen und sie hochschätzen. Er findet denn auch heraus, dass die japa-

nischen Christen Gott als „dainichi“ anzusprechen, was „große Sonne“ bedeutet<sup>3</sup>. Der große kosmische Buddha im esoterischen Buddhismus wird übrigens auch so bezeichnet. Wegen dieser begrifflichen Unschärfe führten die Jesuiten das lateinische Wort „deus“ für Gott ein, aber auch diese „Lösung“ brachte ihnen Schwierigkeiten: „deus“ wurde von den Japanern wie „dai-uso“ ausgesprochen, das wieder „große Lüge“ heißt. Daher wurde auch diese Praxis aufgegeben. Heute wird Gott als „kami“ angesprochen, aber auch da besteht das Problem, dass im Shintoismus der Plural davon („kami-gami“) für „die Geister“ verwendet wird. Die Jesuiten der ersten Blütezeit – wie der im Film erwähnte Pater Cabral – hatten überhaupt kein Interesse an der japanischen Kultur. Wenn man die Sprache lernen musste, dann nur, um die Japaner bekehren zu können. Interessant ist der Hinweis im Film, wie Religion mit Gewalt und Unruhe zusammenhängen. Inoue, der Herrscher von

Chikugo, der freundlich lächelnd die schrecklichsten Foltern in Auftrag gibt, erzählt Rodrigues eine Weisheitsgeschichte: Einem Fürsten machten seine vier Konkubinen das Leben schwer, weil jede von ihnen seine Gunst erringen wollte. Daher warf er alle vier raus. „Sehr klug“, findet Rodrigues, der zölibatäre Begierdemärtyrer. Aber bei den um die Gunst buhlenden Konkubinen handelt es sich um England, Holland, Spanien und Portugal, die mit ihren verschiedenen „Religionen“ Unruhe nach Japan bringen, erläutert Inoue. Interessant ist, dass es sich bei dieser Unruhe nicht um Religionen handelt, sondern um das Geschäft und den Handel: Religion wird wieder einmal für die Probleme verantwortlich gemacht, die Machtpolitik und Handelsinteressen heraufbeschwören. Schließlich geht es im Film um das Leiden: Die einfachen Christen werden gefoltert, Rodrigues wird dem moralischen Dilemma ausgesetzt, dass „sein Stolzsein auf den Erfolg der Glaubenstreue



Foto: Kerry Brown, © Concorde Filmverleih (aus: Silence 2017)

die Leiden der Christen“ verursacht und verlängert, wie der Inquisitor Inoue sein brutales Gesetz erklärt. Ferreira hat diesen Stolz aufgegeben, um den Christen das Leiden zu ersparen. Darin sehe ich das eigentliche Thema des Films<sup>4</sup>: In ihren Gebeten fragen sich Rodrigues und Garupe, wie sie mit ihrem eigenen Glauben umgehen sollen, wie sie sich zum einfachen Volk stellen sollen, wie wichtig diese Glaubensstreue ist. Rodrigues sieht und hört Jesus davon reden, dass er in die Welt gekommen ist, um alle Leiden auf sich zu nehmen und dass daher ein weiterer Verrat, selbst von seinem Priester, auch schon erlöst ist.

Im Film kommt immer wieder eine fast verzweifelte Suche nach Sakramenten zum Vorschein: Die Untergrundchristen wollen „richtig“ getauft werden, Eucharistie feiern und beichten. Besonders der Verräter Kichijiro bittet immer wieder um Beichte und Lossprechung, auch wenn er gleich später wieder jemanden verraten wird. Als Rodrigues nach seinem zivilen Leben als abgefallener Christ bestattet wird, drückt ihm seine Frau doch noch ein kleines Kreuz in die Hände – vielleicht ein Glaubensbekenntnis Scorseses<sup>5</sup>, der an Ritualen und Formeln hängen bleibt und den Glauben von externen Zeichen abhängig macht. Roman und Film tragen den Titel „Schweigen“. Dabei geht es zentral um das Schweigen Gottes angesichts so vielen Leidens. Allerdings zielt der Buddhismus mit „Schweigen“ auch auf eine Leere und einen Freiraum, in den Weisheit, selbstlose Liebe und Barmherzigkeit einziehen können.

Viele Zeitgenossen werden beim Leiden der Menschen um uns – und die Augen davor verschließen zu wollen ist in unserem Medienzeitalter nicht mehr möglich

– nicht mehr vom *Schweigen Gottes* und einer so notwendigen wie unmöglichen Theodizee belastet, sondern vielleicht erleben sie eher eine Sprachlosigkeit, es fehlen ihnen die Worte und eine Beziehung, in der so ein Schweigen „Gottes“ eine Belastung wäre. Der Ausweg über das Aufgeben von Religion und der endgültige Abfall vom Glauben im Austausch gegen eine angepasste bürgerliche Existenz à la Ferreira und Rodrigues sind keine Option für Scorsese. Viel eher bietet er in diesem „Schweigen“ den kläglichen Antihelden Kichijiro als Vorbild an, der trotz seines wiederholten Scheiterns und Verrats doch immer wieder zu den Gefolterten zurückkehrt und bis zum letzten Moment an ihrer Seite steht.

.....

- 1 Shusako Endo, *Schweigen*. Roman. Aus dem Japanischen von Ruth Linhart. Mit einem Vorwort von Martin Scorsese und einem Nachwort von William Johnston, Wien: Septime Verlag, 2015.
- 2 Ich stütze mich auf Dennis Gira, *Missions jésuites au Japon. Entretien avec Dennis Gira*, in *Études* n° 4236, März 2017, S. 65-75.
- 3 Diese Hinweise verdanke ich dem Japanmissionar Peter Baeckelmans cicm, der in einer der nächsten Ausgaben der Zeitschrift *Spiritus* (Paris) über den Film schreibt.
- 4 Im Gegensatz zu Joachim Valentin, der den Titel für ein „Nebengleis“ hält: Joachim Valentin, *Lebensrettung und Glaubensaufgabe*, in *Herder Korrespondenz* 71 (3.2017) 43-45.
- 5 Zu Scorsese und seiner spirituellen Suche siehe sein Vorwort in Endos Roman und Antonio Spadaro SJ, *Silence – Schweigen*, in *Stimmen der Zeit* 142 (3.2017) 183-196, sowie James Martin, *Le Silence et la Compassion. Entretien entre James Martin et Martin Scorsese*, in *Études* n° 4236, März 2017, S. 77-86.

Theresa Otte / Lars Westinger

## Kirchliches Arbeitsrecht aktiv gestalten und tarifpolitische Herausforderungen meistern

Langjährige Kooperation zwischen DOK und AcU – ein Blick zurück und nach vorn

Für die Mitglieder der Deutschen Ordensobernkonzferenz (DOK) und der Arbeitsgemeinschaft caritativer Unternehmen (AcU) hat das Arbeitsrecht eine grundlegende Bedeutung. Vor dem Hintergrund der Existenzsicherung ihrer Einrichtungen, Dienste und Werke arbeiten die beiden Interessenvertretungen vertrauensvoll zusammen. Die Kompetenzen von DOK und AcU ergänzen sich hierbei sinnvoll. Beiden Organisationen ist der Erhalt des Dritten Weges und dessen Weiterentwicklung zu einem kircheneigenen, funktionsfähigen und ausgewogenen Tarif- und Arbeitsrechtsregelungssystem wichtig. Die Vorstände von AcU und DOK halten es dabei für bedeutsam, im Rahmen ihrer Tarifpolitik mit einer Stimme zu sprechen. Deshalb haben sie bereits vor fünf Jahren – im April 2012 – eine Kooperationsvereinbarung geschlossen. Seit dem Abschluss der Kooperationsvereinbarung stimmen sich Vertreter der Vorstände sowie die Geschäftsstellen beider Organisationen im Rahmen von Regelkommunikationen eng miteinander ab. Sie informieren sich über aktuelle tarifpolitische Themen und tarifstrategische Positionierungen und Stellungnahmen und erarbeiten entsprechende Vorlagen für die jeweiligen Vorstände.

Grundlegende Themen standen in den letzten Jahren auf den Tagesordnungen der gemeinsamen Regelkommunikationen:

- Entwicklung der Altersversorgung und Reform der Katholischen Zusatzversorgungskasse (KZVK),
- Novelle der Mitarbeitervertretungsordnung (MAVO),
- Öffnungsklauseln für Ordensgemeinschaften,
- Wahlen in die Arbeitsrechtlichen Kommissionen und Beteiligung in den Kommissionen zur Ordnung diözesanen Arbeitsvertragsrechts (KO-DA-en)
- sowie die Zukunft des Dritten Weges und die Auswirkungen der Novelle der Grundordnung.

### Reform der Katholischen Zusatzversorgungskasse (KZVK)

Die Entwicklung der KZVK war und ist eines der wichtigsten Themen für die Mitglieder von DOK und AcU und die von ihnen repräsentierten Einrichtungen.

Bereits 2011 ist es beiden Organisationen gelungen, in einem gemeinsamen Informationspapier die für die Einrichtungen relevanten Fragen zur KZVK mit dieser zu klären und den Mitgliedern



von AcU und DOK zur Verfügung zu stellen.

Im Rahmen des Reformprozesses der KZVK sind DOK und AcU von Anfang an gegenüber dem Verband der Diözesen Deutschlands (VDD) sowie Vertretern der KZVK gemeinsam aufgetreten. AcU und DOK repräsentieren einen großen Teil aller Beschäftigten der katholischen Einrichtungen, die an der KZVK beteiligt sind. Deshalb haben sie in den Gesprächen zum Reformprozess der KZVK ein unmittelbares Beteiligungsrecht für Träger in den Aufsichtsgremien der KZVK aktiv eingefordert. Seit Anfang des Jahres 2017 ist die AcU nun in der Vertreterversammlung der KZVK vertreten.

Das Leistungsversprechen in enger Koppelung an die Altersvorsorge des öffentlichen Dienstes gilt als eine wesentliche Ursache dafür, dass das Ziel einer vollständig kapitalgedeckten

KZVK nur über immer weiter steigende Beitragserhöhungen erreicht werden kann. Eine Abkoppelung der KZVK von der Entwicklung des öffentlichen Dienstes erscheint daher dringend geboten. Doch diese Entscheidung hat weitreichende Konsequenzen und will daher gut bedacht werden. Zudem kommt es darauf an, dass alle Beteiligten an dieser Entscheidung mitwirken. Ein weiteres wichtiges Anliegen von DOK und AcU ist, dass die an der KZVK beteiligten Unternehmen Klarheit für Sicherheits- oder Abstandszahlungen bei neuen Beteiligungen oder Beendigungen der Beteiligungen brauchen. Die bisherige Praxis der KZVK macht Strukturrentscheidungen bei kirchlichen Trägern oftmals nahezu unmöglich. Hier muss eine Lösung gefunden werden, die den Interessen aller Beteiligten gerecht wird. Besonders drängend sind derzeit auch die Fragen, die der neue Finanzierungsbeitrag der KZVK aufwirft.

Theresa Otte



Theresa Otte ist Juristin. Ihr Themenschwerpunkt ist seit 14 Jahren das kirchliche Arbeitsrecht. Nach der Mitarbeit an einem umfangreichen Projekt zu einem innovativen Entgeltmodell und der Tätigkeit im Personalwesen eines großen Trägers ist sie seit 2008 stellvertretende Geschäftsführerin der Arbeitsgemeinschaft caritativer Unternehmen (AcU).

## Novelle der Mitarbeitervertretungsordnung

Die Novelle der Mitarbeitervertretungsordnung (MAVO) ist ein weiteres wichtiges Thema im Rahmen der Kooperation. Vertreter von DOK und AcU haben bereits vor einigen Jahren erreicht, dass eine Unternehmensmitbestimmung mit weitgehenden Folgen für ihre Mitglieder im kirchlichen Bereich noch nicht eingeführt wird.

Auch im Rahmen der aktuellen Novellierung der MAVO haben AcU und DOK eng zusammengearbeitet. Der aktuelle Regelungsentwurf der Novellierung der Rahmen-MAVO sieht drei wesentliche Neuregelungen vor: Novellierungen zum Einrichtungsbegriff, zur Gesamt-

mitarbeitervertretung und zum Wirtschaftsausschuss. Ein wichtiger Erfolg konnte zunächst in verfahrensrechtlicher Hinsicht erzielt werden. Beide Organisationen konnten durch eigene Vertreter in der Arbeitsgruppe zur MA-VO-Novellierung mitwirken. Das war in der Vergangenheit nicht der Fall. Inhaltlich konnten die Vertreter von DOK und AcU erreichen, dass der Regelungsentwurf keine uneingeschränkte Pflicht zur Bildung einer Gesamtmitarbeitervertretung vorsieht. Nach dem jetzigen Regelungsvorschlag ist für die Bildung einer Gesamtmitarbeitervertretung der Antrag einer 2/3-Mehrheit der Mitarbeitervertretungen bzw. der Antrag der Mitarbeitervertretungen, die mehr als die Hälfte der Mitarbeitenden repräsentieren, erforderlich. Außerdem konnte erreicht werden, dass ein Wirtschaftsausschuss nicht in jeder Einrichtung gebildet werden muss. Voraussetzung ist entweder das Bestehen einer Gesamtmitarbeitervertretung oder das Beschäftigen von mindestens 200 Mitarbeitern. Darüber hinaus konnte auch ein für die Mitglieder der DOK besonders wichtiges Ergebnis erzielt werden: die Regelungen zur Einrichtung eines Wirtschaftsausschusses sowie zur Information in wirtschaftlichen Angelegenheiten sollen ausschließlich für drittmittelfinanzierte Einrichtungen gelten. Im Juni 2017 wird die Vollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz letztendlich über den Entwurf der MAVO-Novellierung entscheiden.

Auch in Zukunft werden sich AcU und DOK im Hinblick auf eine mögliche Einführung einer Unternehmensmitbestimmung bzw. die Ausweitung von Informations- und Mitwirkungsrechten der Mitarbeiter in wirtschaftlichen An-

Lars Westinger



Lars Westinger legte nach dem Studium der Rechtswissenschaft in Trier und der Referendariatszeit in Koblenz 2008 das zweite juristische Staatsexamen ab. Er ist Rechtsanwalt bei der Deutschen Ordensobernkongress in Bonn. Im Rahmen seiner Tätigkeit berät er diese sowie die Höheren Oberinnen und Oberen in rechtlichen Fragestellungen. Einen Themenschwerpunkt bildet dabei das Arbeitsrecht.

gelegenheiten eng abstimmen. Beide Organisationen sehen eine Unternehmensmitbestimmung im kirchlichen Bereich sehr kritisch.

### Öffnungsklauseln für Ordensgemeinschaften

Öffnungsklauseln für ordensnahe Tätigkeitsfelder sind ein weiteres Ziel, das DOK und AcU verfolgen, um vielen Gemeinschaften den Einstieg ins kircheneigene Arbeitsrecht zu ermöglichen und damit eine Voraussetzung zum Erhalt des Dritten Wegs zu schaffen. Viele in traditionellen Abteien vorkommende Tätigkeitsfelder werden von kirchlichen Vergütungssystemen häufig nicht erfasst, da keine vergleichbaren Personengruppen im diözesanen bzw. caritativen Bereich vorhanden sind. Die

kirchlichen Vergütungssysteme sollten Öffnungsklauseln vorsehen, welche die Anwendung eines Tarifwerkes erlauben, wenn dieses eine branchenübliche, regional geltende tarifvertragliche Regelung darstellt, die mit einer dem Deutschen Gewerkschaftsbund angehörigen Gewerkschaft abgeschlossen wurde. DOK und AcU haben gemeinsam mit der Geschäftsstelle der Dienstgeberseite der Arbeitsrechtlichen Kommission der Caritas einen entsprechenden Vorschlag für eine Öffnungsklausel erarbeitet. Der Vorschlag wurde sowohl im Arbeitsrechtsausschuss als auch in der Zentralen Kommission der Zentral-KODA beraten. Die Zentrale Kommission ist zu dem Ergebnis gekommen, den Kommissionen zu empfehlen, die Ordensgemeinschaften zu ermutigen, ihre Anliegen gegenüber den Kommissionen zu schildern und die an sie herangetragenen Anliegen wohlwollend zu prüfen. Dieses Ergebnis ist als ein erster Erfolg zu werten. DOK und AcU werden sich in diesem Sinne weiterhin für Öffnungsklauseln einsetzen.

### **Beteiligung in den Kommissionen zur Ordnung des Arbeitsvertragsrechts**

In den Kommissionen zur Ordnung diözesanen Arbeitsvertragsrechts (KODAs) mitzuwirken und dort insbesondere die Interessen ihrer Mitglieder nachhaltig zu vertreten, sehen sowohl AcU als auch DOK als bedeutsam an. Die neue Legislaturperiode der Arbeitsrechtlichen Kommission der Caritas hat gerade begonnen. Es konnte erreicht werden, dass zwei Vertreter der Ordensgemeinschaften und sechs Vertreter von Mitgliedern der AcU in die Bundeskommission der

AK Caritas gewählt wurden; darüber hinaus sind auch in einigen Regionalkommissionen Mitglieder der AcU vertreten.

AcU und DOK werden sich auch künftig dafür einsetzen, dass die Wahlordnung für die Dienstgeberseite der Arbeitsrechtlichen Kommission der Caritas überarbeitet wird. Sie unterstützen ein ausschließlich demokratisches Wahlverfahren und lehnen das bisherige einseitige Recht der Diözesan-Caritasverbände ab, Mitglieder für die Regionalkommissionen zu bestimmen.

### **Autoreninfo**

Siehe gedruckte Ausgabe.

### **Zukunft des Dritten Weges / Auswirkungen der Novelle der Grundordnung**

DOK und AcU unterstützen den Erhalt des Dritten Weges. Sie befürworten das kirchliche Arbeitsrechtsregelungsverfahren, das auf Konsens basiert und verantwortliche Konfliktlösungsmechanismen ohne Arbeitskampf vorsieht. Im Rahmen der gemeinsamen Regelkommunikationen wurden die Auswirkungen der Urteile des Bundesarbeitsgerichtes zum Streikrecht auf die Mitglieder beider Organisationen und

darüber hinaus auch die zunehmend kritische Einstellung der Gewerkschaften und der Politik zum Dritten Weg besprochen. Aktuell sind Vertreter des Marburger Bundes bereits Mitglieder in den Arbeitsrechtlichen Kommissionen der Caritas. Die Gewerkschaft ver.di bekämpft den Dritten Weg und hat bereits Mitarbeitende von kirchlichen Einrichtungen zum Streik und einzelne kirchliche Dienstgeber zu Tarifverhandlungen aufgefordert. Vor diesem Hintergrund wird es entscheidend darauf ankommen, dass die Mitglieder der Arbeitsrechtlichen Kommissionen die Chance nutzen, das eigene Arbeitsrecht konstruktiv und attraktiv zu gestalten. Gefordert ist eine

innovative Tarifpolitik, die mit neuen tariflichen Rahmenbedingungen Lösungen für die aktuellen Probleme bietet. Das kirchliche Arbeitsrecht kann nur dauerhaft bestehen, wenn es die kirchlichen Besonderheiten berücksichtigt und auch auf Akzeptanz bei den betroffenen Einrichtungen stößt. Durch die Kooperation von DOK und AcU konnten in den vergangenen Jahren bereits viele Verbesserungen erreicht werden. Auch zukünftig werden beide Organisationen in arbeitsrechtlichen Themenstellungen eng zusammenarbeiten, um so die Herausforderungen des kirchlichen Arbeitsrechtes aktiv im Sinne ihre Mitglieder und deren Einrichtungen angehen zu können.

## Die AcU gestaltet Tarifpolitik für Dienstgeber

Bereits vor über 15 Jahren haben sich caritative Träger und Einrichtungen in der Arbeitsgemeinschaft caritativer Unternehmen (AcU) zusammengeschlossen, um ihre tarifpolitischen Anliegen und unternehmerischen Interessen gemeinsam zu vertreten und die Weiterentwicklung des Tarif- und Arbeitsrechts der Caritas mitzugestalten.

Heute vertritt die AcU - als Dienstgeberverband - caritative Unternehmen aus allen Regionen Deutschlands und repräsentiert die Vielfalt der Branchen in der Caritas. Die Mitglieder der AcU beschäftigen branchenübergreifend und bundesweit über 100.000 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in allen caritativen Arbeitsfeldern.

Die AcU verfolgt das Ziel, dass ihre Mitglieder als wettbewerbsfähige caritative Unternehmen die sozialen Märkte mitgestalten und ihre Einrichtungen sichern. Dazu bietet die AcU ihren Mitgliedern ein großes Dienstgeber-Netzwerk, eine starke Interessenvertretung und zahlreiche Dienstleistungen, wie z.B. Beratungen, Praxishilfen, Schulungen und Fachtagungen.

Weitere Informationen unter [www.a-cu.de](http://www.a-cu.de)

## ... Dokumentation

### **Peter Krause**

Dr. Peter Krause ist promovierter Jurist. Als Rechtsanwalt ist er seit 2008 Partner der Sozietät VOELKER & Partner. Dort leitet er das Referat Non-Profit-Organisationen. Er ist auf diesem Gebiet in den Bereichen Gründung und Umstrukturierung sowie der laufenden Beratung von Sozialorganisationen spezialisiert. Darüber hinaus betreut er katholische Ordensgemeinschaften an den Schnittstellen zwischen dem weltlichen Recht und dem Kirchenrecht.



Peter Krause

### **Verwaltung von Ordensvermögen - zwischen Institutscharisma und modernen Werkzeugen zur Kontrolle und Steuerung**

Anmerkungen zu den Richtlinien für die Verwaltung der kirchlichen Güter der Institute des geweihten Lebens und der Gesellschaften des Apostolischen Lebens

Die bestehende Selbstverpflichtung zur Armut einerseits und die Herausforderung zu verantwortlichem und wirtschaftlichem Handeln andererseits sind bei Ordensinstituten nicht leicht in Einklang zu bringen. Betrachtet man die historischen Entwicklungen vieler Ordensgemeinschaften und ihrer Werke genauer, stellt man fest, dass diese Herausforderung die Ordensverantwortlichen schon seit jeher beschäftigt. Die jeweiligen Erfordernisse der Zeit ver-

langen von den Oberen und ihren Ökonomen seit jeher ein besonderes Geschick im Umgang mit und beim Einsatz des Ordensvermögens, welches diesen Ämtern zu treuen Händen und zum sorgfältigen Umgang überlassen ist. Bei der Verwaltung von Ordensvermögen geht es schon immer um die notwendige Gratwanderung zwischen den vielfältigen Aufgaben, zu deren Erfüllung das Vermögen des jeweiligen Ordens bestimmt ist. Zweifellos gibt es

auch in Deutschland viele Gemeinschaften, in denen nicht nur die einzelnen Mitglieder ein Leben in Armut führen, sondern die Gemeinschaft selbst auch bedürftig ist. Es gibt aber auch solche Ordensgemeinschaften, die aus unterschiedlichsten Gründen große Güter verwalten. Die Herausforderungen der angemessenen Verwaltung stellen sich hier vor allem bei den apostolischen Ordensgemeinschaften, deren Aufgabe es ist, ganz im Sinne der Caritas den Nächsten in Notlagen ihres Lebens beizustehen. Zur Erfüllung dieses Auftrags und meist unter Hintanstellung vieler anderer Bedürfnisse der Ordensleute haben gerade diese Gemeinschaften in Deutschland insbesondere in den vergangenen 150 Jahren zahlreiche Werke (wie zum Beispiel Krankenhäuser, stationäre und ambulante Pflegeeinrichtungen, Schulen, Erholungsheime, Bildungseinrichtungen etc.) aufgebaut und erhebliches Ordensvermögen in die Betriebe und Immobilien investiert. Dieser zum Teil wesentliche Vermögenseinsatz stand und steht in einem inneren Zusammenhang mit der personellen Leistungsfähigkeit der in den Gemeinschaften wirkenden Brüder und Schwestern. Der mittlerweile zum Teil dramatische Rückgang der Zahl an Ordensmitgliedern und der stetig steigende Altersdurchschnitt haben deshalb mittlerweile viele Gemeinschaften zur Trennung von ihren Werken veranlasst.

Soweit es einer Gemeinschaft mit entsprechenden Umstrukturierungs- und Ausgliederungsbemühungen in den letzten Jahrzehnten gelungen ist, unter ihrem Dach und in Eigenregie die in den Werken eingebrachten Vermögenswerte zu bewahren, müssen sich diese

heute mehr als zuvor den Fragen der Wirtschaftlichkeit stellen. Schließlich gilt es, verschiedensten Herausforderungen der Zeit zu begegnen: Angefangen bei den rückläufigen Einnahmen aus Gestellungen und aus Finanz- und Geldanlagen, über den immer spürbarer werdenden Wettbewerb zwischen den sozialen Leistungsanbietern bis hin zu den verschärften Rahmenbedingungen zur Finanzierung der caritativen Werke und ihrer Immobilien. Doch nicht nur die Werke belasten die wirtschaftliche Situation und finanzielle Basis vieler Ordensgemeinschaften. Vielmehr muss die Vermögensverwaltung eines Ordens heute auch andere immer stärker zunehmende Aufgaben in den Blick nehmen und bewältigen - dazu gehört insbesondere die alle Ordensgemeinschaften betreffende Aufgabe, für die Altersversorgung und für den Krankheits- und Pflegefall ihrer Mitglieder aufzukommen.<sup>1</sup> Mag die in Deutschland sich zeigende Situation exemplarisch für die Ordenslandschaft in Europa sein, haben Gemeinschaften auf anderen Kontinenten zum Teil ganz andere Probleme in Bezug auf das zu verwaltende Vermögen. Was sie aber alle eint, das sind folgende Fragen: Wie hat ökonomisches Handeln im Zeichen der modernen Kirche auszu- sehen? Welche Vorgaben gilt es bei der Verwaltung von Ordensvermögen - seien es Werke oder Immobilien - im Besonderen zu beachten? Auf welchen Wegen und mit welchen Mitteln stellt man in der Praxis den Erhalt der zentralen Ordensgüter bzw. deren sinnvollen Einsatz auf Dauer sicher?

Die im CIC niedergelegten Regelungen zum allgemeinen wie auch zum ordensspezifischen Vermögensrecht in der katholischen Kirche müssen naturgemäß



konkrete Antworten auf diese Fragen der Zeit schuldig bleiben. Dafür hat kurz vor Beginn des Jahres der Orden die römische Kongregation für die Institute geweihten Lebens und für die Gesellschaften apostolischen Lebens am 2. August 2014 „Richtlinien für die Verwaltung der kirchlichen Güter der Institute des geweihten Lebens und der Gesellschaften apostolischen Lebens“<sup>2</sup> veröffentlicht und damit insbesondere die Situation vieler Ordensgemeinschaften, die vor der wirtschaftlichen Neuordnung ihrer Werke und Immobilien stehen, aufgegriffen. Wesentliche Inhalte der VA-RL waren im Vorfeld im Rahmen eines Symposiums im März 2014 in Rom erarbeitet und diskutiert worden<sup>3</sup>. In dem kurze Zeit später auch in deutscher Sprache veröffentlichten<sup>4</sup> Dokument finden sich für alle Gemeinschaften einheitliche Hilfestellungen für die Vermögensverwaltung in den Orden und für die Zusammenarbeit mit der jeweiligen Ortskirche und anderen Fachleuten. Dabei ist der Begriff der Hilfestellung gerade auch im Zusammenhang mit der Rechtsqualität der VA-RL zu verstehen: Sie sind weder als kirchliches Gesetz noch als apostolische Instruktion<sup>5</sup> in Kraft gesetzt worden. Die „Richtlinien“<sup>6</sup>, die sich vorrangig an die Verantwortlichen in den Orden richten, stellen vielmehr eine erste moderne Auslegungshilfe der höchsten kirchlichen Autorität für die im CIC und dort nur in Grundzügen kodifizierten Vermögensverwaltungsregelungen dar. Sie gehen aber über die Art einer bloßen Handlungsempfehlung hinaus. Auch wenn die Religiosenkongregation in einzelnen Punkten der VA-RL auf den gegenwärtigen Transformationsprozess der Kirche in Westeuropa Bezug

nimmt<sup>7</sup>, handelt es sich bei den Richtlinien um eine an die gesamte Ordenswelt gerichtete Leitlinie zum künftigen Umgang mit dem Ordensvermögen. Sie beinhaltet eine globale Aufforderung an die Gemeinschaften in der Welt, für sich selbst entsprechende Richtlinien zur Vermögensverwaltung einzuführen. Die Richtlinien können und dürfen dabei aber nur als eine Art Rahmen verstanden werden. Schließlich müssen Ordensgemeinschaften bei ihrer Umsetzung vor Ort die dort jeweils geltenden nationalen rechtlichen Rahmenbedingungen berücksichtigen, in die sich die Vorgaben der VA-RL einzufügen haben. Für die deutschen Institute ist die mit den VA-RL verbundene besondere Empfehlungsqualität im Hinblick auf Führungs-, Sicherungs- und Kontrollleitlinien der Kirche nicht unbekannt. So haben der Verband der Diözesen Deutschlands und die Kommission für caritative Fragen der DBK bereits im Jahr 2004 ihre im Laufe der Zeit weiter ergänzte Arbeitshilfe „Soziale Einrichtungen in katholischer Trägerschaft und Aufsicht“ ebenfalls als Empfehlung u.a. an die Adresse der Institute veröffentlicht.<sup>8</sup>

Im Gegensatz zu den in Deutschland bestehenden detaillierten Praxis-Arbeitshilfen bemühen sich die VA-RL mehr um die Klarstellung von Grundsätzen, die den Umgang mit Ordensvermögen betreffen und in denen sich auch spürbar der Geist von Papst Franziskus widerspiegelt. Bevor sich die Richtlinien mit Planungswerkzeugen, Kontroll- und Transparenzfragen beschäftigen, wird am Anfang der VA-RL auf den für die Verwaltung zentralen Leitgedanken hingewiesen, wonach das Ordensvermögen „Kirchenvermögen“

ist. Dabei wird betont, dass sich alle Institutsverantwortlichen stets darüber bewusst sein müssen, dass die Vermögensverwaltung kein Selbstzweck ist, sondern vielmehr und immer nur ein Werkzeug sein darf, welches im Rahmen des ordenseigenen Sendungsauftrags eingesetzt wird<sup>9</sup>. Mit diesem Vermögen habe jede Gemeinschaft im Namen der Kirche die ihr im Hinblick auf das öffentliche Wohl übertragene eigene Aufgabe zu erfüllen.

Um diese zentrale Funktion auch für die Zukunft wieder stärker sicherzustellen, sollen die Oberen zusammen mit ihren Räten für sich zunächst überprüfen und festhalten<sup>10</sup>, welche Zielsetzungen, mit denen der jeweilige Vermögenseinsatz aktuell verbunden ist, heute noch dem eigentlichen Gründungscharisma der Gemeinschaft entsprechen bzw. ob und wie diese Zielsetzungen an die Moderne angepasst werden müssen. Die Verantwortlichen in den Gemeinschaften werden also dazu aufgerufen, eine Gegenüberstellung der gegenwärtigen Aktivitäten und Vermögenspositionen und der von den Gründern vorgegebenen Ideen und Visionen vorzunehmen. In dieser Gegenüberstellung ist aber der heutige gesellschaftliche und kulturelle Kontext mit einzubeziehen. Aus ihr kann sich somit ergeben, dass bestimmte moderne Aktivitäten dem eigenen Gründungscharisma widersprechen, aber auch, dass lange tradierte Handlungsweisen und Urvermögensgegenstände nicht mehr als übereinstimmend mit dem (im Spiegel der Moderne zu sehenden) Gründungscharisma angesehen werden können. Unabhängig davon, dass das Charisma der Institute nicht als unveränderlich festgeschrieben zu verstehen ist, sondern vielmehr

weiterentwickelt und in Einklang mit der heutigen Realität gebracht werden muss<sup>11</sup>, sollen die Gemeinschaften in jedem Fall sicherstellen, dass eines nicht (mehr) passiert: Es sollen keine Werke unterhalten werden, die nicht mehr „mit dem heutigen Ausdruck der Sendung in Einklang stehen, sowie keine Immobilien, die sich für die Werke, die ihr Charisma leben, als nicht mehr als funktional erweisen“.<sup>12</sup>

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Bei diesem Überprüfungsprozess geht es aber nicht nur um die Frage der Übereinstimmung von ganzen Vermögensmassen wie Unternehmen, an denen ein Ordensinstitut beteiligt ist, sondern auch um die Nutzung einzelner Vermögensgegenstände. So könnte beispielsweise untersucht werden, ob bestimmte Aktienanlagen dem Sinne einer ökologischen und sozialen Nachhaltigkeit entsprechen bis hin zu Fragen der ordenseigenen KFZ-Nutzung und Kommunikationsmittel. Mit Blick auf den Rückgang der Zahl der Ordensmitglieder wird innerhalb solcher Abgleichprozesse aber gerade auch der weitere Umgang mit klösterlichen Immobilien, die nicht mehr ihrem ursprünglichen Zweck entsprechend sinnvoll genutzt werden können, wesentlich sein. Eine bloße „Nichtnutzung“ solcher Immobilien - dies lässt sich den VA-RL entneh-

men - wird man als Verschwendung und damit als kirchenrechtlich unzulässig einstufen müssen.

Um - wie in den VA-RL gefordert<sup>13</sup> - auf die Herausforderungen der heutigen Zeit „kühn und prophetisch“ zu reagieren, wird man im ein oder anderen Fall auch über deutliche Umschichtungen im Vermögen nachdenken müssen. Eine solche kann etwa im Verkauf bisheriger Klosterliegenschaften und der Errichtung neuer zeitgemäßer und benutzergerechter Wohnmöglichkeiten bestehen.

Die von den VA-RL geforderte Fortschreibung des Gründungscharismas stellt gerade für jene Gemeinschaften, die heute noch über eine Vielzahl an eigenen oder ausgegliederten Unternehmungen verfügen, durchaus eine Herausforderung dar. Schließlich bedeutet dies, dass in allen Werken klare Leitlinien erarbeitet werden müssen, die sicherstellen, dass die Aufgaben des jeweiligen Werkes im Sinne des ursprünglichen Gründungscharismas erfüllt werden. Anders als etwa noch vor 30 Jahren, ist heute bei vielen Werken eine aktive Mitarbeit von Institutsmitgliedern, welche die Verfolgung dieses Charismas noch in persona sicherstellen, heute - wenn überhaupt - nur noch eingeschränkt möglich. Umso wichtiger ist es in diesem Zusammenhang, die Grundideen auf die jetzt im Angestelltenverhältnis tätigen Mitarbeiter überzuleiten bzw. diese darauf zu verpflichten. Die gerade bei den wirtschaftlichen Unternehmungen der Institute geforderte Überprüfung auf das eigene Charisma soll nach den VA-RL auch darauf hin erfolgen, ob diese noch nach den Grundsätzen der Unentgeltlichkeit, Brüderlichkeit und Gerechtigkeit<sup>14</sup> geführt werden. In ent-

sprechende weltliche Termini übersetzt, bedeutet dies, dass bei allen Unternehmungen Themen wie überzogenes Gewinnstreben, unterschiedliche Leistungsmodule für Wohlhabende und Arme bis hin zu Gerechtigkeitsfragen in betrieblichen Entgeltsystemen hinterfragt werden sollen.

Sämtliche dieser angesprochenen Überprüfungen wie auch alle Planungs- und Umsetzungsentscheidungen, die das Vermögen eines Instituts betreffen, sollen - so die VA-RL - nach festen und transparenten Regeln erfolgen. Damit greifen die Richtlinien jenen Themenbereich auf, der in der Wirtschaft mit dem englischen Begriff der sogenannten Compliance umschrieben wird. Im Sinne des Compliance-Gedankens geht es auch der Religiosenkongregation darum, dass sich die Institute gerade in Bezug auf die Vermögensverwaltung feste Regeln geben, auf deren Einhaltung sie sich verpflichten und deren Einhaltung sie auch regelmäßig überprüfen. Der Nutzen liegt insbesondere in der frühzeitigen Erkennung von Haftungsrisiken und in der leichteren Kontrolle von Mitarbeitern sowie des Managements bei allen Sachverhalten, die nicht unmittelbar in Zahlenwerken abgebildet werden können. Dabei ist der Compliance-Gedanke dem katholischen Kirchenrecht durchaus vertraut. Schließlich zählt die Regeleinhaltung gerade im kirchlichen Bereich zu den wesentlichen Grundprinzipien des CIC, die von den Verantwortlichen zu berücksichtigen sind. So muss der kirchliche Vermögensverwalter *„die Vorschriften sowohl des kanonischen als auch des weltlichen Rechts sowie alle Bestimmungen beachten, die von dem Stifter, dem Spender oder der rechtmäßigen*

*Autorität getroffen worden sind, besonders aber verhüten, dass durch Nichtbeachtung der weltlichen Gesetze der Kirche Schaden entsteht“.*<sup>15</sup> Nur ein funktionierender Compliance-Prozess, der sowohl das kirchliche als auch das weltliche Recht umfasst, macht den jeweiligen Verwalter zum sorgfältigen Kirchenvermögensverwalter.

Zu diesen zwingenden regelhaften Prozessen zählen die VA-RL unter anderem die Aufstellung von Haushaltsplänen<sup>16</sup> und entsprechender Budgets<sup>17</sup>, genauso wie die Aufstellung entsprechender Jahresabschlüsse und Bilanzen. Künftig soll es nicht mehr im Ermessen des jeweiligen Institutes stehen, ob eine Planung überhaupt durchgeführt wird, sondern nur noch, mit welchen Mitteln geplant werden soll. Genauso wird als zwingend erachtet, dass über ein einzuführendes Controlling regelmäßig etwaige Abweichungen zwischen Soll- und Istwerten geprüft<sup>18</sup>, dokumentiert und auch begründet werden. Ebenso ist zu messen, ob Planziele nachher auch erreicht wurden bzw. ist für den künftigen mittelschonenden Vermögenseinsatz zu hinterfragen, welche Ursachen es für etwaige Planabweichungen gibt.

Neben der Planung und der Kontrolle werden in den VA-RL auch noch Verfahren zur internen Berichterstattung zwischen den Verantwortlichen (Reporting) gefordert. Diese sollen die Erfassung der Bilanzen erleichtern und Steuerungsmaßnahmen ermöglichen, indem sie eine Überprüfung und auch eine Neuformulierung der Strategie ermöglichen.<sup>19</sup>

Dass diese in den VA-RL angesprochenen Planungs- und Kontrollmechanismen für die meisten deutschen Gemeinschaften bereits seit Jahrzehnten gelebte

Praxis darstellen, ist unbestreitbar. Die VA-RL haben dabei aber einen über Deutschland und Österreich hinausreichenden, globalen Blick. Viele Ordenspraktiker wissen, dass die Umsetzung dieser Grundregeln bereits schon in den „eigenen“ ausländischen Provinzen bzw. Niederlassungen bis heute zu den großen Herausforderungen zählt.

Zu einer sinnvollen Steuerung in der Vermögensverwaltung sollen auch angemessene Überwachungssysteme für defizitäre Werke eingeführt werden und Entschuldungspläne aufgestellt werden. Dabei formuliert es die Religiosenkongregation ganz deutlich: Es sei dabei auch die Einstellung abzulegen, *„dass immer Hilfe von außen kommen muss: Verluste eines Werkes zu decken, ohne gleichzeitig Verwaltungsprobleme zu lösen, bedeutet eine Verschwendung von Mitteln, die für andere Werke genutzt werden könnten“*<sup>20</sup>. Im Zweifel soll über den Bau leichter zu verwaltender Einrichtungen nachgedacht werden. Überdies rufen die VA-RL die Institutsmitglieder dazu auf, sich die Planungen und die einzuführenden Berichtssysteme zu Nutze zu machen und durch die Beschäftigung mit der wirtschaftlichen Situation ihrer Organisation ein besseres Verständnis für wirtschaftliche Probleme zu entwickeln. Dies soll bis in die Ausbildung von Ordensmitgliedern hinein gelten. Damit soll erreicht werden, dass sie selbst beurteilen können, inwieweit die Aktivitäten ihres Institutes der Armuts-Vorgabe entsprechen.<sup>21</sup>

Die VA-RL weisen auch unmissverständlich darauf hin, dass zu den angesprochenen und notwendigen Kontrollsystemen<sup>22</sup> auch die Beachtung der kirchlichen Genehmigungsregeln im Falle von Veräußerungen oder soge-

nannten veräußerungsähnlichen Geschäften über Stammvermögen gehört. Insofern wiederholen die VA-RL in aller Deutlichkeit die bereits im CIC niedergeschriebene Verpflichtung der Institutsoberen, zusammen mit ihren Räten und Ökonomen ein Verzeichnis derjenigen Güter aufzustellen, die das (vom frei verfügbaren Vermögen abzugrenzende) Stammvermögen bilden, und ein solches auch zu beschließen.<sup>23</sup> Die instituteeigenen Regelungen zum Stammvermögen müssen, sofern sie sich nicht aus dem CIC ergeben, in den Dokumenten des eigenen Ordensrechts niedergelegt werden. Nur durch das einheitliche Verständnis von Stammvermögen ist auch eine Kontrolle der Vermögensgebarung bei größeren Geschäften des jeweiligen Instituts durch den Apostolischen Stuhl (i.S. der Romgrenze) möglich und sinnvoll.

Dass heute in Anbetracht der komplexen wirtschaftlichen und finanziellen Fragestellungen eine Zusammenarbeit der Institute mit externen Fachleuten und Beratern unverzichtbar ist, sprechen die VA-RL ebenso deutlich an.<sup>24</sup> Sie betonen aber gleichzeitig, dass stets darauf zu achten ist, dass die letztendliche Verantwortung für Entscheidungen immer beim Institut selbst liegen muss. In den Verträgen mit Beratern und Mitarbeitern seien deshalb die Aufgaben und Ziele klar zu definieren, um eine effiziente Unterstützung sicher zu stellen.

Trotz des klaren Bekenntnisses in den VA-RL, die Verwaltung des von den Orden gehaltenen Kirchenvermögens an die Erfordernisse der Moderne anzupassen, geht die Religiosenkongregation in ihren Richtlinien weiterhin von einem stetigen und in der Zukunft gesi-

cherten Fortbestand aller Institute weltweit aus. Zum Bedauern der zumindest deutschen Praxis finden sich keinerlei Hinweise, wie jene Institute, die ob ihres sehr hohen Altersdurchschnitts ein Ende ihres Instituts am zeitlichen Horizont gewärtigen müssen, mit dem von ihnen noch verwalteten Restvermögen umgehen sollen - und zwar gerade im Hinblick auf eine sicherzustellende Vermögens-Nachfolge. Dabei gebieten es gerade bei jener immer weiter wachsenden Zahl von Instituten, die sich mit diesen Endlichkeitsfragen auseinandersetzen müssen, sowohl das von ihnen verwaltete Erbe als auch der mit dem jeweiligen Charisma unmittelbar verbundene Institutsauftrag, entsprechende Vorsorge zu treffen. Gemeint ist damit auch eine Vorsorge für das Vermögen und die Werke, die auch im Falle des Versterbens des letzten Institutsmitglieds einen im Sinne des Charismas und für den Vermögenserhalt sichergestellten Weg brauchen. Es wäre gerade mit Blick auf die Gesamtsituation der Orden erfreulich, wenn auch hier bald hilfreiche Signale aus Rom kämen. Was ist nun in der Folge zu den erschienenen Richtlinien zu tun? Jedes Institut hat sich - soweit noch nicht hinreichend geschehen - mit den spezifischen Problemen seines Vermögensbestandes auseinanderzusetzen. Dafür ist primär eine wertungsfreie Analyse des Ist-Standes und eine realistische Bewertung der Zukunft vorzunehmen. Basierend auf diesem wirtschaftlich möglichst objektiven Bewertungsergebnis kann dann ein Prozess aufgesetzt werden, der zielgerichtet das jeweilige Institutscharisma mit den Mitteln des 21. Jahrhunderts verfolgt. Die VA-RL verweisen auf die notwendigen Werk-

zeuge für die Ist-Stand-Analyse und für die Verfolgung der Zielerreichung.

Die Religiosenkongregation versteht die veröffentlichten Richtlinien nicht als Abschluss, sondern vielmehr als Auftakt eines gemeinsamen weltweiten Austausches über die weiter notwendige Fortentwicklung bei der Verwaltung von Ordensvermögen.<sup>25</sup> Einen ersten Schritt in diesem notwendigen Prozess des Austausches, über den die Richtlinien auch in Zukunft fortgeschrieben werden sollen, bildete zwischenzeitlich das Ende 2016 einberufene zweite vaticanische Symposium<sup>26</sup>, das sich insbesondere mit dem gerade auch in der Praxis sich offenbarenden Spannungsverhältnis zwischen den Charismen und der wirtschaftlichen Betätigung der Gemeinschaften beschäftigte. Hierbei wurden auch die ersten Erkenntnisse und Fragen der Ordensgemeinschaften zu den VA-RL mit Vertretern des Apostolischen Stuhls vertieft. Am Ende dieses weltweiten Austauschprozesses könnte - so ließen sich jedenfalls verschiedene Aussagen bei dem Symposium verstehen - eine von Rom mit Gesetzeskraft versehene Gesamtregelung zur modernen Vermögensverwaltung stehen.

Um den Verantwortlichen in den Ordensgemeinschaften den Umgang mit den Richtlinien und den praktischen Einstieg in die Umsetzung ihrer Hinweise zu erleichtern, haben die unter dem Dach der „Ordensgemeinschaften Österreichs“ vereinigten Interessenvertretungen der katholischen Frauen- und Männerorden Österreichs in Zusammenarbeit mit der Deutschen Ordensobernkongferenz eine von österreichischen und deutschen Fachleuten erstellte Handreichung aufgelegt, die jüngst erschienen

ist.<sup>27</sup> Ziel dieser Handreichung ist es, den Richtlinien text praktisch zu erläutern und den Anwendern unter Berücksichtigung der Ergebnisse der römischen Symposien die notwendigen Interpretationsmöglichkeiten zu einzelnen Ausführungen anzubieten. Damit sollen den österreichischen wie auch den deutschen Gemeinschaften Hilfen bei der Einführung der von den Richtlinien angemahnten Mindeststandards in der Vermögensverwaltung wie auch in der allgemeinen Ordensverwaltung gegeben werden. Die Handreichung greift dabei den Sinn der Richtlinien auf: Nur eine Vermögensverwaltung, die den Ansprüchen der Zeit genügt, wird auch in der Lage sein, das Kirchenvermögen weiterhin zu schützen. Am Ende sollten sich die auch im Eigenrecht der Gemeinschaften zu verankernden Regeln stets auf das Wort des Apostels Paulus im ersten Korintherbrief zurückführen lassen: „Ob ihr also esst oder trinkt oder etwas anderes tut: Tut alles zur Verherrlichung Gottes!“<sup>28</sup>

.....  
1 Vgl. can. 668 § 3 und can. 670 Codex Iuris Canonici 1983 (nachfolgend abgekürzt: CIC).

2 Nachfolgend abgekürzt: VA-RL.

3 Das Symposium trug den Titel „Die Verwaltung der kirchlichen Güter der Institute geweihten Lebens und der Gesellschaften apostolischen Lebens im Dienst des humanum und der Sendung der Kirche“.

4 Siehe dazu die auf der Webseite der Deutschen Bischofskonferenz veröffentlichte deutsche Fassung der Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls, Nr. 198 vom 2. August 2014 (<http://www.dbk-shop.de/de/deutsche-bischofskonferenz/verlautbarungen-des-apostolischen-stuhls/>).

- kongregation-institute-geweihten-lebens-gesellschaften-apostolischen-lebens.html).
- 5 Vgl. can. 34 CIC.
  - 6 Im italienischen Originaltext werden diese als „linee orientative“ bezeichnet.
  - 7 Vgl. bspw. in Abschnitt 1.1. Abs. 3 TS 7 VA-RL die Bezugnahme auf das Thema Neubauten, welche aufgrund von potentiellen Nachwuchsproblemen leicht veräußerbar sein sollen.
  - 8 Vgl. dazu die sog. Arbeitshilfe Nr. 182 „Soziale Einrichtungen in katholischer Trägerschaft und Aufsicht“ (3. Auflage) idF vom Januar 2014; abrufbar unter <http://www.dbk-shop.de/de/Deutsche-Bischofs-konferenz/Arbeitshilfen/Soziale-Einrichtungen-in-katholischer-Traegerschaft.html> (zuletzt abgerufen 14.03.2017).
  - 9 Vgl. dazu die Einleitung der VA-RL, Abs. 2 und 3.
  - 10 Die in diesem Zusammenhang zu treffenden Entscheidungen sind als Akte der außerordentlichen Verwaltung gem. can 638 § 1 CIC einzustufen.
  - 11 Vgl. in diesem Sinne can. 578 CIC.
  - 12 Kapitel I, Abschn. 1.1 2. Absatz S. 4 VA-RL.
  - 13 Vgl. dazu die Einleitung der VA-RL, Abs. 8; Abschnitt 1.1. Abs. 3 TS 1 VA-RL .
  - 14 Vgl. dazu die Einleitung der VA-RL, Abs. 7.
  - 15 Vgl. can 1284 § 2 CIC.
  - 16 Die Planungsnotwendigkeit für kirchliches Vermögen ist selbstverständlich kein kirchenrechtliches Novum der VA-RL. Schließlich empfiehlt bereits can. 1284 § 3 CIC den Verwaltern kirchlichen Vermögens nachdrücklich die jährliche Erstellung von Haushaltsplänen.
  - 17 Vgl. Abschnitt 1.1 Abs 3 TS 2 VA-RL.
  - 18 Speziell can. 1284 § 3 CIC sieht im Wortlaut weder einen Soll-Ist-Vergleich noch andere Controlling-Maßnahmen vor.
  - 19 Vgl. Abschnitt 1.1 Abs. 3 TS 2 VA-RL.
  - 20 Vgl. Abschnitt 1.1 Abs. 3 TS 5 und 7 VA-RL.
  - 21 Vgl. Abschnitt 1.1 Abs. 3 TS 4 VA-RL.
  - 22 Zu den Aufgaben ordensinterner Kontrollsysteme siehe auch Dominicus M. Meier OSB, Transparenz und Überwachung: Garanten für ein ordnungsgemäßes Handeln? in: Erbe und Auftrag 2015, 324 ff.
  - 23 Vgl. Abschnitt 1.4 Abs. 4 ff. VA-RL.
  - 24 Vgl. Abschnitt 2.2 ff. VA-RL.
  - 25 Dem entsprechend waren die Oberen und Ökonomen weltweit auch aufgefordert, bis Ende Januar 2015 bei Religiösenkongregation Stellungnahmen zu den Richtlinien einzureichen.
  - 26 Das zweite internationale Symposium zur Verwaltung der kirchlichen Güter („In Light of the charism – Rethinking the use and management of goods“) fand vom 25. bis 27. November 2016 in Rom im Auditorium Antonianum statt. Grundlage des Symposiums bildeten u.a. schriftliche Stellungnahme von Oberen und Ökonomen aus aller Welt zum veröffentlichten Text der VA-RL.
  - 27 Die Publikation ist im Juni 2017 unter dem Titel „Die vatikanischen Vorgaben zur Vermögensverwaltung der katholischen Orden in der Praxis“ im facultas Universitätsverlag Wien, 2017, erschienen.
  - 28 1 Kor 10, 31.

## Aus Rom und dem Vatikan

### Christen und Buddhisten gemeinsam gegen Gewalt

Der Vatikan hat Buddhisten weltweit zum gemeinsamen Eintreten gegen religiös motivierte Gewalt aufgerufen. „Jesus und Buddha sind Förderer der Gewaltfreiheit und Friedensstifter gewesen“, heißt es in einer am 22. April veröffentlichten vatikanischen Botschaft anlässlich des buddhistischen Vesakh-Festes. Beide Religionen müssten ihre jeweiligen Anhänger lehren, „den Teufel in ihren Herzen zu bekämpfen“. Vor allem Kinder müssten dazu erzogen werden, mit allen Menschen und ihrer Umwelt in Frieden zu leben und diese zu lieben, schreibt der Präsident des Päpstlichen Rates für den interreligiösen Dialog, Kardinal Jean-Louis Tauran. Sie müssten lernen, dass es keinen Frieden ohne Gerechtigkeit gebe, und keine Gerechtigkeit ohne Vergebung. Religionen müssten „dringend eine Kultur des Friedens und der Gewaltlosigkeit fördern“. Das Vesakh-Fest erinnert an Geburt, Erleuchtung und Verlöschung des Religionsstifters Buddha Siddhartha Gautama. Der Vatikan veröffentlicht dazu traditionell eine Botschaft an die Buddhisten. (kna)

### P. Hans Zollner SJ Berater der Kleruskongregation

Der deutsche Jesuit Hans Zollner (50), Mitglied der päpstlichen Kinderschutzkommission und Leiter des Kinder-

schutzentrums an der Päpstlichen Universität Gregoriana in Rom, ist von Papst Franziskus zum Berater der Kleruskongregation ernannt worden. Das teilte der Vatikan am 1. April mit. Die Kongregation, die von Kardinal Beniamino Stella geleitet wird, ist für Fragen der Bildung und pastoralen Arbeit von Priestern und Diakonen sowie für die Aufsicht über Finanzangelegenheiten zuständig. Der 1966 in Regensburg geborene Zollner lehrt seit 2003 am Institut für Psychologie der Päpstlichen Universität Gregoriana. Seit 2010 ist er auch Vizerektor der Hochschule. (kna)

### Ordensgründerin Clara Fey wird seliggesprochen

Die Ordensgründerin der Kongregation der Schwestern vom armen Kinde Jesus, Clara Fey, wird selig gesprochen. Das gab der Vatikan am 4. Mai bekannt. Mit dieser Entscheidung wird Mutter Clara Fey für ihren Glauben, ihre Spiritualität und ihr Werk im Dienst des „armen Kindes“ gewürdigt. Sie steht damit in einer Reihe mit ihren aus Aachen stammenden Mitstreiterinnen Franziska Schervier (Gründerin der Armen Schwestern vom Heiligen Franziskus) und Pauline von Mallinckrodt (Ordensgründerin der Kongregation der Schwestern der Christlichen Liebe). Die Seligsprechung soll im Jahr 2018 im Aachener Dom stattfinden, der genaue Termin wird vom Bistum noch bekannt gegeben. Clara Fey wurde am 11. April 1815 in

Aachen geboren und gründete 1844 zusammen mit drei Weggefährtinnen die Kongregation der Schwestern vom armen Kinde Jesus. Ihr Leitwort „Manete in me“ (Bleibt in mir) stammt aus dem Johannesevangelium. Sie starb am 8. Mai 1894 in Simpelveld (Niederlande), wohin 1878 das Generalmutterhaus aufgrund des Kulturkampfes in Deutschland offiziell verlegt worden war. Im Jahr 2012 wurden die sterblichen Überreste Mutter Claras von Simpelveld nach Aachen überführt. Auch die Generalleitung der Gemeinschaft hat seitdem wieder ihren Sitz in der Aachener Jakobstraße. Schwestern der Gemeinschaft leben und arbeiten heute mit Kindern in Belgien, Deutschland, England, Indonesien, Kasachstan, Kolumbien, Lettland, Luxemburg, den Niederlanden, Österreich, Peru und Spanien. (iba)

### Franziskanische Orden wollen Leitungsämter für Laienbrüder öffnen

Die Generaloberen der vier großen franziskanischen Orden haben Papst Franziskus formell gebeten, Leitungsämter für Laienbrüder zu öffnen. Der Wunsch ist, dass Ordensbrüder ohne Priesterweihe Konvents- und Provinzleiter sowie auch Generalminister werden können. Der Papst suche gemeinsam mit den Ordensleitern nach „Möglichkeiten, dieses Projekt voranzubringen“, sagte der Generalminister der Franziskaner, Michael Perry, laut Radio Vatikan nach einem Gespräch mit Franziskus. Bei der Begegnung am 10. April hätten er sowie

die Generalminister des Minoriten-, Kapuziner- und Drittordens dem Papst einen entsprechenden Brief übergeben, so Perry. Das Kirchenrecht sieht vor, dass in Orden, die sich aus Laien und Priestern zusammensetzen, die Leitungsämter Klerikern vorbehalten bleiben. Vertreter der Franziskanerorden dringen seit längerem auf eine Änderung. An der Audienz bei Papst Franziskus haben die vier Generalminister der franziskanischen Orden teilgenommen, näherhin der Franziskaner Michael Perry, der Kapuziner Mauro Jöhri, der Minorit Marco Tasca und der Leiter des Dritten Ordens Nicholas Edward Polichnowski sowie Emili Turu Rofes als Generaloberer der Maristen-Schulbrüder. (kna)

### Papst Franziskus würdigt Maristen-Orden

Papst Franziskus hat das pädagogische Engagement der Maristen-Schulbrüder gewürdigt. Kinder zu erziehen sei „Ausdruck der Güte und der Barmherzigkeit Gottes“, heißt es in einer Botschaft des Papstes an den Orden. In der Erziehung müssten der „Fußabdruck“ und die Liebe Gottes sichtbar werden, so Franziskus. Sie dürfe jedoch kein einseitiger Prozess sein. Die in der Erziehung tätigen Ordensleute müssten auch stets an sich selbst arbeiten. Anlass des Schreibens war das 200jährige Jubiläum der Ordensgründung. Die Gemeinschaft engagiert sich vor allem in der Erziehung von Kindern und Jugendlichen. Ihre Schulen in Deutschland hat die Gemeinschaft in diözesane Trägerschaft abgegeben. (kna/dok)

## Aus der Weltkirche

### Europa

Die Union der Europäischen Konferenzen der Höheren Ordensoberen/innen (UCESM) ist mit einem vollkommen überarbeiteten und aktualisierten Internetauftritt online gegangen. Auf [www.ucesm.net](http://www.ucesm.net) finden sich in übersichtlicher Weise die Kontaktdaten der 39 nationalen Konferenzen der Höheren Ordensoberen und Ordensoberinnen aus 28 europäischen Ländern. Die Seite ist auf Französisch, Deutsch, Englisch und Italienisch verfügbar. Sie dokumentiert Meldungen und Publikationen der UCESM sowie Texte und Bilder von deren Generalversammlungen. Auch Meldungen von überregionalem Interesse aus den nationalen Konferenzen sollen in Zukunft auf der Seite zu finden sein. Deutsche Mitglieder der UCESM sind die Vorsitzenden der DOK, Abt Hermann-Josef Kugler O.Praem. und Sr. Regina Pröls.

### Deutschland

Das Hilfswerk Don Bosco Mondo verstärkt seine Ausbildungsprogramme in Entwicklungsländern. Das Hilfswerk, das den Salesianern Don Boscos nahe steht, und der Deutsche Industrie- und Handelskammertag (DIHK) haben eine engere Zusammenarbeit vereinbart. Ziel sei, dass duale Berufsbildung mit Ausbildung und Unterricht im Ausland strategisch entwickelt und „nachhaltig“ angeboten werde, teilten die Organisationen in Bonn und Berlin mit. Eine wichtige Rolle sollen dabei die 130 Deutschen Auslandshandelskammern in

90 Ländern spielen. Profitieren sollen vor allem Jugendliche und junge Erwachsene aus wirtschaftlich schwierigen Verhältnissen. Weiterhin startete Don Bosco Mondo ein neues Ausbildungsprojekt zusammen mit der Porsche AG in Südafrika. Ab Juli beginnen dort die ersten 8 Schülerinnen und 17 Schüler ihre Ausbildung zum Kfz-Service-Mechatroniker. Das neue Ausbildungszentrum befindet sich auf dem Gelände des Salesianerordens in Kapstadt. (kna)

Der Präsident des kirchlichen Hilfswerks „missio München“, Wolfgang Huber, hat auf die Bedeutung geistlicher Berufe in den Krisengebieten der Welt hingewiesen. „Selten waren Priester und Ordensfrauen so gefährdet wie heute“, sagte Huber anlässlich des Weltgebetstags für geistliche Berufe am 5. Mai in München. „Und selten waren sie so wichtig.“ In Syrien, im Irak, aber auch in den Krisenregionen Afrikas blieben sie unter schwierigsten Bedingungen bei ihren Gemeinden, um Hoffnung und Menschlichkeit aufrecht zu erhalten. Besonders in den Entwicklungsländern seien kirchliche Einrichtungen wichtige Anlaufstellen. (missio)

### Belgien

Der Vatikan untersucht Medienberichten zufolge die Entscheidung der in Belgien tätigen Ordensgemeinschaft „Broeders van Liefde“, aktive Sterbehilfe in ihren Kliniken zu erlauben. Generalsuperior Rene Stockman, der an der Spitze des in 31 Ländern aktiven Ordens

steht, hatte sich zuvor beim Vatikan beschwert, berichteten flämische und englischsprachige Medien Anfang Mai. Der Orden hatte Ende April publik gemacht, dass er aktive Sterbehilfe bei psychischen Leiden nicht mehr grundsätzlich ausschließe. Die Kongregation „Broeders van Liefde“ betreibt in Belgien mehrere Schulen, psychiatrische Kliniken und Pflegeheime. Sie wurde 1807 von einem Priester in Gent gegründet. Es handelt sich bei der Gemeinschaft nicht um eine der in Deutschland unter dem Namen „Barmherzige Brüder“ bekannten Ordensgemeinschaften. In Belgien ist aktive Sterbehilfe unter bestimmten Umständen kein Straftatbestand. Auch Patienten mit „unerträglichen“ psychischen Leiden können Sterbehilfe beantragen. Seit Februar 2014 gibt Belgien zudem als erstes Land weltweit für aktive Sterbehilfe keine Altersgrenze mehr vor.

(kna/dok)

## Tschechien

Jura-Studenten der Prager Karls-Universität haben den politischen Schaulprozess gegen katholische Ordensleute im Jahr 1950 nachgestellt. Im Rahmen des internationalen Festivals „Mene Tekel“ gegen Totalitarismus inszenierten sie im März im Saal des Obergerichts in Prag jene Verhandlung, die in der Frühzeit des kommunistischen Regimes mit hohen Gefängnisstrafen gegen zehn leitende Ordensmänner endete. Von den zehn Angeklagten wurde der griechisch-katholische Redemptorist Jan Ivan Mastiliak wegen Staatsverrats und Spionage zu lebenslanger Haft verurteilt. Die übrigen erhielten insgesamt 132 Jahre schwere Kerkerhaft. Der Jesu-

it und Publizist Adolf Kajpr starb 1959 im Gefängnis. Erst 1993 wurden alle Verurteilten rehabilitiert. (kna)

## Österreich

Die Präsidentin der Vereinigung der Frauenorden Österreichs (VFÖ), Sr. Beatrix Mayrhofer, hat sich für Frauen in katholischen Weiheämtern ausgesprochen. Theologisch gebe es „keinen Grund, warum eine Frau nicht Priester sein kann“, sagte sie Mitte April dem Magazin „Die ganze Woche“. Schon jetzt übernähmen Frauen in der Kirche viele Aufgaben bis hin zu Leitungspositionen. „Ich glaube, dass auf die Dauer die katholische Kirche auf die Frauen, auch im Weihesakrament, nicht verzichten kann“, so die VFÖ-Präsidentin. Derzeit gebe es in diese Richtung Fortschritte, sagte Mayrhofer mit Blick auf die von Papst Franziskus gebildete Kommission zur Untersuchung der Geschichte des Diakonats der Frau in der frühen Kirche. Eine Päpstin könne sie sich hingegen „nicht vorstellen“. Auch ein Ende des Zölibats hält sie nicht für wünschenswert. „Es hat schon seinen Sinn, dass ein Priester nicht heiratet, sondern ganz für den Dienst an Gott und den Menschen verfügbar ist. Die Aufhebung des Zölibats löst keine Probleme“, betonte die Ordensfrau. In der evangelischen Kirche, deren Pastoren heiraten dürfen, gebe es „nicht weniger Probleme, nur andere“. (kna)

Noch vor einer geplanten Volksabstimmung im Juni hat die orthodoxe Kirche ein namhaftes Kloster-Projekt im ostösterreichischen Burgenland vorerst gestoppt. Metropolit Arsenios Kardamakis nahm den Antrag auf Umwidmung des

betreffenden Grundstücks in St. Andrä am Zicksee zurück. Als Grund dafür benannte der orthodoxe Geistliche in einem Brief an den Bürgermeister und den Gemeinderat des 1300-Seelen-Ortes die Widerstände der Lokalbevölkerung. Das Kloster-Projekt wurde 2014 gestartet, als die Diözese Eisenstadt ein Grundstück in St. Andrä dafür zur Verfügung stellte. In einer ersten Stellungnahme sprach der katholische Bischof von Eisenstadt Zsifkovics von einer verspielten „Jahrhundertchance“ für die Gemeinde St. Andrä. „Ich bedaure dies sehr und schäme mich, dass im Burgenland so etwas möglich ist.“ Auch Metropolitan Arsenios zeigte sich enttäuscht, doch müsse man „die Haltung des Anderen respektieren und ihn freilassen, auch wenn man selbst etwas anderes erhofft hätte.“ (rv/kap)

## Ägypten

Nach einem Anschlag in der Nähe des Katharinenklosters im Sinai sollen die Sicherheitsmaßnahmen verstärkt werden, wie die orthodoxe Mönchsgemeinschaft mitteilte. Eine unmittelbare Gefährdung der Mönche wies ein Sprecher jedoch zurück. Das vor 1.400 Jahren mit Wehrmauern errichtete Kloster diene immer noch als Festung. Zudem sorgten die lokalen Beduinen wie seit Jahrhunderten für den Schutz der Anlage. Mitte April war ein Polizeiposten unweit des Klosters attackiert worden. Bei dem Schusswechsel kam ein Polizist ums Leben, vier weitere wurden nach Angaben der Mönche verletzt. Zu der Tat bekannte sich eine der Terrormiliz „Islamischer Staat“ nahestehende Gruppierung. Das im sechsten Jahrhundert gegründete orthodoxe Katharinenklos-

ter zählt zu den bekanntesten Pilgerorten der Christenheit. 2002 wurde es als UNESCO-Welterbe eingestuft. (kna)

## Kongo

Im Südosten des Kongo häufen sich die gewaltsamen Auseinandersetzungen zwischen Regierungstruppen und Rebellen. Anfang April wurden eine Krankenstation und Schulen der Salvatorianer geplündert und bis auf die Grundmauern niedergebrannt, wie die Wiener Niederlassung des Ordens am 10. April mitteilte. Die Patres und Schwestern hätten noch rechtzeitig flüchten können, doch seien zahlreiche Polizisten, Soldaten sowie auch Zivilpersonen getötet worden. In der Großstadt Tshikapa seien der Bischofshof, die kirchliche Vorschule und ein Schwesternkonvent niedergebrannt worden. (kap)

## Mali

Die Anfang Februar in Mali entführte kolumbianische Ordensschwester Cecilia Narváez Argoti befindet sich angeblich in der Gewalt islamistischer Extremisten. Der Sender „W Radio“ berichtete Mitte April unter Berufung auf Polizeikreise, dass offenbar die islamistische „Befreiungsfront Malis“ für die Verschleppung der Frau verantwortlich sei. Es lägen bislang keine Beweise vor, dass die Ordensschwester noch im Land und am Leben sei. Auch seien bisher keine Forderungen seitens der Entführer gestellt worden. Die Franziskanerin war laut Medienberichten am 8. Februar von einer Gruppe bewaffneter Unbekannter in dem westafrikanischen Land verschleppt worden. Drei weiteren

Ordensschwwestern sei die Flucht gelungen. Die Franziskanerin war den Angaben zufolge seit zwölf Jahren in der katholischen Pfarrei Karangasso im Südosten Malis in der Gesundheitsvorsorge und der Ausbildung muslimischer Frauen tätig. Die Region galt bis dato als ungefährlich. (kna)

## Nigeria

Der Mitte April entführte nigerianische Jesuitenpater Samuel Okwuidegbe ist nach vier Tagen wieder freigelassen worden. Der 50-jährige war am 18. April von Unbekannten auf dem Weg von Benin City nach Onitsha entführt worden. In den vergangenen Jahren wurden im Süden Nigerias immer wieder Priester und Ordensleute zum Zweck der Lösegelderpressung entführt. (fides)

## Zentralafrikanische Republik

Tausende Vertriebene konnten Anfang Mai aus dem Kloster Notre Dame du Mont Carmel in Bangui, der zentralafrikanischen Hauptstadt, in ihre Häuser zurückkehren. Seit Ausbruch des Bürgerkriegs 2012 waren rund 10.000 Vertriebene in der Klosteranlage untergekommen. "Nach drei Jahren und drei Monaten endet hier unser Abenteuer, das am 5. Dezember 2013 begann", so der italienische Missionar Pater Federico Trincherio aus dem Kloster Notre Dame

du Mont Carmel. Ob der Frieden hält, ist unsicher. Kurz vor Redaktionsschluss wurden erneute Kämpfe und Gewalttaten aus dem Süden der Zentralafrikanischen Republik gemeldet. (fides/kna)

## Indien

Eine Kampagne zur Bekämpfung von Gewalt gegen Frauen hat der Verband der Mitglieder der Ordensfamilie der Franziskaner (AFFI) auf den Weg gebracht. Wie P. Nithiya Sagayam OFM Cap mitteilte, wurde die Kampagne in Hosur und Krishnagiri im Staat Tamil Nadu eröffnet, wo sich die Schulen der Franciscan Servants of Mary der Initiative anschlossen. Im Mittelpunkt der Kampagne stehen nach Angaben von P. Nithiya Sagayam folgende Problembereiche: Selektive Abtreibung wegen des Geschlechts des Fötus, Missbrauch und Belästigung von Minderjährigen, Verheiratung von Minderjährigen, Kinderprostitution, Menschenhandel und häusliche Gewalt. Während des gesamten Jahres organisiert AFFI Veranstaltungen, die auf die Probleme aufmerksam machen. Rund zweihundert Lehrer wurden mit Trainingskursen und Diskussionsrunden darauf vorbereitet, Modalitäten und Praktiken zu erarbeiten, die die Gewalt gegen Frauen in ihren verschiedenen Formen verhindern können. Das Projekt soll auf Schulen im ganzen Land ausgeweitet werden. (fides)

## Aus dem Bereich der Deutschen Ordensobernkonferenz

### In Memoriam



Im Alter von 93 Jahren ist am 6. April 2017 in Trier der Gründer und langjährige Redaktionsleiter der Ordenskorrespondenz, P. Dr. Karl Siepen CSsR, verstorben. Er war fast 50 Jahre lang in wichtigen Aufgaben für die Ordensgemeinschaften in Deutschland tätig. Geboren 1923 in Neuss, war Siepen nach Krieg und Gefangenschaft 1946 in die Ordensgemeinschaft der Redemptoristen eingetreten. Nach der Profess 1947 hatte er in Hawkstone-Hall/England und in Hennef-Geistingen studiert und war 1951 zum Priester geweiht worden. 1953 wurde Siepen Mitarbeiter des damaligen Generalsekretärs der Vereinigung Deutscher Ordensobern (VDO), P. Dr. Josef Flesch CSsR. P. Siepen studierte ab 1956 am Kanonistischen Institut in München; seine Lizentiatsarbeit behandelte das Thema „Klösterliche Verbände als juristische Personen nach kanonischem und deutschem Recht“, die Promotionsarbeit (1961) behandelte das „Vermögensrecht der klösterlichen Verbände“. 1962 wurde der Redemptorist

zum Generalsekretär der VDO gewählt und übernahm zugleich das Amt des Generalsekretärs des Deutschen Katholischen Missionsrates (DKMR). Diese Aufgaben hatte er 27 Jahre lang – bis 1989 – inne. Noch vor seiner Wahl übernahm er vom ersten Jahrgang 1960 an die Schriftleitung der damals neu gegründeten Verbandszeitschrift Ordenskorrespondenz der drei Ordensobernvereinigungen in Deutschland. Deren Herausgabe betreute er 40 Jahre lang bis 1999. Als Generalsekretär war P. Siepen auch „Assistenten religiosus“ der Vereinigung der Ordensobern der Brüderorden (VOB); seine Mitbrüder wählten ihn ab 1984 dreimal für insgesamt 9 Jahre zum Superior des Alfonsushauses in Köln. Seit 2015 lebte er in einem Konvent seiner Gemeinschaft in Trier. Seine Verdienste für die Kirche und die Ordensgemeinschaften haben bei seinem Ausscheiden aus dem Generalsekretärsamt der Präfekt der Religiösenkongregation und der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz in Dankschreiben hervorgehoben. Bundespräsident Richard von Weizsäcker verlieh ihm 1990 das Bundesverdienstkreuz 1. Klasse. Die VDO hat ihren scheidenden Generalsekretär 1989 zum Ehrenmitglied ernannt; diese Ehrenmitgliedschaft hatte er in deren Nachfolgeorganisation, der Deutschen Ordensobernkonferenz, weiter inne. Bis zu seinem Lebensende hat er an den Entwicklungen der Ordenslandschaft in Deutschland lebhaften Anteil genommen. R.I.P.

## Personelles

Der Konvent der Ursulinen in Mannheim hat bereits mit Wirkung vom 18. Mai 2016 die Rechte und Pflichten der Oberin auf die Präsidentin der Föderation deutschsprachiger Ursulinen übertragen. Die Präsidentin hat diese Rechte und Pflichten gemäß den Statuten der Föderation mit Wirkung vom 10. Juni 2016 an *Sr. Ursula Wagner OSU*, Oberin der Ursulinen Straubing, übertragen.

Neues DOK-Mitglied ist der Präpositus des Oratoriums des hl. Philipp Neri in Aufhausen. Zu der Kongregation päpstlichen Rechtes gehören derzeit acht Mitglieder und drei Novizen. Höherer Oberer (Präpositus) der Gemeinschaft ist *P. Winfried M. Wermter C.O.*

Die Klarissen-Kapuzinerinnen des Klosters St. Klara in Senden haben am 8. Februar 2017 *Sr. M. Fidelis Denter OSC* für eine weitere Amtszeit von 3 Jahren zur Äbtissin wiedergewählt.

Im Rahmen ihres Generalkapitels vom 8. bis 18. Februar 2017 haben die Dominikanerinnen von Bethanien am 11. Februar eine neue Generalpriorin gewählt: *Sr. Katharina Hemmers OP*, bisher Hauspriorin in der Niederlassung der Gemeinschaft in Meckenheim, übernimmt die Aufgabe von *Sr. Sara Böhmer OP*.

*Sr. Josefa Maria Bergmann SND* ist durch die Generaloberin der Gemeinschaft zur Provinzoberin der „Maria Regina Provinz Coesfeld“ der Schwestern unserer Lieben Frau ernannt worden. Ihre sechsjährige Amtszeit begann am 18. März 2017. Sie hat das Amt von *Sr. Anneliese Stelzmann* übernommen,

die es seit der Gründung der Gesamtdeutschen Provinz im Jahr 2008 innehatte.

Die Franziskanerinnen von Salzkotten haben im Rahmen ihres Provinzkapitels am 22. März 2017 *Sr. M. Angela Benoit* zur neuen Provinzoberin der deutschen Provinz der Gemeinschaft gewählt. In dieser Funktion löst sie *Sr. M. Hildegarde Voß* ab, die seit 2004 Provinzoberin war.

Am 24. März 2017 hat die Gemeinschaft der Franziskanerinnen von Schwäbisch Gmünd *Sr. Birgitta Kunsch* zur neuen Generaloberin gewählt. Nach dem Tod von Generaloberin *Sr. M. Regina Waibel* im November 2016 war die Neuwahl erforderlich.

*P. Dieter Lankes O.Carm.*, Provinzial der Deutschen Provinz der Karmeliten, hat zum 6. April 2017 auf sein Amt als Provinzial verzichtet. Bis zur Wahl eines neuen Provinzials leitet *P. Peter Schröder O.Carm.* als Provinzvikar die Ordensprovinz.

Am 10. April 2017 ist *P. Dr. Jörg Gabriel* zum neuen Provinzial der deutschen Ordensprovinz der Kamillianer ernannt worden. Sein Amt trat er am 21. April 2017 an.

Am 24. April 2017 ist die Äbtissin der Zisterzienserinnenabtei Sankt Marienstern, *M. Philippa Kraft O.Cist.*, von ihrem Amt zurückgetreten; sie trat zugleich aus dem Orden aus. Für ihre Entscheidung führte sie laut Mitteilung des Klosters persönliche Gründe an. Generalabt Mauro-Giuseppe Lepori hat die bisherige Priorin, *Sr. Gabriela Hesse*

*O.Cist.*, für ein Jahr als Administratorin der Abtei mit allen Rechten und Pflichten einer Äbtissin eingesetzt. Zu gegebenem Zeitpunkt soll dann eine Neuwahl stattfinden.

*Sr. M. Maximiliana Haslauer OSC* ist am 26. April 2017 im Rahmen des Wahlkapitels der Gemeinschaft zur neuen Oberin des Klarissenklosters St. Klara in Dingolfing gewählt worden. Sie übernimmt die Aufgabe von *Sr. Rafaela Lorkowska OSC*.

### Ökumenisches Ordensfest und Versöhnungsgottesdienst im Kloster Triefenstein

Mit einem ökumenischen Ordensfest haben sich am 12. März katholische Ordensleute und Mitglieder evangelischer Kommunitäten an den Feierlichkeiten zum Reformationsgedenken beteiligt. Mehr als 200 Kommunitätsmitglieder sowie Ordensfrauen und -männer aus über 50 Gemeinschaften nahmen an der Veranstaltung im Kloster Triefenstein der Christusträger-Bruderschaft bei Marktheidenfeld/Main teil. Eingeladen hatten die DOK und Christen aus evangelischen Kommunitäten. Mit einem gemeinsamen Buß- und Versöhnungsgottesdienst in der überfüllten Klosterkirche setzten sie ein Zeichen ökumenischer Gemeinschaft und ihrer gemeinsamen Berufung in eine besondere Lebensform. Die Ordensgemeinschaften und Kommunitäten erinnerten daran, dass Christen und Christinnen Krieg gegeneinander geführt hätten und weite Teile Deutschlands und Europas im Namen von evangelischen und katholischen Parteien verwüstet worden seien. Menschen

seien um ihres Glaubens willen verfolgt und vertrieben, gefoltert und getötet worden. Vor diesem Hintergrund riefen Abt Hermann-Josef Kugler O.Praem., Vorsitzender der Deutschen Ordensobernkonzferenz, und *Sr. Ruth Meili CCR*, Leitende Schwester der Communität Casteller Ring, dazu auf, heute mitzuhelfen, „dass unsere Gemeinschaften, Kirchen, Völker und Kulturen ‚in Vielfalt geeint‘ leben können“. Es gelte, Menschen anderer Weltanschauung und Angehörigen anderer Religionen mit Respekt zu begegnen und das offene Gespräch zu suchen. Sie forderten die Ordensgemeinschaften und Kommunitäten zu Einsatz für Mitmenschlichkeit und Frieden in der Welt auf und formulierten die Vision eines Miteinanders „in und zwischen unseren Gemeinschaften, in und zwischen unseren Kirchen, in Europa und der ganzen Welt“. Vor dem Gottesdienst wurden das Buch „Kloster auf evangelisch - Berichte aus dem gemeinsamen Leben“ und das Themenheft der Zeitschrift Ordenskorrespondenz über Evangelische Kommunitäten und Ökumenische Ordensprojekte (OK 1/2017) vorgestellt. Abt Hermann-Josef Kugler stellte fest, das Themenheft vermittele einen lebendigen Eindruck davon, dass „gottgeweihtes Leben“ in den protestantischen Kirchen in verschiedenen Ausformungen und Prägungen wieder erstanden und gewachsen sei und eine neue Wertschätzung erfahren habe. Theologische Annäherungen gebe es auch von katholischer Seite mit einer neuen Standortbestimmung des Ordenslebens seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil. Er dankte dafür, dass im Jahr des Reformationsgedenkens ein solches konfessionsverbindendes Treffen von evangelischen und katholi-

schen Ordensfrauen und -männern stattfinden könne. Br. Christian Hauter, Leiter der Christusträger-Bruderschaft, stellte fest, die evangelischen Kommunen seien „an diesem besonderen Tag überrascht und beschenkt durch die starken Zeichen von Freundschaft, die wir von unseren katholischen Geschwistern erleben“.

### Stiftungen ehren Ordensleute

Die bosnische Ordensschwester *Ancilla Vukoja* (77) hat am 9. Mai den Integrationspreis 2017 der Berliner „Stiftung Überbrücken“ erhalten. Sie wurde für ihre Versöhnungsarbeit seit dem Jugoslawienkrieg geehrt, wie die Stiftung im Vorfeld in Berlin erklärte. Vukoja gehört der Gemeinschaft der Anbeterinnen des Blutes Christi an und leitet seit 16 Jahren das Entzugszentrum Marjanovac in einem früheren Kloster bei Banja Luka. Dort behandeln Ärzte und Psychologen suchtabhängige Menschen ungeachtet ihrer religiösen oder ethnischen Zugehörigkeit.

Die Martin-Buber-Plakette 2017 geht an den katholischen Ordensmann und Menschenrechtsaktivisten *Fr. Shay Cullen* (74). Die Auszeichnung wird am 17. November während des deutsch-niederländischen Kulturfestivals Euriade in Kerkrade verliehen, wie die Stiftung Euriade Anfang Mai bekanntgab. Zur Begründung hieß es, die Jury ehre den Einsatz des Priesters auf den Philippinen für arme Kinder in Bordellen, Gefängnissen und auf der Straße. Der aus Irland stammende Ordensmann ist seit Jahrzehnten einer der profiliertesten Kämpfer für die Menschenrechte auf den Philippinen. Für seinen Einsatz gegen Sextourismus und Kinderprostituti-

on und für Kinderrechte und fairen Handel hat er schon viele Menschenrechtspreise erhalten und war für den Friedensnobelpreis vorgeschlagen. Fr. Cullen gehört der Missionsgesellschaft von St. Columban an. Zu den bisherigen Preisträgern der Martin-Buber-Plakette gehörten Politiker wie Michail Gorbatschow, Helmut Schmidt, Hans-Dietrich Genscher und Richard von Weizsäcker, aber auch Künstler und andere Prominente wie Peter Maffay, Karlheinz Böhm, Herman van Veen und Königin Silvia von Schweden. (kna)

### Ordensfrauen fordern von C-Parteien mehr Barmherzigkeit

Die Generaloberinnen von 29 Ordensgemeinschaften aus dem deutschen Sprachraum sind im Rahmen des deutschsprachigen Regionaltreffens „EC2“ der Internationalen Vereinigung von Generaloberinnen (UISG) vom 9. bis 13. März im Kloster Oberzell bei Würzburg zusammengekommen. Unter dem Motto „Leidenschaftlich für das Leben“ forderten sie von der Politik mehr Barmherzigkeit im Umgang mit Flüchtlingen. „Die Schutzsuchenden dürfen nicht auf dem Altar des kommenden Bundestagswahlkampfs geopfert werden“, heißt es in einem einstimmigen Votum der Generaloberinnen. Kritisch äußerten sich die Oberinnen auch zu Abschiebungen nach Afghanistan. An die Parteien, die das Prädikat „christlich“ im Namen führen, gerichtet, hob Sr. Regina Pröls, Generaloberin der Franziskusschwwestern Vierzehnheiligen und stellvertretenden Vorsitzende der DOK, hervor: „Wo Menschlichkeit, Barmherzigkeit und Großherzigkeit nicht im Blick sind, darf

auch das Prädikat ‚christlich‘ nicht verwendet werden.“

### **P. Helmut Rakowski OFM Cap neuer geistlicher Direktor der Journalistenschule ifp**

Neuer geistlicher Direktor der katholischen Journalistenschule, des Instituts zur Förderung des publizistischen Nachwuchses (ifp), wird P. Helmut Rakowski OFM Cap. Er leitet ab Januar 2018 gemeinsam mit dem journalistischen Direktor Bernhard Remmers die Journalistenausbildung, wie die Deutsche Bischofskonferenz am 26. April in Bonn mitteilte. P. Helmut wurde 1962 in Mainz geboren und ist seit 1981 Mitglied des Kapuzinerordens. 1989 wurde er zum Priester geweiht. Von 1991 bis 1999 war er Pfarrseelsorger in den Bergen Mexikos. Danach leitete er für vier Jahre als Hausoberer das Studienkloster seines Ordens in Münster. Ab 2003 war er zehn Jahre Generalsekretär für missionarische Animation im Generalat der Kapuziner in Rom, seit 2013 ist er Mitarbeiter im Päpstlichen Rat zur Förderung der Neuevangelisierung im Vatikan. Die katholische Journalistenschule ist im Kapuzinerkloster St. Anton in München ansässig.

### **P. Michael Heinz SVD neuer Leiter von Adveniat**

Mit einem Gottesdienst am 3. März im Dom zu Essen ist der neue Hauptgeschäftsführer der Bischöflichen Aktion Adveniat, P. Michael Heinz SVD, in sein Amt eingeführt worden. Er übernimmt die Aufgabe von Prälat Bernd Klaschka, der die Geschäftsstelle von Adveniat seit 2004 geleitet hat. P. Heinz war zu-

letzt Provinzial der Steyler Missionare in Bolivien. Geboren 1961 im saarländischen Düppenweiler, trat er nach dem Abitur am Arnold-Janssen-Gymnasium in St. Wendel 1983 der Ordensgemeinschaft der Steyler Missionare bei. Bereits während seines Studiums an der ordenseigenen Hochschule in St. Augustin war er zwei Jahre in Ecuador, um die kirchliche und soziale Arbeit des Ordens in Lateinamerika kennenzulernen. 1991 legte er die Ewigen Gelübde ab und wurde 1992 zum Priester geweiht.

### **Gerichtsentscheidungen zu Gestellungsverhältnissen**

Im November 2016 hat der Europäische Gerichtshof (EuGH) und am 21. Februar 2017 abschließend das Bundesarbeitsgericht (BAG) in einem Verfahren zu den DRK-Schwestern entschieden, dass die Gestellungsverhältnisse dieser Schwesternschaften eine Arbeitnehmerüberlassung darstellen. Die Gerichte sind der Auffassung, dass auch dann, wenn eine Personengruppe nach nationalem Recht keine Arbeitnehmer sind, diese dennoch in den Anwendungsbereich der arbeitsrechtlichen Schutzvorschriften und in den Anwendungsbereich der europäischen Richtlinie (hier die Leiharbeitnehmerrichtlinie) fallen können. Die Deutsche Ordensobernkongferenz hat zusammen mit der Diakonie Deutschland Prof. Dr. Gregor Thüsing LL.M. (Harvard) beauftragt zu untersuchen, inwiefern sich hierdurch auch Auswirkungen auf den katholischen und evangelischen Ordensbereich ergeben können. In seiner gutachterlichen Stellungnahme setzt sich Prof. Thüsing mit der EuGH-Entscheidung kritisch

auseinander und stellt zudem die rechtlichen Unterschiede zwischen den Personengruppen der DRK-Schwestern, den katholischen Ordensangehörigen, den diakonischen Schwesternschaften sowie den Diakonissen heraus. Die Ergebnisse seiner Ausarbeitung sind in dem Aufsatz „Die Zukunft von Gestaltung in Diakonie und Caritas“ in der ZAT Heft 6, 2016, S. 178ff nachlesbar. Das Generalsekretariat der Deutschen Ordensobernkonzferenz geht zum jetzigen Zeitpunkt nicht davon aus, dass die oben benannten Entscheidungen wesentliche Auswirkungen auf die Gestaltungen von katholischen Ordensangehörigen haben werden. Hierfür sind insbesondere zwei Aspekte ausschlaggebend: Anders als DRK-Schwestern sind katholische Ordensangehörige in ihre Ordensgemeinschaft inkorporiert und erhalten mit der Ablegung der Profess durch diese eine Versorgungszusage für die Versorgung im Alter und bei Krankheit. Der soziale Schutz ist damit unabhängig von der Frage gewährt, ob der Ordensangehörige noch einer Tätigkeit nachgeht, und kommt somit nicht aufgrund der Gestellungsaktivität zustande. Es besteht demnach keine Notwendigkeit staatlicherseits, diese Personengruppe weitergehend sozial abzusichern. Des Weiteren werden Ordensangehörige aufgrund einer religiösen Grundintention tätig. Die Ordensgemeinschaft erfüllt im Rahmen der Gestaltung ihren religiösen Sendungsauftrag. Nicht der Erwerbszweck steht bei Ordensgestellungen im Vordergrund, sondern die konkrete Tätigkeit. Beispielsweise sind Ordensangehörige per Gestellungsvertrag in der Krankenpflege nicht wegen des zu erzielenden Einkommens, sondern wegen des Dienstes am Nächsten tätig. Das Gestel-

lungsgeld berücksichtigt dementsprechend auch keine Vergütung für Mehrarbeit oder ähnliche Leistungen. Für die typischen Ordensgestellungsverhältnisse findet nach Rechtsauffassung der DOK das Arbeitnehmerüberlassungsgesetz demnach auch zukünftig keine Anwendung. In der gerade aktualisierten Fassung der „Fachliche Weisungen Arbeitnehmerüberlassungsgesetz (AÜG)“ (gültig ab 1. April 2017) heißt es hierzu unter § 1, 1.1.2, Absatz 7: „In der Regel stehen ebenfalls in keinem Arbeitsverhältnis: Mitglieder von Orden oder Schwesternschaften“.

### Ordensfrauen vom Schutzbereich des Mutterschutzgesetzes erfasst

Mit der am 30. März 2017 beschlossenen Änderung des Mutterschutzes hat der Bundestag festgelegt, dass der Anwendungsbereich des Mutterschutzgesetzes sich zukünftig auch auf Ordensfrauen erstreckt, die auf einer Planstelle oder aufgrund eines Gestellungsvertrages für die eigene Ordensgemeinschaft tätig werden sowie auf Postulantinnen und Novizinnen der Gemeinschaften. Neben den Schutzfristen und Freistellungsvorschriften für die konkret eingetretene Schwangerschaft enthält das Gesetz auch die Verpflichtung, für jede Tätigkeit Gefährdungsbeurteilungen zu erstellen. Seitens des Gesetzgebers wurde immerhin anerkannt, dass ein Zusammenleben in einer Ordensgemeinschaft familienähnlichen Charakter besitzt und sich der Schutzbereich damit auch nur auf aktiv tätige Ordensfrauen (Gestellungsvertrag, Planstelle) sowie auf angehende Ordensfrauen in der Ausbildung erstreckt. Sind Ordens-

frauen per Einzeldienstvertrag bei einem externen Arbeitgeber tätig, werden sie ebenso in dieser Tätigkeit vom Anwendungsbereich erfasst. Grundsätzliches Ziel des Gesetzentwurfs zur Novellierung des Mutterschutzrechts ist eine Ausweitung des Mutterschutzes auf Schülerinnen und Studentinnen. Danach können diese zukünftig während des Mutterschutzes für verpflichtende Veranstaltungen, Prüfungen oder Praktika Ausnahmen beantragen ohne deswegen Nachteile zu erleiden. Zudem soll für Frauen nach der Geburt eines behinderten Kindes die Schutzfrist von acht auf zwölf Wochen verlängert werden. Neu in das Mutterschutzgesetz aufgenommen ist ein Kündigungsschutz für Frauen, die nach der zwölften Schwangerschaftswoche eine Fehlgeburt erleiden. Mit der Gesetzesnovelle wird auch die Verordnung zum Schutz der Mütter am Arbeitsplatz in das Mutterschutzgesetz integriert. Künftig sollen keine Arbeitsverbote mehr gegen den Willen schwangerer Frauen möglich sein. Stattdessen sollen ihre Arbeitsplätze umgestaltet werden, um Gesundheitsgefährdungen auszuschließen.

## Jahresstatistik 2016 der Ordensgemeinschaften im Bereich von DOK und VKO

### *Die Priesterorden*

Mitgliederstand der Priesterorden in der DOK am 31. Dezember 2016: 94 Provinzen, Abteien, Priorate und Regionen von 50 verschiedenen Ordensgemeinschaften. Am Stichtag gehörten zu ihrem Jurisdiktionsbereich genau 4.487 Ordensmitglieder mit Profess (Vorjahr: 4.633), davon in Deutschland 3.758

(Vorjahr: 3.880) und 729 im Ausland (Vorjahr: 753). Außerdem leben weitere 95 (Vorjahr: 124) Ordensmitglieder dieser Gemeinschaften aus anderen Jurisdiktionsbereichen in Deutschland, damit insgesamt in Deutschland 3.853 Ordensmitglieder mit Profess (Vorjahr: 4.004). Derzeit gibt es 399 Ordenshäuser und klösterliche Niederlassungen der Priesterorden in Deutschland (Vorjahr: 374). Unter den einzelnen Ordensgemeinschaften stehen die Benediktiner an erster Stelle: In 29 Niederlassungen von 25 rechtlich selbstständigen Abteien und Prioraten leben 644 Mitglieder (Vorjahr: 659) als Patres und Brüder nach der Regel des hl. Benedikt. Zweitstärkste Gruppe unter den Priesterorden ist die franziskanische Familie mit zusammen 557 Mitgliedern in Deutschland in insgesamt 79 Niederlassungen der Franziskaner (321), Kapuziner (117), Minoriten (112) sowie einem Kommissariat der Franziskaner des Regulierten Dritten Ordens (7). Zahlenmäßig stärkste Ordensgemeinschaften sind nach den Benediktinern und Franziskanern die Jesuiten (306), die Salesianer Don Boscos (249), die Steyler Missionare (247) sowie die Pallottiner (217). Von den insgesamt 496 Professen ausländischer Herkunft stammen fast 75% aus Europa, knapp ein Sechstel aus dem asiatischen Raum. Die Summe aller Inlandsprofessen sank von 4.004 im Jahr 2015 auf 3853 in 2016; die Zahl der Ordensmitglieder im Theologiestudium (Kleriker/ Scholastiker) sank auf 81 (Vorjahr: 105). 2016 empfingen in Deutschland 15 Ordensmänner die Priesterweihe. 56% der Mitglieder der Priesterorden sind über 65 Jahre alt, rund ein Viertel sind unter 50 Jahre alt. Zum 31. Dezember 2016 befanden sich

54 Novizen in den deutschen Noviziaten der Priesterorden, darunter auch die Novizen im zweiten Noviziatsjahr.

#### *Die Brüderorden*

Provinzen und Regionen von elf Brüderorden und -kongregationen sind Mitglied der DOK. 176 Professmitglieder in Deutschland (Vorjahr: 180) und weitere 49 im Ausland (Vorjahr: 64) gehören zu ihren Jurisdiktionsbereichen. Von den 176 Ordensbrüdern in Deutschland die in 36 klösterlichen Niederlassungen leben, haben 41 die Priesterweihe und weitere 10 sind Ständige Diakone. Von den 8 Professoren ausländischer Herkunft stammen 6 aus Europa und 2 aus Asien. Am 31. Dezember 2016 bereiteten sich zwei Novizen auf die Ablegung der Ordensgelübde vor.

#### *Die Frauenorden*

Mitgliederstand der Schwesternorden in der DOK am 31. Dezember 2016: 315 Provinzen, Regionen, Abteien und selbstständige Klöster. Zu ihrem Jurisdiktionsbereich gehören am Stichtag genau 16522 Ordensschwestern mit Profess, davon 15.836 in Deutschland (Vorjahr: 16.600). Hinzu kommen 87 Ordensschwestern aus anderen Jurisdiktionsbereichen. Die Zahl der Inlandsprofessen ist somit um 764 gesunken. Von den Inlandsprofessen zählen 1.159 Mitglieder zu den kontemplativen Orden und 14.764 zu den tätigen Gemeinschaften. Derzeit gibt es 1.321 Ordenshäuser und klösterliche Niederlassungen der Schwesternordensgemeinschaften in Deutschland (Ausland: 482). Von den 15.923 Schwestern in Deutschland sind 10.604 über 75 Jahre alt. 5.319 haben das 75. Lebensjahr noch nicht vollendet.

Deutliche Differenzen in der Altersstruktur ergeben sich im Vergleich von kontemplativen und tätigen Frauenorden: Während bei den tätigen Ordensgemeinschaften etwa 90% der Mitglieder über 65 Jahre alt sind, sind es in den kontemplativen Orden nur etwa 60%. Die Zahl der Novizinnen in Deutschland lag am 31. Dezember 2016 bei 58 (Vorjahr: 74). Von ihnen sind 42 in den Noviziaten der tätigen Orden, zu denen ca. 93% aller Ordensschwestern gehören. Die kontemplativen Frauenorden machen zwar nur etwa 7% der Gesamtzahl der Ordensschwestern in Deutschland aus, stellen aber 16 (= 38%) der Novizinnen. Im Ausland zählen weitere 127 Novizinnen zu den deutschen Ordensgemeinschaften, so dass sich eine Gesamtsumme von 185 ergibt.

#### *In der VKO zusammengeschlossene Ordensgemeinschaften*

Die oben genannten Zahlen beziehen sich auf die DOK Mitgliedsgemeinschaften. Neben den in der Deutschen Ordensobernkongferenz organisierten Ordensgemeinschaften sind weitere aus dem Ausland stammende Gemeinschaften in Deutschland tätig. In der Vereinigung katholischer Orden zur Förderung internationaler Solidarität e.V. (VKO) sind derzeit 88 ausländische Ordensgemeinschaften, 18 männliche und 70 weibliche Gemeinschaften, zusammengeschlossen. Sie vertreten 1710 Ordensmitglieder aus unterschiedlichen Ländern. Darunter sind 1519 Schwestern und 191 Ordensmänner. Alle diese Ordensmänner sind in der Pastoral tätig. Von den Ordensfrauen sind 93% in der Pflege und 3% in Pastoral und Erziehung beschäftigt. Insgesamt sind 1420 ausländische Ordensleute in der Pflege,

239 in der Pastoral, fünf in der Erziehung und 46 in weiteren Arbeitsfeldern beschäftigt. 61 der Ordensgemeinschaften stammen aus Asien. In ihnen sind 1452 Ordensleute zusammengeschlossen. Darunter sind 59 indische Gemeinschaften mit 1452 (84%) Ordensleuten. Aus europäischen Ländern (Bosnien-Herzegowina, Italien, Kroatien und Polen) kommen 19 Gemeinschaften mit 140 Ordensleuten; aus Afrika stammen sechs Gemeinschaften mit 110 Ordensleuten. Je eine Gemeinschaft kommt aus Brasilien (fünf Schwestern) und aus den USA (drei Schwestern).

### Archäologen entdecken in Herford Reste einer Klosterkirche

Archäologen des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe (LWL) haben in Herford die Reste einer Klosterkirche aus der Zeit um das Jahr 1300 entdeckt. Die Lage der Kirche des ehemaligen Augustiner-Eremiten-Klosters sei aus historischen Plänen bekannt, teilte der Verband am 13. März in Herford mit. Bisher seien Experten aber davon ausgegangen, dass Baumaßnahmen alle Fundamente beseitigt hätten. Neben dem fünf Meter langen Abschnitt der Kirchennordmauer haben die Wissenschaftler nach den Angaben auch Keramikteile entdeckt. Diese könnten aus dem späten 13. oder 14. Jahrhundert stammen. Sandsteinbruchstücke wie Säulen und Fensterrahmen geben einen ersten Eindruck vom Aussehen der Klosterkirche, hieß es. „Das ergab sich so aus den erhaltenen Plänen leider nicht - umso wertvoller der aktuelle Befund“, erklärte der Leiter der Bielefelder Außenstelle, Sven Spiong. Es sei zu

hoffen, dass diese letzten Zeugnisse des Klosters, das im 18. und 19. Jahrhundert abgerissen wurde, bei der neuen Gestaltung der Umgebung einbezogen würden.

### Neue Ausstellung über das Kloster Chorin

Eine neue Dauerausstellung informiert seit Anfang April über das frühere Zisterzienserkloster Chorin in Brandenburg; an der Eröffnung am 7. April nahm auch Kulturstaatsministerin Monika Grütters (CDU) teil. Die Schau stellt die Geschichte des Klosters und die Wiederentdeckung seines architektonischen Wertes dar. Das Kloster bestand von 1258 bis 1542 und ist ein bedeutendes Beispiel der Backsteingotik. Ein Anlass der Ausstellung ist der 200. Jahrestag des Beginns der Denkmalpflege in Chorin durch den preußischen Baumeister Karl Friedrich Schinkel (1781-1841). Chorin liegt rund 60 Kilometer nordöstlich von Berlin. (kna)

### Click To Pray - deutsche Version der „Gebets-App des Papstes“ erschienen

Mit einem neuen Angebot ist das weltweite Gebetsnetzwerk des Papstes im Mai in die moderne Welt der mobilen Kommunikation gestartet: „Click To Pray“ heißt die offizielle Gebets-App, mit der das von Jesuiten geleitete Gebetsapostolat Menschen auf der ganzen Welt dazu einlädt, für die monatlichen Gebetsanliegen des Papstes zu beten. Die App und eine monatlichen Videoansprache („Das Video vom Papst“) sollen das Gebetsnetzwerk im Alltag unterstützen. Die Leitung der deutschen

Sektion des päpstlichen Gebetsnetzwerks hat P. Simon Lochbrunner SJ inne. Die Gebets-App ist kostenlos, sie kann auch klassisch über die Internetseite [www.clicktopray.org](http://www.clicktopray.org) genutzt werden. Dreimal täglich bekommen die Nutzer einen Gebetsimpuls von ein bis drei Sätzen auf ihr mobiles Gerät. Die kurze Besinnung will dabei helfen, Gott inmitten des Alltags wieder neu in den Blick zu bekommen. „Click To Pray“ eröffnet zugleich die Möglichkeit, selbst aktiv zu werden: Wer ein kostenloses Profil anlegt, kann im „Gebetsraum“ seine eigenen Gebete formulieren, die zusammen mit einem Foto oder Bildmotiv von jedem eingesehen werden können, der auf „Click To Pray“ registriert ist. Wer das Gebetsanliegen unterstützen möchte, kann es als registrierter Benutzer anklicken (also „ liken“) und/oder kommentieren. (sj)

### Brandenburgs Kulturministerin begrüßt Rückkehr der Zisterzienser nach Neuzelle

Brandenburgs Kulturministerin Martina Münch (SPD) hat Mitte März das österreichische Zisterzienserkloster Stift Heiligenkreuz besucht. Sie sprach mit Vertretern der Abtei über deren Pläne zur Wiederbesiedlung des brandenburgischen Klosters Neuzelle, wie das Kultur-

ministerium auf Anfrage in Potsdam mitteilte. Ministeriumssprecher Stephan Breiding erklärte, die vor rund 200 Jahren von Preußen verstaatlichte Klosteranlage bleibe im Besitz der landeseigenen Stiftung Stift Neuzelle. Deshalb sei zu prüfen, wo die Mönche wohnen könnten und wie ihr Ordensleben mit den anderen Nutzern der Klosterbauten vereinbar sei. Die Einladung zur Wiederbesiedlung kommt vom Görlitzer Bischof Wolfgang Ipolt, auf dessen Bistumsgebiet Neuzelle liegt. Im November 2016 hatte die Abtei entschieden, 2018 bis zu acht Mönche nach Neuzelle zu entsenden. Breiding betonte, das Interesse des Landes Brandenburg an einem „Neustart“ in Neuzelle sei grundsätzlich groß. So sehe die Landesregierung die geplanten spirituellen Angebote als Bereicherung. Auch Münch hatte das Votum der Heiligenkreuzer Zisterzienser für eine Wiederansiedlung bereits begrüßt. Damit würde der Orden „an eine jahrhundertealte Stiftstradition anknüpfen“, so die Ministerin. So könne er beim 750-jährigen Gründungsjubiläum 2018 zur einer „weiteren nachhaltigen Belebung des Klosterstandortes“ beitragen. Neuzelles Architektur gilt als nördlichstes Beispiel süddeutschen und böhmischen Barocks. Mehrere historische Klostergebäude werden von einer Schule in freier Trägerschaft genutzt. (kna)

## ... Neue Bücher

Scholastika Häring

Einander Geschwister sein...

*Communio Internationalis Benedictinarum (CIB)*

Studie zur rechtlichen Entwicklung der Beziehungen benediktinischer Frauengemeinschaften untereinander und zur Confoederatio Benedictina (1965–2009).

Studien zur monastischen Kultur, Band 9.

St. Ottilien: EOS 2016. - 803 S.

Das Ordensrecht bildet ein Teilgebiet des kanonischen Rechts, dem ein gewisses Eigendasein beschieden ist. Von dem bekannten Münchner Kirchenrechtler Klaus Mörsdorf (1909–1989) wird der Ausspruch tradiert, man könne nur gut darin eindringen und es richtig verstehen, wenn man als Ordensmann oder Ordensfrau selbst in dieser Sphäre lebt. Tatsächlich sind es, jedenfalls im deutschen Sprachgebiet, fast ausschließlich Ordensleute, die sich in diesem Feld vertieft haben; ihre Anzahl ist gegenwärtig überschaubar.

Bei dem vorliegenden Werk handelt es sich um eine theologische Dissertation im Fach Kirchenrecht, die an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar entstanden und von dem jetzigen Paderborner Offizial und Weihbischof Dr. Dominicus M. Meier OSB betreut worden ist. Die Autorin Scholastika Häring OSB ist Nonne der Benediktinerinnenabtei St. Scholastika, Kloster Burg Dinklage, in Westfalen. In ihr scheint die ordensrechtliche Community ein neues Mitglied gewonnen zu haben. Abgesehen von dieser beachtlichen Monographie ist sie kürzlich auch hier als einschlägige Autorin hervorgetreten (Kommentar zu „Vultum dei quaerere“: OK 57 [2016], S. 489–504). Übrigens besteht ihrerseits zwar eine Ordensverwandtschaft zum Verfasser dieser Zeilen, nicht aber, wie an der jeweiligen Schreibweise der Nachnamen zu erkennen, eine bürgerlich-familiäre Verbindung.

Gegenstand der umfangreichen Studie ist ein sehr spezielles und zugleich sehr komplexes Thema der jüngeren benediktinischen Ordens- und Rechtsgeschichte, nämlich die



ISBN 978-3-8306-7780-2  
€ 39.95.

zunehmende Integration der benediktinischen Frauenklöster und -gemeinschaften während des vergangenen halben Jahrhunderts durch Aufbau neuer rechtlicher Strukturen und Institutionen. Für das Benediktinertum männlicher und weiblicher Ausprägung war es über Jahrhunderte hin kennzeichnend gewesen, dass die Klöster und Gemeinschaften als einzelne, rechtlich selbständige Institutionen existierten, nur durch die Beobachtung der gemeinsamen Regel des heiligen Benedikt von Nursia († 547) miteinander verbunden. Darin unterschieden sie sich von den jüngeren Ordensgründungen, die ab dem hohen Mittelalter entstanden sind und von vornherein eine rechtliche Einheit bildeten.

Bei den Benediktinern setzte eine Bildung übergreifender Strukturen nur allmählich ein und trat in unterschiedlichen Formen auf (periodische Äbteversammlungen, Reformverbände, Filialklosterstrukturen, monastische Kongregationen u.a.). Eine alle Mönchsklöster der sog. schwarzen Benediktiner erfassende Struktur schuf erst Papst Leo XIII. (1878–1903) im Jahre 1893, als er die Benediktinische Konföderation mit einem Abtprimas an der Spitze errichtete. Die Frauengemeinschaften nach der Regel des hl. Benedikt gehörten allenfalls mittelbar zu diesem „Orden“, nämlich wenn eine rechtliche Abhängigkeit von einem Mönchskloster bestand.

Die Autorin untersucht die Entwicklung gemeinschaftsübergreifender rechtlicher Strukturen im weiblichen Benediktinertum und setzt dabei zeitlich nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil ein. Dies ist sachlich gerechtfertigt, weil ältere, entfernt vergleichbare Verbandsphänomene doch einen ganz anderen Charakter besaßen als die neuen Formen. Jedenfalls hat sich der Äbtekongress der Benediktinischen Konföderation von 1966/67 mit den Benediktinerinnen befasst und, in Übereinstimmung mit einer entsprechenden Anregung des Konzils, die Bildung von Vereinigungen der verschiedenen Frauenklöster und -gemeinschaften befürwortet. Vom Abtprimas wurden eigene Kommissionen für die Nonnen und die Schwestern gebildet, die unter anderem die Aggregation der weiblichen Verbände an die Konföderation auf der Grundlage der geltenden *Lex propria* (1952) der Konföderation vorbereiten sollte. In einem weiteren Schritt wurden die Vereinigungen der Benediktinerinnen oder auch einzelne Gemeinschaften der Konföderation konsoziiert; dafür schuf das erneuerte Eigenrecht (1982) der Konföderation die erforderliche juristische Basis.

Neben der Gründung von Vereinigungen der Benediktinerinnen auf regionaler Ebene und der festen Anbindung der Nonnen und Schwestern an die Konföderation durch Konsoziationen war die Schaffung einer eigenen Verbindung für das gesamte weibliche Benediktinertum ein Anliegen, das seit den 1980er-Jahren stärker ins Blickfeld rückte. Wichtige Schritte auf diesem Weg waren die Bildung der gemeinsamen Kommission aller Benediktinerinnen beim Abtprimas und die Symposien der Benediktinerinnen in Rom (1987, 1993, 1998). Sie mündeten schließlich im Jahr 2002 in die neue *Communio Internationalis Benedictinarum*, die alle weiblichen Gemeinschaften umfasst, welche der Konföderation konsoziiert sind. Deren Organe sind die Konferenz und der Administrativrat. Eine künftige Weiterentwicklung der Strukturen der CIB wird von auftretenden Erfordernissen abhängen.

Die Untersuchung der Autorin behandelt eine relativ neue, aber bedeutsame Entwicklung im Benediktinertum. Letztlich geht es um die gewachsene Bedeutung der Rolle

der Frau im öffentlichen Bereich, die sich in vieler Hinsicht auch in der Kirche und in den Orden in neuen rechtlichen Institutionen manifestiert. Bis in jedes Detail geht die Studie den einzelnen Schritten dieses teils mühsamen Prozesses nach und stellt den rechtlichen Hintergrund dar. Eine derartige Detailgenauigkeit, die methodisch stark an den ausgewerteten Quellentexten orientiert ist und keine Einzelheit übergehen will, stellt mitunter Anforderungen an das Interesse des Lesers. In einem umfangreichen Anhang werden zahlreiche unveröffentlichte Quellen abgedruckt. Ferner sind kurze Biogramme der in der Studie berücksichtigten männlichen und weiblichen Akteure zusammengestellt. Das war eine glückliche Entscheidung. Da nämlich biographische Informationen zu den meisten dieser Personen, wenn überhaupt, nur an sehr entlegener Stelle aufzufinden wären, ließen sie sich andernfalls kaum einordnen. Die Autorin hat ein Werk publiziert, das gleichermaßen von hoher Sachkunde, exakter Arbeitsweise und großem Fleiß geprägt ist. Es besitzt bleibenden Wert für die jüngere benediktinische Ordensrechtsgeschichte.

Stephan Haering OSB

Relinde Meiwes

## Klosterleben in bewegten Zeiten

Die Geschichte der ermländischen Katharinenwestern (1914-1962).  
Paderborn: Ferdinand Schöningh Verlag 2016. - 258 S.

Nach 2011 legt Relinde Meiwes nun den zweiten Band der Geschichte der Katharinenwestern vor. Die Kongregation der Schwestern von der hl. Jungfrau und Martyrin Katharina, wurde 1571 in Braunsberg von der seit 1999 seligen Regina Protmann (1552-1613) gegründet. Im Ersten Weltkrieg waren die deutschen Schwestern im Bereich der Lazarettpflege und in der Flüchtlingshilfe tätig. Die brasilianischen Schwestern hatte in der Kriegszeit kaum Kontakt zum Generalmutterhaus in Braunsberg und die englische Provinz musste im Krieg aufgelöst werden (Wiederaufnahme der Tätigkeit dort 1938). Eine Erweiterung erfuhr die Ordensgemeinschaft 1922, als sich die bis dahin selbständigen litauischen Katharinenwestern anschlossen, die sich von einer kontemplativen in eine aktive Gemeinschaft wandelten. Die Zeit zwischen den Weltkriegen war für die Katharinenwestern die Zeit ihrer größten Expansion sowohl in Bezug auf die Mitglieder als auch ihrer breitgefächerten Aktivitäten in der Krankenpflege im Bildungs- und Er-



ISBN 978-3-506-78486-5  
€ 29.90.

neue Bücher – ordensgeschichte

ziehungswesen, ihrem Engagement im kirchlichen Vereinswesen und der sozialen Arbeit. Hinzu kam immer die Ausgestaltung (Blumenschmuck und Pflege der liturgischen Gewänder) der Pfarrkirche am jeweiligen Standort.

Durch ein geschicktes Management – eine große Rolle spielten die Visitationsreisen und das Mitteilungsblatt „St. Katharina-Gruss“ – der jeweiligen Generaloberin und auch durch den über Ländergrenzen hinweg erfolgten Austausch von Schwestern war die Kongregation gut vernetzt und konnte eine „Corporate identity“ entwickeln.

Nach dem Zweiten Weltkrieg, die NS-Zeit überstand man, bis auf die Auflösung einer Heil- und Pflegeanstalt, in Deutschland vergleichsweise unbeschadet, stand die Existenz der Kongregation in Europa auf dem Spiel. 102 Schwestern und eine Postulantin fanden den Tod durch Krieg, Flucht vor der Roten Armee und Vertreibung. Zur Stütze der Kongregation wurde Brasilien. Dort nahm man zunehmend einheimische Schwestern auf, weil kein Nachschub aus Deutschland kam. Die Brasilianerinnen wurden so zum Rückgrat der Gemeinschaft und setzten sich 1953 auch für die Verlegung des Generalmutterhauses nach Grottaferrata bei Rom ein.

Nach Zerstörung der Ordensinfrastruktur gelang den Schwestern der Wiederaufbau von Häusern und Einrichtungen in Deutschland und Polen. In Litauen lebte man über 40 Jahre im Verborgenen und trotzdem eng an die von Regina Protmann vorgegebene Regel. Heute sind die Katharinenschwestern, die 1962 noch über 1200 Mitglieder hatten, zahlenmäßig weniger, aber weltweit verbreitet. Zwischen 1920 bis 1950 stieg die Zahl der Schwestern kontinuierlich an, was ein Zeichen für ihre Attraktivität war.

Relinde Meiwes hat ihre Untersuchung chronologisch angelegt und schaut im jeweiligen Zeitabschnitt auf die für die Kongregation maßgeblichen Veränderungen. Berücksichtigt werden die religiöse und berufliche Bildung der Schwestern sowie die sozialen und politischen Aspekte, die das Leben der Schwestern in den verschiedenen Phasen beeinflussten. Gleichzeitig wird die Dimension des religiösen Lebens der Schwestern einbezogen, die sie in ihrer Identität über die Jahrhunderte hinweg getragen hat und trägt. Regina Protmann ist also eine durchaus moderne Gründerin, die es verstanden hat, eine Ausgewogenheit zwischen *vita activa* und *vita contemplativa* zu schaffen bzw. Welt und Klausur in Beziehung zu setzen. Besonders deutlich wird dies in den Bestimmungen zu den verschiedenen Tätigkeiten im sog. „Geistlichen Direktorium“ der Gemeinschaft. Dies trägt bis heute zum Bestand der Kongregation bei und die Gründerin verbindet so heute noch die Schwestern in aller Welt. Der Kongregation gelang es, „ein transnationales Netzwerk des religiösen und tätigen Lebens für Frauen zu etablieren“ (S. 129).

Das Buch endet vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil. Wie schon im ersten Band stützt sich Meiwes auf umfassende Archivrecherchen mit einer oft durch die Zeitläufte bestimmten sehr heterogenen Aktenlage. Die Katharinenschwestern haben selbst einiges zu ihrer Geschichte veröffentlicht, beauftragten aber mit Relinde Meiwes eine professionelle Historikerin, die in hervorragender Weise Außen- und Innenleben einer religiösen Gemeinschaft multiperspektivisch darstellt und in die Zeitgeschichte einordnet. Die transnationalen Verflechtungen der Kongregation bilden das Grundgerüst der Darstellung. Ein angenehm sachlicher Erzählton macht das Buch zu einer gewinnbringenden Lektüre über die wahrhaft bewegte Geschichte der ermländischen Katharinen-

schwwestern. Die Stringenz der Darstellung wird immer beachtet und notwendige aufzählende Fakten (z. B. Neugründungen von Niederlassungen, Krankenhäusern, Kindergärten etc.) werden in tabellarischer Form in den Text eingestreut. Augenfällig sind die Abbildungen im Buch, die nicht nur der Illustration dienen, durchweg von minderer Druckqualität.

Gisela Fleckenstein OFS

Andrzej Miotk SVD

## The General Chapters of the Society of the Divine Word (1884-2012)

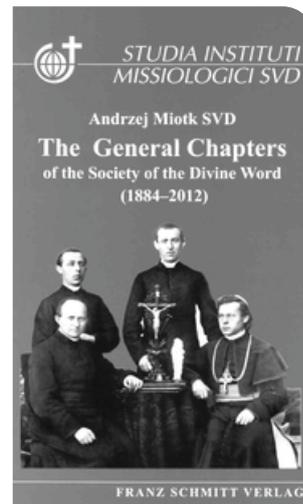
Historical Journey in the Footsteps of the Founder: The Response to the Challenges of the Times.

Studia Instituti Missiologici SVD, Band 105.

Siegburg: Franz Schmitt Verlag 2016. – 314 S.

17 Generalkapitel haben die Steyler Missionare seit ihrer Gründung abgehalten. Die Entwicklung der Gemeinschaft lässt sich an deren Verlauf, Themen und Antworten auf die gesellschaftlichen, kirchlichen und internen Herausforderungen ablesen. Andrzej Miotk, Historiker am Generalatsarchiv der Steyler in Rom, hat sich der Aufgabe unterzogen, jedes Generalkapitel zu charakterisieren und zentrale Themen und Texte zu edieren. Sechs Phasen unterscheidet Miotk:

Drei Kapitel wurden noch zu Lebzeiten des Gründers Arnold Janssen abgehalten. Sie dienten der Erarbeitung der Konstitutionen und der Zentralisierung der Regierung der sich rasch ausbreitenden Missionsgesellschaft. Nach dem Tod des Gründers und der Vergewisserung seines Erbes ging es darum, die Konstitutionen an das Kirchenrecht anzupassen. Kontinuität und Treue zum Ursprung zeichneten die Kapitel in Steyl aus. Die drei Kapitel von 1932, 1947 und 1958 bezeichnet Miotk als römische Kapitel. Themen der religiösen Disziplin, der Formation der Mitglieder und der Organisation der Mission standen im Vordergrund. Doch auch Eingriffe von außen blieben nicht aus, so als 1947 die Generalleitung nicht gewählt, sondern das Ergebnis der Wahl von der Religiosenkongregation mitgeteilt wurde.



ISBN 978-3-87710-544-3  
€ 24.90.

neue Bücher – ordensgeschichte

Das Zweite Vatikanische Konzil hatte in kürzerer Taktung vier Erneuerungskapitel zur Folge. 1968 ging es um die Revision der Konstitutionen, 1972 um die spirituelle Erneuerung. 1977 waren die Brüder das erste Mal auf einem Kapitel stimmberechtigt. Und 1982 übernahmen die Steyler die Option der Solidarität mit den Armen. Missionarische Tätigkeit schloss Evangelisierung und Förderung der menschlichen Entwicklung ein. Diese Kapitel fielen in eine Zeit, in der viele Mitbrüder die Gemeinschaft verließen und sich der Schwerpunkt aus Europa wegverlagerte.

Die Herausforderungen einer pluralistischen Gesellschaft forderten zu einer neuen Identitätsfindung heraus. Die Kapitel von 1988 und 1994 benannten die lokalen Kirchen, den Dialog, die Inkulturation und die Säkularisierung als zentrale Herausforderungen. Biblisches Apostolat wurde als neue Priorität benannt. Die Einteilung der Gemeinschaft in Zonen trug den veränderten Mitgliederstrukturen und den jeweils spezifischen Aufgaben Rechnung.

Die Kapitel von 2000, 2006 und 2012 waren geprägt vom neuen Millennium. Die Gemeinschaft sah sich in einem prophetischen Dialog mit Nicht-Glaubenden oder Suchenden, mit den Armen und Marginalisierten, mit unterschiedlichen Kulturen und mit verschiedenen religiösen Traditionen und säkularen Ideologien. Im religiösen Leben sollte sich diese prophetische Dimension widerspiegeln. Die jüngste Herausforderung sah das Kapitel von 2012 in der Interkulturalität.

Miotk nimmt den Leser mit in eine spannende Geschichte der Entwicklung von einer Missionsgesellschaft zu einer religiösen Gemeinschaft mit ausgesprochen internationaler und interkultureller Ausrichtung. Illustriert werden die Darstellungen durch Fotos der Teilnehmer an den Kapiteln sowie der personellen Zusammensetzung aller Generalleitungen seit der Gründung. Ausgewählte Texte aus den Dokumenten der einzelnen Kapitel runden die interessante Studie ab, die einen guten Einblick in das Innenleben der Steyler gibt.

Joachim Schmiedel ISch

Tobias Appl / Manfred Knedlik (Hg.)

## Oberpfälzer Klosterlandschaft

Die Klöster, Stifte und Kollegien der Oberen Pfalz.

Beiträge zur Geschichte und Kultur der Oberpfalz, Band 2.

Regensburg: Pustet 2016. – 327 S.

Nicht nur geographisch, sondern auch was das historische Interesse angeht, liegt die Oberpfalz am Rand. Dennoch sehen die Autoren des vorliegenden, mit vielen Farbabbildungen ausgestatteten Sammelbandes darin eine Klosterlandschaft, also ein geschlossenes Territorium mit einer gewissen Einheitlichkeit. Diese ist durch die politischen Verhältnisse bedingt. Ursprünglich bayerisches Territorium, wurde die Oberpfalz

1329 mit den pfälzischen Besitzungen der Wittelsbacher vereint. Im Dreißigjährigen Krieg fiel Oberpfalz wieder an das damit erweiterte Kurfürstentum Bayern. Daraus ergeben sich die Epochen der Klostergründungen. Die ältesten Klöster (Weißenohe, Kastl, Reichenbach, Ens-dorf, Michelfeld, Waldsassen, Walderbach und Speinshart) waren Adelsklöster mit dem Ziel der Rodung und Erschließung des Gebiets. Im 13. Jahrhundert kamen Klöster der Dominikanerinnen, Augustiner-Eremiten, Franziskaner und im 14. Jahrhundert die Birgitten in Gnadenberg hinzu. Durch die Einführung der Reformation in der Oberpfalz wurden die bestehenden Klöster aufgelöst, die Kirchen meist in Pfarrkirchen umgewandelt. Nach dem erneuten Herrschaftswechsel zu den katholischen Wittelsbachern kam es nach und nach zu einer Reorganisation aufgehobener und zur Gründung neuer Klöster. In der Hauptstadt Amberg ließen sich Jesuiten, Franziskaner, Paulaner und Salesianerinnen nieder. Die Kapuziner hatten die Aufgabe der Rekatholisierung übernommen. Die Säkularisation von 1802/1803 machte der Klosterlandschaft Oberpfalz ein Ende.

Die 30 Beiträge beschreiben die Geschichte der größeren Klöster in drei großen Abschnitten, die sich mit den Klöstern der alten Prälaturenorden, den Bettelorden und Birgitten sowie den Reformorden der Frühen Neuzeit beschäftigen. Die architektonische Umgestaltung der Klosterkirchen in der Barockzeit wird durch die großformatigen Abbildungen prächtig illustriert. Thematische Artikel weisen auf die Bedeutung der Klöster als geistliche Zentren hin, die in ihren Bibliotheken (sogar Franziskanerklöster wiesen einen beachtlichen Buchbestand auf) Zentren der Wissenschaft und Bildung aufwiesen sowie als Studienhäuser über erhaltene Disputationsblätter greifbar sind. Frauenklöster, besonders das Kloster Engelthal, waren Stätten mystischer Erfahrungen, die sich in den großen Strom der Frauenmystik des Spätmittelalters einfügen. Gerade die Bettelorden der Franziskaner und Kapuziner förderten durch Predigt und Beichtpastoral sowie durch die Übernahme der Wallfahrtsseelsorge in Amberg und Neumarkt die barocke Frömmigkeit.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wuchsen in den Prälaturenklöstern die Zweifel an der Sinnhaftigkeit des Klosterlebens. Das am Beispiel des Weißenoher Bibliothekars Willibald Schrettinger aufgezeigte „Ideal einer dem Wissen und dem gemeinwohlorientierten Nutzen verpflichteten geistlichen Gemeinschaft im Sinne einer katholischen Aufklärung“ (Klaus Unterburger, S. 34) fand mit der Aufhebung der Klöster nicht zu einer Realisierung. So bleiben die Beiträge des Bandes bei der Beschreibung der Vergangenheit stehen. Dass es heute – wieder – klösterliches Leben in der Oberpfalz gibt – zu erwähnen sind zum Beispiel Speinshart, Ens-dorf und Waldsassen –, wäre einer Schlussbetrachtung wert gewesen.



**ISBN 978-3-7917-2759-2**  
**€ 34.95.**

Joachim Schmiedl ISch

Hilburg Baumgartner / Markus Ries / Christian Schweizer / Finka Tomas /  
Agnes Maria Weber / Lucila Zovak (Hg.)

## Von der Not der Zeit getrieben

Maria Theresia Scherer – Theodosius Florentini: Briefe und Schriften.

Helvetia Franciscana, Band 45

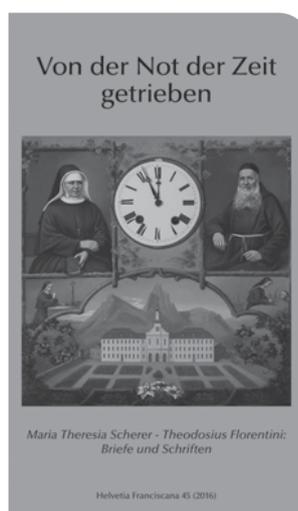
Luzern 2016. – 612 S.

Seit 1905 sind die Barmherzigen Schwestern, die Ingenbohrer Kreuzschwestern, dem Kapuzinerorden aggregiert. Deshalb erscheint die Quellensammlung von Briefen und Schriften der Gründerin, Maria Theresia Scherer, und des Gründers und ersten Superiors, des Kapuzinerpaters Theodosius Florentini, als Sonderband der Helvetia Franciscana. Eine Arbeitsgruppe legt aus rund 1000 Texten 199 vor, die ausführlich kommentiert werden.

Theodosius Florentini (1809-1865) war Kapuziner, Novizenmeister, Exerzitienmeister, Prediger, Provinzrat. Er war Generalvikar des Bistums Chur, Initiator von Schulen und caritativen Einrichtungen, aber auch von Fabriken, denen wenig Erfolg beschieden war und die er mit einer hohen Schuldenlast zurückließ. Er gründete die Lehrschwestern vom Heiligen Kreuz von Menzingen, aus denen 1856 die Kongregation der Ingenbohrer Schwestern entstand. Maria Theresia Scherer (1825-1888) war die engste Mitarbeiterin Florentinis und erste Generaloberin in Ingenbohl, 1995 seliggesprochen. Der Briefwechsel zwischen beiden zeigt die gemeinsame Verantwortung für die Gründung und die persönliche Beziehung. Florentini und Scherer leiteten auf je eigene Art die Schwesterngemeinschaft, der Priester mehr als Ratgeber für die Schwestern, die Generaloberin mit tatkräftigen Anweisungen und Weitblick.

Die Gemeinschaft profitierte von den wirtschaftlichen Aktivitäten Florentinis, musste aber nach dessen plötzlichem Tod mit einer enormen Schuldenlast fertig werden. Markus Ries sieht in Florentinis Projekten einen Beitrag zur Verteilungsgerechtigkeit. „Zugleich wollte Theodosius Florentini auf diese Weise sicherstellen, dass die Menschen im christlichen Geist betreut würden und keine in damaliger kirchlicher Sicht zweifelhaften Angebote in Anspruch nehmen mussten.“ (S. 276)

1860 ließen sich die Kreuzschwestern in Nordböhmen nieder und übernahmen eine Feinspinnerei, 1865 erfolgte die Ausweitung nach Österreich, später nach Slawonien. Nach dem Tod Florentinis übernahm Maria Theresia Scherer die Hauptverantwortung. Selbstbewusst leitete sie die Gemeinschaft, was in den vielen Briefen an kirchliche Stellen, in der Auseinandersetzung um die Kapuziner, die als Superiores tätig waren, sowie in den klaren Anweisungen für die Schwestern zum Ausdruck kommt.



ISSN 1661-7703

Die Briefauswahl vermittelt einen lebendigen Einblick in die Gründungsgeschichte einer Kongregation des 19. Jahrhunderts, die inspirierende Rolle des Gründers und die emanzipatorische Führungskraft der ersten Generaloberin.

Joachim Schmiedl ISch

Michael Plattig / Edeltraud Klueting (Hrsg.)

## Maria Magdalena von Pazzi

Kommt, um die Liebe zu lieben.

Karmel Paperbacks, Band 1.

Münster: Aschendorff 2016. – 128 S.

Das 2016 neu gegründete Forschungsinstitut der Deutschen Provinz der Karmeliten legt den ersten Band ihrer neuen Schriftenreihe „Karmel Paperbacks“ vor. Er ist einer Frau gewidmet, die vor über 400 Jahren starb und eine der großen Mystikerinnen des Karmels war.

Maria Magdalena von Pazzi (1568-1607) entstammte einer Familie, die drei Generationen zuvor versucht hatte, die Herrschaft der Medici in Florenz gewaltsam zu beenden. Inspiriert von ignatianischer Spiritualität, trat Caterina, die seit ihrem achten Lebensjahr eine tiefe Religiosität pflegte, mit 16 Jahren in ein Karmelitinnenkloster ihrer Heimatstadt ein. Mit dem Zeitpunkt ihrer Profess, die sie aus Krankheitsgründen vorzeitig ablegte, begannen ekstatische Visionen. In mehreren Sammlungen wurden diese Visionen von ihren Mitschwestern niedergeschrieben. Deren biblische Orientierung im Sinne der lectio divina erinnert an die Imaginationen der ignatianischen Exerzitien. Maria Magdalena ist Mystikerin mit den Schwerpunkten Braut- und Leidensmystik, die bis zur geistlichen Hochzeit zwischen der Seele und dem Bräutigam Christus ging. Zentrales Thema war die Erfahrung der Liebe Gottes. Michael Plattig beschreibt den Weg Maria Magdalenas mit großer Sensibilität.

Die Aktualität der Heiligen interpretiert Bruno Secondin mit der Überschrift seines Beitrags: „Die Kirche mit liebendem Herzen und mutigen Worten erneuern“. In Ekstasen wurde sie ermutigt, Briefe an den Papst und Kardinäle zu schreiben, in denen sie Grundzüge einer inneren Reform der Kirche darlegte. Das kleine Bändchen schließt mit einem Brief Benedikts XVI. an den Erzbischof von Florenz aus Anlass des 400. Todestages der Heiligen und einer knappen kommentierten Auswahl aus ihren Werken. Ein guter Anfang einer neuen Reihe zur karmelitanischen Spiritualität.



ISBN 978-3-402-12100-9  
€ 14.80.

Joachim Schmiedl ISch

Christa von Gleichenstein / Maria Lohre

## „Handeln, nicht klagen!“

Lebensbild von Pater Cyprian Mayr OSB (1907-1992),  
Gründer des Säkularinstituts Sankt Bonifatius.  
St. Ottilien: EOS-Verlag 2017. – 310 S.

25 Jahre nach seinem Tod liegt nun eine erste Biographie des Missionsbenediktiners Cyprian Mayr vor. Seine Lebensgeschichte spiegelt die Umbrüche des 20. Jahrhunderts ebenso wider wie die Entwicklung des Ordenslebens und der Mission.

Paul Mayr besuchte zunächst das Gymnasium in Kassel, bevor er mit 14 Jahren den Wunsch empfand, Missionar zu werden. Er ging zunächst nach Augsburg in das Internat bei St. Stephan. Nach dem Tod des Vaters bewarb er sich um Aufnahme im Studienkolleg Haus Bergfried des Klosters Schweiklberg, wo er auch das Noviziat absolvierte und nach dem Theologiestudium in St. Ottilien und Passau als Priestermonch wirkte.

In der NS-Zeit war die Abtei Schweiklberg gespalten. Im Zusammenhang mit der Errichtung einer Gruppe der Hitlerjugend kam es zu Auseinandersetzungen zwischen P. Godehard Machens, einem überzeugten Nationalsozialisten und Parteimitglied, und P. Cyprian Mayr, dem Superior des Studienkollegs Bergfried. An Stelle eines geplanten „Thingplatzes“ konnte eine Christkönigskapelle errichtet werden. Durch die Aufhebung der Abtei 1941 veränderte sich das Leben P. Cyprians von Grund auf. Er ging als Auslandsseelsorger nach Holland, nach dem Krieg zunächst in den Bayerischen Wald, bevor er Cellerar in Schweiklberg wurde.

Die Autorinnen weisen auf die Impulse hin, die Mayr zu seiner eigentlichen Lebensaufgabe führten. Im Chaos der Nachkriegszeit mit dem Elend der Flüchtlinge und Vertriebenen bekamen Ansätze des Laienapostolats, wie sie in Frankreich entwickelt worden waren, einen neuen Stellenwert. Mayr entwarf Pläne für eine Schwesterngemeinschaft, die dem Modell der Säkularinstitute nahe kam.

Ostern 1949 war mit 27 Frauen im Garten des Klosters Schweiklberg der Gründungstag der „Schwesternschaft Sankt Bonifatius“. Neben einem – im Anhang des Buches abgedruckten – Referat P. Cyprians zu „Diasporanot und Diasporahilfe“ wurden konkrete Anfragen vorgetragen. Das führte noch im selben Jahr zur Übernahme des Kindererholungsheims „Haus Nordmark“ auf der Insel Sylt. Die zusätzlichen Aufgaben als Seelsorger auf Außenstationen waren für die Gesundheit P. Cyprians zu viel.

Ein Besuch des Abtprimas Kaelin brachte zwar die Zustimmung zum begonnenen Werk, doch auch die Forderung nach einem Zentrum der neuen Gemeinschaft. Das



ISBN 978-3-8306-7818-2  
€ 19,95.

fand sich in der Erzdiözese Paderborn auf dem Kupferberg in Detmold-Heidenoldendorf. Von dort aus breitete sich die Gemeinschaft immer weiter aus, in Westdeutschland vor allem in Diasporagebieten und im Flüchtlingslager Friedland, in Ostdeutschland in der Thüringer Diaspora, nach Norwegen, Paris, Spanien und London, nach Guatemala, Ruanda und dem Kongo.

Für P. Cyprian gehörten Diaspora und Mission eng zusammen, so dass er gerade darin seine Sendung als Missionsbenediktiner verwirklicht sah. Im Kontakt mit anderen Aufbrüchen seiner Zeit profilierte sich seine Gründung immer mehr als Säkularinstitut. Mayr nahm an den Welttreffen der Säkularinstitute teil. In seinem Institut wirkte er als Organisator, aber auch als geistlicher Lehrer bis zu dem Lebenszeugnis seiner Krankheit und seines langsamen Sterbens. Er sah sich als Träger eines Charismas in Fortsetzung des benediktinischen Charismas und für die Mission in unserer Zeit.

Die beiden Autorinnen Christa von Gleichenstein und Maria Lohre haben ein Lebensbild ihres Gründers vorgelegt, das in sympathischer Weise und mit vielen Originalzitate auf die Bedeutung christlicher Tat hinweist: „Handeln, nicht klagen!“

Joachim Schmiedl ISch

Judith Rosen

## Heinrich Hahn

Arzt – Politiker – Gründer des Missionswerks missio.  
Paderborn: Ferdinand Schöningh 2017. – 329 S.

2015 wurde der Seligsprechungsprozess von Heinrich Hahn (1800-1882) mit der Zuteilung des Titels „Venerabilis“ vorläufig abgeschlossen. Nach der umfangreichen Biographie von Franz Baeumker aus dem Jahr 1930 legt nun die Bonner Historikerin Judith Rosen eine neue Lebensbeschreibung vor. Diese ist aus den verfügbaren Quellen und Werken Hahns gearbeitet, setzt ihn in die kirchlichen und politischen Verhältnisse des 19. Jahrhunderts hinein, mit wissenschaftlichem Anspruch, auch wenn sie bisweilen in einen hagiographischen Duktus verfällt. Eingerahmt ist die Biographie durch Vor- und Nachwort der beiden Hauptprotagonisten Altbischof Heinrich Mussinghoff und Peter Werhahn.

Judith Rosen sieht in Heinrich Hahn einen Aachener Bürger mit Tradition und einen Bürger und Katholiken mit einer Vision. Aufgewachsen in einer katholischen Familie unter französischer Herrschaft, besuchte er Schulen in Aachen, Bonn und Brüssel und studierte Medizin in Brüssel. Von der Zweisprachigkeit profitierte er sein Leben lang.



ISBN 978-3-506-78616-6  
€ 24,90.

neue Bücher – biographien

1829 heiratete er die gleichaltrige Barbara Kántzeler, mit der er zehn Kinder hatte. Die Autorin schildert einfühlsam die liebevolle Beziehung der beiden. Dass ohne den Rückhalt der Ehefrau das vielfältige professionelle und ehrenamtliche Engagement des Ehemanns und Vaters nicht möglich gewesen wäre, ist Gegenstand eines ausführlichen Kapitels der Biographie.

Heinrich Hahn sah seinen Arztberuf als Berufung an und praktizierte ihn als Armen- und Badearzt, in der Bekämpfung der Cholera und eigenständigen Forschungsarbeiten. Der „Netzwerker“ Heinrich Hahn gehörte zum Caritaskreis der Aachener katholischen Bürgerinnen und Bürger und stand am Beginn eines ausgebauten Vereinswesens. Die Mitgliedschaft in religiösen Vereinen war für ihn selbstverständlich, ebenso wie die Förderung alter und neuer Frauenkongregationen, die in und um Aachen von Töchtern des höheren Bürgertums gegründet wurden.

Am meisten ist Heinrich Hahn der Nachwelt als Initiator des Franziskus-Xaverius-Missionsvereins bekannt. Mission war die große Passion seines Lebens. Ihn widmete er eine fünfbändige Missionsgeschichte. Die Verbindung von *missio* und *caritas* war Thema einer umfangreichen Studie, aus der die Autorin an vielen Stellen zitiert. Es gelang Hahn, den Missionsverein aus nationalistischen Verengungen herauszuhalten. Hier zeigte sich das politische Talent Heinrich Hahns. Als Gründungsmitglied der *Constantia* förderte er das Engagement von Katholiken auf kommunaler und Landesebene. Hahn war über 30 Jahre Mitglied des Aachener Stadtrats und eine Legislaturperiode Mitglied des Preußischen Landtags.

Judith Rosen gelingt es, ein erfülltes Leben zwischen Arzt, Ehemann und Familienvater, Vereinsgründer und -mitglied, Missionsinitiator und Politiker strukturiert und spannend darzustellen. Die Heiligkeit des zu den Großverdienern des Aachener Bürgertums zählenden Heinrich Hahn besteht in der gelebten Treue zu seinem katholischen Glauben – insofern war er engagierter Ultramontaner – und der täglichen religiösen Praxis in Anpassung an die Berufs- und Familienarbeit.

Joachim Schmiedl ISch

### Im nächsten Heft...

... dokumentiert die Ordenskorrespondenz den Studientag der diesjährigen DOK-Mitgliederversammlung zum Thema „Gemeinsam Kirche sein“. Auch in weiteren Beiträgen wird das Heft die Frage nach dem Platz der Orden in einer Kirche im Umbruch beleuchten. Was ist der Kern des gemeinsamen Kirche-Seins? Wo und wie verorten sich Ordensgemeinschaften in und jenseits der territorialen Pastoral? Welche Rolle spielen sie im Kontext lokaler Kirchenentwicklung? Wo füllen sie Nischen?

Die Sendung von Ordensleuten entfaltet sich im Spannungsfeld zwischen dem Charisma des/der Einzelnen, den Herausforderungen der Zeit und dem Auftrag der Gemeinschaft. Wo liegen die biblischen Ursprünge des Begriffes „Charisma“?

# ok ordens korrespondenz

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens

ordenskorrespondenz

● Gemeinsam Kirche sein

● Kirche: Welchen Ort haben die Orden?

● Zwischen Charisma und Sendungsauftrag

● Ausstellungskritik: Die Zisterzienser – Das Europa der Klöster

ok

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens,  
Organ der Deutschen Ordensobernkongferenz



ISSN: 1867-4291

58. Jahrgang 2017, Heft 3

Herausgeber: DOK Deutsche Ordensobernkongferenz e.V., Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn.

Schriftleitung: Sr. Agnesita Dobler OSF, Generalsekretärin der Deutschen Ordensobernkongferenz.

Redaktionsbeirat: P. Konrad Flatau SCJ, Sr. Dr. Igna Kramp CJ, Prof. P. Dr. Paul Rheinbay SAC, Sr. Lioba Zahn OSB.

Redaktion: Arnulf Salmen, Deutsche Ordensobernkongferenz, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn,  
Telefon (02 28) 6 84 49-30, Telefax (02 28) 6 84 49-44, E-Mail: [pressestelle@orden.de](mailto:pressestelle@orden.de).

**Rezensionen:** Die Koordination der OK-Rezensionen liegt bei der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar. Rezensionsexemplare senden Sie bitte an den Koordinator, Prof. Dr. Joachim Schmiedl, Philosophisch-Theologische Hochschule, Pallottistr. 3, D-56179 Vallendar, E-Mail: [jschmiedl@pthv.de](mailto:jschmiedl@pthv.de). Unverlangt eingesandte Bücher werden nicht zurückgeschickt. Die Rezension erfolgt nach Ermessen der Schriftleitung.

**Bestellungen:** Deutsche Ordensobernkongferenz, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn,  
Telefon (02 28) 6 84 49-0, Telefax (02 28) 6 84 49-44, E-Mail: [info@orden.de](mailto:info@orden.de).  
Oder online unter: [www.orden.de/ordenskorrespondenz](http://www.orden.de/ordenskorrespondenz).

**Bezugsbedingungen:** Die Ordenskorrespondenz erscheint viermal im Jahr. Jahresabonnement inkl. Mehrwertsteuer und Versand in Deutschland 40,00 Euro, im Ausland 41,20 Euro (Schweiz: 38,50 Euro). Einzelheft incl. Mehrwertsteuer und Versand in Deutschland 10,00 Euro, in Europa 11,00 Euro. Abbestellungen nur zum Jahresende möglich mit dreimonatiger Kündigungsfrist.

**Herstellung und Auslieferung:** Don Bosco Druck & Design, Hauptstrasse 2a, 92266 Ensding,  
Telefon (09624) 92 01-0, [www.donbosco-druckdesign.de](http://www.donbosco-druckdesign.de).

Alle Verlagsrechte vorbehalten. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung von Herausgebern und Redaktion wieder.

## Vorwort



Die Kirche ist ein facettenreiches Gebilde. Die Vielfalt ist so groß, dass nicht selten die Frage zu hören ist, ob hier denn tatsächlich noch von *einer* Kirche gesprochen werden könne und ob nicht - formulieren wir es neudeutsch - innerhalb der Kirche verschiedene „Filterblasen“ nebeneinander existieren. Was ist das Gemeinsame des Kirche-seins? Wie verortet sich diese Kirche in der Gesellschaft? Diesen Fragen ging die diesjährige Mitgliederversammlung der DOK nach. Welche Rolle spielen die Orden in dem spannungsreichen Veränderungsprozess, in dem sich die Kirche in Deutschland befindet? Ausgangspunkt der Überlegungen war das Dokument „Gemeinsam Kirche sein“ der deutschen Bischöfe aus dem Jahr 2015. Die Ordenskorrespondenz dokumentiert den wegweisenden Vortrag von Generalvikar Theo Paul sowie Inhalte von Workshops der Tagung.

Die Frage nach dem Ort der Orden in der Kirche stellt dieses Heft aber auch über die Tagung hinaus: Was heißt „Kirche-sein“ für Franziskanerkommunitäten in der Großstadtseelsorge? Wo in der Kirche ist heute der Platz tätiger und kontemplativer Frauengemeinschaften? Die Beiträge machen eindrücklich deutlich, dass Ordensleben nach wie vor Pro-Existenz ist: Für Gott - Für die Menschen. Mit Blick auf die gesamte Kirche zeigt Äbtissin Christiana Reemts OSB auf, dass bei aller Vielfalt die Eucharistie das Verbindende des Kirche-seins ist.

Ein weiteres Thema reißt das vorliegende Heft mit der Frage nach dem Begriff der „Charismenorientierung“ an. Er wird in der Pastoral und auch in den Ordensgemeinschaften derzeit häufig verwendet. Die Beiträge hinterfragen den Begriff kritisch. Am Beispiel der Congregatio Jesu wird das Spannungsfeld aufgezeigt, das sich zwischen „Charisma“ und „Sendungsauftrag der Gemeinschaft“ entfaltet.

Arnulf Salmen

# Inhalt

.....

Arnulf Salmen Vorwort	257
--------------------------	-----

## Schwerpunkt

Martin Lütticke OFM/ Hans-Georg Löffler OFM/  
Damian Bieger OFM/ Athanasius Spies OFM  
„Nicht kirchliche Manager,  
sondern betende Seelsorger“ 261

M. Scholastika Jurt OP  
„Gemeinsam Kirche sein...“  
– mit wem? 271

Rebekka Deiminger  
Wie sich unsere Ordens-  
gemeinschaft aktuell in Kirche  
und Gesellschaft einbringen kann 275

Elisabeth Peeters OCD  
Wo ist der kirchliche Ort einer  
kontemplativen Gemeinschaft? 281

Christiana Reemts OSB  
Die Feier der Eucharistie und  
die Leitung der Kirche 287

## Dokumentation

Theo Paul  
Kirche sein in einem bestimmten  
Raum mit lokalem Angesicht 295

Claudia Kunz  
„Gemeinsam Kirche sein“ 306

Claudia Kunz  
Workshop: „Gemeinsam  
Kirche sein“ 310

Cornelius Bohl OFM  
„Schön, dass Sie (noch) da sind!“ 314

Alexander Schwabe  
Das schwierige Verhältnis  
zwischen Kirche und Medien 319

Albert Schmidt OSB  
Ordens-Gemeinschaft? 326

Lars Westinger  
Gemeinsam Dienst tun 328

## ● Ordensleben

- Igna Kramp CJ  
Biblische Vergewisserung? 334
- Hans-Georg Gradl / Igna Kramp CJ  
Hätte ich aber die Gnade nicht,  
wäre ich nichts 339
- Sabine Adam CJ  
Sendung der Congregatio Jesu 348
- Hermann Josef Roth O.Cist.  
Zisterzienser im „Röhrenblick“ 356

## ● Nachrichten

- Aus Rom und Vatikan 362
- Aus der Weltkirche 363
- Aus dem Bereich der Deutschen  
Ordensobernkonferenz 364

## ● Neue Bücher

- Ordensgeschichte 373
- Caritas 381
- Liturgie 383





## „Nicht kirchliche Manager, sondern betende Seelsorger“

„Gemeinsam Kirche sein“ – das heißt für Ordensgemeinschaften, sich bei aller Eigenständigkeit in einem größeren Kontext zu verorten. Das gilt umso mehr, wenn sie Verantwortung für die Pastoral in Gemeinden eines Bistums übernehmen. Die pastoralen Strukturen der Diözesen wie auch die gesellschaftlichen Bezüge, in denen das Leben der Kommunen verortet ist, ändern sich derzeit aller Orten. Vier Franziskaner, die in

Kommunitäten in Berlin, Dortmund, Düsseldorf und München wirken, berichten in diesem Artikel aus ihrer Arbeit in diesem Kontext und stellen die Frage, wie franziskanische Pastoral in der Großstadt aussieht oder aussehen sollte. Ausgehend von persönlichen Erfahrungen oder der historischen Entwicklung der Kommunen an den jeweiligen Standorten verfolgen die Beiträge dabei unterschiedliche Ansätze.

### Martin Lütticke OFM – Perspektivwechsel

Von 2007 bis 2016 war ich Noviziatsleiter unserer franziskanischen Ordensprovinz im Noviziatshaus, dem Franziskanerkloster in Wiedenbrück, und ab 2010 auch dortiger Hausoberer. Das Kloster, im kleinstädtischen Rheda-Wiedenbrück gelegen, ist kein Pfarrkloster, aber mit gut besuchter Kirche in die kirchliche Landschaft Wiedenbrücks fest eingebunden.

In dieser Zeit entstand der Pastorale Raum (so heißen die großen Pfarreien-zusammenschlüsse im Erzbistum Paderborn) Reckenberg, zu dem Wiedenbrück gehört. Für uns Franziskaner lautete die Frage: „Machen wir mit? Oder machen wir nicht mit?“ Wir haben mitgemacht und uns als Pastoraler Ort in die Gestal-

tung der seelsorglichen Landschaft eingebracht. Schwerpunkte waren die Mitarbeit im Seelsorgeteam, die Übernahme von priesterlichen Diensten und die geistliche Begleitung von Ehrenamtlichen. Im gesamten Erzbistum haben die verantwortlichen Schwestern und Brüder der Ordensgemeinschaften versucht, die einzelnen Gemeinschaften zu ermutigen, aktiv ihren Platz in den jeweiligen Pastoralen Räumen zu suchen und sich einzubringen. In einer Situation, in der die territorialen Pfarrstrukturen sich teilweise auflösen, schien es uns angeraten, dass wir Ordensleute uns mit unserem jeweiligen Charisma in dem uns möglichen Rahmen einbringen.

2016 stand für mich ein Ortswechsel an, vom Franziskanerkloster Wiedenbrück ins Franziskanerkloster Dortmund, von der Kleinstadt in die Großstadt, vom Kloster ohne Pfarrei ins Kloster mit Pfarrei. Hier in Dortmund bin ich gemeinsam mit einem Neupriester als Vikar (das gibt es noch!) für die Pfarrseelsorge in unserer Pfarrgemeinde verantwortlich. Pfarrer bin ich nicht. Das ist der Leiter des neu entstehenden Pastoralen Raumes Dortmund-Mitte. Damit ich nicht ein halbes Jahr nach meiner Einführung als Pfarrer gleich zurücktreten musste, wurde ich von Beginn an zum „Pastor im Pastoralverbund“ ernannt. Als erstes kam gleich die Verantwortung für die Seelsorge in der Nachbargemeinde dazu. Der dortige Pfarrer wurde mit 75 Jahren in den Ruhestand verabschiedet und es war seit langem klar, dass es keinen Nachfolger geben wird. Dazu kommt, dass wir an Fronleichnam 2017 den Start für den neuen Pastoralen Raum Dortmund-Mitte gefeiert haben - in einer großen, öffentlichkeitswirksamen Feier. Das 11-köpfige

Seelsorgeteam trifft sich bereits seit einem halben Jahr etwa alle zwei Wochen, jetzt haben wir - die 28.000 Gemeindemitglieder in den neun Pfarreien mit dem Seelsorgeteam und der bald zu ernennenden Steuerungsgruppe - etwa zweieinhalb Jahre Zeit, die neuen Pastoralvereinbarungen über die zukünftige Struktur der Seelsorge zu entwickeln. Angesichts dieser Beschreibung meiner Arbeitssituation - sie hätte durchaus noch komplexer und mit noch mehr Wortungetümen bereichert beschrieben werden können - möchte ich einige Beobachtungen und Optionen benennen, die sich mir im Blick auf den Ort der Orden in den großen Pastoralen Räumen stellen.

- Eine Haltung wie das trumpsche „America first“ im Sinne von „unsere Pfarrei zuerst - und alles andere interessiert mich nicht“, verbietet sich. Wir sitzen alle im selben Boot. Wer nur auf die eigene Pfarrei schaut und versucht, sie vor allen Veränderungen zu bewahren, wird früher oder später Schiffbruch erleiden.



*Athanasius Spies OFM* (1.v.l.) ist Guardian des Franziskanerkonvents Düsseldorf und Mitarbeiter in „Fides - Katholische Glaubensinformation“ und der City-Pastoral. *Martin Lütticke OFM* (2.v.l.), ist seit 2016 Guardian im Franziskanerkloster Dortmund und Pastor im Pastoralen Raum Dortmund-Mitte. *Hans-Georg Löffler OFM* (3.v.l.), ist seit September 2013 Pfarrer in St. Anna in München-Lehel. *Damian Bieger OFM* (4.v.l.) ist seit 2013 Pfarrvikar in der Gemeinde St. Ludwig in Berlin.

- Wenn Pfarrestrukturen sich auflösen bzw. durchlässiger werden und kirchliches Leben weniger stark an territoriale Pfarreien gebunden ist als in früheren Zeiten, liegt darin auch eine Chance für Ordensgemeinschaften, sich in den Pastoralen Räumen neu zu verorten.

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

- Ordensgemeinschaften leiden häufig unter Begrenzungen wie Überalterung und geringer werdenden Zahlen. Dennoch vergeben Ordensgemeinschaften eine Chance, wenn sie sich nicht bemühen, sich aktiv in die Pastoralen Räume hineinzugeben - gemäß ihren Möglichkeiten und Kapazitäten und im Blick auf das eigene Charisma. Das kann gerne auch ein kritisch-prophetisches Charisma sein, das durchaus Gegenakzente zu traditioneller Seelsorge setzt. Und das kann auch gerne die häufig genannte ‚betende Gemeinschaft‘ sein, ein Dienst, den auch ältere und kranke Brüder und Schwestern tun können.
- Umgekehrt vergeben die Verantwortlichen in den Pastoralen Räume auch eine große Chance, wenn sie sich nicht bemühen, Ordensgemeinschaften mit ihrer jeweiligen Spiritualität einzubinden.
- Mir scheint es bei einem Orden mit Pfarrklöstern und „Nicht-Pfarrklöster“ wie bei uns Franziskanern leichter zu sein, in den Pastoralen Räumen einen eigenständigen Platz zu finden, wo wir nicht an Pfarrestrukturen gebunden sind. Das macht uns freier im Entwickeln des eigenen Charismas. Dennoch plädiere ich dafür, um der Menschen willen die Pfarrklöster nicht zu verlassen, sondern zu versuchen, in die größeren Seelsorgeeinheiten das eigene Charisma einzubringen.
- „Wenn wir nur das tun, was alle anderen auch tun, dann brauchen wir nicht in den großen Verbänden zu bleiben.“ Für diesen Satz, den ich hier in Dortmund häufig sage, ernte ich bisher überall Zustimmung, von den Mitbrüdern, von den Seelsorgerinnen und Seelsorgern im Pastoralen Raum, von den Menschen in ‚unserer‘ Gemeinde, von den Menschen in den anderen Gemeinden des Pastoralen Raumes, von Verantwortlichen des Erzbistums. Es gibt offenbar eine große Sehnsucht danach, dass wir Ordenschristen in den großen, oft anonymen und häufig als unpersönlich erlebten Riesen-Räumen als lebendige Glaubenszellen präsent bleiben. Meine Erfahrung ist, dass uns oft ein großer Vertrauensvorschuss entgegengebracht wird, weil wir nicht als kirchliche Manager, sondern als betende Seelsorger erlebt werden. Mit diesem Vertrauensvorschuss können wir wuchern. Gleichzeitig sollten wir darauf achten, dass wir ihn nicht verspielen, indem wir unser Proprium als Ordenschristen aufgeben.
- „Wir sind dabei nicht ‚besser‘ als ‚die anderen‘, aber wir sind ‚anders:“ Dieses „Anders-Sein“ gilt es nach innen hin im Dialog mit den Schwestern und Brüdern der eigenen Gemein-

schaft zu entwickeln und nach außen hin im Dialog mit dem Seelsorgeteam und den Menschen den Gemeinden in die jeweiligen Pastoralen Räume einzubringen. Was das konkret heißt, wird von Ort zu Ort und von Gemeinschaft zu Gemeinschaft sehr unterschiedlich sein. Es kann die geistliche Begleitung von Ehrenamtlichen und Gremien in den Pfarreien sein, es kann die Sorge um Obdachlose und Bedürftige sein, es kann die Begleitung der Eine-Welt-Arbeit im Pastoralen Raum sein.

- Eine hilfreiche Vereinbarung hier in Dortmund zwischen Erzbistum und Ordensprovinz ist die, dass der Kirchenrektor der Pfarr- und Klosterkirche der leitende Mitbruder ist (also ich), und nicht der Leiter des Pastoralen Raumes wie in den anderen Pfarrkirchen. Diese Regelung hilft uns, unseren Pastoralen Ort als franziskanisch geprägten Ort zu gestalten, indem wir auch die Leitungsverantwortung hier wahrnehmen.
- Für mich ist es dabei ein Grundverständnis, dass wir „geistliche Ge-

meinschaft“ sind, mit der Betonung auf beiden Worten. Was wir einbringen können, ist die geistliche Dimension. Was wir tun, sollten wir bewusst aus dem Geist des Evangeliums und dem Geist unseres Ordenscharismas heraus tun. Und was wir einbringen können ist die gemeinschaftliche Dimension. Was wir tun, sollten wir im Blick auf ein gemeinschaftliches Miteinander tun und nicht als „Einzelkämpfer“.

- Ist es eine Perspektive, dass wir da, wo wir in Pfarreien tätig sind, die zu größeren Pastoralen Räumen gehören, etwa mit 50% unserer Kräfte und unseres Stellenumfangs in den klassischen Feldern der Pfarrseelsorge tätig sind und mit den anderen 50% spezifische Aufgaben des eigenen Ordenscharismas, bzw. der eigenen Schwerpunktsetzung in den Pastoralen Raum einbringen? Die beiden Bereiche lassen sich natürlich nie exakt voneinander trennen, aber das Ringen um das eigene Spezifikum sollte uns die Mühe wert sein - um der Menschen willen.

## Hans-Georg Löffler OFM – Gemeindepastoral mit franziskanischer Prägung

Von 2004 an war ich Pfarrer (Pfarradministrator) in St. Ludwig in Berlin-Wilmersdorf. Mit dem Kapitel der Franziskanerprovinz 2013 wurde ich von Berlin nach München versetzt und auch dort mit der Aufgabe der Pfarrleitung betraut. St. Anna in München ist eine (noch) nicht fusionierte eigenständige Pfarrgemeinde mit ca. 4000 Gemeindegliedern und einem dynamischen Gemeindeleben.

Was macht eine „Gemeindepastoral mit franziskanischer Prägung“ aus? Gibt es spürbare Unterschiede im pastoralen Ansatz von Franziskanern, Mitgliedern anderer Ordensgemeinschaften und Diözesanklerikern? Sechs Worte sind für mich wichtig geworden, sie haben meine persönliche Entwicklung, mein Selbstverständnis als Franziskaner und Pfarrer geprägt. Natürlich kann man sie nicht einfach verallgemeinern oder übertragen:

**„Wir sind für die Menschen da!“**

P. Alardus Niclas war lange Jahre Pfarrer in unserer Franziskanerpfarre in Dortmund gewesen. Er lebte als Pensionär dort, als er mir, damals war ich Diakon vor der Priesterweihe 1990, sagte: „Vergiss' nie: wir sind für die Menschen da!“ Das hat mich begleitet. Ein hoher Anspruch, für „alle“ Menschen da sein zu wollen mit ihren Anliegen. Ich werde ihm gewiss nicht immer gerecht. Wir verzichten als katholische Priester und Ordenschristen auf Ehe und Familienleben, um frei zu sein für Gott und den Dienst an den Menschen. Und ich bin gern unter Menschen. Ich setze mich gern für Menschen ein. Ich begleite gern Menschen in den unterschiedlichen Lebenssituationen. Ich bete gern mit den Menschen – natürlich auch weil ich in meiner Pfarrgemeinde noch ein überschaubares Aufgabenfeld habe. Wie sieht die Realität aus bei Priestern, Pastoral- und Gemeindeferentinnen und -referenten, die sich in drei bis sieben oder mehr Kapellengemeinden oder für über 15.000 Katholiken einsetzen? Ich gestehe, dass ich angesichts der strukturellen Veränderungen und ihrer besonderen Herausforderungen heute, die nicht selten die Hauptamtlichen bis an die Grenzen des Erträglichen führen, keine Antwort habe – aber in der Pastoral geht es doch wesentlich um denjenigen, der jetzt konkret vor mir steht! „Wir sind für die Menschen da!“ „Ich bin für Dich da!“ Diese Maxime möchte ich auch dann weiter verfolgen, wenn sich strukturelle Umstände verändern. Ist das „typisch“ franziskanisch – einzig „franziskanisch“? Wahrscheinlich nicht – „franziskanisch sein“ ist ja zutiefst „christlich sein“. Aber ich möchte mich an Franziskus orientieren, der, obwohl

ihm der Leprakranke lästig war, dem er auf dem Weg vor den Toren Assisis begegnete, von seinem Pferd (dem „hohen Ross“?) herabstieg, um ihn zu umarmen.

**Autoreninfo**

Siehe gedruckte Ausgabe.

**“In Ihrer Kirche kann man atmen!“**

Eines der schönsten Komplimente, das ich in St. Ludwig, Berlin, von einem jungen Brautpaar bekam war: „In Ihrer Kirche kann man atmen!“ – das hat mich sehr gefreut. Ich glaube, dass es wichtig ist, zu versuchen, im Gemeinleben, bei unseren Gottesdiensten – und ich wünsche es mir für die Kirche allgemein – eine Atmosphäre zu gestalten, in der Menschen atmen können. Das bedeutet für mich: Jemand kann sein wie und wer er/sie ist. Das ist für mich ein sehr franziskanischer Ansatz, hat doch Franziskus von Assisi die ganze Schöpfung als Schwester und Bruder sehen gelehrt. Wenn Menschen „sein“ dürfen, nicht sofort klassifiziert oder disqualifiziert werden, kann Vertrauen wachsen. Da öffnen sich sprichwörtlich Türen zu Lösungen für Probleme, die vorher unlösbar schienen. Dann können Menschen etwas von der Freude im Glauben erfahren und sich eingeladen fühlen, Teil dieser Gemeinschaft zu sein. Dafür setze ich mich ein und versuche auch die Mitglieder der Gremien der Pfarrei dafür zu gewinnen, denn nur gemeinsam können wir etwas in dieser Richtung bewegen.

Dabei kommt für mich ein wichtiger Aspekt ins Spiel: „Gemeindepastoral mit franziskanischer Prägung“ sollte immer in Gemeinschaft, also mit mehreren Brüdern (ggf. auch Schwestern) vor Ort geleistet werden. Es gehört zu unserem Charisma als Franziskaner, dass wir in Gemeinschaft leben und auch arbeiten wollen. Das ist angesichts der Nachwuchsproblematik in unserer Provinz und auch bei mancher Pastoral- und Personalentwicklung der Diözesen nicht immer leicht umzusetzen. Wo „Stellen“ fehlen, müssen kreative Ideen her! Hier in München konnten durch Gespräche mit dem Ordinariat und der Provinzleitung die 1,5 eingeplanten Priesterstellen, die nach der Pensionierung der letzten Gemeindeferentin 2015 noch vorgesehen waren, in eine volle Priesterstelle und eine halbe Stelle einer Gemeindeferentin umgewandelt werden. Hauptamtliche, qualifizierte Frauen sind in der Pfarrseelsorge – so denke ich – unverzichtbar. Ein Mitbruder bringt sich bei Taufen, Beerdigungen, Messfeiern etc. mit ein, seine Dienste können von der Pfarrgemeinde finanziell vergolten

werden. So bilden wir ein kleines Pastoralteam. Darüber hinaus bitte ich immer wieder Mitbrüder, an Hochfesten oder im Rahmen von Predigtreihen im Advent und der Fastenzeit, Predigten in der Pfarrkirche zu übernehmen – es tut der Gemeinde gut, auch andere Stimmen und andere gedankliche Ansätze zu hören – einer allein kann nicht alle erreichen. Der Reichtum unseres franziskanischen Lebens ist die Gemeinschaft. Das heißt nicht, dass unsere Gottesdienste in der Pfarrei über die Maßen gut besucht wären – daran arbeiten wir. Aber wir stellen fest, dass Menschen gerne nach St. Anna kommen und gut von St. Anna sprechen.

**„Ich bin gekommen, damit sie das Leben haben und es in Fülle haben!“  
(Joh 10.10)**

Letztlich fühle ich mich diesem Auftrag verpflichtet – mit Menschen Glauben zu leben, zum Glauben einzuladen, damit auch sie etwas von dieser „Fülle“ des Lebens erahnen und sich auf einen Glaubensweg in der Gemeinschaft der Kirche einlassen können.

## Damian Bieger OFM – Die Franziskaner in Berlin-Wilmersdorf

Franziskaner sind seit 1986 für die Kirchengemeinde St. Ludwig in Berlin-Wilmersdorf verantwortlich. Die vier Brüder bewohnen die vierte bis sechste Etage eines Reihenhauses, das einen Steinwurf von der Kirche St. Ludwig entfernt liegt. Zur Gemeinde gehören auch noch die Kirche, die Kita und Mietwohnungen der ehemaligen Gemeinde St. Albertus Magnus.

Das soziale Umfeld der Pfarrei ist die alte City-West Berlins und nimmt Teil an ihrer aktuellen Aufwertung. Der Kurfürstendamm liegt zu Fuß fünf Minuten entfernt, Bahnhof Zoo oder Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche sind mit dem Fahrrad in kurzer Zeit erreichbar. Zwar gibt es Wohnraum im Bestand, den durchschnittliche Normalverdiener bezahlen können. Laut Statistik der Berli-

ner Morgenpost rangieren am Ludwigkirchplatz allerdings die Preise für neue Mietwohnungen und für Wohneigentum unter den drei höchsten in ganz Berlin. Die 120 Jahre alte Kirchengemeinde ist mit ihren rund 11.000 Gemeindemitgliedern eine der größten des Erzbistums Berlin. Die Gemeindestruktur kann mit drei großen sich überschneidenden Personenkreisen beschrieben werden.

- Es gibt eine große Gottesdienstgemeinde, die sich vor allem um das Gotteshaus und die hier stattfindenden Gottesdienste gruppiert. Jedes Wochenende kommen rund 1300 Menschen in 6 Gottesdienste. Die Kasualien und die Katechesen sind nicht wohnortbezogen. Viele Menschen aus ganz Berlin kommen dafür zu unserer Kirche. Im Jahr 2016 wurden hier 132 Menschen getauft, 25 Paare heirateten, 117 Kinder empfangen die erste hl. Kommunion und 59 Jugendliche bzw. Erwachsene empfangen das Sakrament der Firmung. Die Brüder betreuten 61 Beerdigungen.
- Daneben gibt es eine große Gemeinde aus Kindern und Eltern, die durch die drei großen Institutionen vor Ort gebildet wird: Die katholische Schule St. Ludwig mit 320 Schülerinnen und Schülern in Trägerschaft des Erzbistums, die beiden katholischen Kitas (incl. Albertus Magnus) mit 150 Kindern in Trägerschaft der Kirchengemeinde sowie den Hort der Schule für 220 Kinder, der durch die Gemeinde verwaltet wird.
- Aus Menschen, die vor Ort leben, wird der dritte Gemeindeanteil gebildet. Er entsteht aus einzelnen Gruppierungen, die sich mehr oder weniger regelmäßig treffen: Kirchenchor, Theatergruppe, Jugendleiterrunde, Seniorenkreise,

Pfadfinder. In dieses Umfeld, aber in Nähe zur Gottesdienstgemeinde, gehören auch die fließenden Kreise von Ministranten, Lektoren und Gottesdienstbeauftragten.

Der Hauptteil der Arbeit wird durch Pfarrer, Pfarrvikar und eine sehr tüchtige Gemeindeferentin getragen. Die beiden Franziskanersenioren tragen mit zur Erfüllung der seelsorglichen Aufgaben bei. Der Großteil der Arbeitszeit der beiden jüngeren Brüder wird nicht durch Seelsorge, sondern durch die Verwaltung der Pfarrei gebunden. Die Ehrenamtlichen sind halt durch Familie und Beruf zeitlich stark eingespannt und stehen nur eingeschränkt zur Verfügung. Es hat sich folgende Rollenverteilung herausgebildet: Der Pfarrer übernimmt neben den zahlreichen täglichen Anfragen schwerpunktmäßig die Aufgaben im Personal-, Finanz- und Kitabereich wahr. Der „Betrieb“ beschäftigt 60 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, davon 45 im Bereich Kitas und Hort. Ein wichtiges Etappenziel bei den Finanzen war zuletzt die Gründung einer Stiftung zur langfristigen Sicherung der Betriebskosten. Der Pfarrvikar ist für Baufragen und die Weiterentwicklung des Hortes da. Zuletzt wurde das Gemeindezentrum für rund 3 Mio. Euro saniert, demnächst wird der Gemeindehof gestaltet und die Kirche muss komplett von außen saniert werden.

In Rahmen des Prozesses „Wo Glauben Raum gewinnt“ bildet die Pfarrei St. Ludwig seit dem 10. Juli 2017 mit ihrer Nachbargemeinde Maria unter dem Kreuz einen pastoralen Raum. Das bedeutet, dass in drei Jahren die Vereinigung unter einer gemeinsamen Verwaltungsstruktur angezielt wird. Die Franziskaner haben bewusst auf die Lei-

tung der gerade begonnenen sog. Entwicklungsphase verzichtet, weil sie der Auffassung sind, dass dadurch auf Dauer eher eine noch zu gestaltende Präsenz gewährleistet wird. Teil des vom Bistum angestoßenen Prozesses wird auch die Einführung eines Geschäftsführers und einer neuen Finanzverwaltung sein. Es bleibt abzuwarten, ob die damit verbundenen Hoffnungen auf Verwaltungsentlastung realisierbar sind.

Die Kirchengemeinde St. Ludwig hat in Berlin einen guten Ruf. Die Franziskaner in Wilmersdorf werden durch die Menschen vor Ort und durch die Bistumsleitung geschätzt. Was daran typisch franziskanisch ist, bleibt dabei undeutlich. Gelegentlich wird auf die verschiedenen Predigerpersönlichkeiten verwiesen.

Legt man als Maßstab für die Bewertung des Standortes St. Ludwig die Generalkonstitutionen des Minderbrüderordens zu Grunde, ist Leben und Arbeit sogar nur noch am Rande mit dem franziskanischen Charisma vereinbar. Die aktuelle offizielle Auslegung der Franziskusregel sieht in den Paragra-

phen 78 und 79 gemeinschaftliches Leben und Arbeiten in der Nähe zu den armen und einfachen Leuten vor. Das soziale Umfeld der Brüder wandelt sich mehr und mehr zu einem Viertel für die obere Gesellschaftsschicht. Gleichzeitig wird Gemeinschaftsleben im Zweifelsfall gegenüber der intensiven pfarrlichen Tätigkeit als nachrangig eingeordnet oder fällt aus. Das ist nicht unbedingt eine persönliche Option der einzelnen Brüder, sondern durch die örtlichen Strukturen bedingt. Neben der gemeinsamen Laudes und dem Frühstück gibt es z. B. an allen Tagen im Tagesablauf keine gemeinsamen Punkte mehr. Abendliche Rekreation wird nur am Weihnachtstag gehalten.

Insofern stellt sich für die Ordensprovinz die schwierige Frage, welche Option sie in Zukunft trifft. Eine erfolgreiche, durch zwei Gestaltungen gut finanzierte Arbeit, bei der die Brüder von außen als Franziskaner wahrgenommen und geschätzt werden, steht neben offensichtlichen Auflösungstendenzen des gemeinschaftlichen Charismas.

## Athanasius Spies OFM – Franziskaner in Düsseldorf

Als die Franziskaner 1651 nach Düsseldorf kamen, fanden sie in franziskanischer Tradition ihren Ort am Rande der damaligen Stadt auf der Befestigungsanlage. Um als damals zweiter Bettelorden (neben den Kapuzinern) nicht nur „Empfänger“ zu sein, entdeckten die Brüder damals drei besondere Bereiche ihres Wirkens: die Stärkung des katholischen Glaubenslebens nach den Wirren der Reformation (hier besonders durch die Spendung des Bußsakramentes), den Bereich der Bildung mit der

Gründung einer Lateinschule und die Feier der Gottesdienste mit den Schwerpunkten der Predigt und einer besonderen musikalischen Gestaltung. Bis heute prägt der letztgenannte Punkt die jetzige Gemeindekirche St. Maximilian in der Pfarrei St. Lambertus, in der ein Mitbruder als Pfarrvikar tätig ist.

Nach der Säkularisation und der Aufhebung des Klosters an St. Maximilian kehrten die Franziskaner 1853 als erster Männerorden nach Düsseldorf zurück. Auf einem geschenkten Grundstück vor

den Toren der damaligen Stadt galt ihre Sorge besonders den Arbeitern und Armen. Neben der Predigt und der Spendung des Bußsakramentes vor Ort begannen die Mitbrüder auch in den umliegenden Nachbarrparreien mit Aushilfstätigkeiten. Dies führte dazu, dass während der Zeit des Kulturkampfes Mitbrüder „in Zivil“ – entweder als Pfarrer oder in handwerklichen Berufen – die franziskanische Präsenz in Düsseldorf aufrechterhielten. Durch die spätere Verlegung des Hauptbahnhofs wuchs um das „Kloster vor der Stadt“ ein neuer Stadtteil. Es fand eine „Umkehr“ der sozialen Situation statt: Nicht mehr am Rande der Stadt befanden sich nun die Armen, sondern in dieser neuen Umgebung (später mit Straßenstrich und Drogenszene). Eine „offene Klosterkirche“ als Ort der Hilfe und Begegnung war hier von Anfang an wichtig, sehr schnell auch verbunden mit einer Armenspeisung. Gerade nach dem II. Weltkrieg kam neben dem Beichtangebot die Notwendigkeit einer erweiterten Ansprechbarkeit in Glaubens-, Sinn- und Lebensfragen hinzu. 1965 wurde in den Räumen des Klosters die Glaubensinformation Fides im Auftrag des Kölner Erzbischofs errichtet. Bis heute tragen zwei Mitbrüder diese Einrichtung – inzwischen in Trägerschaft des Düsseldorfer Stadtdekanates. Gemäß der Einladung des Franziskus an Bruder Leo: „Wenn es dir guttut, dann komm!“ ist die Fides ein Ort, wo über die Beicht- und Gesprächsbereitschaft in der Klosterkirche hinaus Beratung und Begleitung stattfindet, neben der Vorbereitung auf Kirchenwiedereintritt und Konversion, der Erwachsenen Katechese hin zu Taufe und Firmung und dem Angebot theologischer Vortrags- und Bildungs-

angebote. Eine gute Vernetzung und Zusammenarbeit mit anderen kirchlichen Trägern ist hier nicht nur hilfreich, sondern auch sinnvoll.

1996 wurde für die Armenspeisung als Nachfolge einer Essensausgabe über die Klosterpforte die FirminusKlause errichtet, in der täglich bis zu 150 warme Mahlzeiten ausgegeben werden. Benannt ist die Klaue nach Bruder Firminus Wickenhäuser, der 1939 im Rufe der Heiligkeit verstarb. Das Wachhalten des Lebenswerkes eines inzwischen „Verehrungswürdigen Dieners Gottes“ ist in einer Großstadt wie Düsseldorf nicht leicht, aber auch eine Chance, darauf hinzuweisen, dass ein Leben aus dem Glauben gelingen kann. 1998 startete die Stadtkirche von Düsseldorf ein pastorales Konzept der sogenannten „Citypastoral“, in und an dem Mitbrüder von Anfang an bis heute mitwirken. Damit stellte sich noch einmal deutlich die Frage nach einem sinnvollen Zu und Miteinander zwischen der Position: „Wir sind als Ordensgemeinschaft selbstständig“ und einer Einbindung in kirchliche Strukturen einer Großstadt auch über Pfarrgrenzen hinaus.

Als die Provinzleitung 2013 die Aufgabe des bisherigen Standortes mit Kloster und Kirche beschloss, begann ein dritter „Neustart“ der Franziskaner in Düsseldorf. Die 150 Meter vom alten Standort gelegene Marienkirche wurde als Gottesdienstraum übernommen, die Mitbrüder zogen in drei Wohneinheiten angrenzend an das heutige Maxhaus (Haus der katholischen Kirche in Düsseldorf in den Mauern des damaligen ersten Franziskanerklosters) in der Altstadt. Maßgabe war die Beibehaltung der gewachsenen Schwerpunkte von seelsorglich-pastoralem (Beicht- und



Gesprächsseelsorge, Dienst der Fides, Mitarbeit in der City-Pastoral) und sozial-caritativem Engagement (FirminusKlause). Von Anfang an waren die Brüder in die Entwicklung einer (neuen) franziskanischen Präsenz an der und um die Marienkirche in Abstimmung und Zusammenarbeit mit der Pfarrei und der Stadtkirche involviert. Ziel und Überschrift dieser noch andauernden Entwicklung ist: „Gemeinde und Gemeinschaft“.

Derzeit leben vier Franziskaner in der Düsseldorfer Innenstadt (Pfarrei St. Lambertus), die alle in Gestellung des Erzbistums Köln sind. Die Marienkirche ist bereits Gottesdienstraum, Ort der Beicht- und Gesprächspastoral und Br. Firminus hat hier inzwischen seine Grabstätte. Neben dem Mitbruder an St. Max ist hier ein weiterer Mitbruder Pfarrvikar. Eine gute Zusammenführung von ehemaliger Klostergemeinde und bestehender Teilpfargemeinde ist bereits gelungen. Neben der Kirche wird zurzeit ein Gebäude der Gemeinde ertüchtigt, in dem die FirminusKlause gegen Ende des Jahres ihr neues Zuhause finden wird (derzeit Interimslösung in Räumen der Stadt am Hauptbahnhof). Die Gemeinde baut hinter der Kirche neue Wohneinheiten (u.a. besonders für Familien) und ein neues Pfarrzentrum. Hier werden wir Franziskaner voraussichtlich im kommenden Jahr zur Miete wohnen können und

wird die Glaubensinformation Fides Ende nächsten Jahres ihre Räume finden (derzeit auch in einer provisorischen Unterkunft).

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Für die derzeitige Gemeinschaft stellen sich auf diesem Hintergrund folgende Fragen und Herausforderungen:

- Wie gestalten wir unser Gemeinschaftsleben gerade in Hinblick auf einen gut gefüllten „Arbeitstag“?
- Wie finden wir weitere Gelegenheiten und Orte, dass uns die Menschen nicht nur als engagierte Einzelkämpfer, sondern auch als Gemeinschaft noch mehr wahrnehmen und ein Teilen von Alltag möglich ist?
- Wie bringen wir weiterhin unsere franziskanischen Schwerpunkte in das Gesamt von Pfarr- und Stadtkirche ein?
- Wie wahren wir dabei unsere „Eigenständigkeit“ und werden dennoch auch unseren Verpflichtungen durch unser „In-Gestellung-Sein“ gerecht?
- Also: Wie gelingt uns immer mehr „Gemeinde und Gemeinschaft“?

## M. Scholastika Jurt OP

Sr. M. Scholastika Jurt, wurde 1965 in der Schweiz geboren. Nach dem Primarlehrerinnenstudium und Unterricht trat sie 1990 in den Orden der Arenberger Dominikanerinnen ein. Dort leitete sie das Noviziat, war Priorin im Gästehaus Rickenbach/Schweiz und in der Geistlichen Begleitung am Institut der Orden für missionarische Seelsorge und Spiritualität tätig. Seit 2009 hat sie die Gesamtleitung der Gemeinschaft inne.



M. Scholastika Jurt OP

## „Gemeinsam Kirche sein...“<sup>1</sup> – mit wem?

Reflexion aus dem Kloster

Ein eigenes Unterfangen, das Wort der Deutschen Bischofskonferenz zur Erneuerung der Pastoral „Gemeinsam Kirche sein“ mit dem konkreten Sendungsauftrag eines Klosters zu verbinden: Kloster Arenberg. erholen – begegnen – heilen. Ein Gästehaus mit ganzheitlichem Konzept für 100 Gäste. Rund 90 Mitarbeitende im Vitalzentrum, Service, in der Reinigung, der Gärtnerei und in der Küche. Vier Seelsorgerinnen und Seelsorger. Und im Hintergrund eine Gemeinschaft von 53 Schwestern, die meisten von ihnen über 75 Jahre alt. „Heilende Liebe“ ist uns seit der Gründung 1868 aufgetragen.

Beginnen wir mit einer Erinnerung:

„Das war der einzige Mensch, der mich in den Arm genommen hat, als meine Mutter starb. Er roch nach Äpfeln“<sup>2</sup>. Der Schriftsteller Peter Härtling, der am 10. Juli 2017 mit fast 84 Jahren starb, er-

zählt von seiner schmerzlichen Erfahrung nach dem Selbstmord seiner Mutter 1946. Es war der Konfirmationspfarrer Martin Lörscher, der dem 13-jährigen Jungen eine Nähe schenkte, die der Verzweiflung eine Grenze setzte. Nachhaltig bleibt diese kurze Szene des Trostes bis ins hohe Alter im Herzen Härtlings bewahrt: eine Geste, ein Wort, ein Duft, letztlich das Gesamte einer Begegnung. Seel-Sorge, vielleicht diese eine positive Kirchenerfahrung, die bei allen späteren Enttäuschungen bewahrt wurde.

Seelsorge, pastorales Handeln, das Antwort ist auf die Nöte der Menschen und Gemeinschaft stiftet. „Dabei geht es um eine neue Hinwendung zu Jesus Christus, um ein vertieftes Erkennen und Liebenlernen Jesu. Untrennbar davon ist die erneute Bekehrung zur Evangelisierung, zu einer Kirche, die wächst,

indem sie aus sich heraus zu den Menschen geht, besonders zu denen am Rande.“<sup>3</sup>

In einem der Hochgebete<sup>4</sup> wird dieses Anliegen aufgenommen:

*Gib, dass wir im Geist deiner Liebe für immer verbunden bleiben mit ihm (Christus) und untereinander. Lass die Gläubigen die Zeichen der Zeit verstehen und sich mit ganzer Kraft für das Evangelium einsetzen. Mache uns offen für das, was die Menschen bewegt, dass wir ihre Trauer und Angst, ihre Freude und Hoffnung teilen und als treue Zeugen der Frohen Botschaft mit ihnen dir entgegengehen.*

Ein hohes Ziel.

Was jedoch ist Kirche, besser: wer ist die Kirche? Woraus lebt sie? Und wann beginnt die Bewusstwerdung, Kirche zu sein? Gemeinsam Kirche zu sein? Menschen, die für mehrere Tage in unser Kloster kommen und sich eine Orientierung für ihre persönliche, konkrete Lebenssituation erhoffen, suchen meist nicht zuerst die kirchliche Bindung, sondern Räume, in denen gelingendes und tragendes Leben ertastet werden kann, Orte, wo auch Schwäche stark sein darf. Die einen entscheiden sich für die Stille, für den Alleingang im Haus ohne Verpflichtungen, ohne zeitlichen Plan, ihren eigenen Bedürfnissen folgend. Andere brauchen das stützende Gespräch, einen Ort des Vertrauens, an dem sein darf, was ist: Schmerz. Wut. Unversöhntheit. Glück und Hoffnung. Krankheit, Rastlosigkeit und quälende Belastungen. Zerbrochene Beziehungen. Risse in der Lebensgeschichte.

Seelsorge. Dann und wann wird eine Umarmung nicht unbedeutend sein, auch nicht der Duft nach Äpfeln, das Explodieren der Blüten im Park, die Sonne. Die Stille. Heitere Gesichter und ein gutes Wort. GOTTES Wort. Heilende Liebe.

Die Wenigsten kommen als Beobachter und Zuschauer. Gäste wünschen Teilhabe und Teilnahme. Anteilnahme. Der persönliche Alltag, den sie zurücklassen, ist voll von Verpflichtungen, von Fragen und Bedrängendem. Verständlich, dass nach Entlastung gefragt wird, die auch morgen noch anhält, wenn die Rückkehr aus dem Kloster schon Tage zurückliegt. Viele kommen wieder...

Die Kirche selbst hat zunächst eine marginale Bedeutung. Sie ist da und wird in einer Weise erfahren, wie sie hier gelebt wird, in aller Fragilität. Im Hintergrund sind wir Dominikanerinnen, die so ganz anders leben als die Vielen, die zu uns kommen. Da ist dieser Tag für Tag ununterbrochene Rhythmus des Gebetes, der Liturgie. Morgens, mittags und abends. In einer großen Selbstverständlichkeit. Alte Gesänge in einer scheinbar völlig weltfremden Sprache. Sie singen von Liebe, von Sehnsucht, von Vertrauen und Hoffnung. Von Leid, Schmerz, Zorn und Ohnmacht. Auch die Klage fehlt nicht. Die Jubelrufe zu diesem GOTT, der Wunder tut, der Liebe ist und Verzeihen. Sind diese Psalmgesänge wirklich so fremd? Sind sie nicht doch auch auf eine gewisse Weise vertraut, weil sie das Leben einholen? Die Melodien tragen, nehmen mit.

Gäste, die kaum noch Berührung mit der „alten Dame“ Kirche haben, werden berührt. Vielleicht ist es ein behutsames Erwachen der Kirche in den Seelen, wie

ein starkes Wort von Romano Guardini diese Wirklichkeit ausspricht. Die Kirche hat man nicht, sie ist kein Besitz, schon gar keine Macht, die verfügen kann. Sie bleibt im steten Prozess des Werdens: „sie wächst, wo sich die Botschaft des Evangeliums in den Hörern von Neuem ereignet. Werden und Wachsen der Kirche geschieht in einem Prozess von Empfangen und Weitergeben.“<sup>5</sup>

Noch einmal: Kirche ist nicht, sie wird. Sie wird mit den Menschen, die sie leben, die in sie hineinfließen, die mit ihr streiten, an ihr leiden, sie lieben. Ein langer Weg, der einen langen Atem braucht und einer Geburt gleichkommt. Vielleicht wird sie nicht mehr gesucht, weil ihr Wesen, ihr Geheimnis oft verdeckt bleibt hinter Strukturen und einem Zuviel an Kampf um ihre eigene Identität, ein Ringen, das sich leiten lässt von Ängsten und Verunsicherung und das der Freiheit und dem menschlichen Gewissen nicht (mehr) traut.

Das Wort der Bischöfe spricht davon, dass das Kirchesein der Getauften und Gefirmten als Geschenk Gottes nicht mehr gesteigert werden kann.<sup>6</sup> Da ist von der priesterlichen Würde die Rede<sup>7</sup>: Diese „priesterliche Wirklichkeit des Gottesvolkes ist mithin eine gemeinsame und keine nur individuelle Bestimmung der Gläubigen, es beschreibt das auf Christus hinweisende und ihn bezeugende Sein des ganzen Volkes Gottes.“<sup>8</sup>

Und doch beginnt diese Sammlung des Volkes GOTTES mit dem Angesprochenen jedes Einzelnen. In Kloster Arenberg steht der Einzelgast im Mittelpunkt, sein Suchen und Fragen, sein Bedürfnis nach glückendem Leben, dieser eine Mensch, der so oft ange-

nommen sein will ohne richtenden Blick. Er ist präsent mit einer hohen Sensibilität, ob die Gastfreundschaft echt ist und die Begegnungen freilassend und ob Versprechen eingehalten werden.

Nichts zu müssen, auch nichts sein zu müssen, kann eine empfindliche Herausforderung sein als Gast. Wer Mut dazu hat, spürt Befreiung, die einen Hauch von dieser einen christlichen Wirklichkeit der Erlösung erfahrbar macht. Der Gast ist frei, aus dem zur Verfügunggestellten auszuwählen und sich dann für das Eine im Jetzt des Tages zu entscheiden. Dann auch, wenn der Inhalt auf der „Packung“ deutlich angegeben ist: Gott. Und ich.

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Kirche ist da. Von den Gästen wird wohl eher erst einmal eine Atmosphäre wahrgenommen, die etwas von dem Geheimnis atmet, dass Himmel und Erde zusammengehören, das Ewige und die Zeit, das Entgrenzende und der heute gelebte Alltag. Kirche ereignet sich anfanghaft in den Räumen, die Begegnung ermöglichen mit anderen Gästen, mit Mitarbeitenden, mit uns Schwestern. Mit sich selbst und mit GOTT. Im Gespräch und auch im Schweigen. Solche Räume sind auch das Wasser, die Berührung während der Therapien, der Park mit seiner Klagemauer und dem

Labyrinth, das Café, die Terrasse. Das Kreuz. Das Weihwasser. Die Musik während eines Morgenimpulses in der Kapelle, die oft so ganz anders ist als das bekannte christliche Liedgut. Solche Räume sind auch Worte, die ein Versuch bleiben, konkrete Lebenssituationen einzuholen und sie gleichzeitig in einem Offenstand zu halten, in dem das Geheimnis GOTTES nicht zugetextet wird. Das bedeutet still werden und schweigen, beten zu diesem Jemand, zu diesem DU jenseits aller Worte.

Wir lernen: Bei aller Planung, Konzeptionierung und Profilierung braucht es den Mut zur Improvisation, den Mut zum Wagnis, sich auf Neues einzulassen. Wir brauchen die Bewegung des Aufbruchs, um uns nicht allein festzumachen an dem, was uns vertraut, was gewohnt ist und was gar erfolgversprechend scheint, sondern als Hausgemeinschaft, als Dienstgemeinschaft sind wir auf den Weg geschickt, hörend und reflektierend, was uns durch die Rückmeldungen der Gäste zurückgebracht und auch erfahrbar gemacht wird, was nottut: „Zeichen der Zeit“? Ja.

Auch wir Schwestern bleiben Gottsucherinnen – dieses Nach-IHM-Ausschauhalten ist eine zentrale Bewegung unserer Identität, und die Aufgabe bleibt, den Gründungsauftrag unserer Gemeinschaft zu heutigen. Immer wieder. „Das Morgen gehört uns nicht“ (Charles de Foucauld). Wir haben das Kostbarste unsere Glaubens freizulegen, zu leben und so weiterzugeben: Christus selbst. Nicht zuletzt auch mit und

für unsere Mitarbeitenden, die unserem Haus das Leben ermöglichen.

Wir haben eine Achtsamkeit zu leben, die einerseits unsere christliche, katholische Identität nicht verstellt, die uns andererseits offen hält für das je eigene Geführtwerden der Menschen, die bei uns ein- und ausgehen: im Jahr rund 6500 Gäste mit mehr als 26000 Übernachtungen (2016).

Kann es sein, dass Kirche und Ordensleben sich heute ähnliche Fragen stellen? Bei allen Konzepten und Strategien: Was heißt gemeinsam Kirche sein? Was heißt es wirklich auch in einer Gemeinschaft, gemeinsam zu leben?

Herr, erwecke deine Kirche und fange bei mir an.

Herr, baue deine Gemeinde auf und fange bei mir an.

Herr, bringe deine Liebe und Wahrheit zu allen Menschen und fange bei mir an.

.....

- 1 „Gemeinsam Kirche sein“. Wort der deutschen Bischöfe zur Erneuerung der Pastoral, Bonn 2015.
- 2 Saarbrücker Zeitung, 10. Juli 2017 online (<https://www.saarbruecker-zeitung.de/kultur/sz-kultur/der-kopfwanderer-hat-seine-letzte-reise-angetreten>).
- 3 „Gemeinsam Kirche sein“, 55.
- 4 aus Hochgebete für besondere Anliegen: Die Kirche auf dem Weg zur Einheit.
- 5 „Gemeinsam Kirche sein“, 30.
- 6 ebd., 28.
- 7 ebd., 35.
- 8 ebd., 35.

## Rebekka Deiminger

Sr. M. Rebekka Deiminger gehört seit 1978 den Armen Franziskanerinnen von der Heiligen Familie zu Mallersdorf an. Sie studierte Sonderpädagogik in München. Seit 1996 ist sie in Mallersdorf/Niederbayern als Dozentin für Heilpädagogik und Religionspädagogik an der ordenseigenen Fachakademie für Sozialpädagogik und in der geistlichen Begleitung von Ordensfrauen tätig. Seit zehn Jahren ist sie Teil des Generalrats der Schwesterngemeinschaft.



Rebekka Deiminger

## Wie sich unsere Ordensgemeinschaft aktuell in Kirche und Gesellschaft einbringen kann

Zwischenbericht über einen unfertigen Umdenkprozess

### Was soll aus uns werden?

Seit Jahren beschäftigt uns in den Generalratssitzungen in irgendeiner Weise das „Nicht-Mehr“ und das „Noch-Nicht“, das wir in unserer Ordensgemeinschaft spüren. Seit Jahren treibt uns explizit oder indirekt die Frage um, wie wir uns aktuell in Kirche und Gesellschaft einbringen sollen und können. Bereits 2014 waren wir entschieden, dass wir diese drängende Frage auf breiter Ebene in unserer Ordensgemeinschaft thematisieren wollen. Das „Schreiben des Papstes an die Ordensleute“ vom November desselben Jahres

bestärkte uns in diesem Vorhaben. Entsprechend wählten wir als Ausgangspunkt für die Beratungen die drei bekannten Schwerpunkte, die Papst Franziskus uns Ordensleuten zum Jahr des geweihten Lebens ans Herz legte:

- dankbar auf die Vergangenheit schauen
- die Gegenwart mit Leidenschaft leben
- die Zukunft voll Hoffnung ergreifen.

Im Jahr 2015 reflektierten wir diese Schwerpunkte an Hand konkreter, auf unsere Situation abgestimmter Impulse zunächst mit den Gebietsoberinnen unserer Gemeinschaft und dann mit den

Konventoberinnen, bevor wir 2016 den Arbeitsprozess mit allen nach 1950 geborenen Schwestern weiterführten. Die klare Sichtung unserer derzeitigen Gegebenheiten bildete dafür die Basis.

### **Wer sind wir?**

Wir sind eine 1855 gegründete, franziskanische und caritativ tätige Ordensgemeinschaft mit rund 630 Schwestern in Bayern und in Rheinland-Pfalz. In Rumänien wirken knapp 30 unserer „Ferencses Növérék“ und in Südafrika 40 unserer Mitschwestern als „Nardini Sisters“. Während in Deutschland drei Viertel der Schwestern über 70 Jahre alt sind, ist der Altersdurchschnitt in Rumänien und Südafrika erfreulich jung. Unsere Gemeinschaft lebt in insgesamt 38 Konventen sowie in einem ordenseigenen Haus mit 120 Pflegeplätzen für betagte Mitschwestern.

Die folgenden Angaben beziehen sich ausschließlich auf unsere Situation in Deutschland. Zwar finden auch bei unseren Schwestern in Rumänien und Südafrika entsprechende Reflexionsprozesse statt, auf sie einzugehen ist jedoch aufgrund der teilweise deutlich anderen Ausgangslagen und Bedingungen im Rahmen dieses Zwischenberichts nicht möglich.

### **Aus welcher Tradition kommen wir?**

Im Sichten unserer Tradition wurde uns der zweiteilige Auftrag unserer Gemeinschaft neu bewusst. Unser seliger Gründer, der Priester Dr. Paul Josef Nardini, war ergriffen davon, dass Jesus als Sohn Gottes in eine menschliche Familie hineingeboren worden war.<sup>1</sup>

Deshalb und angerührt von der Not seiner Zeit wollte er durch unsere Gemeinschaft „das Leben der heiligen Familie dargestellt wissen“. Er wollte, dass wir „beitragen zur Erneuerung des Familienlebens“, indem wir „den Armen das Evangelium verkünden aus der Kraft eines in Liebe tätigen und aus Liebe sich hinopfernden Glaubens“.<sup>2</sup> Während wir alle auf die Frage nach unserem Auftrag spontan mit dem so vertrauten zweiten Satz antworten, entdeckten wir durchaus etwas beschämt, dass wir den ersten Teilauftrag aus dem Blick verloren hatten. Es ist uns wichtig, ihm zukünftig wieder viel mehr Aufmerksamkeit zu schenken.

Paul Josef Nardini wollte, dass wir Franziskanerinnen sind. Er war fasziniert von der einfachen, direkten Bezogenheit des heiligen Franziskus auf Gott und das Evangelium Jesu Christi, das er ebenso wie seine Ordensregel „sine glossae“, also ohne Deuteleien, verstanden haben wollte.<sup>3</sup> Beeindruckt von der Bedürfnislosigkeit Franz von Assisis, wollte Nardini uns in eben dieser unspektakulären und doch radikalen Weise Gott und den Menschen nahe wissen. Auch wenn uns diese einfache Art zu glauben und zu leben bei manchen Menschen immer wieder eine gewisse Geringschätzung einbrachte und einbringt, möchten wir uns bewusst auch weiterhin als „mindere“ Schwestern diesem franziskanischen Ideal annähern. Mit einer schlichten Spiritualität und einem bescheidenen Lebensstil fühlen wir uns besonders mit den einfachen Menschen auf einer Stufe.

Mehr als 100 Jahre lang war das Sein und Tun unserer Schwestern geprägt von den caritativen Arbeitsbereichen der Erziehung sowie der Kranken-, Fa-

milien- und Altenpflege. Sie entwickelten sich zu unseren traditionellen beruflichen Schwerpunkten. Staunend wurde uns im gemeinsamen Hinschauen die große Vielfalt dieser Tätigkeiten bewusst. Dabei ging uns aber auch auf, mit welcher Klugheit in den ersten Jahrzehnten die Niederlassungen konzipiert waren: häufig bildeten eine Schwester als Erzieherin im Kindergarten, eine in der ambulanten Pflege tätige Schwester, eine so genannte Handarbeitsschwester in einer Nähsschule sowie eine Küchenschwester, die meist auch für die betreuten Kinder kochte, einen Konvent. Dies garantierte einerseits einen dynamischen, interessanten Konvent, andererseits aber auch eine umsichtige Verortung und die Nähe zu den Mitmenschen in den zentralen Lebensbereichen und -phasen. Im Vergleich zu den sich später entwickelnden großen und von der Tätigkeit her manchmal einseitigen Niederlassungen, erkannten wir die ursprünglichen, kleinen Konvente für uns als geeigneteres Zukunftsmodell.

In unserer Lebensweise als caritative Gemeinschaft hatte die Arbeit immer einen hohen Stellenwert. Bis heute – so ergab es unser gemeinschaftliches Nachdenken – erfahren wir unser Arbeiten genauso wie unser Beten als Ausdruck unserer Gottesbeziehung. Wir möchten die Vorgabe des hl. Franziskus in unserer Ordensregel weiterhin ernst nehmen: „Die Brüder und Schwestern, denen der Herr die Gnade gegeben hat, zu dienen und zu arbeiten, sollen wie Arme mit Treue und Hingabe arbeiten, und zwar so, dass sie (...) den Geist des heiligen Gebetes und der Hingabe nicht auslöschen.“<sup>4</sup> Im Alltag erleben wir, wie uns unsere Tätigkeiten mit den „kleinen

Leuten“ verbinden und wie sie ein Zeugnis unserer Nächstenliebe sein können. Auch deswegen sehen wir die Arbeit wie Franziskus als eine Gnade Gottes an, die wir in unserem Leben sichtbar machen wollen.

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

## Wie verstehen wir uns heute?

Unser gemeinsames Nach- und Umdenken führte uns zu wesentlichen Gesichtspunkten, in denen wir bei all unserer Verschiedenheit tragfähige Übereinstimmungen wieder und neu entdeckten:

Motivation und Ziel unseres Lebens als „Mallersdorfer Schwestern“ – wie wir landläufig genannt werden – ist Jesus Christus. Von seinem Leben, Sterben und Auferstehen lassen wir uns prägen und ausrichten. Von seiner Liebe fühlen wir uns beschenkt und gesandt, Jesus Christus den Menschen unserer Zeit erfahrbar zu machen. Wir, die Armen Franziskanerinnen von der Heiligen Familie zu Mallersdorf, verstehen uns ausdrücklich als Ordensgemeinschaft einfacher Frauen. Dabei sind wir durchaus eine Gemeinschaft sehr unterschiedlicher Frauen. Dass die Integration in unserer Ordensfamilie großenteils gelingt, führen wir auf Gott als unsere verbindende Mitte und auf unser einfaches, sehr regelmäßiges, gemeinschaftliches Gebetsleben zurück.

Wir sind eine Gemeinschaft, in der wir es miteinander aushalten. Den Frieden zu suchen war Franziskus ein zentrales Anliegen für seine Brüder und Schwestern. Entsprechend ist es uns wichtig, dass wir nicht – wie heute gesellschaftlich vielfach üblich – getrennte Wege gehen, wenn unser Miteinander schwierig wird. In einer selbstverständlichen, nüchternen und verantwortlichen Weise stehen wir zueinander, auch dann, wenn wir aneinander leiden. Wir sehen darin positiv eine Zumutung Gottes an uns. Wie Franziskus (in seinem Testament) die Anfänge seines Ordens mit der Aussage „Der Herr gab mir Brüder“ einzig auf Gott zurückführte, so versuchen wir, unsere Mitschwestern als Gabe oder Aufgabe Gottes anzunehmen.<sup>5</sup> Für uns ist Glaube, bei aller Intimität der persönlichen Gottesbeziehung, ein elementares soziales Geschehen: Als Glaubende brauchen wir Mitgläubende, unser Glaube drückt sich aus im Miteinander-Leben. Wir erfahren dies hautnah in unserem täglichen Bemühen um das franziskanische Ideal der Geschwisterlichkeit. Da viele von uns aus Familien mit mehreren Kindern stammen, neigen wir nicht dazu, dieses Ideal emotional zu überstrapazieren. Geschwisterlich miteinander umgehen – das wissen wir aus der Erfahrung in unseren Herkunftsfamilien – bedeutet vor allem Aufrichtigkeit, direkt und unverstellt die Stärken und Schwächen der anderen zu kennen und sie bei Notwendigkeit auch zu benennen; es bedeutet gleichzeitig, sich zu respektieren, einander selbstverständlich zu helfen, füreinander einzustehen und ohne viel Aufhebens zusammenzuhalten. Auf der Spurensuche nach unserer Identität konnten wir das als eine der Stärken unserer Gemeinschaft ausmachen.

In den letzten Jahrzehnten der Geschichte unserer Ordensgemeinschaft gingen uns u.a. aus Gründen gesellschaftlicher Umstrukturierungen und der Überalterung unserer Gemeinschaft in Deutschland unsere traditionellen caritativen Tätigkeitsbereiche in der vorher sozusagen flächendeckenden Weise verloren. Hier spüren wir nach wie vor eine gewisse Ratlosigkeit und Verunsicherung. Doch fühlen wir uns weiterhin unserem Gründer verpflichtet, der wollte, dass wir „beitragen zur Erneuerung des Familienlebens“. Deswegen bleibt es unser Ziel, in vielfältiger, oft unscheinbarer Weise Familien im Geiste des Evangeliums beizustehen. Auch heute möchten wir das umsetzen, was seit 1855 Schwerpunkt unserer Gemeinschaft geworden ist: zu helfen und Leid zu lindern. Als Franziskanerinnen wissen wir uns dabei besonders den einfachen Menschen nahe.

### **Wie können wir uns aktuell in Kirche und Gesellschaft einbringen?**

Für unseren gemeinsamen Nach- und Umdenkprozess hatten wir zur Veranschaulichung ein Bild gewählt. Es zeigt einen Baum mit einem kräftigen Stamm und festen Wurzeln im Boden. Der Baum verfügt über eine große, weit verzweigte Krone, die aber welkt bzw. zum Teil bereits abgestorben ist. Aus einem dicken Ast wächst jedoch ein kleiner, frischer Trieb. Viele Fragen stiegen dazu im Blick auf unsere Ordensgemeinschaft in uns auf: Wie schwer mag es der sterbenden Krone ums Herz sein? Erhält sie die ihr gebührende Wertschätzung? Hat der grüne Zweig eine echte Lebensperspektive? Nimmt ihm

die riesige welkende Krone das Licht? Erdrückt ihn das Gewicht der Krone? Soll man den frischen Trieb abschneiden und neu einpflanzen? ... Im Miteinander des Antworten-Suchens wurde uns bewusst, dass wir der Krone das Recht geben, dass sie welken und sterben darf und dass wir sie dabei begleiten möchten. Gleichzeitig braucht der grünende Zweig einen stärkenden, aufmerksamen Blick, ein zugesprochenes Lebensrecht und das Einverständnis der alt gewordenen Krone, dass er sich in seiner Weise ausrichten und entwickeln darf. Noch sind die Details dieser Entwicklung nicht genau abzusehen. Dennoch kristallisierten sich in unseren Beratungen Schwerpunkte heraus:

Als Arme Franziskanerinnen von der Heiligen Familie wollen wir unseren Gründungsauftrag zeitgemäß weiterführen. Das bedeutet, dass wir uns mit unserem „grünenden Zweig“ verstärkt in wohl eher kurzfristige und punktuelle Projekte und Aufgaben in Kirche und Gesellschaft einbringen wollen. So konnten wir inzwischen z.B. ein Haus mit zwölf Plätzen für traumatisierte Flüchtlingsfrauen schaffen, für die wir die Alltagsbegleitung, die psychologische Betreuung und den Sprachunterricht sicher stellen. Insgesamt werden unsere Dienste weiterhin oft unscheinbar bleiben. Doch möchten wir unseren Blick dafür schärfen, wie einzelne von uns vor Ort Familien in ihren unterschiedlichen Nöten beistehen können. Wir wollen uns offen halten für (teilweise auch ehrenamtliche) Tätigkeiten, die aus der jetzigen Lebenswirklichkeit auf uns zukommen, ohne dass wir unbedingt selber die Ideengeber sein müssen. Gleichzeitig wurden wir jedoch auch initiativ und haben beispielsweise

damit begonnen, Familienwochenenden sowie so genannte Glaubenstage anzubieten, um Familien im christlichen Glauben und in ihrem Miteinander zu stärken.

Mit der Neubewertung eines Teils unseres Gründungsauftrags, nämlich „das Leben der heiligen Familie darzustellen“, tut sich uns ein langfristiges geistliches Übungsfeld in den einzelnen Konventen auf. Dazu wollen wir unsere schlichte franziskanische Spiritualität aufmerksam pflegen und vertiefen. Eine ermutigende Erfahrung in diesem Bereich motiviert uns, diesen Schwerpunkt fest im Blick zu behalten: Wir konnten ein großes Schwesternhaus abgeben, um in Oberbayern eine dringend benötigte Gemeinschaftsunterkunft für Asylbewerber zu ermöglichen. Dies gelang, weil die betroffenen, großenteils alten Mitschwester sich sensibel und verantwortlich in die Entscheidungsfindung einbrachten. Im gemeinsamen Abwägen und Beten wuchs in ihnen die Bereitschaft, auf die lieb gewordene Umgebung zu verzichten und von sich selber abzusehen zugunsten von bedürftigeren Menschen. Für diese Menschen auf der Flucht konnte so ein neues Zuhause geschaffen werden, in dem familiäre und verwandtschaftliche Bindungen erhalten werden konnten.

Auch bleibt uns die umsichtige und liebevolle Begleitung unserer alten Mitschwester ein großes „Familien-Anliegen“. Wir versuchen dabei, dem gesellschaftlichen Trend zu widerstehen, alte Menschen an den Rand zu drängen. Unsere betagten Schwestern gehören als kostbarer Schatz in unserer Gemeinschaft wesentlich dazu, denn sie bilden unser „Gebets-Kraftwerk“. Längst

sind wir in der Versorgung unserer kranken und alten Schwestern auf angestellte Pflegekräfte angewiesen. Es ist uns aber wichtig, dass immer auch Schwestern unserer Gemeinschaft ihre Kraft einsetzen, um hilfebedürftigen Mitschwestern den oft beschwerlichen Lebensabend zu erleichtern.

Wir wollen uns außerdem zukünftig auf weniger Einsatzorte konzentrieren. Dabei beabsichtigen wir, die Konvente in einigen Häusern, die unserer Ordensgemeinschaft selber gehören, zu stärken. Das bedeutet auch, dass andere Niederlassungen geschlossen werden müssen. Wenn möglich, wollen wir bei unseren Einsatzorten darauf achten, dass wir sowohl in der Stadt als auch auf dem Land tätig bleiben.

### Wie blicken wir in die Zukunft?

„Gemeinsam Kirche sein“ bedeutet für unsere Schwesterngemeinschaft, dass wir – unserer gemeinschaftlichen Berufung gemäß – in der Kirche Gott und den Menschen in franziskanisch einfacher Weise dienen möchten. Nach den Erfahrungen im bisher dreijährigen gemeinschaftlichen Arbeitsprozess sehen wir dieser Dienst-Suche mit mehr Zuversicht als zu Beginn entgegen. Denn die Beratungen mit unseren Gebietsoberinnen, mit unseren Konventoberinnen und schließlich mit allen nach 1950 geborenen Schwestern verliefen in ehrlichem, konstruktivem und verantwortlichem Mitdenken der jeweiligen Arbeitsgruppe. Dabei ergaben sich auf

allen Ebenen erstaunliche inhaltliche Übereinstimmungen.

Gut beraten wissen wir uns auf der jetzigen Wegstrecke auch von unserem Gründer Paul Josef Nardini, der schrieb: *„Unser Blick (...) in die Zukunft ist kein einfacher, sondern ein vielfacher. Unser Blick in die Zukunft (...) ist ein Blick auf die uns noch gegebene Lebenszeit, er soll auch ein Blick sein hinüber in die Ewigkeit.“*<sup>6</sup> Möge uns dieser vielfache Blick immer mehr gelingen im nüchternen Wissen um die Begrenztheit unserer Zeit und unserer Sichtweite. Und mögen wir mit dem Blick auf die Ewigkeit einmal in Anlehnung an Franziskus ruhigen Herzens sagen können: „Wir haben das Unsere getan; was ihr tun sollt, wird euch Christus lehren“.<sup>7</sup>

.....

- 1 vgl. Bauer, M. R.: Paul Josef Nardini. Ein Leben für Benachteiligte. München 2006. 75.
- 2 Satzungen der Armen Franziskanerinnen von der Heiligen Familie zu Mallersdorf. 2010.
- 3 vgl. Hardick, L., Grau, E. (Hrsg.): Die Schriften des heiligen Franziskus von Assisi. Franziskanische Quellenschriften Band 1. Testament. Werl 1981.145.
- 4 Franziskanische Ordensregel in: Regel und Satzungen der Armen Franziskanerinnen von der Heiligen Familie zu Mallersdorf. 2010. Kap.5 Zif. 18
- 5 vgl. Hardick, Grau, a.a.O. 143.
- 6 Bauer, M.R. (Hrsg.): Paul Josef Nardini. Nichts vermag ich aus eigener Kraft. München 1995. 61, 62.
- 7 vgl. Berg, D., Lehmann, L. (Hrsg.): Franziskus-Quellen. Band 1. Kevelaer 2009. 415.

**Elisabeth Peeters OCD**

Sr. Elisabeth Peeters OCD, geb. 1954, ist seit 1978 Teresianische (Unbeschuhete) Karmelitin und lebt im Karmel Kirchzarten. Zusammen mit P. Ulrich Dobhan OCD ist sie Übersetzerin der Werke Teresas von Ávila und Johannes' vom Kreuz.



Elisabeth Peeters OCD

## Wo ist der kirchliche Ort einer kontemplativen Gemeinschaft?

Es ist schon einige Jahre her: Eine Gruppe junger Erwachsener saß mir in unserem klösterlichen Sprechzimmer gegenüber. Junge Männer und Frauen, katholisch, gebildet, alle im Beruf, einige auch ehrenamtlich tätig. Sie wollten von mir wissen, was wir als kontemplative Ordensgemeinschaft „tun“. Das Gespräch gestaltete sich schwierig. Mehrere machten keinen Hehl daraus, dass sie mit einer christlichen Gemeinschaft, die weder im sozialen Bereich noch in der Erziehung oder Pastoral aktiv ist, nichts anfangen konnten. Ein Herr fragte hartnäckig nach unserem „politischen Engagement“. Ich bemühte mich – in dem Fall eher vergeblich –, das Gespräch von der Ebene des „Tuns“, des gewiss wichtigen äußeren Engagements in Kir-

che und Gesellschaft, auf die des „Seins“ zu lenken. Denn wir verorten uns nicht primär im Tun, sondern im Sein, im Dasein vor Gott mit unseren Brüdern und Schwestern und für sie. Das Missverständnis kann uns durchaus auch bei dem oder der einen oder anderen Hauptamtlichen unserer Kirche begegnen: Schwestern, die weder Kindergärtnerin, noch Krankenschwester, noch Pastoralreferentin sind? Ja, was ist denn überhaupt eure Aufgabe?

### Ein Ort der Gottsuche

Unsere Hauptaufgabe ist es, inmitten der Kirche und der heutigen Welt eine kontemplative Präsenz zu sein: ein Ort der Gottsuche in der Stille und im Ge-

bet. Wie viele Generationen von Karmelitinnen vor uns glauben wir, dass unsere zerschundene und zerrissene Welt und unsere unter vielfältigen Nöten leidende Kirche solche Orte brauchen. Ja, wir glauben, dass Kirche und Welt von solchen Orten leben. Selbstverständlich nicht anstelle des tätigen Einsatzes, sondern als Kraftquelle für das praktische Engagement. Gott leistet sich Menschen und Orte, deren erste und wichtigste Aufgabe es ist, eine Tür zu ihm hin offen zu halten: „Jemand muss zuhause sein, Herr, wenn du kommst ... Jemand muss nach dir Ausschau halten Tag und Nacht.“ (Silja Walter OSB)

In seiner 2016 erschienenen Apostolischen Konstitution über das Leben der kontemplativen Frauen in der Kirche *Vultum Dei Quaerere* legt uns auch Papst Franziskus nahe: „Seid Leuchter – für die Nahen und vor allem für die Fernen! Seid Fackeln, die den Weg der Menschen in der dunklen Nacht der Zeit begleiten! Seid Wächterinnen am Morgen (vgl. Jes 21,11-12), die den Aufgang der Sonne (vgl. Lk 1,78) ankündigen!“ (VDQ 6). Ein sehr hoher Anspruch, dem wir wohl nie ganz gerecht werden. Aber wir bemühen uns, auf dem Weg zu bleiben: auf dem Weg, der Jesus Christus selbst ist. Unsere Gründerin Teresa von Ávila ermuntert uns, an ganz erster Stelle immer wieder bei ihm zu verweilen wie „bei einem Freund, mit dem wir oft allein zusammenkommen, einfach um bei ihm zu sein, weil wir sicher wissen, dass er uns liebt“ (Leben 8,5). Sie ist überzeugt, dass es „in diesen Zeiten starker Freude Gottes bedarf“ (Leben 15,5). Das galt gewiss für ihre Zeit, das Jahrhundert der großen Entdeckungen mit der mas-

senhaften Versklavung der Urbevölkerung (um die sie wusste), während gleichzeitig Europa von den Wirren der Reformation und der politisch bedingten Religionskriege erschüttert wurde. Es gilt nicht weniger für unsere Zeit, in der weltweit Gewalt und Terror, Flucht und Vertreibung, neue Formen der Versklavung, Populismus und Extremismus an der Tagesordnung sind. Und in der, anders als im 16. Jahrhundert, zumindest in unseren Breiten viele Menschen keinen Zugang zu Gott mehr haben.

Alles Weitere ergibt sich für uns aus dieser Mitte der lebendigen Christusfreundschaft.

### **Ein Ort, wo Gemeinschaft erfahrbar wird**

Wir gehen diesen Weg nicht nur als Einzelne, sondern bewusst in Gemeinschaft und als Gemeinschaft. Im Wissen um unsere Grenzen und Defizite, aber immer wieder ermutigt und inspiriert vom Evangelium und vom Auftrag, den uns Teresa gibt: „Hier haben alle einander Freundinnen zu sein, alle einander zu lieben, alle sich zu mögen und alle sich zu helfen“ (Weg der Vollkommenheit CV 4,7). So sollen uns Außenstehende wahrnehmen und dadurch Ermutigung auf ihrem eigenen Weg erfahren, meint auch Papst Franziskus: „Vergesst nie, ... dass die Männer und Frauen unserer Zeit sich von euch ein Zeugnis echter geschwisterlicher Liebe erwarten..., ein Zeichen, dass Leben in Gemeinschaft möglich und erfüllend ist“ (VDQ 26).

Er weiß, dass das Zusammenleben in der Zurückgezogenheit der Klausur, wie es für unsere Gemeinschaften charakteristisch ist, anspruchsvoll ist, weil es

„ein ständiges Miteinander auf engstem Raum verlangt“. Aber gerade deswegen gilt: „Ihr könnt dem Volk Gottes und der Menschheit, die von so vielen Trennungen gekennzeichnet und manchmal zerrissen ist, ein Beispiel und eine Hilfe sein, selbst da beim Bruder oder bei der Schwester zu bleiben, wenn es Unterschiede gibt, die beigelegt werden müssen, Spannungen und Konflikte, mit denen man umgehen muss, und Schwächen, die angenommen werden müssen“ (VDQ 35). Wir sind keine ideale Gemeinschaft. Wie alle Menschen leiden wir an uns selbst und aneinander. Aber wir dürfen auch immer wieder die lebenspendende Kraft der Versöhnung und das Wachstumspotential stetig eingeübter Gemeinschaft erfahren. Gerade in einer Zeit, in der das Zerschneiden vieler Beziehungen zu Bindungsangst führt und es vielen realistischer erscheint, eine lebenslange Bindung erst gar nicht einzugehen, kann gelingende, auf Dauer angelegte Lebensgemeinschaft ein starkes Zeugnis für die Hoffnung sein, die uns Christen trägt.

### Ein Ort, wo Menschen ihre Sorgen hintragen können

Kontemplation ist grundsätzlich zweckfrei. Ihre Daseinsberechtigung ist Gott selbst. Gerade deshalb aber ist es Teresa sehr wichtig, dass das kontemplative Leben ihrer Schwestern nicht zum Rückzug in eine spirituelle Kuschelecke oder zum Kreisen um das eigene kleine Ich verkommt. Äußerlich auf sehr begrenztem Raum lebend, sollen sie innerlich einen weltumspannenden Horizont haben: „Dazu hat der Herr euch hier zusammengeführt; das ist eure Berufung, das haben eure Geschäfte zu

sein! ... Die Welt steht in Flammen! Nein, meine Schwestern, nein, dies ist nicht die Zeit, um mit Gott über Geschäfte von wenig Bedeutung zu verhandeln!“ (Weg der Vollkommenheit 1,5). Sie selbst bekennt in einem Brief, nachdem ein Missionar und wohl auch ihr Bruder sie über die Zustände in der Neuen Welt aufgeklärt hatten: „Diese Indios kosten mich viel!“

Auch Papst Franziskus bittet uns, nicht zu vergessen, „*dass das Leben in Gebet und Kontemplation nicht gelebt werden darf wie ein Rückzug in euch selbst: Es muss das Herz weiten, damit es die ganze Menschheit umfasst, besonders die Leidenden ... Lebt die ‚Spiritualität der Gastfreundschaft‘, indem ihr alle Anliegen des Menschen, der nach dem Bild Gottes und ihm ähnlich erschaffen ist (vgl. Gen 1,26), euch zu Herzen nehmt und in euer Gebet hineinnehmt.*“ (VDQ 16.36)

Von daher wird es kaum überraschen, dass unsere Klöster von jeher Orte gewesen sind, wo Menschen ihre Nöte und Sorgen „abladen“ konnten, ein offenes Ohr und Unterstützung im Gebet fanden. Auch heute sind es nach wie vor viele, die an unserer Klosterpforte läuten, bei uns anrufen oder eine Email schicken. Sie wissen genau, dass sie von uns im Normalfall keine praktische Hilfe erwarten können. Dafür gibt es andere Stellen. Was sie sich von uns erhoffen, ist ein hörendes Herz und die Bereitschaft, ihre Anliegen im Gebet mitzutragen.

### Ein Ort, wo sich Menschen dem Gebet anschließen können

Neu hinzugekommen in den letzten Jahrzehnten ist ein weiterer Aspekt:

Wir möchten nicht nur für unsere Mitmenschen beten, sondern ihnen auch die Möglichkeit anbieten, mit uns zu beten. Wer das wünscht, soll an unseren Gebetszeiten teilzunehmen können. Nicht umsonst hat das Zweite Vatikanum zur Wiederentdeckung der Schätze des kirchlichen Stundengebets im Volk Gottes aufgefordert. Das gelingt erfahrungsgemäß leichter, wenn schon eine Gemeinschaft da ist, der man sich nur anschließen braucht. Und sie kommen: Priester und Laien, Männer und Frauen, viele mit Beruf und Familie. Mal nur für eine Vesper, mal für ein paar Tage. Es sind keine großen Scharen, und doch: Viele, die den Ort für sich entdeckt haben, kommen immer wieder. Eine Gemeinschaft, die immer vor Ort ist, kann dieses bescheidene, aber von vielen dankbar aufgegriffene Angebot wesentlich leichter aufrecht erhalten als ein Gebetskreis, in dem jedes Mitglied seine eigenen beruflichen und familiären Aufgaben und Termine hat.

Als Karmelgemeinschaft haben wir darüber hinaus ein weiteres Angebot, das von vielen sehr geschätzt wird: Unser Spezifikum ist das stille, kontemplative Gebet, dem wir täglich zwei Stunden widmen, je eine im Anschluss an die Laudes (Morgengebet) und die Vesper (Abendgebet). Unserer Erfahrung nach wird heute gerade das kontemplative Gebet von vielen Menschen als großer Schatz neu entdeckt. Und auch da gilt: Es ist eine wichtige Unterstützung, wenn man sich einer betenden Gemeinschaft anschließen kann. Zu Teresas Zeiten war das wegen der strengen Klausurgesetze für Frauenklöster so nicht möglich. Aber die Tatsache, dass sie in ihren Büchern ausdrücklich auch

Laien tiefe Gebetserfahrung zutraut, legt nahe, dass sie diese Entwicklung begrüßt und sich über die neuen Möglichkeiten gefreut hätte.

Im Übrigen verwirklichen wir so auch etwas von der Vision, die Papst Franziskus vorschwebt: „Eure Gemeinschaften oder Schwesternschaften sollen echte Schulen der Kontemplation und des Gebets sein.“ (VDQ 36) Das gilt an erster Stelle für uns selbst. Aber es gibt gerade heutzutage auch außerhalb der Klöster viele Leute, die genau das bei uns suchen.

Diese sichtbare Gebetsgemeinschaft gilt natürlich erst recht für unsere eigene Seelsorgeeinheit. Ob tägliche Eucharistiefeier, Adventbesinnung der Frauen oder Gebetstreffen der Erstkommunioneltern: Immer wieder dürfen wir in unserer Kapelle bestimmten Zielgruppen Gastfreundschaft anbieten. Das ist für beide Seiten ein Gewinn: Sie erleben uns konkret als geistlichen Ort in der Seelsorgeeinheit. Und wir erfahren konkreter, was die Frauen und Männer von heute bewegt.

### **Ein Ort, wo sich Menschen in der Stille zurückziehen können**

Wenn gestresste Menschen zu uns kommen und nach einer Atempause im Gebet lechzen, wird uns neu bewusst, wie privilegiert wir sind, unseren Raum der Stille und unseren festen Gebetsrahmen zu haben. Es geht uns dann wie unserer Mitschwester Edith Stein (Teresia Benedicta vom Kreuz), die bereits 1934 – lange vor dem Zweiten Vatikanum! – einer Freundin schrieb: *„Ich empfinde diesen Frieden immer noch täglich als ein übergroßes Gnadengeschenk, das einem gar nicht für einen allein gegeben*

*sein kann. Und wenn jemand abgehetzt und zerschlagen zu uns kommt und dann etwas Ruhe und Trost mitnimmt, so macht mich das sehr glücklich.“* (Brief 302 an Adelgundis Jaegerschmid vom 11. Januar 1934)

Solche Überlegungen, zusammen mit Anfragen von außen, haben dazu geführt, dass wir unser Pfortenhaus zu einem kleinen Gästebereich umgestaltet haben. Eine Handvoll einfache, aber geschmackvoll eingerichtete Zimmer laden dazu ein, sich ein paar Tage in der Stille zurückziehen, um der Gegenwart Gottes im eigenen Leben nachzuspüren. Das Angebot entspricht offensichtlich einem Bedürfnis vieler Menschen. Kirchlich gebundener und auch solcher, die ihre religiöse Heimat noch nicht gefunden haben, aber nach dem Sinn ihres Lebens fragen. Viele kommen immer wieder. Für manche wird der Ort zu einer geistlichen Heimat, die ihnen hilft, ihren Alltag zu bestehen und ihn aus der Kraft des Evangeliums zu gestalten.

### **Ein Ort, wo Menschen Begleitung auf dem Weg erfahren können**

Es liegt in der Natur der Sache, dass manch einer, der immer wieder einmal mit uns betet oder sich an unserer Klosterpforte zurückzieht, das Gespräch mit einer Schwester sucht. Auch und gerade über ihren Gebetsweg und ihr geistliches Leben. Auch das hat im Karmel ältere Wurzeln als sich manch einer bewusst ist. Schon Teresa hat nicht nur Priester und Ordensleute, sondern nachweislich auch etliche Laien auf ihrem geistlichen Weg begleitet und ihnen geholfen, tiefer in die Christusfreundschaft hineinzuwachsen. Auf

informelle Weise haben zu allen Zeiten Karmelitinnen in ihren Sprechzimmern oder auch brieflich Menschen auf ihrem Gebetsweg begleitet und unterstützt. Berühmte Beispiele sind Therese von Lisieux, Elisabeth von der Dreifaltigkeit und Edith Stein.

### Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Kurse oder Seminare anzubieten sehen wir auch heute nicht als unsere Aufgabe an. Es gibt genügend geistliche Zentren mit einem reichhaltigen und variierten Kursangebot. Vor allem aber ist und bleibt unsere Hauptaufgabe das Beten selbst. Doch sind es auch heute nicht wenige, die spezifisch mit der Bitte um geistliche Begleitung an uns herantreten. Und heute wird uns sogar von höchster kirchlicher Stelle nahegelegt, im Rahmen unserer Möglichkeiten auf solche Bitten einzugehen: „Übt euch in der Kunst des Zuhörens, die mehr ist als das Hören.“ (VDQ 36) Die Apostolische Konstitution spricht vom „Austausch der verwandelnden Erfahrung des Wortes Gottes mit den Priestern, Diakonen, den anderen Gottgeweihten und den Laien“, der ein „Ausdruck echter kirchlicher Gemeinschaft“ sei (VDQ, Verfügungen 5 § 2). Das ist eine neue Sprache. Frühere kirchliche Dokumente sahen die Aufgabe der kontemplativen Frauengemeinschaften ausschließlich im Lob Gottes und im Fürbittgebet für

Kirche und Welt. Neu ist auch, dass jedes kontemplative Kloster ausdrücklich aufgefordert wird, sich über die konkrete Gestaltung seiner „Ausstrahlung ad extra“ Gedanken zu machen (a.a.O.).

Für uns im Karmel Kirchzarten gehört dazu seit längerem nicht nur die Einladung, an unseren Gebetszeiten teilzunehmen oder ein paar Tage bei uns zu Gast zu sein und unsere Stille zu teilen, sondern auch die Bereitschaft, uns in einem für uns verträglichen Umfang für die geistliche Begleitung einzelner Gottsucherinnen und Gottsucher zur Verfügung zu stellen. Dabei sind wir nicht nur Gebende, sondern immer wieder auch Beschenkte. Denn wer das Privileg hat, den Weg Gottes mit einem Menschen behutsam begleiten zu dürfen, lernt nicht nur das Geheimnis der menschlichen Seele, sondern vor allem auch Gott neu und tiefer kennen. So kommt diese Aufgabe nicht nur aus dem Gebet, sondern sie führt auch wieder ins Gebet zurück. Damit ist sie eine genuin kontemplative Aufgabe.

Sie ist zweifellos auch ein Dienst an der Ortskirche, denn dieser Dienst, der heute sehr gefragt ist, kann in den seltensten Fällen im Rahmen der Pfarrseelsorge geleistet werden. Er ist allerdings ein eigenes Charisma, das zwar in der Verlängerung der kontemplativen Berufung liegt, aber wie alle besonderen Charismen nicht jeder kontemplativen Schwester gegeben sein muss. Letztlich gilt: „Dient einander als gute Verwalter der Gnade Gottes, jede(r) mit der Gabe, die er/sie empfangen hat!“ (1 Petr 4, 10).

So wie die apostolisch tätigen Ordensgemeinschaften mit ihren unterschiedlichen Charismen eine große Bereiche-

rung für Kirche und Gesellschaft darstellen, so haben im großen Orchester der Charismen auch kontemplative Gemeinschaften wie der Karmel ihren je eigenen Platz und ihre unverwechselbare Stimme. Unser Beitrag wird immer ein leiser, unauffälliger sein. Aber er würde der Kirche fehlen, wenn es ihn nicht gäbe. Um Kirche leben zu können, braucht es Kontemplation: Das hat auf der Wiener Herbsttagung der Ordensleute Österreichs im November 2016 kein Geringerer als der für seinen lebensgefährlichen Einsatz für die Rechte der indigenen Völker im Amazonasgebiet bekannte Missionsbischof Erwin Kräutler betont: „Ohne kontemplative Dimension haben wir keine Chance.“

*Herr,  
und jemand muss dich aushalten,  
dich ertragen,  
ohne davonzulaufen.  
Deine Abwesenheit aushalten,  
ohne an deinem Kommen  
zu zweifeln.  
Dein Schweigen aushalten  
und trotzdem singen.  
Dein Leiden, deinen Tod aushalten  
und daraus leben.  
Das muss immer jemand tun  
mit allen andern  
und für sie...  
Das ist unser Dienst:  
Dich kommen sehen und singen.  
Weil du Gott bist.  
Weil du die großen Werke tust,  
die keiner wirkt als du.  
Und weil du herrlich bist  
und wunderbar wie keiner.*

(aus: Silja Walter, Gebet des Klosters am Rande der Stadt, Monastisches Werk Gesammelte Werke 2)

### Christiana Reemts OSB

Äbtissin Christiana Reemts OSB wurde 1957 in Hamburg geboren. 1980 trat sie in die Abtei Mariendonk ein, in der sie drei Jahre später ihre Profess ablegte. Nach einem Studium der Katholischen Theologie in Bonn promovierte sie 1996 in Alter Kirchengeschichte und Patristik. Im Kloster übernahm sie diverse Aufgaben, unter anderem die Küchenleitung, Gästearbeit und das Amt der Priorin. Seit 2005 ist Christiana Reemts Äbtissin der Abtei Mariendonk.



Christiana Reemts OSB

## Die Feier der Eucharistie und die Leitung der Kirche<sup>1</sup>

### 1. Eucharistie als Aktualisierung der Taufberufung

Wir Christen leben aus dem Ruf, der in der Taufe an uns ergangen ist. Dieser Ruf ist ein Ruf zur Heiligkeit, nicht zu einer moralischen Heiligkeit, die wir aus eigener Kraft verwirklichen könnten, sondern zu der von Gott geschenkten Heiligkeit der Kinder Gottes. Um es anders auszudrücken: Die Taufe beruft uns zum Leben in Christus und schenkt uns als Glieder an seinem Leib zugleich die Möglichkeit, uns mit den Gaben, die der Geist in uns wirkt, in diesen Leib einzubringen. Wir sind nicht nur passive Empfänger der Wohltaten Gottes, sondern durch seine größte Gabe, die Freiheit, berufen, mitzuwirken an der Erlö-

sung der Welt. Darin besteht unsere Würde und unser Auftrag.

Wir sind frei und das bedeutet auch, dass Gott immer wieder unser Ja erfragt. Wir sind zwar durch die Taufe ein für allemal in Christus hineingenommen, wir haben das unauslöschliche Merkmal empfangen, das die Taufe verleiht, aber wir müssen unsere Taufe auch ständig aktualisieren und unsere Verbindung mit Christus, die von ihm aus unverbrüchlich ist (vgl. Röm 11,29), unsererseits erneuern. Unser Ja wird, da wir zeitliche Wesen sind, in der Zeit gesprochen; wir können es nicht wie die Engel ein für allemal sagen, es ist ein Ja im Prozess, das erst im Tod „endgültig“ im wahrsten Sinne des Wortes wird. Ohne ständige Erneuerung wird unsere Ver-

bindung mit Christus auf Dauer „leblos“, ja sie stirbt ab. Das ist ein Prozess, der schleichend vor sich geht, den wir aber leider bei vielen Christen beobachten.

Die Verbindung mit Christus wird in der Eucharistie, im Hören und Annehmen seines Wortes und im Essen seines Leibes und Trinken seines Blutes, immer wieder erneuert. Christus ist das Lebensprinzip jedes Getauften; nur in Gemeinschaft mit ihm leben wir wirklich. Im Johannesevangelium sagt er uns: „Getrennt von mir könnt ihr nichts vollbringen“ (Joh 15,5). Dazu erklärt der heilige Augustinus, dass es mit Absicht heißt: „nichts“, denn auch wenn wir oft meinen, ohne Christus handeln zu können oder uns zumindest so verhalten, als könnten wir es, bleibt dieses harte und ganz ernst zu nehmende Wort bestehen, dass ohne ihn, d.h. ohne eine lebendige, aus der Eucharistie genährte Verbindung mit ihm, nichts in der Kirche (und letztlich auch nichts in der Welt) geschehen kann, was wirklich fruchtbar ist. Erst wenn unser Leben so in Christus einbezogen ist, so dass wir mit Paulus sagen können: „Nicht mehr ich lebe, sondern Christus lebt in mir“ (Gal 2,20), kann es Frucht bringen. Wer nicht an der Eucharistie teilnimmt, der gehört zwar durch die Taufe zum Leib Christi, er hat aber, da er sich nicht vom Fleisch und Blut Christi ernährt, keinen wirklichen Anteil am Lebensstrom der Kirche. Einem solchen Menschen fehlt bei aller möglicherweise vorhandenen weltlichen Einsicht die Fähigkeit, geistlich zu denken und zu handeln. Vielleicht ist es heute ein Problem unserer Kirche, dass es zu viele solcher Menschen in ihr gibt.

In diesem Zusammenhang scheint es mir wichtig, oft gehörte Texte aus Lu-

men Gentium neu zu hören und vielleicht etwas anders zu betonen. In *Lumen Gentium* heißt es, dass die Eucharistie „Quelle und Höhepunkt des ganzen christlichen Lebens“<sup>2</sup> ist. Meines Erachtens wird zu oft betont, dass sie Höhepunkt ist, und zu wenig, dass sie Quelle ist. „Höhepunkt“ evoziert das Bild eines Berges, den man gelegentlich der schönen Aussicht wegen besteigt, auf dem man aber nicht wohnt und der für das Alltagsleben mit seinen Entscheidungen keine große Rolle spielt. Wenn dagegen gesagt wird, dass die Eucharistie „Quelle des ganzen christlichen Lebens ist“, wird deutlich, dass es überhaupt kein christliches Leben gibt, das nicht aus der Eucharistie entspringt. Dabei geht es nicht darum, eine möglichst flächendeckende Versorgung mit Eucharistiefiern sicher zu stellen. Viel wichtiger ist die Frage, wie wir die Eucharistie so feiern können, dass ihr eigentlicher Charakter für die Kirche und in der Kirche wieder erfahrbar wird.

## 2. Sich selbst darbringen

In *Lumen Gentium* heißt es: „In der Teilnahme am eucharistischen Opfer, der Quelle und dem Höhepunkt des ganzen christlichen Lebens, bringen sie (die Gläubigen) das göttliche Opferlamm Gott dar und sich selbst mit ihm“<sup>3</sup> und in *Sacrosanctum Concilium* hören wir, dass die Gläubigen „sich selber darbringen lernen“ sollen.<sup>4</sup> Das ist eine große Forderung, denn die Aufgabe, die uns Christen, Priestern wie Laien damit gestellt ist, lautet: Priester sein (wir sollen darbringen) und zugleich Opfergabe sein (wir sollen uns darbringen). In diesem Tun dürfen wir Christus nachfolgen, von dem es in einer der Präfatio-

nen der Osterzeit heißt: „Er ist zugleich Priester, Altar und Opferlamm“. Auch wir, die wir mit ihm zusammen den „ganzen Christus“<sup>5</sup> bilden, sollen zugleich Priester, Altar und Opferlamm sein.

Insofern könnte man mit dem gleichen Recht wie von einem „gemeinsamen Priestertum aller Gläubigen“ von einem „gemeinsamen Altarsein aller Gläubigen“ oder einem „gemeinsamen Opfergabesein aller Gläubigen“ sprechen. Auf diesen letzten Gedanken möchte ich im Folgenden etwas eingehen, weil er mir sowohl für die Taufberufung aller Gläubigen und das sich von ihr herzuleitende gemeinsame Priestertum als auch für den Dienst der Leitung einige Impulse zu enthalten scheint. Meine These dabei lautet, dass christliches Leben genau darin besteht, sich in die Hingabe Christi, d.h. in sein Opfer einbeziehen zu lassen, und dass Leitung bedeutet, hier voranzugehen und zu helfen.

Doch was meint der Begriff Opfer oder Opfergabe im christlichen Verständnis? Sicher nicht wie in anderen Religionen eine Gabe, mit der Menschen versuchen, auf Gott einzuwirken, um etwas von ihm zu bekommen. Der heilige Augustinus definiert: „Ein wahres Opfer ist alles, wodurch bewirkt wird, dass wir in heiliger Gemeinschaft Gott anhängen.“<sup>6</sup> Beim Opfer geht es also um die Gemeinschaft zwischen Gott und Mensch, eine Gemeinschaft, die nicht von uns Menschen gemacht, ja noch nicht einmal gewollt werden kann, sondern die Gott aus freier Liebe schenkt. Er tut es, indem er sich selbst in Christus zur Gabe für uns macht.

Die Gemeinschaft zwischen Gott und Mensch wird ermöglicht durch die Hin-

gabe des Vaters, der seinen Sohn der Welt schenkt und durch die Hingabe des Sohnes, der nichts anderes kennt als den Willen des Vaters. In diese göttliche Hingabe darf die Kirche eintreten. Sie hat kein eigenes Opfer anzubieten, aber sie darf sich einbeziehen lassen in das Opfer Christi, in dem sie mit Gott verbunden wird und dadurch die große Aufgabe hat, auch andere - letztlich die ganze Welt - mit Gott zu verbinden. Nochmal: „Ein wahres Opfer ist alles, wodurch bewirkt wird, dass wir in heiliger Gemeinschaft Gott anhängen.“ Allerdings können wir Christen, anders als Christus, der sich ein für allemal geopfert hat (vgl. Hebr 7,27; 10,10), nur nach und nach zu einer Gabe werden, d.h. wir müssen in der Zeit erst werden, was wir in Christus bereits sind.

Wir beten daher im 3. Hochgebet: „Er mache uns auf immer zu einer Gabe, die dir wohlgefällt“ und im 4. Hochgebet: „Gib, dass alle, die Anteil erhalten an dem einen Brot und dem einen Kelch ... eine lebendige Opfergabe [werden] in Christus zum Lob deiner Herrlichkeit.“ Wichtig scheint mir auch hier, dass wir auf die Zeitdimension achten: Wir beten darum, etwas zu werden, wobei implizit gesagt ist, dass wir es noch nicht sind. Wir bitten darum, verwandelt zu werden: Von Menschen, die ihre eigenen Wege gehen, in Menschen, die in Christus leben und seinen Weg mitgehen.

Für die Feier der Eucharistie bedeutet das: Man bekommt in ihr nicht nur etwas, sondern man gibt auch etwas, nämlich sich selbst, und d.h. man hat in dem Maße an Christus Anteil, als man sich in seine Lebenshingabe einbeziehen lässt.<sup>7</sup> Wir geben in der Eucharistie keine Gabe, die außer uns selbst liegt,

sondern wir lassen uns in den Leib Christi aufnehmen. Damit gehören wir nicht mehr uns selbst, sondern Gott, wir sagen ja dazu, dass er über uns verfügen kann. Das ist leicht gesagt und einfach niedergeschrieben, aber im Alltag ist diese Lebenshingabe eine Lebensaufgabe. Wie oft wird das den Gläubigen verkündet? Ich fürchte nicht allzu oft.

### 3. Wandlung - Verwandlung

Papst Leo der Große schrieb im 5. Jh.: „Unsere Teilhabe an Christi Leib und Blut bewirkt nichts anderes, als dass wir in das verwandelt werden, was wir essen, und den beständig in unserem Geist und Leib tragen, mit dem wir gestorben, begraben und auferstanden sind.“<sup>8</sup> Dieser Gedanke ist keine Einzelmeinung eines Theologen der Alten Kirche, sondern findet sich häufig in den Gabengebeten und in den Gebeten nach der Kommunion. Einige Formulierungen aus diesen Gebeten möchte ich in einer eigenen, bewußt sehr wörtlichen Übersetzung zitieren:

Die Kirche bittet darum, dass in der Eucharistiefeyer „unsere Erlösung wirklich vollzogen wird.“<sup>9</sup> Wie soll das geschehen? Dadurch, dass „am ganzen Leib der Kirche vollzogen wird, was zuvor an ihrem Haupt geschehen ist“<sup>10</sup>, dass sie nämlich „zur ewigen Gabe gemacht wird“<sup>11</sup> und „eins gemacht in Christus in Freude Frucht bringen darf für das Heil der ganzen Welt.“<sup>12</sup> In der Eucharistie findet ein *sacrum commercium* - ein heiliger Austausch zwischen Gott und Mensch - statt, der darin besteht, „dass wir dir darbringen, was du geschenkt hast, und wir so dich selber empfangen dürfen.“<sup>13</sup> Wir bitten darum, dass „wir

als Glieder am Leib Christi in Wahrheit das sind, was wir im Sakrament empfangen haben.“<sup>14</sup> Dadurch „gehen wir immer mehr in das über, was wir empfangen.“<sup>15</sup> Ja, unsere Liturgie wagt sogar sehr kühn zu bitten: „Da du uns den Leib und das Blut deines Sohnes als Speise gibst, gewähre uns auch Anteil an seiner göttlichen Natur.“<sup>16</sup>

Eucharistie besteht nicht darin, dass wir mehr oder weniger staunend zusehen, wie jemand anders - Christus - eine wunderbare Verwandlung vollbringt, oder anders ausgedrückt: als Gläubige dabeizusein, wenn ein Priester mit „Zauberworten“ Brot und Wein in Leib und Blut Christi verwandelt, auch nicht darin als Priester selbst die Wandlung zu bewirken, sondern wir alle (Priester und Laien) sollen in der Eucharistie unsere eigene Wandlung zulassen. In der Eucharistie bringt sich die Kirche Gott dar und bittet darum, er möge sie annehmen und mit dem Leben seines Sohnes verbinden, ja man könnte pointiert sagen, dass der Leib Christi darum bittet, wirklich in den Leib Christi verwandelt zu werden. Augustinus erklärt: „Wenn du also verstehen willst, was der Leib Christi ist, dann höre auf den Apostel. Der sagt den Gläubigen: ‚Ihr aber seid Christi Leib und Glieder‘ (1 Kor 12,27). Wenn ihr selbst also Leib Christi und seine Glieder seid, dann liegt euer eigenes Geheimnis auf dem Altar: Ihr empfangt also euer eigenes Geheimnis. Auf das, was ihr seid, antwortet ihr ‚Amen‘! Und durch diese Antwort leistet ihr eine Unterschrift. Du hörst nämlich: ‚Leib Christi‘, und du antwortest: ‚Amen‘! Sei darum ein Glied des Leibes Christi, damit dein Amen wahr ist.“<sup>17</sup>

Diese Wandlung können wir nicht „machen“, weder mit moralischen Höchst-

leistungen noch mit religiösen Übungen, wir sind aber auch nicht rein passive Empfänger dessen, was Gott an uns wirkt, sondern er will, dass wir mitwirken, indem wir unsere eigene Verwandlung zulassen.<sup>18</sup> Dieser Gedanke ist biblisch, denn immer entspricht dem göttlichen Handeln in der Bibel ein menschliches Geschehenlassen, das Sprechen eines Fiat. Ohne das Fiat Mariens wäre der Sohn Gottes nicht Mensch geworden, ohne unser Fiat kann Christus uns nicht in sein Leben aufnehmen. Johannes Paul II. sagt in seiner Enzyklika *Ecclesia de Eucharistia*: „Es besteht daher eine tiefgehende Analogie zwischen dem Fiat, mit dem Maria auf die Worte des Engels geantwortet hat, und dem Amen, das jeder Gläubige spricht, wenn er den Leib des Herrn empfängt“.<sup>19</sup>

Während wir die irdische Nahrung in unseren Körper verwandeln, verwandelt die Eucharistie uns in den Leib Christi. Und dieser Leib gibt sich hin für die vielen, für das Heil der ganzen Welt. Das bedeutet für unser christliches Selbstverständnis, dass wir, wie *Lumen Gentium* sagt, obwohl „eine kleine Herde... für das ganze Menschengeschlecht die unzerstörbare Keimzelle der Einheit, der Hoffnung und des Heils“ sind.<sup>20</sup> Wir müssen uns bewusst machen, dass wir, wenn wir Eucharistie feiern, Himmel und Erde, Gott und Mensch verbinden und damit einen Dienst leisten, den die Welt dringend braucht. Eucharistie ist nicht nur etwas, was die aktuell Feiernenden schön finden oder für ihr seelisches Wohlbefinden zu benötigen meinen, sondern der größte Dienst, den wir Christen unseren Mitmenschen leisten können, wichtiger als alles andere. Wenn all unsere kirchlichen Einrichtun-

gen und Veranstaltungen wegfielen und nur noch drei Gläubige übrigblieben, die am Sonntag die Messe feierten, gäbe es in Deutschland Kirche.

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Vielleicht klingt das alles in Ihren Ohren etwas weltfremd. Sind die Probleme nicht ganz andere? Doch eines der aktuellen Probleme, nämlich die Tatsache, dass es in Zukunft immer weniger Eucharistiefiern geben wird, könnte vor diesem Hintergrund einmal anders, wie ich meine, positiver gesehen werden: Gott nimmt der Kirche die vielen Eucharistiefiern und ermöglicht ihr dadurch, neu zu fragen, was sie in der Eucharistie eigentlich tut. Er gibt uns durch die selteneren Eucharistiefiern Zeit zu fragen: Will und kann ich auf die Spendeformel „Leib Christi“ im vollen Ernst mit „Amen“ antworten? Und er lässt uns nach jeder Eucharistiefier Zeit, dieses Amen in unserem Leben auch wahr werden zu lassen.

## 4. ... und die Leitung der Kirche

Was bedeutet das nun für den Dienst der verschiedenen Formen von Leitung? Ich möchte hier bewusst ganz allgemein von „Leitung“ sprechen. Dabei ist die priesterliche Leitung eingeschlossen, aber nicht exklusiv gemeint, denn es geht mir an dieser Stelle nicht um die Leitung der Eucharistiefier

selbst, sondern um jede Art von Leitung, die aus dem Auftrag Christi heraus geschieht. Denn in unserer Kirche gibt es viele Arten von Leitung und sie alle stehen unter dem Anspruch Christi: „Wer bei euch der Erste sein will, soll der Sklave aller sein.“ (Mk 10,44) Mit anderen Worten: Wer in der Kirche leiten will, muss vor allem darin vorangehen, sein Leben in der Nachfolge Christi zu einer Opfergabe machen zu lassen und bereit sein, sich verwandeln zu lassen.

Wollen wir eine Opfergabe sein? Wollen wir diese Wandlung? Sich das zu fragen, scheint mir für alle Gläubigen wichtig, besonders aber für Menschen, die in der Kirche eine Leitungsaufgabe haben, denn man kann in unserer Kirche meines Erachtens nur leiten, wenn man auf diese Frage mit Ja antwortet. Ich sage das mit aller Vorsicht und sogar mit einer gewissen Sorge, ja Angst, denn der Anspruch ist sehr groß und ich weiß, dass ich selbst ihm oft nicht gerecht werde. Aber ich bin dennoch sicher: Eine Leitung in der Kirche, die nicht vor allem im Mitgehen auf dem Weg, der Christus selbst ist, besteht, ist verfehlt, selbst wenn sie vieles optimal organisiert.

Es kann in der Kirche verschiedene Formen von Leitung geben, die man mit einem Bild als „der Herde vorangehen“, „der Herde folgen“ und „mitten unter der Herde sein“<sup>21</sup> beschreiben kann. Ein Hirt geht seiner Herde voran, wenn er ihr die Hingabe vorlebt. Nicht als asketische Leistung, sondern eher in einer Gebärde des Sich-Zurücknehmens, der Kenosis, auch z.B. durch Annehmen der eigenen Armut und Schuld, im demütigen Akzeptieren der eigenen Grenzen, des eigenen Mittelmaßes, im Sklave-al-

ler-sein. In all dem gehen wir der Herde voraus und zeigen ihr den Weg. Man leitet aber auch und das ist die zweite Form, indem man der Herde folgt, d.h. indem man diejenigen wahrnimmt, die schon weiter sind als man selbst. Menschen, die von Christus mit der Aufgabe zu leiten, beauftragt wurden, sind nicht unbedingt heiliger, demütiger, näher bei Christus als alle anderen, aber sie sind diejenigen in der Kirche, von denen verlangt ist, Heiligkeit, Demut und Christusnähe bei den anderen wahrzunehmen. Dazu braucht es das, was Paulus das „Gesinntsein wie Christus Jesus“ (Phil 2,5) nennt, denn nur dadurch ist ein neidloses Erkennen der Charismen anderer möglich, ohne das Kirche nicht aufgebaut wird. Jeder Hirt, der unter dem Hirten Christus seinen Dienst tut, muss sowohl vorangehen als auch folgen und gleichzeitig immer wieder die dritte Form der Leitung ausüben, nämlich mitten unter der Herde zu sein, um zu wissen, was sie bedrängt und zu hören, worüber sie spricht.

Leitung in der Kirche bedarf der ständigen Rückbindung an Christus, den eigentlichen Hirten der Kirche. Nach Gregor dem Großen besteht sie in einem ständigen Wechsel von Ausgesandt-Werden und Zurückkehren zum Sendenden. Leitende sind wie Flüsse, die die Kirche bewässern sollen. Sie haben kein eigenes Wasser, sondern empfangen ihr Wasser von Gott und „bewässern“ damit die anderen. Um ein solcher Fluss zu sein, dürfen wir selbst nicht vertrocknen, d.h. wir können auf Dauer nur dann für andere fruchtbar sein, wenn wir selbst immer neues Wasser in uns aufnehmen.<sup>22</sup> Sonst besteht die Gefahr, dass wir nicht mehr das Wasser der Quelle Gottes zu den Menschen lei-

ten, sondern unsere eigenen Bäche. Daher muss, wer in der Kirche Leitungsaufgaben übernimmt, immer mehr aufhören, als Privatperson zu handeln, er muss sein Glied-am-Leib-Christi-Sein lieben lernen als Teil des „nicht mehr ich lebe, sondern Christus lebt in mir“ (Gal 2,20). Denn darin genau unterscheiden sich Heilige und Sünder: Der Sünder lebt auf eigene Rechnung, der Heilige lebt „durch Christus, mit Christus und in Christus“. Doch wer von uns ist schon heilig? Über Bischöfe kann und will ich nichts sagen, aber von uns anderen kann ich wohl behaupten, dass wir immer nur teilweise „in Christus“ sind, uns nur teilweise hingeben und daher auch nur teilweise wirklich leiten können.

Denn Leben in Christus ist zwar Freude und Fülle, es schenkt uns eine große Hoffnung und die Möglichkeit wirklich zu lieben, aber es bedeutet gleichzeitig Verzicht auf das, was wir Sünder Leben und Fülle nennen. Wandlung, unser Denken erneuern, denken, was Gottes ist (vgl. Röm 12,2), bedeutet immer auch, sein Leben verlieren (Mt 16,24). Eucharistie heißt auch, dem Kreuz zuzustimmen, dem Kreuz nicht als Wandschmuck, sondern in seiner ganzen Grausamkeit, als der Art, wie Gott die Welt durch den Tod hindurch erlöst und wohin er auch uns führt. Es bedeutet, etwas anzunehmen, was in keiner Weise unseren eigenen Wünschen entspricht. Wir sind in jeder Eucharistiefeier eingeladen, unser Leben in Gott hinein zu verlieren, um es bei ihm zu gewinnen, aber machen wir uns nichts vor, wir spüren den Verlust und oft nehmen wir uns im Alltag wieder vom Altar. Dass wir Opfer oft eher mit Leid, Tod und Zerstörung als mit Hingabe und Ver-

wandlung in Verbindung bringen, ist daher nicht völlig falsch, denn für den sündigen Menschen geht der Weg zum Vater durch den Tod hindurch, oder anders gesagt: für uns ist Hingabe immer auch schmerzhaft.

Ich komme zum Schluss: Alle Glaubenden sind Priester und berufen, sich in das Opfer Christi hineinnehmen zu lassen, sich hinzugeben und verwandeln zu lassen. Darin müssen diejenigen, die in der Kirche leiten, vorangehen. Die Eucharistie ist keine Tankstelle, an der wir Kraft erhalten für die Aufgaben, die wir selbst uns gesetzt haben, sondern sie ist der Ort, wo wir uns loslassen, uns hingeben und das, was daraus wird, einen anderen bestimmen lassen. Leitung besteht ganz wesentlich darin, zu vermitteln, dass nicht wir den Weg bestimmen, sondern dass unsere Lebensaufgabe Hinterhergehen heißt.

- .....
- 1 Dieser Vortrag wurde bei einem Studientag der Vollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz am 24.9.2014 in Fulda gehalten. Bei diesem Studientag ging es um das Dokument „Gemeinsam Kirche sein“. Die Verfasserin war zu dieser Zeit Beraterin der Pastoral Kommission der DBK und an den Beratungen, die zu dem Dokument geführt haben, beteiligt.
  - 2 Lumen Gentium 11.
  - 3 Lumen Gentium 11.
  - 4 Sacrosanctum Concilium 48. Vgl. auch Paul VI., Enzyklika *Mysterium fidei* 32.
  - 5 „Totus Christus“ ist ein Ausdruck, mit dem Augustinus Christus und seine Kirche, Haupt und Glieder zusammenschaut.
  - 6 Aug., *De civitate dei* 10,6: *proinde uerum sacrificium est omne opus, quo agitur, ut sancta societate inhaereamus deo.*
  - 7 Th. Schneider, *Deinen Tod verkünden wir. Gesammelte Studien zum erneuerten*

- Eucharistieverständnis (Düsseldorf 1980)  
258: „Opfer der Kirche meint nicht Darbringung einer uns gegenüberstehenden heiligen Gabe auf dem Altar an Gott durch die Hand des menschlichen Priesters, sondern Eingehen der Kirche in die Hingabe Christi, Darbringung unserer selbst (mit und in Jesus Christus) als lebendige Hostie im Alltag der Welt.“
- 8 Leo der Große, Tractatus 63.
- 9 ...opus nostrae redemptionis exercetur (2. Jahreswoche Gabengebet).
- 10 ... ut per haec sacrosancta mysteria in totius Ecclesiae confidamus corpore faciendum, quod eius praecessit in capite (7. Ostersonntag Schlußgebet).
- 11 ... nosmetipsos tibi perforce munus aeternum (18. Jahreswoche Gabengebet).
- 12 ... ut unum in Christo effecti, fructum afferamus pro mundi salute gaudentes (5. Jahreswoche Schlußgebet).
- 13 Suscipe, Domine, munera nostra, quibus exercentur commercia gloriosa, ut offerentes quae dedisti, teipsum mereamur accipere (20. Jahreswoche Gabengebet).
- 14 Sanctificet nos, quaesumus, Domine, mensae Christi participatio, ut, eius membra effecti, simus quod accepimus (MissRom 604, Schlussgebet 28.8. Hl. Augustinus).
- 15 ... quatenus in id quod sumimus transeamus (27. Jahreswoche Schlußgebet).
- 16 ... ut, sicut nos Corporis et Sanguinis sacrosancti pascis alimento, ita divinae naturae facias esse consortes (28. Jahreswoche Schlußgebet).
- 17 Augustinus, Sermo 272.
- 18 J. Splett, Gott-ergriffen (Köln 52010) 14: „Sich-Erfassen-Lassen ist vor Aktiv und Passiv die Grundvollzugsweise von Sein und Leben in allen seinen Dimensionen, der ethischen, ästhetischen, erotischen, sexuellen wie religiösen: überall steht am Anfang ein Ergriffenwerden, das man nicht machen kann, dem man jedoch auch nicht rein passiv ausgeliefert ist; denn man kann sich verweigern.“
- 19 Johannes Paul II, Enzyklika Ecclesia de Eucharistia 53.
- 20 Lumen Gentium 9.
- 21 Vgl. Papst Franziskus, Evangelii gaudium 31.
- 22 Vgl. Gregor der Große, Homilien zu Ezechiel 1.5.16.

## ... Dokumentation

### Theo Paul

Theo Paul wurde 1953 in Bad Laer geboren. Nach einer Ausbildung zum Industriekaufmann studierte er in Frankfurt und Münster Theologie. 1981 wurde er zum Priester geweiht und war nach anschließender Gemeindetätigkeit Abteilungsleiter im Generalvikariat Osnabrück und Frauen-seelsorger. Seit 1997 ist er Generalvikar des Bistums Osnabrück.



Theo Paul

### Kirche sein in einem bestimmten Raum mit lokalem Angesicht

(vgl. Evangelii Gaudium 30)

Vortrag vor der Deutschen Ordensobernkonzferenz am 20. Juni 2017 in Vallendar

Liebe Schwestern und Brüder!  
Sehr geehrte Damen und Herren!

Um mit Ihnen über das Kirchsein nachzudenken, möchte ich Sie zunächst nach Algerien entführen. Ein Land, wo Christen gelebt haben und noch leben, die uns Orientierung für unser Kirchesein geben können. Da ist der selige Charles de Foucauld, da sind die Mönche von Tibhirine. Zwei Monate nach dem Mord an den sieben Trappisten wurde am 1. August 1996 auch der Dominikanerpater und Bischof von Oran, Pierre Claverie OP, zusammen mit seinem jungen Begleiter ermordet. Und schließlich möchte ich auf das Buch von Bischof Claude Rault „Die Wüste ist meine Kathedrale“, hinweisen.

Ich werde jetzt nicht ausführlich auf die Biographien eingehen. Für uns sind die Impulse für unser Kirchesein in der Bundesrepublik 2017 entscheidend. Der selige Charles de Foucauld hat uns ein Kirchesein der Präsenz vorgelebt. Mit Achtung, Wertschätzung und in Absichtslosigkeit die Einladung des Evangeliums unter den Menschen zu leben, dazu hat er uns ermutigt. Der Heilige Geist hat uns durch sein Leben eine neue pastorale Kultur vorgestellt. Das Beispiel der Mönche von Tibhirine ist durch den Film „Von Menschen und Göttern“ einem Millionenpublikum nahe gekommen. Dieses lokale Ereignis hat globale Bedeutung. Tibhirine war ein Ort des Gebets und der Arbeit, des Dia-

logs und der Solidarität. Die Mönche verstanden sich als christliche Vernetzungsagentur in einem muslimischen Land. Sie sahen sich auf Biegen und Brechen mit dem Los der Nachbarn verbunden. Die Präsenz im algerischen Volk im Namen Christi war Teil ihrer Berufung.

„Die Kirche vollendet ihre Berufung und ihre Mission, wenn sie gegenwärtig ist an den Bruchstellen, die die Menschheit in ihrem Fleisch und ihrer Einheit kreuzigen.“, so hat Pierre Claverie den Auftrag der Kirche zusammengefasst. Dabei folgt die Kirche dem Weg ihres Herrn. Jesus habe sich in seinem Kreuz genau auf diese Bruchstellen gestellt, um sie zu heilen und zu versöhnen. Die Bruchstellen in Algerien hat die Kirche nicht selber gesucht. Der Verlust an sichtbaren Institutionen (Schule, Krankenhäuser usw.), Personal und Finanzen ist ihr verordnet worden. Die Konfrontation mit einem radikalen Islamismus ist immer bedrängender geworden. Alle die Verlust- und Konflikterfahrungen haben bei Pierre Claverie nicht zu einer Verengung und Rückzugsmentalität geführt.

Die Bruchstellen sind nicht bequeme Orte, sondern die Christen stehen zwischen den verschiedenen Parteien. Für Pierre Claverie sind sie Sucher nach der Wahrheit im Dialog und in der Kommunikation mit den anderen.

„Heute ist das Schlüsselwort meines Glaubens der Dialog. Nicht aus Taktik und Opportunismus, sondern weil der Dialog grundlegend ist für die Beziehung zwischen Gott und den Menschen und die Menschen untereinander.“<sup>1</sup>

Mit diesen Bruchstellen hat sich auch Bischof Claude Rault konfrontiert. Er ist Bischof für eine Handvoll Christen in Laghouat/Algerien – in diesem musli-

mischen Land. Seine Diözese ist eine riesige Wüste aus Sand und Steinen. Er grenzt niemanden aus, wenn er schreibt:

„Wir Christen machen gewissermaßen die gleiche Erfahrung wie Jesus selbst, als er Nazareth verließ und nach Kafarnaum ging, wo sich damals die Wege der Völker kreuzten. Ohne es zu wollen, haben auch wir das Schattendasein von Nazareth verlassen und versuchen unsere ersten Schritte in einer Lebensweise, die sich stärker an dem Jesus orientiert, der durch Galiläa zog und die Begegnung mit den Seinen suchte. Dies ist nicht die Zeit für Massenkundgebungen, sondern für erste Annäherungen, die Zeit für Beziehungen, die zwar am hellen Tag geknüpft werden, die aber bescheiden und diskret bleiben. Unser Platz ist gewiss nicht die große Öffentlichkeit! Aber unsere Präsenz und unser Engagement haben eine neue Dimension der Nähe gewonnen. Wir verfügen ja kaum über Möglichkeiten, uns innerhalb der staatlichen Strukturen einzubringen, aber Seite an Seite und in Partnerschaft mit unseren algerischen Freunden engagieren wir uns nach Möglichkeit in Gruppen und Vereinen und erschließen uns damit neue Tätigkeitsfelder. Eine solche Kirche ‚begleitet‘ das Volk mit allem, was sie ist und hat, einschließlich der ‚Differenz‘, die sie in die muslimische Gesellschaft einbringt. Und sie tut es weder überheblich noch blind. Wir wissen sehr wohl, dass wir manchmal auch stören! Bezeichnend oft kommen in unseren Gesprächen die Worte ‚Begleitung‘, ‚Gastfreundschaft‘, ‚Kameradschaft‘ vor. All das gehört mit zu unserer Alltagsrealität, wengleich die Zahl der Algerier, die in unsere Reihen über-

*wechselln möchten, wahrlich verschwindend klein ist.“<sup>2</sup>*

Mich haben diese Ordenschristen in ihrem Lebens und Glaubenszeugnis beeindruckt. Für die Frage nach unserem Kirchesein in unserer Zeit und in unserem Kontext geben sie uns drei Stichworte, die uns Inspiration sein können: Präsenz, Dialog und Kundschafter. Präsenz ist für mich verbunden mit den Mönchen von Tibhirine und Charles de Foucauld, Dialog mit Pierre Claverie und Kundschafter mit Claude Rault. Die Frage nach dem Ort der Orden in der Kirche und in der Gesellschaft ist nicht neu. Immer wieder ist sie in der Geschichte thematisiert worden. Ein Ordensmann schreibt 1944:

*„Auch der Weg der fordernden Kirche im Namen des fordernden Gottes ist kein Weg mehr zu diesem Geschlecht und zu kommenden Zeiten... und gerade in den letzten Zeiten hat ein müde gewordener Mensch in der Kirche auch nur den müde gewordenen Menschen gefunden. Der dann noch die Unehrlichkeit beging, seine Müdigkeit hinter frommen Worten und Gebärden zu tarnen.“<sup>3</sup>*

So Alfred Delp – vor mehr als fünfzig Jahren. Schon damals kamen Ordensleute an Grenzen, an die der anderen und die der eigenen Existenz. Grenzerfahrungen kennzeichnen ihren und auch unseren Alltag.

Viele Sozialwissenschaftler der Gegenwart (Jürgen Beck, Jürgen Habermas u.a.) betrachten die Komplexität als ein wesentliches Merkmal unserer Transformationsgesellschaft; die Komplexität führt zu Ungewissheit und daraus ergibt sich ein Gefühl der Überforderung. Die Unsicherheit und Unübersichtlichkeit lösen Angst aus. Die zunehmende Ver-

rechtlichung aller Lebenswelten, Bürokratie und Sicherheitsdenken haben sehr viel mit diesen Ängsten zu tun. Worauf kann ich mich noch verlassen? Eine massive Unübersichtlichkeit weckt die Sehnsucht nach klaren Antworten. Komplexe Wirklichkeit wird auf Überschaubares reduziert. Auf der Suche nach klaren Wahrheiten herrschen Muster vor wie: entweder – oder, Freund – Feind, schwarz – weiß.

In unseren Bistümern geschieht die Neuordnung der Pfarreien. Die Pfarrei der Zukunft, die aus mehreren Gemeinden besteht, soll von Organisation und Verwaltung entlastet werden. Diese Aufgaben sollen von einem zentralen Ort der neuen Pfarrei geleistet werden. Die Gemeinden sind die Orte der Glaubensfeier und der geistlichen Beheimatung. Viele engagierte Christen aber haben Angst vor den sogenannten „XXL-Pfarreien“. Sie haben Angst vor dem Verlust ihrer geistlichen Heimat. Lässt sich die pastorale Landkarte, die neue Pastorkultur auf dem Reißbrett entwickeln und verordnen? Ich bin sehr skeptisch. Im Augenblick wenden sich viele Gemeindeglieder enttäuscht ab. Sie fühlen sich durch all die Pastoralprogramme nicht ernstgenommen. Das diesjährige Motto der Misereor-Aktion gibt uns eine andere Blickrichtung: „Die Welt ist voller guter Ideen. Lasst sie wachsen.“ Auf unsere Gemeinde und Kirche übersetzt könnte dies heißen: In unseren Gemeinden gibt es viele gute Ideen. Lassen wir sie wachsen.

### **Präsenz – Dialog – Kundschafter**

In den zurückliegenden Jahrzehnten war unser kirchliches Leben von einer

starken Präsenz vor Ort geprägt. Auch das Leben und Wirken der Ordensgemeinschaften war mehr oder weniger stark in der ganzen Bundesrepublik vorhanden. In den vergangenen Jahren hat sich diese Präsenz verändert. Gemeinden wurden zusammengelegt. Neue Pfarrgebilde oder pastorale Räume, Gemeinschaften oder Verbände werden in den Bistümern zurzeit auf den Weg gebracht. Es findet ein radikaler Wandel des kirchlichen Lebens und der kirchlichen Strukturen statt. Von diesem Veränderungsprozess sind auch die Ordensgemeinschaften betroffen. Aufgrund ihres Nachwuchsmangels müssen Ordensniederlassungen und pastorale wie soziale Wirkungsfelder aufgegeben werden. Präsenz vor Ort geht verloren.

Wie aber können wir bei all den Veränderungen als Kirche vor Ort präsent sein und uns gemeinsam als Kirche weiterentwickeln? Gibt es nur den Weg der Zentralisierung, oder gibt es dazu Alternativen? Finden wir in der Weltkirche Modelle, auch in der Fläche unseres Landes und in Brennpunkten unserer Städte präsent zu bleiben?

Die Frage der Präsenz von Kirche vor Ort ist nicht nur eine Frage der Organisation oder der Struktur. Die Präsenz von Christus und Kirche vor Ort ist ganz eng mit der Wirkungsgeschichte des Evangeliums verbunden. Der christliche Glaube, die Menschwerdung Jesu ist nicht nur eine Botschaft des Wortes, sondern auch der Orte. Mit Bethlehem, Nazareth oder Kafarnaum sind verschiedene programmatische Akzente des Evangeliums verbunden. Das verborgene Leben in Nazareth macht deutlich, welche zentrale Bedeutung die einfache Präsenz im Alltag der Men-

schen für Jesus hat. Die längste Zeit seines Lebens war er einfach da. Er war einfach präsent. In Jesu Leben in Nazareth wird die Alltäglichkeit der Ort der Weisheit und der Liebe, der Ort der Herrlichkeit. Im Alltag weist er auf die Gegenwart Gottes hin.

Wird diese Dimension einer christlichen Existenz im Alltag der Kirche zur Zeit genügend gewürdigt und in seiner Bedeutung erkannt?

In ihrem Schreiben „Gemeinsam Kirche sein“ betonen auch die Bischöfe die Verortung unseres Glaubens:

*„Eine Kirche, die ihren Grund in der Menschwerdung Jesu Christi hat, braucht auch Orte, an denen erfahrbar wird, dass Christus in diese Welt und zu diesen Menschen kommt, um sie zu erlösen. Die Pfarrei verschafft dem Glauben Orthafitigkeit.“<sup>4</sup>*

Ist diese Verortung noch möglich, wenn Pfarreien zu Großgebilden von 20.000 und mehr Mitgliedern werden? Kommt es in diesen Pfarreien zur Bildung einer Gemeinschaft von Gemeinschaften? Ist dieser Veränderungsprozess „von oben“ verortet und „von oben“ strukturiert oder kann er auch von unten wachsen? Die radikalen Veränderungen führen nicht selten zu Enttäuschung und Verletzung, nicht wenige engagierte Gemeindemitglieder ziehen sich zurück, geben ihre Mitarbeit auf. „Schafft die Kirche sich selber ab?“, wird kritisch gefragt.

Die Veränderungsnotwendigkeit hat zum einen ihre Ursache im Personal-mangel der Bistümer. Zum anderen befinden wir uns in gravierenden Veränderungen unserer dörflichen und städtischen Lebenswelten. Ganz bewusst betonen die Bischöfe diese anderen Gemeinschaftsformen in den Terri-

torien der Pfarreien (z. B. die starke Bedeutung der Kindertagesstätten, der Pflegeeinrichtungen, der Schulen, da wo sie präsent sind, Kommunität einer Ordensgemeinschaft usw.)<sup>5</sup>.

Wie können wir Wege finden, die unterschiedlichen Charismen der Vergemeinschaftung in einem Prozess des Kirchewerdens einzubinden?<sup>6</sup>

Die zentrale Voraussetzung ist das Ernstnehmen des Subsidiaritätsprinzips der katholischen Soziallehre für diese kirchlichen Gestaltungsprozesse. Zentrale Frage ist dann nicht, wie bekommen wir was zusammen, sondern zentrale Frage muss sein, welche Charismen und Begabungen haben wir in unserer Gemeinschaft/Gemeinde? Wie können wir sie erhalten, fördern und weiterentwickeln?

*„In dieser neuen Wirklichkeit von verschiedenen Gemeinschaften einer Pfarrei wird es neue Formen der Beteiligung und der Verantwortung geben. Auf diese Weise können die verschiedenen Charismen einzelner sichtbar werden.“<sup>7</sup>*

Die erste Frage an eine zukünftige Gestaltung unseres kirchlichen Lebens vor Ort muss sein: Welche Charismen gibt es in dieser Gemeinde, diesem Stadtteil? Kirche als Charismenförderungsinstitution. Dabei zeigt sich das Subsidiaritätsprinzip auch in einer Wertschätzung des Ordenslebens.

Aufgabe des Ordenslebens ist nicht in erster Linie, pastorale Pläne oder personelle Engpässe zu füllen. Die Frage lautet aus meiner Sicht: Was können und wollen die Ordensleute an diesem Ort leben? Wie können sie ihr Charisma einbringen? Die kirchliche Präsenz braucht die Vielfalt, um in unserer pluralen Gesellschaft dazwischen zu bleiben.

*„Es kann nicht nur um die Beschreibung einer neuen Struktur gehen bzw. um deren Rechtfertigung; es muss vielmehr für die Gegenwart und die nächste Zukunft entdeckt werden, dass in den verschiedenen Gemeinschaften einer Pfarrei die katholische Weite der gesamten Kirche dargestellt wird.“<sup>8</sup>*

In dem Interviewbuch „El Jesuita“ spricht Papst Franziskus die pastorale Situation in Buenos Aires an (S. 85):

*„Vor einiger Zeit habe ich einen italienischen Journalisten darauf aufmerksam gemacht, dass unsere Religionssoziologen sagen, der Einflussbereich einer Pfarrei umfasse 600 Meter im Umkreis der Kirche. In Buenos Aires beträgt der Abstand von einer Pfarrei zur anderen in der Regel 2000 Meter. Deshalb habe ich den Pfarrern einmal den Vorschlag gemacht, eine Garage zu mieten, und, wenn sie einen geeigneten Laien hätten, den dorthin zu schicken, um ein wenig bei den Leuten zu sein, eine Katechese zu halten und sogar den Kranken die Kommunion zu bringen, aber auch anderen, die das wollten. Ein Pfarrer entgegnete mir daraufhin, wenn er das einführen würde, würden die Gläubigen nicht mehr zur Messe kommen. ‚Wieso denn das!‘, rief ich. Und ich fragte ihn: ‚Kommen denn jetzt viele zur Messe?‘ ‚Nein‘, antwortete er.“*

Auch wir brauchen solche „Garagen“: mehr das Provisorische und Experimentelle als starre Strukturen. Orte, an denen Kirche ein Gesicht hat, wo Menschen präsent sind und in Offenheit für andere da sind, Orte der Gastfreundschaft.

Gehen wir auf die Menschen zu. Wir können vor Ort Gottesdienst mit neuen Beauftragungen feiern. Im Verkünden des Wortes Gottes und in der Verehrung

des Leibes Christi zeigt sich für uns in dichter Form, dass Gott in unserer Mitte gegenwärtig ist. Als Ordensgemeinschaften können Sie in den verschiedenen Einrichtungen und Kommunitäten bekennen: Gott ist gegenwärtig. Lasst uns ihn anbeten und in Ehrfurcht vor ihm treten, wie es Gerhard Tersteegen in seinem Lied (GL 387,1) ausdrückt:

*Gott ist gegenwärtig.  
Lasset uns anbeten  
und in Ehrfurcht vor ihm treten.  
Gott ist in der Mitte.  
Alles in uns schweige  
und sich innigst vor ihm beuge.  
Wer ihn kennt,  
wer ihn nennt,  
schlag die Augen nieder,  
kommt,  
ergebt euch wieder.*

Den präsentischen Charakter von Ordensleben mitten in der Welt beschreibt Andreas Knapp in einem seiner Gedichte:

*mitten in der Welt  
unser Stadtviertel ist unser Kloster  
und die belebten Straßenkreuzungen  
sind unser Kreuzgang  
unsere Klosterwerkstätten  
sind die Fabriken  
und unsere Gebetszeiten  
werden von der Stechuhr diktiert  
unsere Fürbitten  
stehen in der Zeitung  
die Probleme der Nachbarn  
hören wir als Tischlesung  
und ihre Lebensgeschichten  
sind unsere Bibliothek  
die Gesichter der Menschen sind die  
Ikonen die wir verehren  
und im leidgezeichneten Antlitz  
schauen wir auf den Gekreuzigten<sup>9</sup>*

## Dialog

An der Kommunikations- und Dialogfähigkeit hängt entscheidend die Zukunftsfähigkeit des Christentums und der Kirche in unserer Gesellschaft. Alle müssen je neu herausfinden, was „der Geist den Gemeinden sagt“ (Offb 2,7 ff). Nur so können Evangelisierungseifer

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

und die Fähigkeit zum Dialog mit der Welt wachsen (vgl. Die deutschen Bischöfe Nr. 100, S. 52). Papst Franziskus unterstreicht immer wieder die Bedeutung des Dialogs. In Evangelii Gaudium heißt es ausdrücklich:

*„Für die Kirche gibt es in dieser Zeit besonders drei Bereiche des Dialogs, in denen sie präsent sein muss, um einen Dienst zugunsten der vollkommenen Entwicklung des Menschen zu leisten und das Gemeinwohl zu verfolgen: Im Dialog mit den Staaten, im Dialog mit der Gesellschaft, der den Dialog mit den Kulturen und den Wissenschaften einschließt und ein Dialog mit anderen Glaubenden, die nicht zur katholischen Kirche gehören.“<sup>10</sup>*

Kirche braucht vor Ort nicht nur ein Gebäude, sondern auch Personen, die dem Evangelium ein Gesicht geben. In Zeiten des Populismus brauchen wir Frauen und Männer, die dem Schwarzweiß-Denken widerstehen und im Geist

der Unterscheidung Menschen begleiten, die Zeichen der Zeit im Licht des Evangeliums deuten können. Andreas Knapp drückt dies in einem anderen Gedicht treffend aus:

*Unterscheidung der Geister  
wie im Straßengewirr der Großstadt  
schreien auf meinem inneren Markt-  
platz  
tausend Stimmen wie irr durcheinander  
locken mit Sonderangeboten  
drohen mit Gesichtsverlust  
zerren mich her und hin  
wie aber  
unter den vielen Parolen  
Dein Wort noch finden  
die Stimmen wollen etwas von mir  
Du willst mich  
die Stimmen trachten mich zu beherr-  
schen  
Du bist das Wort das frei macht  
die Stimmen verführen in die Entfrem-  
dung  
Du führst mich zu Dir und mir zugleich  
die Stimmen flüstern mir ein was ich  
brauche  
Du rufst mich dorthin wo ich gebraucht  
werde  
die Stimmen suchen zu überreden  
Du überzeugst mich ins Leben<sup>11</sup>*

Diese Unterscheidungsfähigkeit ist von elementarer Bedeutung für eine glaubwürdige Pastorkultur. Wenn es um Leitungsdienste und Beauftragungen in den Gemeinden geht, dann ist es von entscheidender Bedeutung, ob die Frauen oder Männer in der Lage sind, mit Vielfalt positiv umzugehen. Wer nur eine Richtung in der Gemeinschaft oder nur einen pastoralen Schwerpunkt in der Gemeinde kennt und achtet, wird der Kirche vor Ort nur ein verzerrtes

Gesicht geben können. Darum gilt auch hier: „*Realitätssinn und der Blick in die moderne Welt zeigen auch, dass Charismen, Dienste und Ämter der beständigen Aus- und Weiterbildung bedürfen. Gerade als Gaben, die Gott dem Menschen übereignet, bedürfen sie eines angemessenen Umgangs, d.h. der Pflege und Entfaltung. Die Suche nach einem bestimmten Standard von Qualität widerspricht daher nicht dem Gabecharakter von Charismen und Ämtern, sondern bringt deren Wertschätzung als empfangenes Geschenk erst in rechter Weise zur Geltung.*“<sup>12</sup>

Damit die Zusammenarbeit zwischen Ordensgemeinschaft und anderen Gemeinschaften vor Ort und im Bistum gelingen kann, braucht es einen regelmäßigen und strukturierten Dialog. Nicht erst in Konfliktsituationen, sondern auch in Zeiten einer positiven Normalität führt der Dialog zur Freisetzung neuer Ideen und Anregungen. Die Ordensgemeinschaften können im Bistum oder vor Ort schöpferische Impulse für die Ortskirche einbringen.

Damit uns das gelingt, werden wir aber keinen Dialog von oben her verordnen können. Wir alle – gerade auch die Verantwortlichen und Leitungen in Diözesen und Ordensgemeinschaften – müssen eine Haltung des gemeinsamen Lernens und Suchens entwickeln, die einen Dialog erst möglich macht. Eine solche Haltung ist auch grundlegend für den Dialog mit allen Kräften und Menschen in der Gesellschaft, zu der auch wir gehören. Wir sind nicht die, die die ganze Wahrheit schon kennen. Wir haben eine Hoffnung, die uns auf unserer Suche leitet.

Von zentraler pastoraler Bedeutung ist heute der interreligiöse Dialog. In der

Erklärung des Konzils über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen *Nostra aetate* heißt es: „Die katholische Kirche lehnt nichts von alledem ab, was in diesen Religionen wahr und heilig ist. (Gemeint sind Hinduismus und Buddhismus, aber auch der Islam.) Mit Hochachtung betrachtet die Kirche auch die Muslime, die den alleinigen Gott anbeten, den lebendigen und in sich seienden barmherzigen Allmächtigen, den Schöpfer des Himmels und der Erde, der zu den Menschen gesprochen hat.“

Nach dem II. Vatikanischen Konzil gibt es zum Respekt und zur Toleranz gegenüber anderen Religionen und zum friedlichen Dialog keine Alternative. Dialog ist nicht naiv, sondern hat immer die Wahrheitsfrage im Blick. Dabei ist die Frage nach Wahrheit ein Prozess, ein Suchen, mit dem wir nie fertig werden.

### Kundschafter

Die Kirche steht in einem spannungsreichen Veränderungsprozess. Nicht wenige Gläubige halten der Kirche fundamentale Mängel vor. Manche beklagen den Mangel an Priestern, an Mitfeiernden in der sonntäglichen Eucharistie, an Ehrenamtlichen in den Räten und Gemeinschaften und den Bedeutungsverlust der Kirche in der Gesellschaft. Andere verweisen auf den Mangel an Beteiligung in der Kirche, an Glaubwürdigkeit, an Zeugnis für das Evangelium, an Nähe zu den Menschen. (Die deutschen Bischöfe Nr. 100, S. 11) Wie kommen wir aus dieser Perspektivlosigkeit heraus?

In den Ordensgemeinschaften z. B. gibt es kreative Minderheiten, die Kundschafter für ein neues gemeinsames

Kirchesein sind, die Horizonte weiten, ganz im Sinne von Andreas Knapp:

*katholisch*  
*wenn engstirnig borniertes denken*  
*sich in weisen Weitblick wandelt*  
*wenn statt kleinkariertem kalkulieren*  
*du großzügig zu geben lernst ohne be-*  
*rechnung*  
*wenn deine sorge nicht nur deinem na-*  
*bel gilt*  
*sondern ausgreift bis in das globale*  
*wenn der horizont des provinziellen*  
*kirchturms*  
*verschmilzt mit dem gesichtskreis frem-*  
*der länder*  
*wenn du nicht auf sparflamme nur*  
*liebst*  
*sondern großflächig zu brennen wagst*  
*dann weitest du dich*  
*ins umfassende hinaus*  
*dann wirst du*  
*katholisch*<sup>13</sup>

Papst Franziskus schenkt uns diese katholische Weite in vielen Worten und Zeichen und ermutigt uns, auf unseren Wegen nach unserer Berufung und nach Gottes Gegenwart unter den Menschen zu suchen und sie zur Geltung zu bringen. Lassen wir den Papst nicht allein. Seien wir dankbar für seine Weise, den Petrusdienst zu verrichten. „Die neue Evangelisierung“, so Papst Franziskus, „muss ein neues Verständnis der tragenden Rolle eines jeden Getauften einschließen“ (Evangelii Gaudium 120). Lassen Sie mich zum Abschluss noch kurz von Kundschafterwegen im Bistum Osnabrück berichten. Letztlich geht es darum, darauf zu hören, was der Geist den Gemeinden sagt (Offb 2,11) und dann möglichst viele in den Gemeinden, Gremien, Einrichtungen und darü-

ber hinaus mitzunehmen auf realistischen Wegen in die Zukunft. Wichtige Dimensionen sind dabei: personale Präsenz am Ort (Kirche mit Gesicht); Befähigung zum Glaubenszeugnis und zur Übernahme von Verantwortung; differenzierte Gemeindeleitung.

### **Ein erster Weg: Gemeindeteams**

Ein Gemeindeteam besteht aus vier bis sieben Ehrenamtlichen, die Leitungsverantwortung vor Ort in ihrer Gemeinde wahrnehmen. Die Ehrenamtlichen üben diesen Dienst in Abstimmung mit dem Pfarrgemeinderat, dem Kirchenvorstand, dem Pfarrer und den hauptberuflichen pastoralen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern aus. Wir unterscheiden dabei zwischen der Leitung auf der größeren Ebene einer Pfarreiengemeinschaft oder Pfarrei und der Leitungsverantwortung auf der lokalen Ebene in der Gemeinde vor Ort. Das Gemeindeteam erhält die Legitimation durch eine bischöfliche Beauftragung, die zunächst für drei Jahre ausgesprochen wird. Konkrete Zuständigkeiten und Vernetzungen werden vereinbart und haben von Ort zu Ort unterschiedliche Ausprägungen.

Die Mitglieder des Gemeindeteams übernehmen eine „Anwaltschaft“ für je einen der vier Bereiche:

„In Zukunft Gemeinde gestalten“: Sorge für gute Kommunikation und transparente Information, Terminkoordination, Sorge für gute ökumenische und interreligiöse Nachbarschaft

- „In Zukunft Gottesdienst feiern“: Mitsorge um die Gestaltung von gottesdienstlichen Orten, Leitung des Liturgiekreises, Koordination der li-

turgischen Dienste, Sorge für neue Gottesdienstformen.

- „In Zukunft glauben“: Koordination der Katechese, Einladen zum Bibelleiten, Unterstützen von Initiativen Jugendlicher und junger Erwachsener.
- „In Zukunft solidarisch handeln“: Kontakte zu Kindertagesstätten, Alten- und Pflegeheimen, Krankenhaus, Rundem Tisch Flüchtlingen, Hospizgruppen, kommunalen Partnern; Vernetzung zwischen gemeindlicher und verbandlicher Caritas.

### **Ein zweiter Weg: Pastorale Koordination**

In den bisherigen Prozessen pastoraler Entwicklung, in denen aus vielen kleinen und mittleren Pfarreien größere Pfarreien, Pfarreiengemeinschaften, Seelsorgeeinheiten oder pastorale Räume gebildet wurden, wuchs den leitenden Pfarrern ein deutliches Mehr an Verwaltungs- und Leitungsaufgaben zu. Deshalb wurden an bislang 15 Standorten hauptamtliche Laien zur Unterstützung der Pfarrer als Pastorale Koordinator/innen beauftragt.

Als Kernaufgaben für Pastorale Koordinator/innen haben sich herauskristallisiert:

- Unterstützung des Pfarrers in der Leitung
- Förderung und Begleitung ehrenamtlichen Engagements
- Mitarbeit in der Gestaltung und im Zusammenführen der Einheit (Vernetzung und Kommunikation nach innen)
- Mitarbeit in der Vernetzung und Repräsentation nach außen
- Unterstützung der Leitungsaufgaben des Pfarrers in der Gremienarbeit

(z.B. Geschäftsführung im KV, Vorstandsarbeit im PGR)

- Übernahme verbindlicher Kernarbeitsfelder in der Seelsorge
- Unterstützung des Pfarrers und des Kirchenvorstandes in der Personalverantwortung der Kirchengemeinden, besonders in der Übernahme der Verantwortung für Pastoral und Dienstaufsicht der Kindertagesstätten als Trägervertreter/in, bzw. Unterstützung und Ansprechbarkeit für die ehrenamtlichen Laien, die diese Aufgabe übernommen haben

Es bleibt die Frage, wie die Leitungsverantwortung gestaltet werden kann, wenn nicht mehr genügend geeignete Priester eingesetzt werden können. Die Pastoralen Koordinator/innen haben sich als leitungsfähig erwiesen, eine eigene Rolle und Aufgabe neben denen der Pfarrer entwickelt und eine hohe Akzeptanz bei Ehren- und Hauptamtlichen vor Ort und im Bistum erreicht. Deshalb haben wir entschieden, noch in diesem Jahr damit zu beginnen, an zwei bis drei Standorten die Möglichkeit einer Gemeindeleitung nach can. 517 §2 CIC auszuprobieren.

### **Ein Drittes: Projekte als Lernprozess anlegen**

Ein offen angelegter Lernprozess, in dem wenige, aber gezielte Vorgaben und Rahmenbedingungen festgelegt und große Freiheit in der Ausgestaltung vor Ort gelassen werden, hat sich als positiv erwiesen. Diese Vorgehensweise stellt hohe Anforderungen an die beteiligten Ehrenamtlichen, Pfarrer, Mitarbeiter/innen und auch an die Projektbe-

gleiter/innen, fördert aber die lokale Eigenverantwortlichkeit, die Akzeptanz vor Ort und die Zufriedenheit der engagierten Haupt- und Ehrenamtlichen.

### **Ein Gedanke zum Schluss**

Niemand hat das fertige Konzept für die Zukunft der Kirche in Mitteleuropa. Aber deutlich ist: Das Wirken des Heiligen Geistes entfaltet sich vor Ort und in Zusammenspiel und Dialog der verschiedenen Charismen. Darin können wir gemeinsam lernen und entdecken, was Gott mit uns vorhat. Der vor zwei Jahren verstorbene Theologe Thomas Pröpper hat das in einer Predigt einmal so ausgedrückt:

*„Wir alle sind Geistliche. Denn alle haben wir den Geist Christi empfangen, und zwar ursprünglich durch Christus selbst, den Herrn der Kirche. Und jeder hat ihn empfangen auf seine besondere Weise. Die muss er entdecken und dann persönlich realisieren. Wir müssen endlich von der Vorstellung abkommen, als seien Christen Menschen, die man schon von weitem erkennt. Ewig fades Abziehbild, immer der gleiche Typ. Als bestehe unser Christsein darin, durch einen feststehenden Katalog gehalten zu sein, bestimmte Dinge zu tun und andere eben lassen zu müssen. Nein, die eigentliche Aufgabe besteht darin, dass wir herausbekommen, jeder für sich, was er positiv an seiner Stelle zu tun hat, was kein anderer für ihn tun kann und was gerade seine Begabung ausmacht. Dass wir aufhören, uns gängeln zu lassen und auf Anleitung zu warten, sondern selbst hinsehen, urteilen und dann handeln.“*

.....

- 1 Jean-Jacques Perennes, Pierre Claverie, Leipzig, S. 220.
- 2 Claude Rault, Die Wüste ist meine Kathedrale, St. Ottilien 2011, S. 58f.
- 3 Alfred Delp, Gesammelte Schriften, Band 4 - Aus dem Gefängnis, Hg. Roman Bleistein, Frankfurt 1984, S. 318 ff.
- 4 Die deutschen Bischöfe: Gemeinsam Kirche sein. Wort der deutschen Bischöfe zur Erneuerung der Pastoral. Bonn 2015 (Die deutschen Bischöfe Nr. 100) S. 50.
- 5 Vgl. Die deutschen Bischöfe Nr. 100, S. 51.
- 6 Vgl. Die deutschen Bischöfe Nr. 100, S. 52.
- 7 Die deutschen Bischöfe Nr. 100, S. 53.
- 8 Die deutschen Bischöfe Nr. 100, S. 53.
- 9 Andreas Knapp, Brennender als Feuer, S. 89.
- 10 Papst Franziskus, Evangelii Gaudium 238.
- 11 Andreas Knapp, Brennender als Feuer, S. 72.
- 12 Die deutschen Bischöfe Nr. 100, S. 41.
- 13 Andreas Knapp, Tiefer als das Meer, S. 58.



## Claudia Kunz

Dr. Claudia Kunz, Theologin, ist Geschäftsführerin der Pastoral Kommission und Frauenkommission der Deutschen Bischofskonferenz.



Claudia Kunz

## „Gemeinsam Kirche sein“

Eine Einführung in das Dokument - Hintergründe und Motive für die Texterstellung

1. Die Kirche in Deutschland steckt in einem epochalen Umbruch; das ist keine neue Erkenntnis, sie wird seit einigen Jahren verkündet und man hört sie seit gut 10 Jahren auch aus bischöflichen Worten und Verlautbarungen.

Als 2001 der damalige Vorsitzende der Pastoral Kommission, Bischof Dr. Joachim Wanke aus Erfurt, innerhalb der Bischofskonferenz anregte, sich mit den pastoralen Folgen dieses Umbruchs zu befassen, waren es vor allem die Bischöfe aus den noch volkskirchlich geprägten Diözesen, die abwinkten: das seien Probleme im Norden und Osten Deutschlands, aber nicht der gesamten katholischen Kirche in Deutschland.

Nur sechs Jahre später mussten fast alle Bistümer in Deutschland notwendige pastorale Strukturveränderungen angehen. Bischof Wanke nahm diese Chance wahr und regte eine ausführliche Bera-

tung in der Deutschen Bischofskonferenz an, um sich auf gemeinsame theologische und pastorale Grundlinien zu

### Gemeinsam Kirche sein

Im Spätsommer 2015 veröffentlichten die deutschen Bischöfe ihr Dokument „Gemeinsam Kirche sein“ zur Erneuerung der Pastoral. Auf ihrer Internetseite schreibt die Deutsche Bischofskonferenz: „Das Dokument will den Weg begleiten, auf dem sich die Menschen in den verschiedenen (Erz-)Bistümern in Deutschland befinden: den Weg von der Volkskirche zu einer Kirche des Volkes Gottes. Theologisch leitend für den Text ist eine dynamische Sicht der Taufe und des Christseins. Er wirbt für eine ‚Kirche im Werden‘.“

verständigen. Die Ungleichzeitigkeit der Entwicklungen hatte jedoch in einigen Bistümern bereits Fakten geschaffen, während andere Bistümer versuchten, die woanders gemachten Fehler nicht zu wiederholen. So kam es während dieser Beratungen anlässlich eines Studientages in der Frühjahrs-Vollversammlung 2007 nicht mehr zu gemeinsamen Sprachregelungen und pastoral-theologischen Orientierungen. Der Studientag unter dem Thema „Mehr als Strukturen“ dokumentiert vielmehr, wie intensiv die Diözesen angesichts von Gläubigen-, Priester- und Geldmangel mit Strukturfragen befasst waren.<sup>1</sup> Zu einer inspirierenden Vision von einer neuen Gestalt von Kirche kam es aber nicht. Im Gegenteil, die Überlegungen waren eher davon geprägt, wie die vertraute Gestalt von Kirche auch unter veränderten Bedingungen – was in der Regel hieß: in erweiterten pastoralen Räumen – erhalten werden kann. Das zwar nicht allzu laut ausgesprochene und doch zentrale Thema damals war: Wie können wir angesichts einer dramatisch kleiner werdenden Zahl von Pfarrern das pfarrliche Leben aufrecht erhalten. Es ging – etwas zugespitzt gesagt – um eine Gestalt von Kirche, die vom Pfarrer her gedacht und gebaut ist.

2. Natürlich gab es an dieser Priesterorientierung ein Unbehagen, das sich vor allem in den beiden Kommissionen für Pastoral (III) und Geistliche Berufe und Kirchliche Dienste (IV) äußerte. Denn diese beiden Kommissionen mussten sich mit den konkreten Folgen der pastoralen Strukturveränderungen für das Berufsbild, das Rollenverständnis, das persönliche und geistliche Selbstverständnis von Priestern, Diako-

nen, Pastoralreferentinnen und Gemeindereferenten befassen. Die Pastoralkommission stand – auch gepuscht durch den Missbrauchsskandal von 2010 – im Gespräch mit dem Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK) und bemühte sich um eine Stärkung der ehramtlich tätigen getauften und gefirmten Christen in ihrer Teilhabe an den drei Grundvollzügen von Kirche der Martyria, Leiturgia und Diakonia und korrigierte so ein Bild von Kirche, das sich vom Pfarrer (und von Hauptberuflichen) her definierte.

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Die Chance, das „Mehr als Strukturen“ auch theologisch und pastoraltheologisch zu reflektieren, ergab sich dann durch das anstehende Konzilsjubiläum. Zu Beginn der Sitzungsperiode (2011 – 2016) beschloss die Bischofskonferenz, in den verschiedenen Kommissionen entsprechend der jeweiligen Sachzuständigkeit eine Relecture der Konzilstexte vorzunehmen. Für die Pastoralkommission, deren Vorsitzender seit 2010 Bischof Dr. Franz-Josef Bode (Osnabrück) ist, bedeutete dies, sich mit der Pastoralkonstitution *Gaudium et spes* zu befassen, und die Kommission für Geistliche Berufe und Kirchliche Dienste unter Vorsitz von Bischof Dr. Felix Genn (Münster) unterzog die Kirchenkonstitution *Lumen Gentium* einer Re-

lecture. Für beide Kommissionen war klar, dass Relecture nicht einfach eine Wiederholung oder ein Gedenken der Konzilstexte bedeuten kann. Beide Kommissionen wollten sich vielmehr von den nunmehr 50 Jahre alten theologischen und geistlichen Texten inspirieren lassen, um eine neue und anziehende Sicht auf die Kirche und deren Gestalt in Deutschland zu gewinnen.

In einem mehrjährigen Prozess ist aus diesen Beratungen der beiden Kommissionen der 2015 vom Ständigen Rat der Deutschen Bischofskonferenz verabschiedete Text „Gemeinsam Kirche sein“<sup>2</sup> entstanden. Beide Kommissionen haben jeweils eine Arbeitsgruppe gebildet, in der neben Bischöfen auch Theologiestudierenden und Theologieprofessoren und weitere Fachleute mitgewirkt haben. Die Arbeitsgruppen tagten zunächst getrennt, formulierten aus ihrer Relecture der beiden Konzilskonstitutionen Thesen und Textbausteine, diskutierten diese sehr offen und legten sie den Kommissionen zur weiteren Beratung vor. In einem Studientag 2014 hat sich die gesamte Bischofskonferenz in ihrer Vollversammlung mit den nun entwickelten Themen und Texten befasst. Die grundsätzliche Zustimmung der gesamten Bischofskonferenz zu den vorgelegten Thesen und Perspektiven für die pastorale Entwicklung in der Kirche in Deutschland war ein wichtiger Schritt hin zur endgültigen Textfassung und Verabschiedung im Spätsommer 2015.

3. „Gemeinsam Kirche sein“ ist ein Konsensdokument, 27 Ordinarien mussten ihm zustimmen können. Das hat an der einen oder anderen Stelle zu Kompromissformulierungen geführt, wo andere

vielleicht eine radikalere oder moderatere Aussage gewünscht hätten.

Bischof Dr. Bode hat bei dem Pressegespräch anlässlich der Vorstellung von „Gemeinsam Kirche sein“ von einem Lernprozess gesprochen, den auch die Bischöfe bei der Erstellung des Textes und im Ringen um die einzelnen Themen durchgemacht haben. „Gemeinsam Kirche sein“ entwirft die Kirche nicht mehr vom Priester und Amt her. „Das Kirchesein der Getauften und Gefirmten kann ... nicht mehr gesteigert werden, auch nicht durch das Weihesakrament“ (S. 28) – ist sicher eine der Spitzenausagen von „Gemeinsam Kirche sein“. Damit sind die Laien nicht (mehr) die verlängerten Arme des Klerus, die Zuarbeiter oder Mitarbeiter des Klerus. Es ist geradezu von einer Umkehr der Verhältnisse die Rede: Einige wenige im Gottesvolk, nämlich alle Hauptamtlichen in der Kirche sind dazu da, den Getauften und ihren Charismen zu dienen. Es geht den Bischöfen mit diesem Text um ein gemeinsames Kirchesein, aber nicht um eine Kirche als Selbstzweck. „Wir müssen die Kirche nicht retten“ und „Wir wollen gemeinsam Kirche sein für alle Menschen“, diese beiden Überschriften in der Einleitung und im Schluss des Textes machen deutlich: Jesus Christus – und nicht die Kirche – ist das Licht der Völker. Und um diese universelle Perspektive, für die Menschen da zu sein, geht es.

4. Die durchaus breite und positive Rezeption von „Gemeinsam Kirche sein“ – übrigens auch über den innerkirchlichen Raum hinaus – zeigt, dass es sich hier wohl wirklich um ein wegweisendes Wort der deutschen Bischöfe handelt. Dabei kommt „Gemeinsam Kirche

sein“ nicht als ein Schreiben definierter Antworten und Verordnungen daher. Es versteht sich vielmehr als Impulspapier, will Diskussionen und Suchbewegungen anregen und unterstützen. Die vielfältige, durchaus auch konstruktiv-kritische Rezeption von „Gemeinsam Kirche sein“ zeigt, dass sich die Kirche in Deutschland mitten in diesem von den Bischöfen so genannten Perspektiv- und Mentalitätswandel befindet.<sup>3</sup>

.....

- 1 „Mehr als Strukturen...“ Entwicklungen und Perspektiven der pastoralen Neuordnungen in den Diözesen. Dokumentation des Studientages in der Frühjahrs-Vollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz 2007, hrsg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn 2007 (Arbeitshilfen Nr.213); „Mehr als Strukturen...“ Neuorientierung der Pastoral in den (Erz-)Diözesen. Ein Überblick, hrsg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn 2007 (Arbeitshilfen Nr.216).
- 2 Die deutschen Bischöfe: Gemeinsam Kirche sein. Wort der deutschen Bischöfe zur Erneuerung der Pastoral. Bonn 2015 (Die deutschen Bischöfe Nr. 100)
- 3 Gemeinsam Kirche sein. Impulse – Einsprüche – Ideen, hrsg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn 2016 (Arbeitshilfen Nr. 286). Weitere Arbeitshilfe auf der Website <http://gemeinsam-kirche-sein.de/>.



## Workshop-Dokumentation



DOK-Mitgliederversammlung 2017: Ein Blick in die Gruppenarbeit

Der Studientag im Rahmen der Mitgliederversammlung 2017 der Deutschen Ordensobernkonferenz beschäftigte sich mit dem Thema „Gemeinsam Kirche sein“. Nach dem einführenden Referat von Generalvikar Theo Paul (vgl. S. 295-305 in diesem Heft) und einer Einführung in das gleichnamige Dokument der Deutschen Bischöfe durch Frau Claudia Kunz von der Deutschen Bischofskonferenz (vgl. S. 306-309) wurde die Thematik in Workshops vertieft. Einige davon dokumentiert die Ordenskorrespondenz auf den folgenden Seiten.

Claudia Kunz

### „Gemeinsam Kirche sein“<sup>1</sup>

Arbeiten in Gruppen mit dem Wort der deutschen Bischöfe

Dieser Workshop wollte den inneren Zusammenhang der Kapitel von „Gemeinsam Kirche sein“ aus dem Entstehungsprozess heraus deutlich machen (1. Spalte), zentrale Aussagen heraus-

stellen (2. Spalte) und aufgrund von Erfahrungen im Rezeptionsprozess konkrete Herausforderungen zur Weiterarbeit mit dem Text in Gruppen benennen (3. Spalte).

Überblick	Zitate	Herausforderungen
Einleitung: Wir müssen die Kirche nicht retten die Initialerfahrung	„Jesus Christus ist das Licht der Völker.“ (LG 1) „Diese Sicht von Kirche stellt eine enorme Entlastung und eine große Chance dar. Wir können die Kirche nicht machen und wir müssen die Kirche nicht retten. Aber es sollte uns sehr unruhig machen, wenn wir uns als Kirche verschließen, wenn wir nur eine bestimmte Gestalt von Kirche und kirchlichem Leben konservieren wollen.“ (S. 11)	Es geht nicht um den Erhalt kirchlicher Strukturen oder einer bestimmten Kirchengestalt, es geht um Umkehr, um eine Erneuerung durch die Begegnung mit Jesus Christus.

Überblick	Zitate	Herausforderungen
Kap. 1: Jeder Mensch ist zur Heiligkeit berufen <i>der hermeneutische Schlüssel</i>	<p>„Vermutlich braucht es die gegenwärtigen kirchlichen Mangelerscheinungen, um die zentrale Wahrheit wieder zu entdecken: Jeder Christ ist aufgrund von Taufe und Firmung berufen, das Heilige in seinem eigenen Leben immer weiter zu entfalten und eben dadurch Welt und Kirche im Geiste Jesu Christi mitzugestalten. Diese Bedeutung und Verantwortung jedes einzelnen Christen gilt auch unabhängig von der Zahl der Priester und des hauptberuflichen Personals in der Kirche.“ (S. 15)</p> <p>„Widerstände, die sich gegen eine Pastoral der Berufung aller zur Heiligkeit richten, sind ernst zu nehmen. Denn sie weisen hin auf mögliche Verengungen und Fehlformen wie Moralismus, Weltfremdheit oder Fanatismus, die es zu vermeiden und zu überwinden gilt.“ (S. 16)</p> <p>„Christliche Spiritualität ist keine individualistisch verstandene Selbsterfahrung, sondern ein zutiefst communiales und soziales Geschehen.“ (S. 18)</p>	Kirche im Werden: Die gemeinsame Berufung wiegt schwerer als alle sekundären Differenzierungen. Taufe ist kein punktuelles Ereignis, sondern ein lebenslanger Prozess.
Kap. 2: „Die vielen Charismen sind der Reichtum der Kirche“ <i>der pastorale Prozess</i>	<p>„Die Getauften und ihre Charismen sind der eigentliche Reichtum der Kirche. Die Charismen zu entdecken, sie zu fördern und ihren positiven Entfaltungs- und Sendungsraum in der Kirche und in der säkularen Welt zu erkennen und zu gestalten, ist die zentrale Aufgabe dieser Pastoral.“ (S. 19)</p> <p>„Die Menschen möchten immer weniger für vorgegebene Aufgabenfelder angeworben und ehrenamtlich eingesetzt werden, sie wollen umgekehrt ihre persönlichen Gaben entdecken, einbringen und entfalten. Durch ein solches Umdenken von einer Bedarfs- auf eine Ressourcenorientierung können ganz neue Ausdrucksgestalten kirchlichen Lebens entstehen.“ (S. 19)</p>	Geistliche Prozesse initiieren und begleiten Umdenken von einer Aufgaben-/Bedarfsorientierung zur Ressourcenorientierung
Kap. 3: „Im Leben der Kirche wird Jesus Christus sichtbar“ <i>die theologische Begründung</i>	„Gefragt sind Bilder von der Kirche, die nicht nur beide, Klerus und Laien, umfassen und einander zuordnen, sondern auch die Kirche zur Welt, in der sie lebt, in Beziehung setzen. Es geht um Bilder von der Kirche, die gerade auch die Fragen nach Autorität, Verantwortung, Selbstständigkeit und Eingebundenheit beantworten können.“ (S. 29)	die Gesellschaft, die Stadt, das Leben vor Ort ist der Entwicklungsraum des Evangeliums

Überblick	Zitate	Herausforderungen
	<p>„Es ist kein naives, sondern ein in Christus und seiner Menschwerdung selbst begründetes Vertrauen, das die Kirche auf alle Menschen zugehen und ihnen mit großem Respekt begegnen lässt.“ (S. 32)</p> <p>„Darum gehört zu einem Weg der Erneuerung in der Kirche auch, dass wir ermutigt durch den Ruf Gottes, etwas riskieren dürfen – auch auf die Gefahr hin, Fehler zu machen.“ (S. 34)</p>	
<p>Kap. 4: „Die Kirche ist priesterliches Volk Gottes“ <i>der geforderte Mentalitätswandel</i></p>	<p>„Die Kirche ist primär nicht eine institutionell fassbare Kirche der Priester und Hauptberuflichen, die dann die Getauften für weitere Aufgaben heranziehen.“ (S. 34)</p> <p>„Die priesterliche Würde aller Getauften kann weder durch Ämter oder Dienste noch durch Berufungen oder Beauftragungen einzelner Christen gesteigert oder überboten werden.“ (S. 35)</p> <p>„Priester, Diakone, Pastoralreferentinnen und Gemeindereferenten arbeiten dann professionell, wenn sie die Partizipation vieler fördern und die Delegation auf wenige abbauen.“ (S. 40)</p>	<p>Änderung einer tiefsitzenden Mentalität: Amt als Dienst an der Einheit und Ermöglichung von Vielfalt – Wandel von einer Versorgungs- hin zu einer Partizipationslogik</p>
<p>Kap. 5.: „Leitung in der Kirche hat viele Gesichter“ <i>die Machtfrage</i></p>	<p>„Es geht für die Leitung heute vor allem darum, aus der gemeinsamen Gründung in Christus und seinem Geist, miteinander Hörende zu werden und Erfahrung von Kirchwerden zu ermöglichen. Erst aus dieser Haltung heraus können Pastoralpläne und neue Ideen entwickelt und fruchtbar werden.“ (S. 45)</p> <p>„In seinem Dienst an der Einheit der vielen Charismen muss er [der Pfarrer] auch zulassen und respektieren, dass er diese nicht gleichschalten darf und dass es in dieser Pluralität von Diensten und Gaben auch Differenzen geben wird...“ (S. 46)</p> <p>„Es gibt in der Kirche Männer wie Frauen, die ausdrücklich als Laien einen kirchlichen Leitungsdienst ausüben. Dazu gehören professionell ausgebildete Christinnen und Christen, die im Auftrag des Bischofs als Pastoralreferentin und Pastoralreferent, als Gemeindereferentin und Gemeindereferent oder in einer der verschiedenen bischöflichen Organisationen leitend tätig sind. Es gibt aber auch kirchliche Lebensbereiche,</p>	<p>Leitung als Haltung des Vertrauens, der Transparenz, Kommunikation und Demut - nicht als Ober- und Unterordnung.</p>

Überblick	Zitate	Herausforderungen
	in denen Frauen und Männer eine Leitung wahrnehmen, die nicht als Ableitung oder Delegation vom bischöflichen oder priesterlichen Dienst beschrieben werden kann.“ (S. 46f)	
Kap. 6: „Die Pastoral der Kirche erneuert sich“ <i>die neuen Strukturen</i>	„Die bisher vorgetragene theologischen und pastoralen Überlegungen müssen sich in den sich erneuernden Strukturen der Kirche bewähren. Das gilt besonders im Blick auf die Pfarrei, deren Gestalt sich in den letzten Jahren massiv verändert hat.“ (S. 50) „Eine Kirche, die ihren Grund in der Menschwerdung Jesu Christi hat, braucht auch Orte, an denen erfahrbar wird, dass Christus in diese Welt und zu diesen Menschen kommt, um sie zu erlösen.“ (S. 50)	Kirche ist da, wo sie für die Menschen – und nicht nur für die Getauften und Frommen – da ist! neue pastorale Orte
Schluss: „Wir wollen gemeinsam Kirche sein für alle Menschen“ <i>Vertrauen in Gott – in die Menschen</i>	„Dabei geht es um eine neue Hinwendung zu Jesus Christus, um ein vertieftes Erkennen und Liebenlernen Jesu. Untrennbar davon ist die erneute Bekehrung zur Evangelisierung, zu einer Kirche, die wächst, indem sie aus sich heraus zu den Menschen geht, besonders zu denen am Rande.“ (S. 55)	Erneuerung durch Umkehr der Kirche

- .....
- 1 Die deutschen Bischöfe: Gemeinsam Kirche sein. Wort der deutschen Bischöfe zur Erneuerung der Pastoral. Bonn 2015 (Die deutschen Bischöfe Nr. 100), Gemeinsam Kirche sein. Impulse – Einsprüche – Ideen, hrsg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn 2016 (Arbeitshilfen Nr. 286). Weitere Arbeitshilfe auf der Website <http://gemeinsam-kirche-sein.de/>.

Cornelius Bohl OFM

## „Schön, dass Sie (noch) da sind!“

Was machen die Klosterschließungen mit der Kirche und was macht da Gott mit uns?

Der Workshop war gut besucht – sicher ein Zeichen dafür, dass das Thema der Klosterschließungen vielen Gemeinschaften auf den Nägeln brennt. Das republikweite Klostersterben macht das Ordensleben innerkirchlich wie gesellschaftlich zusehends zu einem Randphänomen. Überalterung und Mitgliederschwund verändern aber auch das innere Gefüge. Weniger junge Schwestern und Brüder heißt weniger Kontakt mit der Welt junger Menschen heute. Nehmen wir noch wahr, was um uns herum geschieht? Im Gegenzug verstärkt sich die Binnenperspektive, die Sorge um die alten und kranken Schwestern und Brüder. Das Lebenstempo einer ganzen Gemeinschaft wird langsamer, das Blickfeld enger. Wir sind viel mit uns selbst beschäftigt. Die Krise der Zahlen wird leicht zu einer Identitätskrise: Was wir bisher getan haben, können andere auch, manchmal sogar besser. Wo ist überhaupt unser Platz in Gesellschaft und Kirche? Können wir das, was wir strukturell mit Mühe und Not halten, noch wirklich geistlich füllen? Wissen wir noch, wozu wir da sind?

### **Einstiegsimpuls: Erfahrungen und Fragen**

Ich beginne den Workshop mit einem Kaleidoskop konkreter Erfahrungen und

Fragen aus unserer Gemeinschaft rund ums Thema Abschiednehmen und Klosterschließungen.

- Kürzlich ein Gespräch unter Brüdern: Entspricht es nicht unserem franziskanischen Charisma, wenn wir gesellschaftlich und kirchlich kleiner, bescheidener, „demütiger“ werden? Ist der Wunsch, möglichst viele Niederlassungen, Werke und Strukturen zu halten, nicht auch Ausdruck einer gewissen Geltungssucht in Kirche und Gesellschaft? Die Kenosis Christi weist einen anderen Weg. Das kann ich theoretisch und spirituell gut ver-

**Cornelius  
Bohl OFM**



Der Franziskaner P. Cornelius Bohl ofm, geboren 1961 in Fulda, war nach einer Promotion in franziskanischer Spiritualität in Rom mehrere Jahre in der Noviziatsausbildung und in der Pfarrpastoral tätig. Seit März 2012 ist er Provinzialminister der Deutschen Franziskanerprovinz mit Sitz in München.

treten. Als Provinzial erlebe ich diesen Prozess allerdings als durchaus schmerzlich: Schon wieder ein Haus weniger. Schon wieder drei Todesfälle. Brüder kämpfen: Wir müssen doch in ein paar großen Städten präsent bleiben! Wir müssen doch unsere Schulen behalten, um den Kontakt mit der Jugend nicht zu verlieren! Wir können doch einen Ort nicht verlassen, wo wir seit 400 Jahren verwurzelt sind ... Was wir erleben, tut weh! Es ist auch ein Sterbeprozess!

- Die Grundsatzfrage: Wann ist eine Einrichtung „franziskanisch“? So lange an entscheidenden Stellen Franziskaner präsent waren, schien das franziskanische Charisma gesichert. Das ändert sich. Ist es sinnvoll, bei einer Schule, in der in absehbarer Zeit kein Mitbruder mehr aktiv vorkommt, eine kleinere Kommunität zu belassen, um damit den „franziskanischen Geist“ zu wahren? Soll eine Einrichtung in der Trägerschaft der Provinz verbleiben, auch wenn es dort kein „franziskanisches Gesicht“ mehr gibt?
- Leitungspositionen in unseren Einrichtungen, die traditionell von Brüdern wahrgenommen wurden, werden immer öfter mit Laien besetzt. Diese Entwicklung entspricht unserem Charisma: Nicht nur wir Brüder sind Träger der franziskanischen Idee, wir tragen gemeinsam mit engagierten Frauen und Männern das, was uns wichtig ist, in die Zukunft. Allerdings führen diese Veränderungen manchmal auch zu Spannungen. Brüder müssen lernen, Verantwortung abzugeben. Dann höre ich schon einmal: „Haben wir denn gar nichts mehr zu sagen?“
- Der Versuch, alten Orten in neuer Konstellation Zukunft zu geben, kann zu überraschenden Allianzen führen. Es gibt Partner, denen es ein ehrliches Anliegen ist, einen Ort als spirituellen Ort zu erhalten. Das Franziskanische buchstabiert sich in neuen Formen. Aber auch das ist nicht unbedingt spannungsfrei: Wo wir seit Jahrhunderten allein bestimmt haben, mischen jetzt andere mit. Rhythmus und Erwartungen können auf beide Seiten sehr unterschiedlich sein. Brüder fühlen sich von Neuerungen leicht überfordert. Und von den Partnern kommt die Rückmeldung: „Es ist ein bisschen so, wie wenn man bei der Schwiegermutter einzieht!“

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

- Reduzierung soll auch finanziell entlasten, weil Strukturen, Personal und Unterhalt auf Dauer zu teuer sind. Wir machen auf vielen Ebenen die gegenteilige Erfahrung: Abschied kostet! Wir müssen oft erst noch einmal kräftig investieren, bevor wir Abschied nehmen können.
- Wir schließen einen Konvent, als deutlich wird, dass die drei älteren Brüder dort die Dienste in Zukunft nicht mehr verantwortlich leisten können. Einer hat einen Großteil seines Lebens dort verbracht. Böse Fragen aus der Bevölkerung an den

Provinzial: „Wie können Sie einen so alten Mann noch versetzen?“ Ich hatte eine andere Frage befürchtet: „Wie können Sie nur drei alte Männer so lange dort lassen?“ Wann ist der Zeitpunkt zur Schließung gekommen?

- Soll ein Abschied möglichst schnell und schmerzlos vollzogen werden oder mit größerem Vorlauf? Als die Provinzleitung die Schließung eines Hauses entschieden hat, bitten die Brüder um ein knappes Jahr Verlängerung, um manches noch in Ruhe regeln und sich innerlich verabschieden zu können. Das schien im Nachhinein positiv und hat die Stimmung im Umfeld beruhigt. An einem anderen Ort ist der Abschied drei Jahre vorher bekannt. Können Brüder so lange abschiedlich leben und „Pastoral in der Abendsonne“ betreiben?
- Oft wird beklagt, dass Ordensniederlassungen in diözesanen Pastoral-konzepten keine Rolle spielen. Selbstkritisch muss ich sagen: Dafür gibt es durchaus Gründe. „Ich brauche verlässliche und langfristige Zusagen“, sagt ein Bischof. Wer kann die heute geben? Ein Provinzkapitel, ein Todesfall, ein Austritt, eine neue Provinzleitung können über Nacht zu neuen Entscheidungen führen. Wir sind z.T. flexibler als Diözesen – aber das macht uns auch nicht unbedingt zu leichten Partnern.
- Die Schließung eines Hauses löst in der Bevölkerung heftige Kritik aus: „Mir wird die geistliche Heimat genommen. Wenn Ihr geht, trete ich aus der Kirche aus!“ – „Lasst doch wenigstens noch einen Bruder da!“ – „Die Brüder, die jetzt da sind, können doch noch fünf Jahre bleiben!“

Ich verstehe die emotionale Betroffenheit, komme aber gegen das Kirchenbild und den fehlenden Blick für das Ganze argumentativ nicht an. Die Provinzleitung bleibt immer der Bösewicht.

- Beim Abschied wird noch einmal deutlich, was Brüder an einem Ort gearbeitet und bedeutet haben. Das ist schön und macht dankbar. Aber wird da manchmal die Vergangenheit nicht auch verklärt? Sind wir wirklich ein anderes Gesicht von Kirche? Was schätzen Menschen an uns?
- Fragen bei einer Schließung: „Warum gerade hier? Dieser Ort bietet doch so viele Möglichkeiten!“ Wir schließen keine „schlechten“ Häuser, weil die Brüder dort nicht gut gearbeitet hätten. Wir müssen gute Orte schließen, um gute Orte zu halten. Wir müssen an einem Ort gehen, damit es an einem anderen Ort weitergeht. Diese Sicht fehlt oft auch bei den Brüdern selbst.
- Es gibt gute Erfahrungen: Nachdem wir einen Wallfahrtsort verlassen haben, geht es anders weiter. Die Geschichte hat einen langen Atem: Anfangs haben dort Weltpriester Dienst getan, später eine andere Ordensgemeinschaft, dann fast hundert Jahre wir, jetzt Brüder aus Indien. Auch das ist Erfahrung von Kirche. Es geht nicht darum, dass wir einen Ort halten. Es geht darum, gemeinsam Kirche zu sein.

Was machen diese Erfahrungen mit uns? Was machen diese Erfahrungen mit der Kirche? Was macht da Gott (vielleicht) mit uns? Wo kann uns die aktuelle Krise die Augen öffnen für Schätze unserer Lebensform, die wir

vielleicht vergessen haben? Was können wir eigentlich erst jetzt wieder, wo wir vieles nicht mehr können?

### **Die Krise als Chance des gottgeweihten Lebens?**

In der aktuellen Umbruchsituation können wir Ordensleute wieder lernen, dass wir in die Nach-Folge berufen wurden. Jesus gibt seinen Jünger zwei Aufträge: Macht euch auf den Weg! Und: Nehmt nichts mit! Der Jünger ist ein Wegemensch, Wanderer und Pilger. Und eignet sich nichts an. Er lebt nicht aus dem, was er mitschleppt, auch nicht von Orten und Aufgaben, sondern aus einer Beziehung.

Wer von Jesus auf den Weg geschickt ist, dreht sich nicht um sich selbst, er hat eine Sendung, ein Ziel. Die Krise fragt: Weiß ich noch, wozu ich gesandt bin? Wer braucht mich? Wenn uns niemand mehr braucht, braucht es uns nicht mehr. Wir sind nicht berufen für uns, sondern für andere.

Im Mittelpunkt der Botschaft Jesu steht der Ruf zur Umkehr, also zu Veränderung. Wir gebrauchen Religion gerne umgekehrt zur Sicherung des Status quo, als Mittel, dass sich gerade nichts ändert! Wenn wir den Ruf Jesu zur Umkehr ernst nehmen, dürften uns Veränderungen nicht schrecken. Alle von außen auf uns zukommenden Veränderungen können Impulse zur Selbstevangelisierung sein: Vielleicht ruft Gott zur Umkehr, indem er etwas verändert. Er verändert etwas, damit wir uns verändern.

Ich erlebe Brüder, die sich wesentlich von einer Funktion her definieren und in die Krise kommen, weil sie plötzlich keine anerkannte Arbeit mehr haben,

kein Amt und keinen Titel: Bin ich nichts mehr wert, weil ich nichts mehr verdiene? Ist unsere Gemeinschaft in Frage gestellt, wenn wir Häuser und Aufgaben abgeben müssen? Im Leben nach den evangelischen Räten geht es nicht primär um einen sozialen oder pastoralen Dienst, um das Halten von Häusern und Werken, sondern um Nachfolge, um ein persönlich authentisches Christsein. Schätzen Menschen uns wegen der Dienste, die wir leisten – oder begegnen sie in uns einem Lebensentwurf, dessen Wert in der Kirche nicht allein an seiner Funktionalität hängt?

Es gibt eine Spiritualität der Präsenz. Ich erlebe in unserer Provinz, dass an vielen Orten nicht nur die einzelnen Dienste der Brüder wichtig sind, sondern vor allem ihr verlässliches Dasein. In einem solchen treuen und bescheidenen Dasein kann Christus auch dann noch bezeugt werden, wenn die Kräfte für große Aktionen fehlen.

Schrumpfende Mitgliederzahlen, eine multikulturelle und multireligiöse Gesellschaft und ein sich veränderndes politisches Klima verändern die Stellung der Kirche. Sie bewegt sich aus der Mitte eher zum Rand. Diese Bewegung dürfte uns Ordensleuten von unserem Ursprung her eigentlich so fremd nicht sein: Unsere Anfänge sind vielfach mit einem Ausstieg aus bestehenden Herrschafts- und Machtstrukturen verbunden. Hier kann die Krise helfen, Schwäche auch als Chance zu sehen und die prophetisch-kritische Dimension unseres Lebens am Rand neu zu entdecken. Der innerkirchliche Strukturwandel bringt viele Ordensgemeinschaften auch in finanzielle Schwierigkeiten. Ökonomisches Haushalten ist notwendig. Aber



könnten nicht solche Erfahrungen auch eine Chance sein, den evangelischen Rat der Armut neu zu entdecken? Nicht als individuell bescheidene Lebensführung, sondern als gemeinschaftliche Erfahrung von Ungesicherheit: Was können wir uns nicht mehr leisten? Und wofür wollen wir auch weiterhin bewusst Geld investieren?

Manche Ordensgemeinschaften können heute ihre großen Werke nicht mehr allein tragen und entwickeln neue Formen der Zusammenarbeit mit Laien, so

dass das ordensspezifische Charisma auch durch sie weiter wirkt. Die aktuelle Krise könnte diese gegenseitige Verwiesenheit von Ordenschristen und „Laienchristen“ neu zu Bewusstsein bringen. Sie kann auch Anstoß sein, Ordensleben weiter zu denken: Viele der „neuen geistlichen Bewegungen“ geben in einem Netzwerk ganz verschiedenen Menschen die Möglichkeit, an ihrem Charisma teilzuhaben bzw. dieses in unterschiedlichen Formen und Bereichen zu leben.

Alexander Schwabe

# Das schwierige Verhältnis zwischen Kirche und Medien<sup>1</sup>

## 1. Welche Rolle spielen kirchliche Themen in Redaktionen?

Für die großen, überregionalen Zeitungen ist zu sagen: Sie leisten sich alle noch einen Kirchenredakteur. Das Thema Religion ist ein allgemein interessantes Thema, das noch immer Leser findet, das noch immer Teil des gesellschaftlichen Lebens ist. Warum das so ist? Vermutlich, weil das Thema Religion einfach zum Menschen gehört. Vermutlich, weil die Naturwissenschaften die Welt zwar auf vielen Gebieten entzaubert - man muss ergänzen: und zugleich eine neue Faszination offengelegt haben -, doch auf die wirklich großen Fragen der Existenz keine Antwort gefunden haben: Woher kommen wir? Wohin gehen wir? Und was ist der Sinn von all dem? Selbst einigermaßen reflektierte Atheisten oder Agnostiker setzen sich mit dem Phänomen Religion und Glaube auseinander. Es kommt nicht von ungefähr, dass sich der „Spiegel“-Herausgeber Rudolf Augstein intensiv mit Jesus beschäftigt hat und das Buch „Jesus Menschensohn“ geschrieben hat.

Im Unterschied zu den Mutterblättern ist die theologische Perspektive bei den Online-Auftritten der beiden großen politischen Wochenmagazine, „Der Spiegel“ und „Die Zeit“, nicht institutionalisiert. Beim jüngeren, moderneren Medium kommt es auf die Initiative Einzelner an. Wer gute Themen aus Kir-

che und Theologie vorschlägt, kann diese in der Regel auch umsetzen. Selbst teure Reisen mit dem Papst werden finanziert. Über Großereignisse, wie etwa der Tod oder die Wahl eines Papstes, wird natürlich berichtet. Reizthemen wie Zölibat und Sexualmoral, bei denen klar ist, dass es dafür immer ein Publikum gibt, werden regelmäßig gecovered. In vielen Fällen wird die Kirche in den Medien behandelt wie weltliche Institutionen auch: Wenn es Missstände gibt, muss die Öffentlichkeit darüber informiert werden. Manch einer hat den Eindruck, mit der Kirche gehe man härter ins Gericht als mit anderen Institutionen. Generell kann ich dies nicht bestätigen. Wenn es hin und wieder so wäre, könnte es damit zusammenhängen, dass an die Kirche deshalb höhere moralische Maßstäbe angelegt werden als an andere gesellschaftliche Gruppen, weil die Kirche immer wieder selbst hohe moralische Maßstäbe setzt und einfordert.

## 2. Was haben Kirche und Medien gemein, was trennt sie?

Im modernen, aufgeklärten, säkularen Staat sind Kirche und Staat, Religion und Verfassung getrennt - im Unterschied zum Gottesstaat. Der Staat hat sich zu religiöser Neutralität verpflichtet und das sollte man auch von den Medien erwarten, die auf dem Boden des Grundgesetzes stehen und eine wichtige gesellschaftliche Funktion der



Aufklärung, Information und Kontrolle haben. Im Prinzip sind sie Teil des säkularen Gefüges.

Für das Verhältnis von Kirche und Medien könnte folgender Vorgang typisch sein: Das Canisianum in Innsbruck hatte einmal einen großen Garten, in dem die Konviktooren nach dem Mittag- oder Abendessen gerne eine Runde drehten und dabei über Gott und die Welt plauderten. Heute gibt es den riesigen Garten des internationalen Priesterseminars der Jesuiten nicht mehr. Der ORF, Landesstudio Tirol, hat ihn aufgekauft und dort einen riesigen Neubauklotz reingestellt. Dieses Bild – damals der schöne Garten Eden mit Ententeich, um den man ging und geistige Gespräche führte, heute ein futuristischer Zweckbau, der ununterbrochen News produziert – könnte die Verschiebung zwischen zwei Institutionen symbolisieren, zwischen Kirche und Medien, die beide das Wort, die Sprache, die Nachricht oder Botschaft als Ar-

beitsgrundlage haben. Und zwar eine Verschiebung zugunsten der Medien. Die altherwürdige Institution Kirche ist auf dem Rückzug. Die moderne Gesellschaft in Gestalt der Telekommunikation hat sich ihren Raum gekrallt. Der paradiesische Garten wurde von der Massenmedienwelt zerstört. Das Wort Gottes hat gegen den Wortschwall der Informationsgesellschaft verloren.

Doch diese Verdrängungstheorie stimmt nicht ganz. Denn ein Teil des verlorenen Gartens wirkt in weltlichen Institutionen, in Sendern und Zeitungsredaktionen, fort. Die Gesellschaft und somit auch die Medien sind von den Errungenschaften des Christentums durchdrungen. Jedenfalls von einigen christlichen Prinzipien, die das Zusammenleben prägen und humaner machen. Werte, für die das Christentum steht – Liebe, Friede, Gerechtigkeit, Freiheit – sind längst eingegangen in die Bewertung von Ereignissen, die Medien unablässig vornehmen. Sie sind Grundlage des Anspruchs, den seriöse Medien an die politische, wirtschaftliche, gesellschaftliche und kulturelle Wirklichkeit anlegen. Medien stellen zwar nicht per se die Gottesfrage, sie arbeiten gewissermaßen ohne Transzendenzhinweis, doch fragen sie nicht permanent nach sozialer Gerechtigkeit? Ist ihre Berichterstattung nicht beständig auf Frieden hin ausgerichtet? Klagen sie nicht Menschenrechte ein und die Freiheit, sich offen versammeln und seine Meinung sagen zu dürfen?

Selbst in fernöstlichen und sich atheistisch verstehenden Gesellschaften sind christliche Inhalte wie die Idee der Caritas, die Idee der Vergebung, die Idee der Gleichheit aller Menschen latent präsent. Ein Soziologieprofessor der Pekinger Tsinghua-Universität erklärt, in der chi-

**Alexander Schwabe**



Alexander Schwabe ist Redakteur der christlichen Wochenzeitschrift „Christ in der Gegenwart“. Zuvor war er unter anderem als Chef vom Dienst bei „Zeit Online“ in Berlin für die Homepage verantwortlich. Er studierte evangelische Theologie in Neuendettelsau und Tübingen.

nesischen Gesellschaft, die traditionell konfuzianisch geprägt ist und seit bald 70 Jahren von der kommunistischen Partei gelenkt wird, gebe es sehr starke christliche Einflüsse – ohne dass ihr das bewusst sei. Vor allem das Gesundheitswesen und der soziale Sektor seien in ihrer Entwicklung und heutigen Ausprägung ohne den Gedanken der christlichen Nächstenliebe nicht vorstellbar. So gesehen könnte sich das Christentum doch zufrieden zurücklehnen, hat die von Jesus ausgegangene Bewegung doch einen Zustand erreicht, der sie überflüssig macht. Doch ein wesentlicher Faktor fehlt in dieser Bewertung: die Frage nach Gott. Die Kirche erschöpft sich bei weitem nicht darin, Sozialanstalt zu sein. Entscheidend muss für sie die Dimension Glauben sein.

### 3. Warum Medien sich mit der Kirche schwertun

Kirche wirkt häufig zu harmlos, als dass sie journalistisch interessant sein könnte. Vom „Wohlfühl-Christentum“ evangelischer Kirchentage ist oft die Rede. Und auch seichte Erbauungsliteratur und betuliche, frömmelnde Lebenshilfeschriften aus der Glücksecke befriedigen nicht. Unmittelbar vor dem Evangelischen Kirchentag im Mai in Berlin und Wittenberg hat die Schriftstellerin Sibylle Lewitscharoff die Glaubenspraxis der evangelischen Kirche kritisiert. Sie sei zu beliebig. Als Institution zeige sie „zu viel Verständnis für alles“. Die Anpassung an gesellschaftliche Strömungen und Alltagsfragen gehe zu weit. Sofern die protestantische Kirche diesen Weg weitergehe, werde sie sich selbst auflösen. Es gebe sehr viele verwässerte, oberflächliche Figuren, die

zum Totengräber der evangelischen Kirche würden. Die Gottesdienste würden heute von den Organisten getragen, nicht von den „weichgespülten Gutmuts-Predigten mit Tendenz zum albernen Verständnis für alles und jedes“. Jeder mag prüfen, inwiefern dies auch auf die katholische Kirche zutrifft.

Zur Harmlosigkeit trägt bei, wenn Profile in der Kirche selbst entschärft werden. Da gibt es einen Papst, der die Armut in der Welt anprangert, das Nord-Südgefälle, dessen tödliche Auswirkungen wir inzwischen täglich schmerzlich im Mittelmeer sehen. Ein Papst, der Unruhe stiften will („hagamos lio“, „macht Wirbel“, rief er den Jugendlichen in Krakau zu), der Dinge in Bewegung bringen will, der Veränderung will, der Menschen zu Eigeninitiative motivieren will, der Kirche von unten, als Partizipation versteht – und was passiert: Vielen ist es schon wieder zu viel Bewegung, zu viel Änderung, zu viel Eigenverantwortung und zu wenig Führung, zu wenig Klarheit, zu wenig Ungestörtheit, zu wenig Gemütlichkeit. Er sei nicht dazu da, Jesus zu spielen, sagen seine Gegner, sondern eine Institution zu leiten – ein Jesus ist für Medien interessanter als ein Bürokrat, ein Manager, wie es ihn zu Tausenden gibt. Unter den Kriterien der Öffentlichkeitswirksamkeit ist es geradezu desaströs, wenn diejenigen Theologen, denen es gelungen ist, die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf sich zu ziehen, diejenigen, die auf großes Interesse stießen, regelmäßig aus der Kirche rausgeflogen sind oder gemaßregelt wurden: Hans Küng, Ute Ranke-Heinemann, Eugen Drewermann, Leonardo Boff. Offensichtlich vertraten sie Positionen, die gesellschaftlich anschlussfähig gewesen

sind (das sieht man an der Auflage ihrer Bücher und am Zulauf zu ihren Vorträgen). Ausgerechnet sie wurden in der Kirche mundtot gemacht. Das heißt, die Kirche hat sich selbst wichtiger Sprachrohre beraubt. Ironischerweise hat sie in Wahrheit diese Sprachrohre noch verstärkt, weil sie ihnen mit ihren Verboten zusätzlich Publicity verschafft hat - nur die Hörer dieser Sprachrohre konnte sie nicht mehr bei sich verbuchen.

Es sind auch binnenkirchliche Widersprüche, Ungereimtheiten, Nicht-Nachvollziehbare, die nicht vermittelbar sind. Wenn die Kirche etwa - wie im zweiten Vatikanum festgelegt - sagt, es gebe auch außerhalb ihrer die Möglichkeit, zum Heil zu kommen. Religiös gesprochen: Auch derjenige könne in den Himmel kommen, der nicht an den Sakramenten teil hat, es gebe heilsrelevante Vollzüge auch außerhalb der Kirche, dann fragt man sich als Außenstehender: Weshalb dann das ganze Theater um die Zulassung Wiederverheirateter zum Abendmahl, zur Eucharistie, wenn die Sakramente letztlich doch nicht allein heilsrelevant sind. Und: Wieso verhakt man sich in Fragen der Ökumene derart, schließt sich auch hier vom gemeinsamen Abendmahl aus, wenn selbst diejenigen, die nicht mehr in der Kirche sind, dennoch zum Heil kommen können?

Die Kirche hat bei den Medien und insgesamt sicherlich auch dadurch an Attraktivität verloren, dass sie kaum noch agiert, sondern nur noch reagiert. Sie hat den gesellschaftlichen Anschluss verpasst und ist deshalb kein großer Player in den Medien. Die Lebenswirklichkeiten sind für einen Großteil der Gesellschaft längst ganz andere als sie in der Kirche vorkommen. Statt voranzugehen, statt

die *conditio humana* des modernen Menschen klar zu analysieren und die Gesellschaft mit überzeugenden Entwürfen zu führen, hinkt sie der gesellschaftlichen Wirklichkeit nach. Wie ist das mit der Demokratie in einem höfischen, absolutistisch organisierten Kirchenstaat? Wie ist das mit der Gleichberechtigung der Frau, die im Grundgesetz festgeschrieben und ein Menschenrecht ist? Wie ist das mit homosexuellen Beziehungen? Wie ist das mit der Verhütung? Wie lange hat das gedauert, bis Galileo Galilei rehabilitiert wurde?

Der Eindruck drängt sich auf, dass sich die Kirche bis heute nicht vom Schock der Säkularisation erholt hat. Bis heute gibt es starke antimodernistische Strömungen, die sich in Abwehrgedanken verzetteln und lähmen, obwohl sie längst das Nachsehen haben, weil sie keine Kreditwürdigkeit mehr haben bei denen, denen sie nachsehen, denen, die der Kirche den Rücken zuwenden. Der neue Papst versucht die Moderne mitzugestalten in kritischer Distanzierung: Diese Wirtschaft tötet, schrieb er - und wurde gleich wieder zerrissen auch in den eigenen Kreisen. Den Ängstlichen, Konservativen polarisiert er offensichtlich zu sehr. Haben sie Angst, noch mehr Schafe zu verlieren? Oder ihre Pfründe?

#### **4. Das Sprachproblem der Kirche**

Zwischen Christentum und der Gesellschaft respektive den Medien gibt es ein grundsätzliches Problem: Die Sprache des Journalisten ist nicht die Sprache der Theologen oder der Kirche. Der Journalist beschreibt und analysiert, was ist. Er schreibt über eine allen ersichtliche und zugängliche Wirklichkeit

in einer Sprache, die allen im Prinzip verständlich ist. Der Priester oder Pfarrer spricht von einer meist unsichtbaren, nicht allen zugänglichen Wirklichkeit, meist in einer Sprache, die die meisten nicht mehr verstehen. Beide, Kirche und Journalismus, bewegen sich auf völlig unterschiedlichen Sprachebenen und haben sich somit naturgemäß wenig zu sagen. Der Wunsch etwa von Johannes Paul II., Reporter müssten Verkündiger sein, geht ins Leere. Denn Journalisten sind ihrem Selbstverständnis nach keine Apostel Gottes, keine Prediger, sie sind nicht im Auftrag des Herrn unterwegs.

Wegen des unterschiedlichen Charakters journalistischer und kirchlicher Sprache scheint es keine gemeinsame Spracheebene zu geben, sobald es um Glaubensfragen geht. Auf Seiten der Medien mangelt es größtenteils an der nötigen Sensibilität und am fehlenden geistigen Background. Auf Seiten der Kirche gibt es ein Unvermögen Glaubensinhalte in allgemeine Verständlichkeit hinein zu übersetzen. Die Sprache der Kirche hat sich von der Gesellschaft entkoppelt. Das fängt schon damit an, dass sie aus Quellen schöpft, deren Weltbild hoffnungslos veraltet ist. Indem sie die Bibel und die Tradition (Dogmen) häufig als historische Fakten oder als eine Art naturwissenschaftliche Erklärung missversteht, versperrt sie allzu oft den Blick auf die Wahrheit und Weisheit, die in den Texten verborgen sind.

In welcher Sprache aber lässt sich Glaube sichtbar machen? Sprache heißt Wortwahl: Was sind das für Begriffe? Versteht man die? Schon die Begriffe aus der Reformation, und die ist erst 500 Jahre her, sind schwer zu verste-

hen. „Rechtfertigung aus Glaube?!“ Gerne wird auf Dietrich Bonhoeffer rekurriert, auf die nichtreligiöse Interpretation religiöser Begriffe. Doch meistens begnügt man sich dann mit Bonhoeffers nunmehr 80 Jahre alter Analyse - inhaltlich wird sie nicht eingelöst.

Sprache heißt auch Zusammenhang, Begriffswelt, Weltvorstellung. In welcher Welt leben wir? Ist das Kloster der Ort, in dem man viel über die Lebenswirklichkeiten, Lebenswelten der Menschen erfährt? Und erfahren heißt nicht nur: über etwas informiert werden, sondern selbst Teil von etwas zu sein.

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Sprache und Welterfahrung ändern sich schon von Milieu zu Milieu: Wie spreche ich also verschiedene Milieus an? Finde ich den Slang, den Ton, treffe ich die Gedanken der Leute dort? Gibt es ausreichende Analysen darüber, welche Milieus heute dominieren? Braucht es noch den klassischen Arbeiterpriester? Was ist mit den Reichen? Was ist mit Militärpfarrern, Gefängnisseelsorgern, Klinikseelsorgern? Welche Sprache, welche Erfahrungshorizonte müssen sie haben? Und was ist die Grundlage, die allen Äußerungsformen kirchlicher Verkündigung oder Glaubensvermittlung gemeinsam ist und von der her alle leben? Was ist im Schatzkästchen, aus dem sich Seelsorger und Prediger der



unterschiedlichsten Zielgruppen bedienen können und das sie dann in ihr jeweiliges Milieu tragen?

## 5. Wie kann Kirche attraktiver werden?

Was muss die Kirche tun, damit sie für säkulare Menschen als interessant und anregend gesehen wird für ihr privates Leben und für den gesellschaftlichen Diskurs? Und wie schafft sie es, dass sie mindestens eine genügend große Anzahl von Menschen um- und antreibt, so dass Medien kirchliche und theologische Themen aufgreifen werden, weil diese Menschen ein nicht vernachlässigbares Publikum sind? Gerade dieses quantitative Kriterium macht der Kirche zunehmend zu schaffen. Sie verliert an gesellschaftlicher Relevanz, weil die Zahl der Kirchenmitgliedschaften kontinuierlich abnimmt. Und selbst diejenigen, die in der Kirche bleiben, bleiben ihr immer häufiger fern. Sie besuchen keinen Gottesdienst und nehmen nicht am Gemeindeleben teil. Daher führt die Kirche zunehmend ein Nischen-Dasein – entsprechend gering wird sie, was Sendeplätze und Seitenumfänge angeht, in den Medien behandelt.

Doch man sollte sich nicht zu sehr auf die Quantität fixieren. Um die einbrechenden Zahlen zu kompensieren, muss die Kirche umso mehr Wert auf die Qualität ihres Strebens und Trachtens legen, damit sie ein relevanter Faktor ist. Der Kampf ist keineswegs aussichtslos. Denn die Säkularisierungsthese, dass Religion in einer aufgeklärten Gesellschaft mehr und mehr obsolet wird, hat sich nicht bewahrheitet. Sie ist empirisch widerlegt. Kirchenbesuche und Mitgliedschaften nehmen zwar ab, zugleich aber su-

chen viele Menschen nach Orientierung und Halt auch in der Religion. Und da muss die Kirche ansetzen: Wie kann sie denen, die sich von ihr abgewendet haben oder die auf dem Sprung weg von ihr und dennoch auf der Suche sind, wie kann sie denen wieder zum „Salz der Erde“ werden, von dem im Matthäusevangelium (5,13) die Rede ist?

„Salz der Erde“ – das Wort ist für den heutigen Hörer problematisch: Salz weckt nicht mehr oder nicht nur positive Assoziationen, wie es im ursprünglichen Sinne gemeint war. Früher war Salz äußerst kostbar, mit Gold aufzuwiegen. Salz ist auch für den menschlichen Körper überlebensnotwendig. Wer starken Flüssigkeitsverlust hat, braucht Salze, um zu überleben. Heute ist Salz ein Billigprodukt. Tonnenweise wird es winters auf die Straßen gestreut. Salz ist auch ein Stoff, der schmerzen kann. Wenn Salz in die Augen gerät, brennt es. Auch Salz in Wunden schmerzt. „Ihr seid das Salz der Erde“ verstehen daher viele so, als müsste die Kirche den salzigen Finger in die Wunden der Gesellschaft legen, dass es weh tut, damit das Sündenbewusstsein derer wieder wach gerüttelt wird, die keins mehr haben. Also: die Kirche oder die Glaubenden als Mahner, als Straf- und oder Erziehungsinstanz. Interessanter aber ist es doch, wenn Salz verstanden wird als eine positive Lebensgrundlage, als etwas extrem Kostbares. Wenn Glaubende Salz der Erde sind, dann sind sie Menschen, die anderen so attraktiv in ihrer Einstellung zu Leben und Tod erscheinen, dass diese die Würze, von der diese Menschen zehren, auch haben wollen, um auch ihr Leben schmackhaft zu haben, das heißt ein sinnvolles, zufriedenes und ausgeglichenes Leben führen können.

Denn das Leben selbst soll nicht fad sein, sondern soll einem schmecken.

Verkörpert die Kirche diese Schmackhaftigkeit? Wenn einer nach Sinn sucht, wenn er die sogenannten letzten Fragen stellt, nach dem Tod und was danach kommt, nach dem Grund des Leidens und nach Glück, was hindert ihn, sich mit diesen existenziellen Fragen an jene Institution zu wenden, die eigentlich dafür Experte sein sollte: die Kirche? Gibt es vielleicht schon genügend Salz in der Gesellschaft? Wie kann die Kirche da zusätzlich würzen und im Sortiment der vielen Düfte und Gewürze besonders hervorstechen? Indem sie sozial tätig ist? Indem sie als moralische Instanz auftritt? Indem sie mit fremd anmutenden Riten auf viel Unverständnis stößt, weil Menschen die Zeichen und Symbole nicht mehr lesen können? Oder alternativ dazu: Indem sie die Glaubensdimension sichtbar macht?

Der evangelische Theologe Rudolf Bultmann hat einmal gesagt, es gebe keine spezifisch christliche Ethik. Alle ethischen Handlungen können auch aus der Vernunft oder aus der Idee eines Humanismus abgeleitet werden, zum Beispiel bei Kant der kategorische Imperativ, und auch die goldene Regel ist nicht vom Christentum gepachtet, sondern kommt in nahezu allen großen Kulturen in Varianten vor. Also: Kirche ist im Kern keine Sozialeinrichtung, dennoch gehören soziale Dienste zum christlichen Selbstverständnis. Entscheidend ist die Reihenfolge: Laut Martin Luther bringt ein guter Baum gute Früchte, und ein schlechter schlechte. Liebe, als helfende Tätigkeit, ist immer Folge von Glauben, niemals Voraussetzung fürs Heil. Weil er glaubt ist ein Christ Christ und weil er glaubt, tätigt er Werke der

Liebe. Nicht weil er fromme Werke tut, ist er Christ, und nicht deshalb kommt er dazu zu glauben.

Infolgedessen ist auch Moral nicht das Proprium des Christseins. Das zeigt sich auch an der eigentlichen Bedeutung des Sündenbegriffs. Wenn das Christentum von Sünde spricht, meint es im Kern nicht eine moralische Verfehlung, ein Verhaltens- oder Regelverstoß. Sünde sagt vielmehr etwas über das Gottesverhältnis des Menschen aus, sie ist die Entfremdung, die Ferne von Gott. Der Mensch ist dann Gott entfremdet, wenn er incurvatus in se ipsum ist, wie Martin Luther gesagt hat, ganz in sich selbst verkrümmt, ganz auf sich selbst bezogen, ohne Transzendenzbezug. Sünde ist kein moralischer, sondern ein relationaler Begriff. Anders gesagt: Wer Gott nahe ist, hat kaum Probleme damit, moralisch einigermaßen integer zu sein. Wenn es an der Moral gebricht, helfen also keine Moralpredigten, sondern die Kirche sollte Gottesferne und fehlenden Gottesbezug thematisieren.

Dazu können Ordensleute in besonderer Weise beitragen. Sie können Mahner sein, Erinnerung daran, dass der Mensch eine transzendente Dimension hat, Zeugen dafür, aus welcher Tradition das oben gezeichnete Kulturchristentum ursprünglich kommt und was über es hinausgeht. Eine reinere, konzentriertere Form des Christseins kann der Gesellschaft ihren diffusen Grund verdeutlichen. Und es braucht eine Speerspitze, die der Gesellschaft Fragen vorhält, die sie selbst nicht mehr stellt.

.....

- 1 Stark gekürzte Fassung eines Vortrags im Rahmen der Workshops bei der DOK-Mitgliederversammlung am 20. Juni 2017.

Albert Schmidt OSB

## Ordens-Gemeinschaft?

„Die Menge derer, die gläubig geworden waren, war ein Herz und eine Seele“: Von früh an gilt die Jerusalemer Urgemeinde (Apg 4,32) als Urbild und Vorbild für die Orden (vgl. Perfectae Caritatis 15). Das Neue Testament spricht auch von Konflikten im Zusammenleben: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst! Wenn ihr aber einander beißt und fresset, dann gebt Acht, dass ihr nicht einer vom anderen verschlungen werdet!“ (Gal 5,14f.).

Ein naiver „Idealismus“ überfordert; ein zynischer „Realismus“ lähmt. Was macht das Miteinander in den Kommunen schwer? Wie gehen wir mit diesen Schwierigkeiten um? Was hilft den Oberen bei ihrem Auftrag, Gemeinschaft zu fördern? Der Workshop bot die Gelegenheit, ernüchternde und ermutigende Erfahrungen miteinander zu teilen.

Die Einführung in den Workshop skizzierte anhand von drei Stichworten unterschiedliche Möglichkeiten, mit solchen Schwierigkeiten und Blockaden im gemeinsamen Leben umzugehen:

a) verstehen – nicht verstehen: schwieriges Verhalten von den biographischen Wurzeln eines Mitbruders/einer Mitschwester verstehen; etwas über psychische Dynamiken wissen; sich selber und die eigenen Bedürfnisse und Reaktionen kennen lernen, ggf. auch mit Hilfe von Begleitung; - nicht verstehen als schmerzliche Grenze und als notwendige Abgrenzung

b) verzweifeln – nicht verzweifeln: Ohnmachtserfahrungen beim Versuch,

schwierige Glieder der Gemeinschaft zu erreichen und zu integrieren; depressive Reaktionen auf Enttäuschungen mit der Gemeinschaft; was hilft dem Oberen in einer solchen Situation? wie können Obere vorbeugend für sich sorgen? was stärkt die Geduld und die Hoffnung?

c) verändern – nicht verändern: die Möglichkeit kleiner Schritte, aber auch Widerstände gegen Veränderung; sich selbst verändern als ambivalente Erfahrung: der Dienst als Oberer prägt, bereichert, gefährdet, beschädigt ...; sich nicht verändern gleichfalls als zweischneidige Möglichkeit: unbeweglich oder unbeugsam?

Die Kleingruppen konnten in zwei aufeinanderfolgenden Runden je eines dieser drei Wortpaare als Ausgangspunkt für das Gespräch wählen. Die

**Albert  
Schmidt OSB**



Abtpräses Albert Schmidt OSB, wurde 1948 in Freiburg geboren. Der promovierte Theologe ist seit 1967 Benediktiner in der Erzabtei Beuron. Seit 2006 ist er Schriftleiter der Zeitschrift „Erbe und Auftrag“ und seit 2008 Abtpräses der Beuroner Benediktinerkongregation.

teilweise sehr persönliche Arbeit in den Gruppen war nicht „berichtspflichtig“, doch konnten zum Abschluss des Workshops einzelne Überlegungen und Einsichten mitgeteilt werden. Es zeigte sich, dass die positive und negative Formulierung („verstehen – nicht verstehen“ usw.) nicht von vornherein eindeutige Wertungen ermöglicht; jedes Mal neu muss der Obere/die Oberin unterscheiden, was in der jeweiligen Situation weiterführt.

Interessant war, dass keine Gruppe das Wortpaar „verzweifeln – nicht verzweifeln“ wählte, wenige sich der Facette „verstehen – nicht verstehen“ zuwandten und die meisten über „verändern – nicht verändern“ sprachen. Die Deutung und Bedeutung dieser

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

unterschiedlichen Gewichtung blieb offen: Versuchen die Oberinnen und Oberen überwiegend ein zupackendes Gestalten? Könnte darin eine Versuchung liegen, das anstrengende Bemühen um Verstehen und drohende Lähmungen des Verzweifeln zu überspringen?

Der Workshop führte zu keinem „Ergebnis“, aber zu einem ehrlichen und ermutigenden Austausch.

Lars Westinger

## Gemeinsam Dienst tun

Workshop: Mitarbeiter der Ordensgemeinschaften  
als Partner in Verkündigung und Caritas

Der nachfolgende Artikel befasst sich mit den Grundlagen eines guten Zusammenwirkens von Mitarbeitern und Einrichtungsträgern ausgehend vom Dienstgemeinschaftsbegriff im kirchlichen Arbeitsrecht.

### 1. Einleitung

„Für Gott, für die Menschen – die Ordensgemeinschaften in Deutschland“<sup>1</sup> so lautete im Jahr 2015 das Motto, das die Deutsche Ordensobernkonzferenz bewusst dem Jahr der Orden vorangestellt hat. In diesem gelungenen Leitgedanken wird deutlich, dass jeder Dienst<sup>2</sup>, den Ordensgemeinschaften in den unterschiedlichsten Feldern und Bereichen verrichten, sich als Dienst für Gott und die Menschen versteht bzw. verstehen lassen muss. Jeglicher Dienst, jedes Tätigwerden im kirchlichen Bereich, soll sich an dieser Maxime messen lassen.

Fast alle Ordensgemeinschaften verrichten ihren Dienst und Sendungsauftrag nicht mehr nur mit eigenen Ordensangehörigen, sondern greifen in den verschiedensten Handlungsfeldern auf weltliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zurück, um gemeinsam die anstehenden Aufgaben zu bewältigen. Dieser gemeinsame Dienst für Gott und die Menschen setzt die Bereitschaft zu gemeinsam getragener Verantwortung und vertrauensvoller Zusammenarbeit voraus. Nicht zu leugnen ist aber, dass aus der Natur der Sache heraus auch im

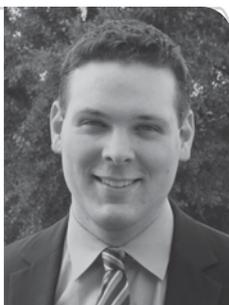
kirchlichen Dienst Interessensgegensätze zwischen Dienstgeber und Dienstnehmer bestehen, die unter Beachtung des Grundkonsenses aller über den kirchlichen Auftrag ausgeglichen werden müssen.<sup>3</sup> In welcher Weise kann dies in der Praxis gelingen? An welchen Kriterien muss sich der gemeinsame kirchliche Dienst ausrichten, wenn er fruchtbringend den gestellten Auftrag und die Sendung für Gott und die Menschen erfüllen will? Wie kann ein partnerschaftliches Zusammenwirken zwischen Einrichtungsträger und Mitarbeitern trotz bestehender Interessensgegensätze funktionieren?

### 2. Dienstgemeinschaft: programmatischer Leitsatz als Ausgangspunkt der Überlegungen

Zur Beantwortung dieser Fragen ist es hilfreich, auf die Grundstruktur des kirchlichen Arbeitsrechts zu schauen und die dort verankerten Grundgedanken zum Zusammenwirken von Mitarbeitern und Dienstgeber heranzuziehen. In Art 1 Satz 1 der Grundordnung des kirchlichen Dienstes im Rahmen kirchlicher Arbeitsverhältnisse (GrO) haben die deutschen Bischöfe dem kirchlichen Arbeitsrecht den Begriff der sogenannten „Dienstgemeinschaft“ als maßgebendes Strukturelement vorangestellt. Dort heißt es: „Alle in einer Einrichtung der katholischen Kirche Tätigen tragen durch ihre Arbeit ohne Rücksicht auf

die arbeitsrechtliche Stellung gemeinsam dazu bei, dass die Einrichtung ihren Teil am Sendungsauftrag der Kirche erfüllen kann (Dienstgemeinschaft).<sup>4</sup> Der Begriff der Dienstgemeinschaft ist weder theologisch, soziologisch<sup>5</sup> noch arbeitsrechtlich fest definiert, sondern dient vielmehr als Leitgedanken des kirchlichen Arbeitsrechts der evangelischen und katholischen Kirche, um die religiöse Dimension als Eigenart des kirchlichen Dienstes (Sendungsauftrag) deutlich zu machen. Der Ruf Jesu Christi, ihm in seinem Dienst an den Menschen und der Versöhnung zu folgen, beschränkt sich nicht auf die dienende Nachfolge des einzelnen, sondern erfordert ein Zusammenstehen vieler in einer Gemeinschaft des Dienstes (vgl. 2 Kor 8,4).<sup>6</sup> Wenn jemand auf den Feldern der Grundkomponenten des Heildienstes Jesu Christi (Verkündigung, Liturgie, Caritas) tätig wird, ob als Kleriker oder Laie, trägt er dazu bei, dass die Kirche ihren Sendungsauftrag erfüllen kann.

Lars Westinger



Lars Westinger ist Rechtsanwalt und Justiziar bei der Deutschen Ordensobernkonzferenz in Bonn. Im Rahmen seiner Tätigkeit berät er diese sowie die Höheren Oberinnen und Oberen in rechtlichen Fragestellungen. Einen Themenschwerpunkt bildet dabei das Arbeitsrecht.

Unter allen Gläubigen besteht, und zwar aufgrund ihrer Wiedergeburt in Christus, eine wahre Gleichheit in ihrer Würde und Tätigkeit, kraft derer alle je nach ihrer eigenen Stellung und Aufgabe am Aufbau des Leibes Christi mitwirken (vgl. can. 208 CIC)<sup>7</sup> von weltlichen Verfassungs- und Arbeitsgerichten wird der Begriff der Dienstgemeinschaft als Programmsatz anerkannt. Zuletzt hat das BAG in seinem Grundsatzurteil vom 20.11.2012 festgehalten, dass mit der Dienstgemeinschaft das theologisch geprägte Selbstverständnis des Dienstes der Gläubigen in der Kirche und durch die Kirche an der Welt umschrieben werde, nach dem jede Arbeitsleistung ein Stück kirchlichen Auftrags in der Welt verwirkliche. Ausfluss dessen sei eine gemeinsame Verantwortung der jeweiligen Dienstgeber und Dienstnehmer für das gedeihliche Wirken der Kirche und ihrer Diakonie.<sup>8</sup> Der Begriff der Dienstgemeinschaft setzt hierbei nicht die konfessionelle Gebundenheit der Beschäftigten voraus, solange und soweit die Kirche selbst entscheidet, dass eine Differenzierung hinsichtlich des Bekenntnisses sich nicht auf die Dienstgemeinschaft auswirke.<sup>9</sup> Konsequenz des Dienstgemeinschaftsgedankens ist, dass Interessensgegensätze, insbesondere bei Ausgestaltung der kollektiven Arbeitsvertragsnormen und der Vergütungsregelungen nicht im Wege des Arbeitskampfes ausgefochten, sondern in auf Konsens ausgerichteten Verfahren in paritätisch besetzten Kommissionen zwischen Dienstgebervertretern und Dienstnehmervertretern gelöst werden. Nach dem Ideal des Gedankens der Dienstgemeinschaft zeigt sich hier das Zusammenwirken von Dienstgebern und Mitarbeitern, indem auf Streik oder

Aussperrung verzichtet wird, um die Erfüllung des Sendungsauftrages nicht zu unterbrechen oder zu gefährden, sondern einvernehmlich einen Lösungsweg zu finden. Der gemeinsame Konsens steht beim Ausgleich des zwischen Dienstgeber und Mitarbeiter auf kollektiver Ebene bestehenden Interessenkonflikts im Vordergrund des Handelns. Dem entsprechend bedeutet dies aber nicht, dass jede Unternehmensentscheidung zwischen Mitarbeiter und Dienstgeber gemeinsam getroffen wird, so dass das für das Arbeitsrecht typische Über-/Unterordnungsverhältnis auch im kirchlichen Bereich weiterhin besteht.

### **3. Die Loyalitätsobliegenheiten und die Rücksichtnahmepflicht nach § 241 II BGB als Anforderungen an die Mitarbeiterschaft**

In Art. 4 GrO werden für den Bereich des kirchlichen Dienstes in den Loyalitätsobliegenheiten Anforderungen an Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter formuliert, die zur Glaubwürdigkeit des kirchlichen Dienstes beitragen sollen. Abhängig von Konfession und Tätigkeitsfeld werden seitens des kirchlichen Dienstgebers unterschiedliche Grade der Loyalität und des Einstehens für die Grundsätze der Glaubens- und Sittenlehre erwartet. Von allen Mitarbeitern wird gefordert, dass sie kirchenfeindliches Verhalten unterlassen und die Glaubwürdigkeit der Kirche und deren Einrichtungen nicht gefährden. Die Loyalitätsobliegenheiten kirchlicher Arbeitnehmer lassen sich als Rücksichtnahmepflichten gem. § 241 Abs. 2 BGB ansehen.<sup>10</sup>

### **4. Weitere kirchliche Äußerungen zum Umgang und Mitwirken von kirchlichen Mitarbeitern**

Auch in anderen kirchlichen Verlautbarungen und Äußerungen lassen sich Anhaltspunkte dafür finden, wie das Dienstgeber-Mitarbeiterverhältnis im kirchlichen Bereich ausgestaltet sein sollte, um glaubhaft den gemeinsamen Auftrag zu erfüllen.

#### **a) Richtlinien für die Verwaltung der kirchlichen Güter der Institute des geweihten Lebens und der Gesellschaften apostolischen Lebens**

Die von der Religiosenkongregation formulierten Richtlinien für die Verwaltung der kirchlichen Güter der Institute des geweihten Lebens und der Gesellschaften apostolischen Lebens<sup>11</sup> befassen sich in Kapitel 2.2. mit den Beziehungen zu Mitarbeitern und Beratern. Hierbei sieht es die Kongregation als erforderlich an, dass dort, wo Ordensgemeinschaften selbst keine spezifische Professionalität besitzen bzw. die eigenen Mitglieder keine Fachkompetenz haben, Laien in Anspruch genommen werden. Hinsichtlich des Einsatzes von freiberuflichen Dienstleistern, die nicht bei der Ordensgemeinschaft angestellt sind, hält die Kongregation es für erforderlich, dass diese nur mit befristeten Verträgen für die Ordensgemeinschaft tätig werden.

#### **b) Äußerung von Papst Franziskus auf der Generalaudienz am 3.9.2014**

Auf einer Generalaudienz am 3.9.2014 weist Papst Franziskus im Zusammenhang mit Kündigungen bei Thyssen-Krupp darauf hin, dass man mit Arbeit nicht spielt. Wer Arbeitsplätze streiche,

um mehr Geld zu verdienen, der nehme den Menschen ihre Würde. Er bleibt mit dieser Aussage im Geiste von Evangelii Gaudium von November 2013, in dem er ein Wirtschaften ohne Gesicht anprangert und davor warnt, den Blick auf den Menschen zu verlieren. Ein solches Wirtschaften laufe Gefahr den Vorrang des Menschen zu leugnen, indem es nicht der gerechten Verteilung der Güter diene, sondern Selbstzweck nach eigener Gesetzlichkeit werde.<sup>12</sup> Thüsing weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass oftmals nicht die eigentliche Entlassung dem Arbeitnehmer seine Würde nehme, sondern seine Würde dann getroffen werde, wenn eine Rechtsordnung solche Entlassungen ohne Rücksicht auf seine Interessen und seinen sozialen Besitzstand sowie ohne Leitplanken sozialer Sicherung ermöglicht. Eine Rechtsordnung müsse vermeiden, dass ein Arbeitnehmer zum bloßen Objekt des Arbeitgeberhandelns wird, der sich um die Interessen seines Vertragspartners nicht schert, weil er sich nicht scheren muss. Hier liege der Verlust der Würde, den Papst Franziskus in der Ansprache bei der Generalaudienz kritisiert.<sup>13</sup>

## 5. Wege zu einer guten Gemeinschaft des Dienstes anhand von Einzelbeispielen

Ausgehend von diesen Leitgedanken und Strukturen des kirchlichen Dienstes und Arbeitsrechts soll den anfangs aufgeworfenen Fragestellungen nachgegangen werden. Was kann dazu beitragen, die Dienstgemeinschaft und Partnerschaft in Auftrag und Verkündigung im Sinne der dargestellten Leitprinzipien zu stärken? Wie kann ein

wirkliches Zusammenwirken von Mitarbeitern und Dienstgebern im gemeinsamen Dienst gefördert werden?

### Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

### Kommunikationsstruktur und innerbetriebliche Kommunikationskultur

Auch im kirchlichen Bereich lassen sich betriebliche Entscheidungen, die in irgendeiner Art und Weise Interessen von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern tangieren, nicht vermeiden. Besonders wichtig ist hier aber eine transparente Kommunikation der Entscheidungswege und -gründe. Hierfür sollten möglichst feste und regelmäßige Kommunikationsstrukturen in der Einrichtung bestehen, über die Mitarbeitervertreter und Mitarbeiter möglichst frühzeitig – unabhängig von ohnehin gesetzlich bestehenden Informationspflichten – die für sie wesentlichen Informationen erhalten können. Dies versetzt den Mitarbeiter in die Lage, die für ihn notwendigen Dispositionen, die im Zusammenhang mit der betrieblichen Entscheidung stehen, möglichst frühzeitig veranlassen zu können. Zudem wird so verhindert, dass er zum bloßen Objekt der Entscheidung degradiert wird. Die Anliegen der Mitarbeiter sollen im Entscheidungsprozess aufrichtig angehört und ernstgenommen werden. Auch unabhängig von akut zu treffenden Entscheidungen sollte dem Dienstgeber an einem Feedback seiner Mitarbeiter gelegen sein. Regelmäßige Mitarbeiterge-

sprache sollten die Kommunikationskultur der Einrichtung fördern.

#### **Leitbild und Grundlagen des Sendungsauftrags formulieren; Identifikation und Nähe schaffen**

Ein vertrauensvolles Zusammenwirken am kirchlichen Sendungsauftrag der Einrichtung setzt voraus, dass sich beide Partner dieses Auftrages bewusst sind. Oftmals kann es hilfreich sein, in einem Leitbild diesen Sendungsauftrag schriftlich festzuhalten. Hierbei sollte das Gründungscharisma der Ordensgemeinschaft, das der Einrichtung zugrunde liegt, deutlich werden. Was ist die Grundausrichtung im gemeinsamen Auftrag? Welche gemeinsamen Werte liegen dem Handeln innerhalb der Einrichtung zugrunde und sind prägend? Was gibt Identität und ist in Bezug auf die Ausrichtung der Tätigkeit wichtig? Durch ein Leitbild kann die Identifikation des Mitarbeiters mit der Einrichtung gefördert werden. Mitarbeiter, die sich mit dem Sendungsauftrag identifizieren können und diesen Auftrag als eigene Sendung verstehen, werden die Einrichtung dauerhaft mittragen und durch ihr Tätigwerden unterstützen.

#### **Informations- und Schulungstage / „Einstellungstag“**

In einer immer säkularer werdenden Gesellschaft wird es immer schwieriger werden, Mitarbeiter mit der notwendigen „christlichen Sozialisation“ für den Dienst in der eigenen Einrichtung zu finden. Für das Bild der Einrichtung sowie der Kirche nach außen ist es jedoch wichtig, dass dort tätige Mitarbeiter zumindest Grundzüge kirchlichen Handelns verstehen. Dort, wo dies nicht gegeben ist, muss der Dienstgeber lehrend tätig werden. Hierbei kann es Sinn

machen auf sog. Einstellungstagen Mitarbeiter mit z.B. kirchlichen Feiertagen oder dem Ordenscharisma vertraut zu machen. Dies lässt nicht nur die Einrichtung nach außen glaubhaft erscheinen, sondern fördert die Identifikation des Mitarbeiters mit dieser.

#### **Ideenmanagement**

Eine Dienstgemeinschaft von Mitarbeitern und Dienstgeber hebt – wie oben dargelegt – das für das Arbeitsrecht prägende Unter-/Überordnungsverhältnis nicht auf. Gleichwohl sollten Mitarbeiter die Möglichkeit haben, sich mit ihren Vorstellungen und Ideen einzubringen.<sup>14</sup> In vielen größeren Einrichtungen existieren hierzu Richtlinien zum Ideenmanagement<sup>15</sup> und Kommissionen, die solche Mitarbeiterideen bewerten und oftmals prämiieren. Auch wer keine zusätzliche Vergütung hierfür in Aussicht stellen möchte, sollte feste Strukturen anbieten, mittels derer Verbesserungsvorschläge und Feedback an die Entscheidungsträger gegeben werden können. Dies fördert den gemeinsamen Auftrag und hilft nicht selten gegen mitunter eintretende Betriebsblindheit.

#### **Fortbildung / Mitarbeiterentwicklung**

Nur Mitarbeiter, die sich für die ihnen gestellte Aufgabe für befähigt halten, werden offen und frei am Sendungsauftrag mitwirken können. Regelmäßige Fortbildungen sollten hier seitens des Dienstgebers gefördert werden. Die eigenen Mitarbeiter zu stärken stellt sich zudem oftmals als sinnvoller dar, als externe Kräfte teuer einzukaufen. Eine gut gestaltete Förderung der Weiterentwicklung der eigenen Mitarbeiterschaft zeigt nicht nur Wertschätzung und schafft Perspektiven für den Mitarbei-

ter, sondern stellt durch eine Bindung des Mitarbeiters an die Einrichtung sicher, dass Kompetenzen nicht „wegbrechen“ und die Einrichtung dauerhaft ihren Teil des Sendungsauftrags der Kirche erfüllen kann.

### Auseinandersetzen mit berechtigten Mitarbeiterinteressen

Durch verschiedene Lebenssituationen können Mitarbeiter in unterschiedlicher Weise stark gefordert sein. So haben sie mitunter die Tätigkeit in der Einrichtung in Einklang mit einem Familienleben zu bringen oder die Pflege von nahen Angehörigen stellt sie nicht nur emotional vor hohe Herausforderungen. Nicht jedem Dienstgeber ist es möglich hierauf Rücksicht zu nehmen. Selbstverständlich sollte es jedoch im kirchlichen Bereich sein, ein Anpassen von Arbeitszeiten sowie die Möglichkeit von Homeoffice oder anderer geeigneter Maßnahmen, ernsthaft zu prüfen. Dies unabhängig von der ohnehin oftmals gesetzlich vorgesehene Pflicht hierzu. Das Arbeitsrecht bietet mit Zielvereinbarungen und unterschiedlichsten Arbeitszeitmodellen viele Möglichkeiten, deren sich nicht alle Dienstgeber bewusst sind. Ein partnerschaftliches Erfüllen eines gemeinsamen Auftrages setzt aber zumindest ein Auseinandersetzen mit den berechtigten Interessen eines Partners voraus und gebietet, dann auf diese einzugehen, wenn dies nach Abwägung beider Interessen vertretbar und möglich erscheint.

.....

- 1 Angelehnt an Matthäus 22,34-40.
- 2 Gemeint ist sowohl der fürbittende und stellvertretende Dienst im Gebet vieler kontemplativer Ordensgemeinschaft, als

auch der Dienst am Nächsten in den vielen Tätigkeitsfeldern der sogenannten „tätigen“ Gemeinschaften.

- 3 Vgl. Erklärung der deutschen Bischöfe zum kirchlichen Dienst, V Nr. 2; sowie Richardi, Arbeitsrecht in der Kirche, § 4 Rn 20.
- 4 In ähnlicher Weise heißt es in Art. 1 Abs. 1 Satz 2 und 3 AT AVR Caritas: „Die dem Deutschen Caritasverband angeschlossenen Einrichtungen dienen dem gemeinsamen Werk christlicher Nächstenliebe. Dienstgeber und Mitarbeiter bilden eine Dienstgemeinschaft und tragen gemeinsam zur Erfüllung der Aufgaben der Einrichtung bei.“
- 5 Vgl. Richardi, Arbeitsrecht in der Kirche, § 4 Rn 18.
- 6 Meier, Dominicus „Dienstgemeinschaft Kirche – Ein Idealbild vor gewaltigen Herausforderungen?“ in: *Erbe und Auftrag* 2012, 310 mit weiteren Ausführungen; Richardi, Arbeitsrecht in der Kirche, § 4 Rn 14 ff.
- 7 Meier, Dominicus „Dienstgemeinschaft Kirche – Ein Idealbild vor gewaltigen Herausforderungen?“ in: *Erbe und Auftrag* 2012, 310, 312.
- 8 Reichold in: *Das Arbeits- und Tarifrecht der katholischen Kirche – zum Begriff der Dienstgemeinschaft*, S. 137, Rn 8 und 12.; BAG 20.11.2012 – 1 AZR 179/11.
- 9 Vgl. Fn. 8.
- 10 Vgl. Reichold in: *Das Arbeits- und Tarifrecht der katholischen Kirche – zum Begriff der Dienstgemeinschaft*, S. 137, Rn 9.
- 11 Herausgegeben vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz als *Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls* Nr. 198.
- 12 Vgl. Thüsing, *Col lavoro non si gioca* in: *ZAT* 2017, 45 ff. mit weiteren Nachweisen.
- 13 Siehe Fußnote 12.
- 14 Auch can 212 § 3 CIC räumt das Recht ein, die eigene Meinung zum Wohl der Kirche kundzutun.
- 15 Vgl. beispielsweise Richtlinie zum Ideenmanagement für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im Bistum Trier, veröffentlicht im *Amtsblatt* vom 1.5.2017 (Nr.86).

## ...Ordensleben

Igna Kramp CJ

### Biblische Vergewisserung?

Vom „Ort“ der Heiligen Schrift in kirchlichen  
Erneuerungsprozessen

„Spieglein, Spieglein an der Wand – wer ist die Schönste im ganzen Land?“ So befragt im grimmschen Märchen „Schneewittchen“ die eitle Stiefmutter ihren Zauberspiegel, der immer die Wahrheit sagt. Die Antwort lautet: „Frau Königin, Ihr seid die Schönste im Land.“ Da ist die Königin zufrieden. Sie hat sich vergewissert, dass sie die Schönste ist und mithin alles so ist, wie sie es haben will. Doch eines Tages antwortet der Spiegel: „Frau Königin, ihr seid die Schönste hier, aber Schneewittchen ist tausendmal schöner als ihr!“ „Da“, so heißt es im Märchen, „erschrak sie und ward gelb und grün vor Neid.“ Da der Spiegel ihr ein Bild vorhält, das ihr nicht gefällt, wird sie zur Furie. Die Reaktion zeigt: Der Blick in den Spiegel diente nicht ihrer Selbstkorrektur, sondern nur ihrer Selbstbestätigung.

Der Jakobusbrief vergleicht die Heilige Schrift mit einem Spiegel und mahnt seine Adressaten, mit einem selbstkritischen Blick in diesen Spiegel zu schauen. Dort heißt es: *„Hört das Wort nicht nur an, sondern handelt danach; sonst betrügt ihr Euch selbst. Wer das Wort nur hört, aber nicht danach handelt, ist wie ein Mensch, der sein eigenes Gesicht im Spiegel betrachtet: Er betrachtet sich, geht weg, und schon hat er vergessen, wie er aussah. Wer sich aber in das vollkommene Gesetz der Freiheit*

*vertieft und an ihm festhält, wer es nicht nur hört, um es wieder zu vergessen, sondern danach handelt, der wird durch sein Tun selig sein“* (Jak 1,22-25). Es wäre allzu spitz und würde sich in satirische Schriften wie „Das Lob der Torheit“ des Humanisten Erasmus von Rotterdam einreihen, wenn wir uns nun die Ekklesia vorstellten, wie sie in den Spiegel schaute und sagte: „Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist die Schönste im ganzen Land?“ und hören wollte „Frau Königin, ihr seid die Schönste im ganzen Land!“ und dann zufrieden wäre und sich sagen könnte, dass die Maxime „semper reformanda“ sie doch zumindest momentan nicht meinen könne. Lassen wir also Scherz und Spott beiseite und halten uns an die ernstere Weisung des Jakobusbriefs. Da „schaut ein Christ in den Spiegel“, indem er das Gotteswort hört, vergisst aber kurz darauf, „wie er aussah“, wie also die Weisung der Schrift für sein Handeln gelautet hatte. Hand aufs Herz: Welche Dynamik ist häufiger in kirchlichen Sitzungen zu beobachten: dass ein biblischer Impuls am Anfang steht, dann aber unabhängig davon eine Tagesordnung abgearbeitet wird, oder dass mit diesem Impuls um die entsprechenden Entscheidungen gerungen wird? Wir sind gut im Vergessen. Es

stellt sich also ganz ernsthaft und jenseits der Satire die Frage, wie die Ekklesia – gerade in konkreten Arbeits- und Strukturierungsprozessen – so in den Spiegel der Schrift schauen kann, dass ihr Tun davon durchdrungen ist. Dies soll hier nicht defizit-, sondern ressourcenorientiert betrachtet werden. Mit dem Jakobusbrief ist jeder Christ und auch die Kirche als Ganze durch ihr Tun seligzupreisen, wenn sie das Wort Gottes, „das vollkommene Gesetz der Freiheit“ (Jak 1,25), hört und danach handelt. Das ist eine Verheißung, nach der wir uns strecken können.

### Grundlagen geistlich fundierter Entscheidungen

Ehe nach dem „Ort“ der Heiligen Schrift in Entscheidungsprozessen im Zuge der kirchlichen Erneuerung gefragt wird, gilt es zunächst den Blick dafür zu schärfen, wie nach den Regeln geistlicher Unterscheidung überhaupt eine gute Wahl getroffen werden kann. Ignatius von Loyola gibt dazu in seinen Geistlichen Übungen wertvolle Hinweise. In der „Hinführung, um eine Wahl zu treffen“ lautet sein erster und grundlegender Satz:

*„In jeder guten Wahl muss, soweit es an uns liegt, das Auge unserer Absicht einfach sein, indem ich nur auf das schaue, wofür ich geschaffen bin, nämlich zum Lobpreis Gottes unseres Herrn und zur Rettung meiner Seele.“* (EB 169)

Dieser Satz ist für den Einzelnen formuliert, der eine Lebenswahl vor sich hat. Die kirchliche Dimension zeigt sich für ihn darin, dass die Entscheidung innerhalb der Kirche und keinesfalls gegen sie zu treffen ist (EB 70). Das ist der Rahmen, innerhalb dessen der Einzelne im Dialog mit Gott den Weg seiner persön-

lichen Berufung sucht. Anders verhält es sich, wenn es sich bei der Wahl nicht um die Lebensentscheidung eines Einzelnen, sondern um (mehr oder weniger) wichtige Entscheidungen kirchlicher Gruppen und Gremien handelt. Der Ziel- und Referenzpunkt für die Entscheidung ist dann nicht primär die Geschöpflichkeit des Einzelnen auf Gott hin, sondern die der ganzen Kirche. Was das bedeutet, entfaltet die Dogmatische Konstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils über die Kirche. In ihr wird sie als „Sakrament, das heißt Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit“ bezeichnet (LG 1). Alle Entscheidungen in kirchlichen Gremien, egal von welcher Tragweite und egal ob „ganz oben“ oder „ganz unten“, sind idealerweise daraufhin geordnet, dass die Kirche ihrem innersten Wesen der universalen Sendung von Gott her für alle Menschen nachkommt. Dies ist das Ziel, das bei jeder Entscheidung vor Augen sein sollte. Ignatius führt bezüglich der Wahl des Einzelnen weiter aus: *„Und so muss, was immer ich erwähle, derart sein, dass es mir für das Ziel hilft, für das ich geschaffen bin, indem ich nicht das Ziel auf das Mittel hinordne und -ziehe, sondern das Mittel auf das Ziel“* (EB 69).

Es gilt also erst zu suchen und zu finden, wozu mich Gott in meinem Leben beruft, und sich dann entsprechend zu entscheiden. Es kann sich also beispielsweise jemand entscheiden, Gott in der Ehe oder in einem Orden oder als Priester zu dienen und dann dementsprechend heiraten, in einen Orden oder ein Priesterseminar eintreten. Es wäre aber keine geordnete Wahl, sich für einen dieser Lebensstände zu entscheiden, ohne zuvor zu fragen, wohin Gott einen

ruft. Dann würde das Mittel zum Ziel, prägnanter gesagt, zum Selbstzweck, weil Gott nicht im Blick ist. Der geistliche Unterscheidungsprozess, in dem jemand um den richtigen Weg ringt, unterscheidet, sucht, betet, geht also idealerweise der Entscheidung selbst voran. Das gilt nicht nur für die Lebensentscheidung eines Einzelnen, sondern auch für gemeinsame Entscheidungen in kirchlichen Arbeits- und Strukturprozessen. Auch hier gilt es im Idealfall zu suchen, zu fragen und zu beten, was mehr dazu beiträgt, dass die Kirche als Grundsakrament der Ehre Gottes und dem Heil der Menschen dient. Dies wird sicher bei Entscheidungen häufig der Fall sein; es besteht aber auch immer die Gefahr, dass es nicht so ist. Der gesamte Prozess ist sowohl für den Einzelnen als auch für die Gemeinschaft der Kirche fragil; es bedarf des sensiblen Hörens und der geistlichen Unterscheidung, und im besten Fall haben wir dabei nicht die Wahrheit, sondern die Wahrheit, Jesus Christus, hat uns. Es handelt sich nicht um ein statisches, sondern ein dynamisches, lebendiges Geschehen, innerhalb dessen es sicher auch viele Entscheidungen gibt, die nicht ein- für allemal getroffen werden können, sondern sich bewähren und vielleicht noch manches Mal überprüft werden müssen. Es ist, kurz gesagt, ein geistlicher Prozess, der sich nicht „festnageln“ lässt. Es ist auch, und zwar im Wortsinn, ein Gehorsamsprozess: die Kirche „hört“ beständig auf ihren Schöpfer und Herrn, um ihm gut dienen zu können.

### **Biblische Vergewisserung?**

Das Postulat einer „biblischen Vergewisserung“ innerhalb der gegenwärtigen

Veränderungsprozesse in den deutschen Diözesen ist sicherlich ernst gemeint und sehr erfreulich. Die Frage ist aber, was genau mit „Vergewisserung“ gemeint ist und wie dieses Postulat im Leben der Kirche verwirklicht werden kann.

Das Wort „Vergewisserung“ suggeriert zunächst, dass man *noch mehr* Gewissheit in einer an sich „gewissen“ Sache erlangen möchte, sich eben vergewissern möchte. Das Grimmsche Wörterbuch gibt als Synonyme „Bestätigung“, „Feststellung“. Von daher klingt mir der Begriff „Vergewisserung“ innerhalb der Umbruchsprozesse etwas einseitig, so als ginge es (zumindest auch) um eine biblische Bestätigung bereits vollzogener Entscheidungen. Das ist zwar immer noch besser, als wenn die Ekklesia gar nicht in den Spiegel schaute, aber die Frage ist doch, wann und wie sie hineinschaut, und was sie mit dem tut, was sie sieht. Ich gehe davon aus, dass der Wunsch nach biblischer „Vergewisserung“ eine echte Bereitschaft zur Auseinandersetzung einschließt, die Ekklesia also nicht in den Spiegel schauen möchte, um dann wegzugehen und zu vergessen, wie sie aussieht. Dann könnte man sich das Postulat der Vergewisserung ja von vornherein sparen, bzw. es diene nur der Legitimation, aber keiner echten Erneuerung. Weiter trifft der Begriff der „Vergewisserung“ ja auch etwas Richtiges, indem die Kirche nicht bei Null anfängt und auch in Umbruchsprozessen nie alles zur Disposition steht, also auch angebracht ist, etwas zu überprüfen und beizubehalten, sich also im Wortsinn zu „vergewissern“. Die Kirche liest die Schrift ja nicht im luftleeren Raum, sondern in der Kontinuität einer langen Tradition. Im Sinne einer echten Bereitschaft zur Auseinandersetzung mit der

Schrift wäre aber doch anzumerken, dass ein geistlicher Entscheidungsprozess zunächst ergebnisoffen sein muss, sonst ist es nämlich kein geistlicher Entscheidungsprozess, da weder Raum für einen Prozess noch für den Geist bliebe. Daher wäre in solchen Entscheidungsprozessen vielleicht treffender von „Orientierung“ an der Heiligen Schrift zu sprechen denn von Vergewisserung, um bereits in der Terminologie deutlich zu machen, dass die Kirche beim Blick in den Spiegel die ehrliche Begegnung mit ihrem Schöpfer und Herrn sucht und sich von ihm führen lässt.

### Der „Ort“ der Heiligen Schrift in Entscheidungsprozessen

Die echte Bereitschaft der Kirche, in konkreten Entscheidungsprozessen auf ihren Herrn zu hören, vorausgesetzt, ist nach dem „Ort“ der Heiligen Schrift in diesen Prozessen zu fragen. Es ist schon deutlich geworden, dass die Begegnung mit der Schrift nicht erst erfolgen sollte, wenn die Entscheidung bereits gefallen ist, vor allem dann nicht, wenn keine Bereitschaft oder keine Möglichkeit zu einer Revision der Entscheidung besteht. Die Begegnung mit der Schrift, das „Ratholen“ bei Gott, muss sich mindestens zeitgleich mit den sachbezogenen Überlegungen vollziehen und beides sollte nicht in zwei unverbundenen Prozessen, sondern in einem geschehen, der auf diese Weise zu einem geistlichen Prozess wird. Vielleicht wäre aber sogar noch besser, wenn die Betrachtung der Schrift einige Zeit vor den sachbezogenen Überlegungen beginnt und sie dann weiter begleitet. Dies schlägt jedenfalls Ignatius auf dem Weg zu einer persönlichen Entscheidung in den Exerzitien

vor: Der Exerzitant meditiert erst einmal einige Tage das Leben Jesu – die Verkündigung, die Geburt, die Darstellung im Tempel und die Flucht nach Ägypten, die Zeit in Nazaret und die Unterredung des Zwölfjährigen mit den Schriftgelehrten im Tempel (EB 101-134). Erst dann tritt er in die eigentliche Phase der Wahlzeit ein, und diese wird von weiteren Betrachtungen des Lebens Jesu – von der Taufe bis zum Palmsonntag – begleitet (EB 158-161). Am Ende dieser Reihe hat der Exerzitant im besten Fall die Entscheidung getroffen, aber auch dann gehen die Betrachtungen des Lebens Jesu noch weiter – vom Palmsonntag bis zur Himmelfahrt. Die Entscheidung wird angesichts des Kreuzes und der Auferstehung Jesu geprüft, im meditierenden Mitgehen mit ihm durch dieses Geheimnis. Das ist ein wichtiger Schritt, der traditionell vor Triumphalismus und aktuell vor Hochglanzbrochüren schützt. Denn „das Schwache in der Welt hat Gott erwählt, um das Starke zuschanden zu machen. Und das Niedrige in der Welt und das Verachtete hat Gott erwählt: das, was nichts ist, um das, was etwas ist, zu vernichten, damit kein Mensch sich rühmen kann vor Gott“ (1 Kor 1,27-29). Das ist dann wirklich eine „Vergewisserung“, die aber im Kontext einer stetigen Orientierung an der Schrift im gesamten Unter- und Entscheidungsprozess steht.

Was kann dies nun für kirchliche Entscheidungsprozesse bedeuten? Natürlich kann man nicht für jede Entscheidung 30 Tage Exerzitien machen. Die „Einbettung“ des Entscheidungsprozesses in die Betrachtung der bzw. Auseinandersetzung mit der Schrift ist aber durchaus auf Entscheidungssituationen außerhalb von Exerzitien übertragbar. Sie zeigt

uns, dass eine biblische Vergewisserung in den aktuellen Umbruchsprozessen am günstigsten als grundlegende biblische Orientierung zu verstehen und zu fördern ist. Dass also die Schrift nicht erst in der Situation der Entscheidung oder gar danach aufgeschlagen wird, sondern dass die einzelnen Beteiligten aus der Schrift leben und von dieser Grundorientierung her in den Raum des gemeinsamen Entscheidens eintreten. Dies kann ein Gremium auch gemeinsam einüben, indem es als Grundlage für seine funktionalen Aufgaben eine regelmäßige Beschäftigung mit der Heiligen Schrift vorsieht. Eine solche Praxis setzt voraus, dass die Begegnung mit der Schrift als an sich wertvoll erfahren wird und sie nicht nur zu bestimmten Zwecken zu Rate gezogen wird.

### Bunte Theorie und graue Praxis?

Im Jahr des Reformationsjubiläums wird häufig auf die ausgeprägtere Orientierung der Kirchen der Reformation an der Heiligen Schrift hingewiesen. Das trifft sicherlich zu. Diese Ausrichtung geht aber genau genommen der Reformation voraus und hat beispielsweise die ersten Jesuiten ebenso geprägt wie die Reformatoren. Es gab noch vor der Konfessionalisierung ein bibelhumanistisches Erbe, das zunächst einfach christlich und vor allem eben humanistisch war. Das Postulat, dass alle Christen die Schrift lesen und verstehen, ja, mit ihr leben sollten, hat dort seinen Ursprung, auch wenn seine Umsetzung tatsächlich zuerst den Reformatoren zu verdanken ist. Erasmus von Rotterdam, einer der prominentesten Vertreter des Bibelhumanismus, formu-

lierte im Vorwort zu seiner Ausgabe des (griechischen) Neuen Testaments: *„Ich würde wünschen, dass alle Weiblein das Evangelium lesen, auch dass sie die paulinischen Briefe lesenn ...Wenn doch der Bauer mit der Hand am Pflug etwas davon vor sich hin sänge, der Weber etwas davon mit seinem Schiffchen im Takt vor sich hin summte und der Wanderer mit Erzählungen dieser Art seinen Weg verkürzte! Da mögen die Christen all ihre Gespräche anknüpfen ...“*

### Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Gottes wanderndes Volk, das sich lesend, singend und summend an der Heiligen Schrift orientiert. Eine Utopie? Oder eine Perspektive auch für heute? Natürlich kann man immer sagen, es sei in „funktionalen“ Gremien „keine Zeit“ für eine grundlegende Beschäftigung mit der Schrift. Das ist dann aber so, wie wenn jemand mit einer stumpfen Säge einen Baumstamm zersägt und sich dabei abmüht, aber „keine Zeit“ hat, die Säge zu schärfen. Die Arbeit bleibt mühsam, die Schnittfläche zerfasert, das Ergebnis unpräzise. Haben wir wirklich keine Zeit für die Beschäftigung mit der Heiligen Schrift? Oder müssen wir nicht ehrlicherweise bekennen, dass uns anderes im Alltagsgeschäft der Pastoral und des kirchlichen Lebens oft wichtiger ist?

Hans-Georg Gradl / Igna Kramp CJ

## Hätte ich aber die Gnade nicht, wäre ich nichts

Charismenorientierung im Gespräch

Ein Gespräch zwischen Prof. Dr. Hans-Georg Gradl, Neutestamentler in Trier und Priester der Diözese Regensburg, und Sr. Dr. Igna Kramp CJ, Neutestamentlerin und Dozentin am Theologisch-Pastoralen Institut Mainz für die Fortbildung des pastoralen Personals der Diözesen Fulda, Limburg, Mainz und Trier.

**Igna Kramp CJ (IK):** *Wie schaust Du als Neutestamentler auf die „Charismenorientierung“ innerhalb der gegenwärtigen kirchlichen Umbruchsprozesse?*

**Hans-Georg Gradl (HG):** Es mag befremdlich klingen, aber beim derzeitigen Hype um die „Charismen“ ist dem Neutestamentler nicht recht wohl. Es ist ja ein Modewort geworden: Die „Charismenorientierung“ ist heute in aller Munde. Pastoralpläne finden ihren Anker darin. Die Wiederentdeckung der Charismen wird als Lösung in der seelsorglichen Unterversorgung propagiert. Lexika, die den Begriff in den ersten Ausgaben gar nicht erwähnten, widmen ihm plötzlich Spalten um Spalten. Sechs Spezialuntersuchungen zum Wort „Charisma“ sind auf dem Markt. Und auf diesen Boom blickt der Neutestamentler mit großen, etwas verwunderten Augen. Der Begriff „Charisma“ ist nämlich im Neuen Testament nun wirklich kein „Zentralwort“. Wir haben gerade einmal 17 Belege, und davon wären noch jene abzuziehen, die das Wort in einem ganz anderen Sinn, etwa als „Rettung aus Gefahr“ oder als „Erlö-

sungstat“, verstehen. In nur drei originalen Paulusbriefen (1 Kor; 2 Kor; Röm) wird der Begriff überhaupt verwendet. „Charisma“ ist weder ein zentrales noch ein flächendeckendes Thema im Neuen Testament. Ist das Wort überhaupt jesuanisch? Da kann man schon den kritischen Eindruck gewinnen: Ja, jetzt plötzlich, wo scheinbar nichts mehr hilft, da sind sie recht, da sollen die Charismen das Allheilmittel sein.

**IK:** *Ich kann gut verstehen, dass Du diesen Verdacht hegst. Die personelle Not innerhalb der Pastoral, vor allem, wenn man die Grenzen noch recht gut „versorgter“ Großstädte überschreitet, ist ja nicht von der Hand zu weisen. Dennoch liegt in dieser Situation der Krise ja auch das Potential, das jede Krise in sich birgt. „Krisis“ ist ja wie „Charisma“ ein Wort aus dem neutestamentlichen Griechisch und bedeutet „Entscheidung“. Insbesondere der Evangelist Johannes betont, wie die Begegnung mit Jesus Christus uns grundsätzlich in die Krise stellt: Ob wir an ihn glauben und ihm folgen oder nicht. Ich glaube, eigentlich ist auch das die Krise,*

*in der wir heute stehen. Denn Charisma als Wirkung der Gnade setzt ja voraus, dass sein Träger von der Gnade berührt wird und sich ihr nicht verschließt oder ihr gleichgültig gegenübersteht. Doch bleiben wir noch etwas beim Wort „Charisma“ im Neuen Testament. Dessen Bedeutung ist doch nicht nur eine Frage der Statistik?*

HG: Nun sind sicherlich Statistiken nicht alles. Mag die Quantität auch mager sein, die Qualität und Bedeutung des Begriffs steht freilich auf einem anderen Blatt. Aber auch hier wäre kritisch zu fragen: Kauft man denn beim aktuellen Hype um die Charismen das ganze „Paket“, also den neutestamentlichen Vollsinn des Worts, oder aber nur einen schwärmerischen, selbstgemach-

ten Teil davon? Manchmal habe ich den Eindruck: Man ruft nach Charismen, aber bitte nur in unserem Sinn, in einem fix vorgegebenen Rahmen, nur dort, wo wir meinen, dass sie nützen. Der Geist weht zwar bekanntlich, wo er will, aber in Sachen „Charisma“ gesteht man ihm nur eine sehr begrenzte Landfläche zu. Und man macht ihn damit eigentlich zur Brieftaube, die just nur das bringen soll, was man eh schon vorher verfasst und konzipiert hat.

IK: *Das, finde ich, ist eine sehr berechtigte Kritik, die nicht nur die Charismenorientierung, sondern die gesamte „biblische Vergewisserung“ in den Umbruchssituationen der Kirche heute betrifft. Die Frage ist eben, ob eine echte – und damit für das Wirken des Geistes „ergebnisoffene“ – Auseinandersetzung angezielt ist, die Kirche also in den Spiegel der Heiligen Schrift schaut, um sich neu auszurichten, wie das der Jakobusbrief nahelegt (Jak 1,22–25), oder ob sie in den Spiegel schaut wie die böse Königin in Grimms Märchen vom Schneewittchen, die durch den Blick in den Spiegel nur bestätigt wissen will, dass sie die Schönste im ganzen Land ist. Das klingt jetzt spitz, soll aber nur heißen, dass es vielleicht besser wäre, von „Auseinandersetzung mit“ oder „Ausrichtung an“ der Heiligen Schrift zu sprechen denn von „Vergewisserung“, denn die Heilige Schrift und vor allem der Geist Gottes bringen eben auch Verunsicherung mit sich. Es leuchtet mir ein, dass die Charismenorientierung, wenn wir sie ernst meinen, der Alptraum eines jeden Personalchefs ist. Aber anders als ernst genommen hat die Charismenorientierung überhaupt keinen Sinn. Und welchen Sinn sie ha-*

**Igna  
Kramp CJ**



Sr. Dr. Igna Kramp CJ, ist seit 2002 Mitglied der Congregatio Jesu. Sie studierte Germanistik, Geschichte sowie Katholische Theologie und promovierte in Literaturwissenschaft (2003) und Neutestamentlicher Exegese (2015). Seit 2015 wirkt sie als Dozentin für Biblische Theologie im Theologisch-Pastoralen Institut, einem Fortbildungsinstitut für das pastorale Personal der Diözesen Fulda, Limburg, Mainz und Trier.

*ben könnte, müssen wir ganz nah am Text des Neuen Testaments entdecken.*

**HG:** Das denke ich auch! Aber ich kann Dir sagen: Charismen und das Neue Testament – das ist ganz sicher keine „Wellness-Veranstaltung“ und umfasst nicht nur Streicheleinheiten. In Sachen „Charisma“ knetet uns das Neue Testament eher durch und massiert uns mit der Bürste. Aber was heißt eigentlich „Charisma“? Im Griechischen ist „Charisma“ ein seltenes und spät aufgekommenes Wort. Im klassischen Griechentum ist das Wort eigentlich nicht bekannt. Etwa zeitgleich mit Paulus verwendet der jüdische Autor Philo von Alexandrien den Begriff im Sinne eines „Geschenks“ oder einer Gabe von Gott (gemeint ist dann u.a. die Schöpfung). Die Septuaginta, die griechische Übersetzung des Alten Testaments, gebraucht „chárisma“ für einen „generösen, barmherzigen Akt“ (etwa für eine Bestattung). Die Sibyllinen nennen die Seele des Menschen ein „chárisma“, „eine göttliche Gabe“. Das Wort selbst setzt sich aus „cháris“ und der Endung –ma zusammen. Diese Endung bezeichnet im Griechischen stets das „Resultat, das Ergebnis einer Handlung“.

**IK:** *Das letzte finde ich eine ganz wichtige Beobachtung. Das bedeutet nämlich, dass es eben ohne die Ursache der Gnade (Charis) keine Gnadenwirkung (Charisma) geben kann. Das zeigt, wie unverfügbar und un(ver)planbar Charismen sind. Da muss der Personalchef tendenziell Alpträume haben. Denn er muss ja planen können, anders geht es in einer großen Organisation nicht. Wenn er keine Alpträume hat, könnte es an einer Verkürzung des Charismenbe-*

*griffs liegen. Lass uns diesen Begriff noch genauer in den Blick nehmen!*

**HG:** Was die Verwendung im Neuen Testament betrifft, haben wir einen gemischten Befund vor uns. Es gibt, wie gesagt, 17 Belege: In den beiden Korintherbriefen und im Römerbrief verwendet Paulus das Wort tatsächlich im Sinne von Geistesgaben (Röm 1,11; 12,6; 1 Kor 1,7; 7,7; 12,4.9.28.30.31), aber auch für die Erlösungstat Christi (Röm 5,15.16; 6,23; 11,29), in einem Fall auch für die Rettung aus Gefahr (2 Kor 1,11). Als Bezeichnung für Gnadengaben im engeren Sinne ist es sicherlich von „charis“, Gnade, einem Grundwort paulinischer Theologie, abgeleitet. Das heißt, es steht gegen jede Leistungsvorstellung und ist von Einheit bestimmt:

**Hans-Georg Gradl**



Prof. Dr. habil. Hans-Georg Gradl geboren 1973, studierte Theologie in Regensburg und Rom. Im Jahr 2000 wurde er zum Priester geweiht. Nach seiner Promotion in Rom habilitierte er an der Universität München. Seit 2013 ist Gradl Professor für Exegese des Neuen Testaments an der Theologischen Fakultät Trier. Dort leitet er auch das Emil-Frank-Institut und beschäftigt sich mit dem jüdisch-christlichen Dialog

Der eine Geist wirkt sich aus in vielen Gaben. Im Ersten Petrusbrief (4,10) bezeichnet es vielfältige Gnadengaben in Verkündigung und Diakonie. Ein deutlich abweichendes Verständnis treffen wir in den Pastoralbriefen an. Hier wird „Charisma“ als die durch Handauflegung vermittelte Amtsgnade verstanden (1 Tim 4,14) und auf Lehre und Leitung konzentriert (2 Tim 1,6).

*IK: Das ist aber eine ganz schöne Bandbreite! Im Grunde ist das doch auch die Spannung, in der wir heute stehen: Die „Charismen“ innerhalb und außerhalb des Amtes bedürfen einer neuen Zuordnung zueinander, und zwar in Ausrichtung auf den, der sie schenkt, Gott. Lange Zeit wurde die Amtsgnade gegenüber den Charismen aller Christen vielleicht etwas überbetont. Es ist gut, dass wir die Charismen im ursprünglichen paulinischen Sinn heute wiederentdecken. Wir sollten aber auch vorsichtig sein, nicht wieder in diese Richtung einseitig zu werden, sondern den ganzen neutestamentlichen Befund im Blick zu behalten. Dennoch ist es wohl gut, einen vertieften Blick auf den Entstehungskontext des paulinischen Begriffs „Charisma“ zu wagen. Da ist ja 1 Kor 12,1-11 der zentrale Text. Lass uns doch über diesen Text weiter ins Gespräch kommen.*

HG: Hier zunächst einmal eine relativ wörtliche Übersetzung des Textes:

Betreffs der Geistesgaben aber, Brüder, will ich nicht, dass ihr ohne Kenntnisse seid. Ihr wisst, dass ihr, als ihr Heiden wart, zu den stummen Götzen hingezogen, ja fortgerissen wurdet. Deshalb tue ich euch kund, dass niemand, der im Geist Gottes

redet, sagt: Verflucht sei Jesus! und niemand sagen kann: Herr ist Jesus! außer im Heiligen Geist. Es gibt aber verschiedene Gnadengaben, aber es ist derselbe Geist; und es gibt verschiedene Dienste, aber es ist derselbe Herr; und es gibt verschiedene Wirkungen, aber es ist derselbe Gott, der alles in allem wirkt. Jedem aber wird gegeben die Offenbarung des Geistes zum Nutzen. Dem einen also wird durch den Geist das Wort der Weisheit gegeben, einem andern aber das Wort der Erkenntnis nach demselben Geist; einem andern Glauben in demselben Geist, einem andern aber Gnadengaben der Heilungen in dem einen Geist, einem andern aber Wunderwirkungen, einem andern aber prophetische Rede, einem andern aber Unterscheidung der Geister; einem andern Arten von Sprachen, einem andern aber Auslegung der Sprachen. Alles dies aber wirkt ein und derselbe Geist und teilt jedem besonders zu, wie er will.

Was wir hier vor uns haben, sind die ersten beiden Teile einer umfassenden Argumentation und Auseinandersetzung. Die Ausführungen zu den Charismen sind nämlich von konkreten Missständen in der korinthischen Gemeinde veranlasst. Paulus muss zur Einheit aufrufen, weil besonders ekstatisch veranlagte „Pneumatiker“ („Geistbegabte“ bzw. solche, die sich dafür hielten!) für Spannungen sorgten bzw. die gottesdienstliche Versammlung störten. Mit den Geistesgaben (pneumatika) dürfte Paulus einen Begriff verwenden, der in Korinth im Umlauf war und dort zur Bezeichnung der Prophetie und der Zungenrede (Glossolie) gebraucht wurde. Ihn – und das ist entscheidend!

– ersetzt Paulus aber durch einen anderen Begriff, den der „charismata“ – und er modifiziert damit auch die Vorstellung!

**IK:** Also nicht „Geistzugehörige“ (Pneumatika) sondern „Geisteswirkungen“ (Charismata)? Worin besteht genau der Unterschied?

**HG:** Paulus macht deutlich: Christsein, die Bekehrung, das Bekenntnis sind nur erklärbar durch das Wirken des Geistes. Die Gemeinde ist damit Raum des Gottesgeistes – das beweisen die Bekehrung und das Bekenntnis der Korinther. In Vers 4 tauscht Paulus nun den Begriff „pneumatika“ aus und ersetzt ihn durch „charismata“. Denn in Korinth dürften die „pneumatika“ eng mit ekstatischen Phänomenen wie der Prophetie und der Zungenrede verbunden gewesen sein. Paulus grenzt sich davon schon begrifflich ab. Das Wort „charismata“ ermöglicht Paulus die Herkunft – über die charis, die Gnade Gottes – deutlich zu machen. Die Begabungen sind nicht eigene Leistung, eigenmächtiger Besitz, sondern Wirkungen der „Gnade“. Gleichzeitig dehnt er auch die Bedeutung aus: „charismata“ das sind nicht nur die lauten und auffälligen „pneumatika“, sondern auch die dienstbereiten und leisen Wirkungen des Gottesgeists.

**IK:** Das heißt, dass sich Paulus mit den Korinthern zwar einig ist, dass der Geist in der Gemeinde wirkt, nicht aber, wie er wirkt, und was demzufolge Charismen sind. Das könnte ja auch uns heute passieren, wenn z. B. die Mitarbeiterin der Diözese oder der Bruder oder die Schwester im Orden auf ein je eigenes

*Charisma pocht. Was ist denn da das zentrale Kriterium, um die Spreu vom Weizen zu trennen?*

**HG:** Wiederholt wird Paulus in den Kapiteln 12 bis 14 deutlich machen, dass es nie um das Interesse des Einzelnen, den Selbstruhm, das Aufblähen geht. Es geht nicht um die Selbsterbauung. In diesem Sinne lese ich auch das Hohelied der Liebe im Korintherbrief und insbesondere den einleitenden Satz: „Strebt aber nach den höheren Gnadengaben!“ (1 Kor 12,31). Es geht um die für die Gemeinde bedeutenderen Gnadengaben. Das Kriterium ist immer und über allem „der Aufbau“ der Gemeinde. Vor diesem Hintergrund illustriert 1 Kor 13 eindrücklich, dass es um die Hingabe, den Einsatz, das Hergeben und die Proexistenz für einen anderen geht. Der Text wird gern zu Hochzeitsfeiern genommen, weil er so romantisch klingt. Aber darin ist gar nichts romantisch! Paulus beschreibt doch eine durchweg bodenständige, pflichtbewusste, selbstlose Form der Liebe – die grundlegend jeden Dienst, jedes Charisma, ja das Christsein überhaupt zu prägen hat. Ein Charisma dient dem Anderen oder es ist kein Charisma. Jedes Charisma hat sich als ein Teil des größeren Ganzen zu verstehen, was ja dann auch das Bild vom „Leib“ und den „Gliedern“ eindrücklich veranschaulicht wird.

**IK:** Du hast am Anfang gefragt: Ist der Begriff „Charisma“ überhaupt „jesuanisch“? Was Du jetzt zu einem Leben liebender Proexistenz sagst, klingt mir der Sache nach sehr jesuanisch. Gerade an dieser Stelle wird aber deutlich, warum Paulus die „Pneumatika“ in „Charismata“ wandeln muss, denn Proexis-

*tenz in der Nachfolge Jesu ist eben nur möglich, wenn Gottes Liebe und Gnade uns bewegt, während der Geister viele sind, und nicht alle sind aus Gott. Hier bedarf es der Unterscheidung der Geister, die Paulus ja später noch als eigenes Charisma benennt.*

HG: In der Tat! Paulus plädiert für eine durchaus kritische, prüfende, abwägende Haltung – nicht überall, wo Geist draufsteht, ist auch wirklich Geist drin! In Korinth beispielsweise gab die Zungenrede Anlass zu Auseinandersetzungen. Darunter dürfen wir uns wohl ein Reden in verschiedenen – irdischen und überirdischen – Sprachen vorstellen, oder aber ein begeistert-ekstatisches und nicht recht verständliches Lallen. Paulus warnt – bei aller Akzeptanz – vor einer Überschätzung und der Gefahr, dass die Glossolie, da unverständlich, für die Gemeinde nutzlos wird. Im Charismenkatalog von Röm 12,6-8 wird die Glossolie übrigens gar nicht erwähnt. Sie spielte speziell in Korinth eine Rolle, deshalb musste Paulus im Korintherbrief darauf eingehen. Überhaupt zeigen die Unterschiede in den Charismenlisten, dass diese nicht objektiv vollständig gedacht sind, sondern je nach Gemeinde, nach Ort, nach Anlass verändert werden können und müssen!

IK: *Das bedeutet aber dann auch, dass wir heute nicht einfach genau jene Charismen suchen können, die in den Paulusbriefen oder sonst im Neuen Testament genannt werden. Es kann sein, dass sich auch heute diese Gnadengaben zeigen: Worte der Weisheit und der Erkenntnis, Heilungsgabe, Wunderkraft, prophetische Rede, Unterscheidung der Geister, Zungenrede und ihre Deutung.*

*Vielleicht kommen aber auch ganz andere Charismen hinzu, und vielleicht fallen auch manche dieser urkirchlichen Charismen weg. Das macht es ja nicht sehr leicht, Charismen zu erkennen. Woran erkennt man denn heute ein Charisma?*

HG: Entscheidendes Kriterium, ob wir es mit einem Charisma zu tun haben oder nicht, ist bei Paulus die Frage, ob der Geist Gottes dabei der eigentlich Handelnde ist, ob es sich also (gemäß dem Wortsinn charisma) um eine Auswirkung der Gnade im Leben eines Christen handelt. Ob das so ist, lässt sich wohl am ehesten an der Wirkung, den Früchten, erkennen: Daran nämlich, ob die empfangene Gabe proexistent für andere eingesetzt wird und zum Aufbau der Kirche beiträgt.

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

IK: *Das klingt, als bräuchte die Kirche heute neben allen anderen Charismen vor allem auch das Charisma der Unterscheidung der Geister als eine Art Grundcharisma. Da stimme ich Dir zu. Darüber hinaus bin ich aber jetzt gespannt, welche Impulse und Perspektiven Du aus Deiner Exegese der paulinischen Charismenlehre ziehst. Was ist Dir in all den Überlegungen für die Kirche heute wichtig geworden?*

HG: Beim Lesen ist man nicht selten erstaunt über die Gewissheit und das Selbstverständnis der Urchristen. Felsenfest gehen sie davon aus: Sie leben in der Endzeit, der Geist ist ausgegossen, jeder Einzelne ist Geiststräger (vgl. Joel 3,1f.)! Daraus ergeben sich neue „Plausibilitäten“: Wenn vom Geist im Neuen Testament die Rede ist (der Pfingstbericht in der Apostelgeschichte, aber auch die Konflikte und Verwirrungen in Korinth machen es deutlich), dann heißt das immer auch, dass nicht alles kontrolliert, auf dem Reißbrett geplant und strukturiert werden kann. Die Christen haben diesen Geist nicht nur als „Pfingstgeist“, sondern sehr wohl auch als „Schöpfergeist“ erfahren, der Neues baut, der verzehrt und brennt und auch niederreißt. Kontrollieren lässt sich dieser Geist nicht, er führt sehr deutlich vor Augen, wem der Bau gehört. Er zeigt die Hausherrnschaft Gottes an! Gemeindeführung führt das Wissen um das Ausgießen des Geistes zu egalitären Gemeindeformen. Weil jeder durch die Taufe, die Inkorporierung in den Leib Christi, im Besitz des Geistes ist, gibt es nicht mehr „Mann und Frau“, „Jude und Heide“ (Gal 3,28). Das Wirken des Geistes fordert so zu einer fundamentalen Achtung des anderen auf: Du musst stets damit rechnen, der geballten Geisteskraft (im anderen) gegenüber zu stehen.

IK: *Das scheint mir, richtig verstanden, kirchlicher Gehorsam zu sein, nämlich ein gemeinsames Hören auf Gott und die gemeinsame geistliche Unterscheidung, bei der der Obere zwar das letzte Wort hat, aber nicht unbedingt schon das erste und vor allem nicht das einzige, weil der „Hörprozess“ so vollständig*

*wie möglich vollzogen werden muss. Vielleicht könnte die Charismenorientierung in der Kirche zu einer neuen Sensibilisierung für den Geist Gottes und sein Wirken in der Welt führen?*

HG: Paulus sensibilisiert jedenfalls die Korinther gerade für die leisen, unspektakulären, alltäglichen, ja banalen Wirkungen des Gottesgeistes. Extravaganz und Lautstärke sind nicht die Kriterien. Charismen müssen nicht faszinieren und einen Saal zum Schweigen bringen. Charismen blicken von sich weg und behalten das Ganze im Blick: das Wohl und Wachstum der Gemeinde! Ob nicht Paulus – gerade in unserer individualisierten, auf die eigene Persönlichkeit und die Selbstverwirklichung getrimmten Zeit – mit dem „Bau“, dem „Nutzen“ auch an das „Wir“ erinnern würde? Das Charisma verwirklicht sich selbst, indem es anderen dient! Paulus macht sich zum Patron der „leisen“ und unauffälligen Gaben, die es zwar auf nicht viele „Dezibel“ bringen, aber doch nachhaltig, notwendig und nahrhaft sind. Und umgekehrt warnt er davor, bei Charismen nur immer an „pneumatische Superthemen“ zu denken, weil es daneben auch noch die unspektakulären „basics“ geben muss.

IK: *Wenn ich das so höre, scheint mir, dass es auch in jeder Ordensgemeinschaft die „pneumatischen Superthemen“ gibt, und auch wir uns davor hüten müssen, uns zu sehr bei diesen Themen aufzuhalten. Vor allem gibt mir zu denken, dass wir Charisma doch eng mit der Sendung der Schwestern zusammendenken, die häufig dann auch noch mit dem beruflichen Einsatz zusammenfällt. Das kann leicht dazu führen, dass*

*wir viel alltäglicher wirkende Charismen übersehen.*

HG: Nun kann man ja fragen: Was sind Charismen? Auch Paulus – in 1 Kor 12,2 – macht deutlich, dass Christen und Heiden, Gemeinde und Welt „die Phänomene“ miteinander teilen. Auch außerhalb des Christentums gibt es Talente, Fähigkeiten, Kompetenzen, Begabungen ... Den Unterschied macht die „Investition“ – in Glaube und Kirche. Das würde ich entschieden als Definitionskriterium eines Charismas ansehen: Charismen sind „getaufte Kompetenzen“, also Investitionen, die dem Glauben Hand und Fuß, Sitz und Stimme, Ausdruck und Hilfe geben.

IK: *Da stellt sich mir dann aber schon die Frage: Wie werden Kompetenzen „getauft“? Mit ihrem Träger/ihrer Trägerin? Indem er oder sie dem Ruf Christi „Folge mir nach!“ Gehör schenkt? Oder auch schon, indem ein Nichtgläubiger eine Begabung in den Dienst der Kirche stellt, wie dies z. B. heute viele Menschen in der Flüchtlingsarbeit tun? Mir scheint wichtig, dass der ganze Mensch Christus nachfolgt und sich in den Dienst Christi in der Kirche stellt. Denn wenn ein Charisma Auswirkung des Lauschens auf den Geist und der Annahme der Gnade ist, braucht es auch eine Praxis des geistlichen Lebens, in der man lauscht und empfängt. Das heißt nicht, dass der Geist nicht auch anders wirken kann, aber das Hören ist schon wichtig. Oder wie siehst Du das?*

HG: Paulus geht ganz selbstverständlich von der Geistbegabung aller Christen aus. Der Geist ist da. Er ergießt sich. Charismen sind vorhanden. Die ent-

scheidende Frage ist: Werden sie auch wahrgenommen, wertgeschätzt, einbezogen, fruchtbar gemacht? Manchmal beschleicht mich der Verdacht, dass wir dabei etwas übersehen. Womöglich klopft und ruft, seufzt und weht der Geist längst – so stark, dass uns eigentlich die Ohren dröhnen müssten. Aber wir begreifen's nicht, sind wie schwerhörig und blind. Eine Hermeneutik des Verdachts täte uns gut, in dem Sinn, dass wir – gerade in Sachen „Geistwirkung“ – immer damit rechnen müssen, etwas zu übersehen, dass er uns voraus ist, dass er anders wirkt, als wir meinen und denken. Immer wieder wird – in der Literatur – auch auf die schwierigen Fragen nach Amt und Charisma hingewiesen. Es gab diese Entwicklung von Paulus zu den Pastoralbriefen, dass Charisma „exklusiv“ auf das Amt festgelegt und per Handauflegung übertragen wurde. Aber es ist schwierig bis gefährlich, nur unter den „Amtsträgern“ „Geistliche“ zu verstehen und damit die Geistbegabung einzuschränken!

IK: *Eine Identifizierung des Charismas mit dem Amt wäre natürlich fatal. Eine Gegenüberstellung, die Konstruktion eines Gegensatzes oder sogar eines Widerspruches zwischen Amt und Charisma scheint mir aber auch nicht hilfreich. Mit Ignatius bin ich der Überzeugung, dass der Geist sowohl durch die hierarchische Kirche als auch in jedem Einzelnen wirkt (vgl. Exerzitienbuch Nr. 365), und dass es dabei auf der tiefsten Ebene keinen Widerspruch gibt, weil sich der Geist nicht selbst widerspricht. Das schließt aber Widersprüche und scharfe Konflikte unter jenen, die auf den Geist hören, keineswegs aus. Im*

*Gegenteil, sie sind notwendig und es gab sie immer, schon in der Urkirche. Entscheidend scheint mir, was Du bei Deinem ersten Punkt gesagt hast: Es ist mit der Geistbegabung jedes einzelnen Christen zu rechnen. Diesen Respekt gilt es jedem entgegenzubringen, und zwar gleichsam „quer“ zur Hierarchie – so wie der Heilige Benedikt dem Abt rät, auch auf den jüngsten Bruder zu hören, weil Gott auch durch ihn seine Weisheit kundtun kann.*

HG: Das berührt meinen letzten Punkt. Für Paulus ist nämlich „Kommunikabilität“ ein entscheidendes Kriterium für echte Charismen. Darum steht er der Glossolie so reserviert gegenüber: „So ist es auch mit euch, wenn ihr in Zungen redet, aber kein verständliches Wort hervorbringt. Wer soll dann das Gesprochene verstehen. Ihr redet nur in den Wind“ (1 Kor 14,9). Auf die Verständlichkeit, die Kommunikation kommt es an. Wir haben heute – in Sachen Glaube und Kirche – ein massives Kommunikationsproblem. Versteht man uns noch? Sind nicht – uns scheinbar geläufige – Begriffe (wie Opfer, Gnade, Erlösung, Kreuz...) dem großen Teil unserer Zeitgenossen längst fremd und nichtssagend geworden? Die Botschaft, der Inhalt mag ja gut, wertvoll und wichtig sein, aber wenn ihn keiner mehr

versteht, wenn die Botschaft verstellt oder verzerrt wird, was nützt sie? Es geht ums Übersetzen, eine Dialogaufgabe, um das Brückenbauen in fremde Lebens- und Sprachwelten. Wo unsere Rede unverständliches Schulterzucken auslöst, muss uns das beunruhigen. Gütesiegel eines Charismas ist seine Verständlichkeit.

IK: *Vielleicht hast Du Recht, und das „Übersetzen“ wäre für die Kirche heute ein wichtiges Charisma, mit dem sie auch ihrer Sendung in die Welt von heute nachkommen kann. Ich wehre mich aber dagegen, dass es sich bei der fehlenden Ausdrucksfähigkeit in Glaubenssachen nur um ein Kommunikationsproblem im strengen Sinne handelt. Ich glaube, dass man alles, was einem selbst ins Herz geht, auch gut verständlich machen kann. Aber eben nicht Angelerntes, das letztlich im eigenen Herzen und im eigenen Leben kein Fundament hat. Wenn wir bei den Charismen bleiben, heißt das: die Fähigkeit zum Übersetzen besteht in der Schlussilbe -ma, ist die Gnadenwirkung. Sie setzt aber voraus, dass das Herz, der ganze Mensch, von der Gnade berührt ist: keine Charismen ohne Charis. Sonst bleibt alle sprachliche Kraft mit Menschen- und Engelszungen wie dröhnendes Erz oder eine lärmende Pauke (vgl. 1 Kor 13,1f).*

### **Sabine Adam CJ**

Sr. Sabine Adam CJ wurde 1956 in Hamburg geboren. Seit 33 Jahren ist sie Mitglied der Congregatio Jesu. In dieser Zeit war sie als Sonderschullehrerin, Gemeindereferentin tätig und wurde für die Exerzitienbegleitung und geistliche Begleitung ausgebildet. In ihrer Gemeinschaft übernahm sie die Funktionen der Gemeindereferentin in Augsburg und Stuttgart, Noviziatsleiterin und Provinzassistentin. Seit 2014 ist sie Provinzoberin der Mitteleuropäischen Provinz.



Sabine Adam CJ

## **Sendung der Congregatio Jesu**

Im Spannungsfeld zwischen Charisma der Einzelnen, dem Sendungsauftrag der Gemeinschaft und ihren konkreten Möglichkeiten

### **Blick auf die Geschichte**

Am Anfang stand für Mary Ward der Auftrag: „Nimm das Gleiche der Gesellschaft“, gemeint war damit: „Übernimm für die neu zu gründende Gemeinschaft die Lebensweise und die Regel der Jesuiten, soweit sie für Frauen möglich ist.“ Die politischen Verhältnisse im England des beginnenden 17. Jh. zwangen Mary Ward dazu, diese Neugründung auf dem Festland zu verwirklichen. In Flandern teilten die späteren Schwestern das Los vieler katholischer englischer Flüchtlinge. Sie erkannten die Notwendigkeit,

ihnen mit religiöser Unterweisung Beistand zu leisten. Aus der Katechese für Erwachsene wurde schnell der Unterricht für Kinder.

Die Begabung zum Unterrichten einerseits, der zunehmende Wunsch nach Mädchenbildung andererseits und die Ablehnung der jesuitischen Lebensweise für Frauen durch die Glaubenskongregation führten dazu, dass sich die „Englischen Fräulein“ auf den Sektor Bildung und Erziehung als ihr beinahe alleiniges Apostolat konzentrierten. Bald zeigte sich, dass die Schulen sehr erfolgreich waren. Gleichzeitig stieg europaweit die

Nachfrage nach schulischer Bildung für Mädchen. Als „Institut des geweihten Lebens“ waren die „Englischen Fräulein“ ab 1631 durch eine Bulle Papst Urbans VIII. aufgehoben. Das Zusammenleben als „weltliche Personen“ sowie das Unterrichten war ihnen aber weiterhin gestattet. Auf diese Weise garantierten die Schulen das Überleben der Schwestern zu einer Zeit, als der Gemeinschaft die päpstliche Anerkennung fehlte. Bildung und Erziehung wurden so zum Markenzeichen der „Englischen“, zu ihrem Charisma. Zu ihrem Charisma?

Was in den Augen der Öffentlichkeit so selbstverständlich als Charisma der Gemeinschaft verstanden wurde, war ja in Wirklichkeit das Resultat von Faktoren, die zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt zusammenflossen. Es war das Reagieren auf Umstände, dass zu einer spezifischen Ausprägung der Gemeinschaft führte. Mit Ignatius von Loyola können wir hier davon sprechen, dass Gott, der in allen Dingen gesucht und gefunden werden kann, durch diese Geschichte gesprochen hat.

Charisma, so verstanden, ist nicht nur eine dem Individuum von Gott geschenkte Fähigkeit. Es ist Ausdruck sowohl persönlicher Begabung, als auch Resultat geschichtlicher Umstände und Notwendigkeiten. Ein Charisma, paulinisch verstanden, ist eine Fähigkeit, die von Gott gegeben wird, damit sie anderen nützt. In diesem Nützlichkeitsgedanken verbergen sich auch die Zeichen der Zeit. Was ist es, was unsere Zeit heute braucht?

Aber zurück zum historischen Sendungsauftrag der Gemeinschaft. Der Umgang mit Sendungen war lange Zeit vergleichsweise einfach: Wer keine Lehrerin oder Erzieherin war, musste es

werden. Auch die Fächer, die studiert wurden, waren nicht selten von dem bestimmt, was gerade gebraucht wurde. Neben den Lehrerinnen und Erzieherinnen gab es noch die „Hausschwester“, die Haus und Landwirtschaft versorgten, sowie einige Schwestern in der Verwaltung und in der Krankenpflege. Was einerseits einfach und übersichtlich war, was für die Öffentlichkeit ein klares Aushängeschild war, wofür die Schwestern auch viel Anerkennung bekamen, erwies sich bei näherem Hinsehen nicht immer als positiv.

Viele Schwestern liebten ihren Lehrerberuf und hatten genau daraufhin ihre Gemeinschaft gewählt. Es gab aber auch die Schwestern, die einer umfassenderen Spiritualität wegen eingetreten waren und nicht gerne Lehrerin wurden. Manche von ihnen lernten den Beruf trotzdem lieben und haben darin ihr ganz persönliches Charisma gefunden. Andere haben sich ihr Leben lang damit schwergetan. Es gab auch die Schwestern, die ihr Leben lang darunter litten, etwas tun zu müssen, das sie sich nicht wirklich zutrauten.

Das 2. Vatikanische Konzil rief die Orden auf: „Zurück zu den Quellen“. Bei den Maria-Ward-Schwester, wie sie zu diesem Zeitpunkt hießen, wurden die Einzelexerzitien wiederentdeckt, denn über zwei Jahrhunderte hinweg kannte man quasi nur Vortragsexerzitien. Mit den Einzelexerzitien kam der je eigene Berufungsweg ganz neu in den Blick; die einzelne Persönlichkeit; individuelle Gebetszeiten und Gebetsformen; die eigenen Charismen. Gesellschaftlich gesehen gingen in dieser Zeit die Berufungen zurück. Frauen, die eintreten wollten, waren keine Lehrerinnen und wollten auch keine werden.

Und so waren es wieder ganz verschiedene Faktoren, die zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt zusammenkamen und eine Neuausrichtung erforderten.

### **Von Schule, Erziehung und Bildung zur universalen Sendung**

Auf der Generalkongregation 2002 wurde der Antrag gestellt, die ignatianischen Konstitutionen „ad maximum“, soll heißen, mit allen Teilen, die Frauen vom Kirchenrecht her möglich sind, zu übernehmen.

Und da heißt es im 7. Teil der Konstitutionen, der von den Sendungen handelt, im Sprachduktus des 16. Jahrhunderts : *...was die Mitglieder der Congregatio Jesu zu beobachten haben, wenn sie „auf den Weinberg Christi verteilt werden, um an dem Ort und Werk in ihm zu arbeiten, die ihnen anvertraut werden, ob sie nun auf Anordnung des höchsten Stellvertreters Christi unseres Herrn an diese oder jene Orte gesandt werden oder ob durch die Oberinnen der Congregatio, die für sie ebenfalls an Stelle seiner göttlichen Majestät stehen, oder ob sie selbst aussuchen, wo und worin sie arbeiten, wenn ihnen der Auftrag gegeben ist, dort unterwegs zu sein, wo sie urteilen, dass daraus größerer Dienst für Gott unseren Herrn und größeres Wohl der Seelen folgt ...“ (K 603).*

Dieser kurze Auszug aus einer der 827 Konstitutionen enthält wesentliche Aussagen, die die Sendung der CJ heute kennzeichnen:

1. Die Mitglieder werden auf den „Weinberg Christi“ verteilt, „um an dem Ort und Werk in ihm zu arbeiten, die ihnen anvertraut werden“

Das Ziel ist, größerer Dienst für Gott unseren Herrn und größeres Wohl der Seelen.

2. Die Sendung kann auf drei verschiedene Weisen geschehen: a) durch den Papst, b) durch die Oberin, c) auf Initiative des Mitglieds selbst, wobei in diesem Fall die Vorgesetzte ihre Zustimmung dazu geben und einen Auftrag erteilen muss.

### **Im Weinberg Christi**

Die Sendung der Congregatio Jesu ist nicht auf bestimmte Bereiche begrenzt, vielmehr sollen wir Schwestern bereit sein, „uns in jeder Arbeit abzumühen“, von der zu hoffen ist, dass Menschen durch sie mit Christus in Kontakt kommen können.

In unserem Eigenrecht heißt es dazu, „Aufmerksam auf die Führung des Heiligen Geistes, versuchen wir, in kluger Unterscheidung die Zeichen der Zeit zu verstehen und die rechte Wahl zu treffen.“ Konkret werden neben Erziehung und Unterricht genannt: wissenschaftliches Arbeiten und Publikationen, pastorale und spirituelle Dienste, Einsätze bei und mit fremden Völkern und Kulturen, Sozialer Dienst im Einsatz für die Armen und für die Gerechtigkeit. Auf den Generalkongregationen, die alle neun Jahre stattfinden, geht es ebenfalls darum, die Zeichen der Zeit zu deuten und die Sendungen entsprechend anzupassen bzw. fortzuschreiben. So wurde auch die Bedeutung der Medienarbeit und des interreligiösen Dialogs betont. Außerdem sind wir als Frauen gehalten, den Frauen als einem weltweit immer noch benachteiligten Teil der Menschheit besondere Beachtung zu schenken.

## Drei Weisen der Sendung

### Durch den Papst bzw. ausgerichtet auf die weltweite Dimension

Mit der Übernahme der Konstitutionen „ad maximum“ ging auch einher, dass wir das „Gehorsamsgelübde dem Papst gegenüber in Bezug auf die Sendungen“ als ein Viertes Gelübde für unsere Gemeinschaft übernommen haben. Diese Sendung direkt durch den Papst kommt auch bei der Gesellschaft Jesu nur in seltenen Einzelfällen vor und hat sich in der Congregatio Jesu überhaupt noch nie ereignet. Insofern kann sie hier vernachlässigt werden. Was aber nicht vernachlässigt werden darf, ist die universale Ausrichtung der Gemeinschaft, die durch das Papstgelübde betont wird. Die CJ war zwar formal immer schon auf weltweite Sendung ausgerichtet, doch de facto hat man sehr in den Grenzen der jeweiligen Provinzen gedacht. Heute ist das Erlernen von Fremdsprachen eine Notwendigkeit und Teil der Formation. Das historische Faktum einer zunehmenden Globalisierung unserer Welt findet auch hier ihre Entsprechung in der Ordensentwicklung. Universalität meint aber nicht nur die räumliche Ausdehnung. Sie meint ebenso die Vielfalt in den Sendungen. Das macht die Unterscheidung, um welche Sendung es gehen soll, heute viel anspruchsvoller als früher. Damit ist auch hier die Notwendigkeit einer ständigen Weiterbildung gegeben, eine Entwicklung, die Ordensleute mit allen anderen berufstätigen Menschen teilen.

### Durch die Oberin

Die Sendung durch die Provinzoberin ist der Normalfall einer Sendung. Auch

dann, wenn ein Mitglied von sich aus eine neue Sendung als sinnvoll erkennt, ist es die Oberin, die darüber entscheidet, ob in dieser Richtung weitergegangen werden soll oder nicht. Ein Instrument innerhalb dieses Unterscheidungsprozesses ist das sogenannte „Sendungsentwicklungsgespräch“. (s.u.)

### ...oder ob sie selbst aussuchen, wo und worin sie arbeiten

Hier ist ein Exkurs auf unsere Formation notwendig.

Wie bereits gesagt, führte der Auftrag des Zweiten Vatikanischen Konzils „zurück zu den Quellen“ zur Wiederentdeckung der Einzelexerziten. In der ignatianischen Formation sind bereits im Noviziat die 30-tägigen Exerziten vorgesehen. Das erste Instrument der Sendung ist die Persönlichkeit der einzelnen Schwester, ihre Christusbeziehung, ihre Berufungsgeschichte, ihr Charisma. Im Noviziat finden fünf „Experimente“ von jeweils 4 bis 8 Wochen statt. Diese gehen im Wesentlichen bereits auf Ignatius zurück, der sie in seinen Konstitutionen als Teil der Formation vorgesehen hat. Experimente heißen sie deshalb, weil die Novizin in neuen und für sie ganz ungewohnten Situationen Erfahrungen mit sich selber macht. Zum Beispiel: Wie gelingt es mir, in einem Arbeitsfeld zurechtzukommen, das ich mir nicht selbst gewählt habe? Wie komme ich mit Menschen in Kontakt, die einem mir gänzlich fremden Milieu entstammen? Wie erlebe ich mich in Umständen, die meinen hygienischen Standards, meinem Bedürfnis nach Rückzug etc. nicht entsprechen? Wie geht es mir, wenn ich mich als 30-40-Jährige mit viel Berufserfahrung in einer Praktikantensituation wiederfinde?

Eines dieser Experimente sind die 30-tägigen Exerzitien. In dieser geistlichen Intensivzeit wird die Berufung bereits im Noviziat noch einmal auf den Prüfstand gestellt. Diese Exerzitien vertiefen das Fundament einer persönlichen Christusbeziehung, die tragfähig genug sein soll, den Anforderungen der verschiedenen Sendungen standhalten zu können. Zum geistlichen Leben in unserer Gemeinschaft gehören aber auch die jährlichen 8-tägigen Exerzitien sowie die geistliche Begleitung. Alle Experimente des Noviziats haben das Ziel, eine dienende und zugleich apostolische Gesinnung und Haltung einzuüben. Wenn wir diese Ausbildung mit ihren verschiedenen Erfahrungen ernst nehmen, dann müssen wir auch damit rechnen, dass sich bei der einen oder anderen eine berufliche Umorientierung zeigt. Freilich gilt es dann, die Geister zu prüfen, ob sich darin die Stimme Gottes vernehmen lässt, oder doch nur der „persönliche Vogel“. Aber es kann durchaus sein, dass sich ein anderer Weg auftut, von dem wir uns im Blick auf die Gemeinschaft, die Gesellschaft und auf die einzelne Schwester größere geistliche und apostolische Frucht versprechen.

Für jede Sendung gilt, dass es in der Verantwortung der Gesendeten liegt, immer auf das MAGIS ausgerichtet zu bleiben. Schon Ignatius spricht davon, dass eine Person, die vor Ort in ihrer Sendung steht, zu anderen Urteilen kommen kann, als der oder die, die sendet. So ist die Erfahrung der Gesendeten ein wichtiger Baustein im Unterscheidungsgeschehen. Es geht dabei nicht darum, ob eine Sendung gefällt oder nicht gefällt. Es geht um die Wachheit für die Zeichen vor Ort, an denen die

Schwester zu erkennen versucht, ob eine Sendung unverändert weitergeht, oder ob es Gründe gibt, sie zu verändern.

### **Wie läuft heute der Entscheidungsprozess für eine Sendung?**

In jedem Unterscheidungsprozess kommen zwei Perspektiven zusammen: der Blick der Gemeinschaft (A) und der Blick der einzelnen Schwester (B).

#### **A: Der Blick der Gemeinschaft**

Der Blick der Gemeinschaft bildet sich aus dem, was das Leitungsgremium an Möglichkeiten sieht. Das sind in der Regel verschiedene Aspekte, die gegeneinander abgewogen werden:

- Konkrete Anfragen von Diözesen, christlichen Verbänden, anderen kirchlichen oder öffentlichen Einrichtungen
- Arbeitsbereiche, die frei geworden sind und neu besetzt werden sollten
- Bereiche, die von der Leitung als wichtige apostolische Felder betrachtet werden
- Der Blick auf die vorhandenen Gemeinschaften, die praktischen Möglichkeiten etc.
- Erfahrungen mit der zu sendenden Schwester; Einschätzung ihrer Charismen, ihrer Fähigkeiten und ihrer Grenzen.

Das Charisma ist ein Geschenk, das Gott einer Gemeinschaft durch eine bestimmte Schwester macht. Dieses Geschenk kann durchaus herausfordern. Es kann die Gemeinschaft auf neue Wege führen. Es braucht aber auch die Unterscheidung, ob ein Charisma zur

Gemeinschaft passt. Das Charisma einer Einzelnen darf und soll die Gemeinschaft prägen und mitgestalten. Es hat sich aber auch einzufügen in das Ganze.

#### **B: der Blick der einzelnen Schwester**

Die Schwester, die gesendet werden soll, hat ebenfalls ihre Perspektive, die sie einbringen muss:

- Erfahrungen mit ihrer bisherigen Sendung bzw. ihren beruflichen Tätigkeiten vor dem Eintritt
- Kontakte, die sie in ihrem Umfeld geknüpft hat und Anfragen, die an sie gerichtet wurden
- Charismen, die sie bei sich selber wahrnimmt
- Apostolatsfelder, die sie als der Congregatio Jesu gemäß ansieht
- Interessensgebiete
- Grenzen, die sie bei sich und anderen sieht
- Ihr Blick auf die konkreten Kommunitäten und sonstigen Möglichkeiten.

Vor einer neuen Sendung, vor allem wenn es um die Erstsending nach dem Noviziat geht, finden in der Regel mehrere Gespräche statt. Da ist als erstes das Gespräch mit der Provinzoberin. Dies kann auf der Grundlage des „Sendungsentwicklungsgesprächs“ sein, kann aber auch in freier Form erfolgen, je nach Situation. Aus diesem ersten Gespräch gehen beide Gesprächspartner in der Regel mit „Hausaufgaben“ auseinander. Es muss genauer recherchiert werden, was es an Möglichkeiten gibt, die Provinzoberin bringt die Frage der Sendung in den Provinzrat, beide Seiten sind gehalten, die mögliche Sendung im Gebet zu erwägen und, falls es verschiedene Optionen gibt, eine Bewertung vorzunehmen. Man bleibt miteinander im

Gespräch. Evtl. bekommt die Schwester den Auftrag, sich zu bewerben oder der Orden fragt von sich aus an.

Immer häufiger steht am Ende dieses Prozesses eine Kombination von externen und internen Aufgaben. Dies ist einerseits der Personalnot geschuldet, hat aber nicht nur Nachteile, denn es bindet auch die Schwester stärker in die Gemeinschaft ein, wo sich sonst eher wenige Berührungspunkte ergäben.

#### **Das**

#### **Sendungsentwicklungsgespräch**

Die Form des „Sendungsentwicklungsgesprächs“ wurde von der sogenannten Kundschafterinnengruppe entwickelt, einem Gremium, das bisher zweimal von der Provinzleitung eingesetzt wurde, um wichtige Fragen vorzudenken, zu diskutieren und der Leitungsebene vorzulegen. Die Erfahrung zeigte nämlich, dass die Leitung so sehr mit dem Tagesgeschäft ausgelastet ist, dass strukturelle Fragestellungen zu wenig Raum haben. Die Zusammenstellung der Gruppe war eine Kombination aus freiwilliger Meldung und Beauftragung durch die Leitung. Ein Facilitator begleitete jeweils den Gruppenprozess, der beim ersten Mal drei, beim zweiten Mal zwei Jahre lief.

In die Vorlage für das Sendungsentwicklungsgespräch sind die Erfahrungen eingeflossen, die die Schwestern aus ihren Mitarbeiterinnengesprächen in ihren jeweiligen Berufsfeldern gemacht hatten. Das Anliegen war, die Sendung kritisch zu begleiten, um im Sinn des MAGIS wachsam zu bleiben für Modifizierungen, neue Chancen, die gesehen werden, bis hin zu Überlegungen, ob eine Sendung weitergeführt

werden soll oder nicht. Dabei ist „Sendung“ hier als ein Gesamtpaket zu verstehen. Sie besteht nicht nur aus der beruflichen Arbeit, sondern auch aus der Zugehörigkeit zu einer konkreten Kommunität, aus einem verlässlichen Gebetsleben, einem verträglichen Lebensrhythmus und aus der Einbindung in das Leben der ganzen Gemeinschaft. Ein zweites Anliegen kam von der Leitungsebene. Es entstand zum Teil der Eindruck, dass manche Schwester (zu sehr) in ihrer Sendung aufginge und von der Gemeinschaft nur noch wenig wahrnehme. Die Gesprächsgrundlage dient deshalb auch dazu, Schwestern für interne notwendige Aufgaben zu finden. Und schließlich kann sie ein Mittel sein, Schwierigkeiten im Gemeinschaftsleben rechtzeitig zu erkennen und ggf. gegenzusteuern. Die Frage nach der Familie ergibt sich aus der Tatsache, dass manche Schwestern eine (Teil)Verantwortung für pflegebedürftige Eltern übernehmen müssen, entweder weil sie Einzelkind sind oder weil den Geschwistern nicht ohne Weiteres zuzumuten ist, die Last allein zu tragen. Ein letzter Punkt des Sendungsentwicklungsgesprächs bezieht sich auf die sogenannte „Gewissensrechenschaft“, einen Terminus, der sich auch in der Jesuitensatzung findet. In unserem Kontext sind damit Aussagen gemeint, die von einer Schwester ausdrücklich unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitgeteilt werden. Die Provinzoberin hat das Schweigen zu wahren und darf von ihrem Wissen keinen Gebrauch machen, es sei denn, das Mitglied hat ausdrücklich die Erlaubnis dazu gegeben. Da es im Vollzug einer geistlichen Unterscheidung durchaus sinnvoll sein kann, einige Gründe, auch wenn sie

sehr persönlicher Natur sind, zu nennen, wird im Punkt 8 ausdrücklich vereinbart, ob und wenn ja in welcher Weise darüber gesprochen werden darf.

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

## Sendungsentwicklungsgespräch

1. Wie geht es Ihnen mit der Aufgabe, die Sie wahrnehmen?

- Empfinden Sie sie als einen sinnvollen Dienst?
- Entspricht die Aufgabe Ihren Fähigkeiten?
- Was schätzen Sie besonders an diesem Dienst?
- Gibt es auch das Gefühl der Überforderung?
- Sind Sie vernetzt mit Kollegen ... oder arbeiten Sie eher für sich allein?
- Wenn Sie mehrere Dienste oder Aufgaben haben – (wie) gelingt es Ihnen, sie zu verbinden?
- Haben sich „Nebenaufgaben“ entwickelt, die sinnvoll sind bzw. belasten?

2. Wie geht es Ihnen gesundheitlich, physisch und psychisch?

- Gibt es Einschränkungen, die in Zukunft berücksichtigt werden sollten?

3. Wie sehen Sie, ausgehend vom Gedanken des ignatianischen ‚magis‘ Ihre weitere Perspektive?

- Sehen Sie sich auch zukünftig in dieser Aufgabe, an diesem Ort?
- Haben Sie den Eindruck, eine Veränderung täte gut?

- Wenn ja, warum und in welcher Weise?
  - Was denkt Ihr Arbeitgeber/Ihr Chef über Ihren künftigen Weg?
  - Sind Sie offen für Veränderungen, die sich in Bezug auf Ihre Sendung ergeben können?
  - Braucht es für evtl. weitere Aufgaben, auch im internen Bereich der Gemeinschaft, eine Vorbereitung?
4. Wie ist die Situation in Ihrer Familie?
- Ist der Kontakt zur Familie für Sie zufriedenstellend?
  - Gibt es Sorgen, Belastungen, die Sie beschäftigen?
  - Gibt es darüber hinaus etwas, das Sie ansprechen möchten?
5. Wie geht es Ihnen in der Gemeinschaft?
- Stehen Sie im Austausch mit Ihren Mitschwestern?
  - Was erleben Sie als Bereicherung, Stärkung...?
  - Wie erleben Sie die Vereinbarkeit von Beruf und Gemeinschaft?
- Gibt es Bereiche, wo Sie sich Veränderung wünschen bzw. Hilfe, z.B. durch eine Gruppensupervision?
  - Wo sehen Sie Ihren Beitrag für ein gutes Miteinander der Gemeinschaft?
  - Haben Sie den Eindruck, dass Sie Ihre Gaben, Ideen etc. einbringen können?
6. Wie geht es Ihnen mit Ihrem geistlichen Leben?
- Finden Sie die Zeit und Ruhe, die Sie für Gebet und Meditation brauchen?
  - Sind Sie mit Ihrer geistlichen Begleitung zufrieden?
  - Haben Sie den inneren Freiraum, der Kreativität wachsen lässt?
  - Gibt es Dinge, die Sie verändern möchten?
7. Was darüber hinaus noch wichtig ist
8. Gibt es etwas, das Sie unter dem Vorzeichen der „Gewissensrechenschaft“ ansprechen möchten? Oder umgekehrt: Was darf ich mit dem Provinzrat besprechen?



### Hermann Josef Roth OCist

Dr. Hermann Josef Roth O.Cist. trat 1957 in den Zisterzienserorden ein. Er wurde 1963 zum Priester geweiht und absolvierte ein naturwissenschaftliches Studium mit Promotion. Im Anschluss war er als Gymnasiallehrer und in der Lehrerfortbildung tätig. Von 1973 bis 2014 war er Redakteur der „Cistercienser-Chronik“. Der Autor ist engagiert in Naturschutz und Denkmalpflege.



Hermann Josef Roth OCist

## Zisterzienser im „Röhrenblick“

„Die Zisterzienser“ machen mal wieder Schlagzeilen, prangen auf Plakaten, zieren Buchtitel und werden telegen von Petra Gerster vorgestellt. Nein, die beiden zisterziensischen Ordensgemeinschaften der Gegenwart sind nicht damit gemeint.

Das Augenmerk richten die zitierten Medien vielmehr auf das Mittelalter, und dabei in erster Linie auf Architektur und Kunst, die mit dem Namen „Zisterzienser“ etikettiert wird.

Auslöser der PR-Welle ist eine Ausstellung „Die Zisterzienser - das Europa der Klöster“, die seit Juni 2017 im LVR-LandesMuseum Bonn (früher Rheinisches Landesmuseum, RLM) gezeigt und durch weitere Angebote im Siebengebirgsmuseum Königswinter und in Heisterbach ergänzt wird. Bei aller Genugtuung, die Zisterzienser erneut in aller Munde zu erleben, hat das Vorha-

ben überrascht, weil diese Behörde schon einmal eine solche Ausstellung (Aachen 1980) ausgerichtet und in stark vereinfachter Form in Königswinter fortgesetzt hat.

Seitdem ist man mit Zisterzienser-Ausstellungen reichlich verwöhnt. Neben den großen Expos in Mainz (Landesmuseum 1998/99) und München (2000) gab es viele kleinere Ausstellungen, die meist durch ehrenamtliche Initiativen zustande gekommen sind. Zur vorerst letzten in Marienstatt (2016) erschien sogar ein respektabler Katalog.

Diese Umstände sind vom LVR bei seinen Vorbereitungen offensichtlich nicht zur Kenntnis genommen worden, ebenso wenig wie die vielen ehrenamtlichen Aktivitäten, die sich den verschiedensten Aspekten des Phänomens Zisterzienser widmen: angefangen bei den *Amis de l'Abbaye de Morimond* über die

vielen Freundes- und Förderkreise der Klöster bis hin zu den „Evangelischen Zisterziensererbten“. Schriftliche Wortmeldungen oder briefliche Anfragen blieben unbeantwortet.

Dieser Umstand ist besonders zu betonen, weil der LVR satzungsgemäß die landschaftliche Kulturpflege zu seinen Aufgaben zählt. Sein Bonner Museum bekannte sich lange sogar namentlich als „Rheinisches Landesmuseum“ (RLM) zu dieser Aufgabe. Dafür stehen ihm öffentliche Mittel zur Verfügung.

Bei unserer Berichterstattung muss zunächst unterschieden werden (1) zwischen der Ausstellung als solcher im LVR-Museum Bonn und (2) einem wissenschaftliches Kolloquium „zur Vorbereitung“ der Ausstellung, an dem nur ein begrenzter Teilnehmerkreis teilnehmen durfte. Zu beidem sind Bücher erschienen, die später andernorts besprochen werden sollen. Dieser Bericht hingegen orientiert sich in erster Linie an den Ankündigungen und Einladungen des LVR und seiner Einrichtungen, an Vorträgen und Diskussionsbeiträgen seiner Mitarbeiter, an den amtlichen Verlautbarungen und an den Zeugnissen der mit der Sache befassten Persönlichkeiten. Sie sind es doch, aus denen sich die Mehrheit im Publikum ihre Vorstellungen über „die Zisterzienser“ zurecht bastelt.

### „Die Zisterzienser“ als Show

Mitte Januar 2017 hatte das Museum erstmals einige ehrenamtlich Engagierte zu einer Gesprächsrunde eingeladen, nämlich den Prämonstratenser-Experten Dr. Bruno Krings, Bonn, und drei Spezialisten aus dem Rheinischen Verein für Denkmalpflege und Land-

schaftsschutz (RVDL), darunter die Restauratorin Gabriele Leinz, die den Marienstatter Ursulaaltar überarbeitet hat sowie den Autor dieses Beitrags.

Der stellvertretende Museumsdirektor Lothar Altringer und seine beiden Mitarbeiterinnen legten recht detailliert den Planungsstand der Ausstellung dar. Anhand der Bilder und Texte konnte die Erwartung<sup>1</sup> der Gäste bestätigt werden, dass eine technisch perfekte und didaktisch überwiegend geschickte Ausstellung zu erwarten ist.

Tatsächlich vermittelt die derzeit geöffnete Schau hohen Kunstgenuss, dessen Glanz allerdings das zu überstrahlen droht, was die Zisterzienserbewegung ursprünglich ausgemacht hat. Wer zum Beispiel beim Rundgang durch ein imaginäres Kloster die „Kirche“ betritt, wird geradezu geblendet von der Schönheit des frisch restaurierten Kamper Altartabells. Er wird weiterhin beeindruckt von der Qualität der Plastiken, die den „Innenraum“ schmücken. Bei Führungen durch die Räume erhält man beinahe erschöpfende Auskünfte über künstlerische Feinheiten und kunstgeschichtliche Zusammenhänge.

Die wenigsten Betrachter ahnen, dass hier nur zisterziensische Auftragskunst geboten wird, die vom erlesenen Geschmack der Klosterbewohner zeugt, kaum aber Schöpfungen von Mönchen oder Nonnen.

Vor allem aber blendet der edle Schimmer so sehr, dass kaum etwas von dem Gesetz spürbar wird, unter dem Cîteaux einst angetreten ist. Sicher, die Grisaillemalerei muss neben anderen bescheidenen Details für die asketische Ausstattung der Klöster stehen. Doch im Ganzen fällt sie nicht ins Gewicht und der Besucher eilt zur nächsten Attraktion.

Man bedenke: Das auffälligste Exponat, der Kamper Altar, entstand im Spätmittelalter. Er steht für die Abkehr von den Idealen des Anfangs. Wenige Jahrzehnte nach seiner Fertigstellung würden die Reformatoren in diesem Punkt auf ihre Weise genau das umsetzen, was die Gründergeneration der Zisterzienser umtrieb.

Prof. Hiltrud Kier<sup>2</sup> meinte zu dieser Kritik, dass mit Askese keine Schau zu machen sei. Nun, das kommt darauf an, was erwartet wird. Jünger der Kunst brauchen Farben und Klänge. Sinnsucher zielen aufs Wesentliche. Sage keiner, das sei abgehoben. Meine Schüler jedenfalls ließen sich von der herben Schlichtheit der südfranzösischen Zisterzienserbauten (z. B. Silvacane) aus der Frühzeit des Ordens tief berühren.

Superlative bei den Kunstschöpfungen sollten offenbar noch durch die Geographie überboten werden, denn werbewirksam heißt der Untertitel der Show „Das Europa der Klöster“. Wie so oft bei der Werbung dürften viele darauf hereinfallen. Doch genau das wird nicht dargestellt! Das Kartenbild zeigt ein Europa, in dem – wenn man das alles ernst nimmt – nur „die Zisterzienser“ überlebt haben. Die überwältigende Mehrzahl der mit den Zisterziensern zeitgleichen Reformbewegungen kommen in diesem „Europa der Klöster“ nicht vor. Sogar die von den mittelalterlichen Zisterziensern selber geleisteten Reformgründungen bleiben unerwähnt.

Die Kritik, dass selbst die zisterziensische Lebenswirklichkeit nur unvollständig zur Darstellung gelangt, dass bedeutende Aspekte der Klosterlebens und seiner Wirkung nach außen ausgeblendet bleiben, begründet das Museum mit „Platzmangel“.

## Unter Ausschluss der Öffentlichkeit

Die sachlichen Defizite vor Augen mag man kaum glauben, dass „zur Vorbereitung“ (lt. LVR) dieser Ausstellung Ende 2016 in Köln ein wissenschaftliches Kolloquium stattfand. Es tagte unter Federführung des Kunstprofessors Norbert Nußbaum, Bonn. Wie dessen Studenten bekräftigten, müsse es unter Ausschluss der Öffentlichkeit stattfinden, weil die gastgebende Thyssen-Stiftung in Köln unter Platzmangel leide. Offiziell hieß es, dass nur dreißig Personen eingeladen werden könnten. Ganz im Widerspruch dazu luden die Veranstalter zu einem öffentlichen Abendvortrag ein, für den plötzlich kein Raumangel mehr herrschte.

Der verantwortliche Referent des LVR, Georg Mölich<sup>3</sup>, wollte die Exklusivität des Kölner Kolloquiums mit dem Hinweis verteidigen, dass Klausurtagungen durchaus üblich seien, was allerdings niemand bestreitet. Wohl aber muss dann gegenüber Fachkollegen Transparenz über die geltenden Kriterien herrschen, was hier nicht der Fall gewesen ist.

Noch mehr dürfte überraschen, dass Mölich bei einem öffentlichen Vortrag in Altenberg ausdrücklich betonte, dass der heutige Zisterzienserorden bewusst nicht in die Planung und Ausführung der Ausstellung einbezogen worden sei.<sup>4</sup> Lediglich dem Abt von Marienstatt habe man im Rahmen einer Exkursion einen Auftritt vor Ort zugemessen.

Verwundert fragt man sich da, weshalb eine der beiden Gründungen Bernhards in Deutschland, Himmerod, dazu noch als bestehende Abtei – unberücksichtigt bleibt. In diesen Zusammenhang passt

es wohl, dass – soweit bekannt – auch ordensgeschichtlich wichtige Ereignisse wie das Jubiläum der Primarabtei Morimond aus dem „Europa der Klöster“ des LVR verbannt sein werden.

Der durch sein Werk „Die Zisterzienser. Geschichte eines europäischen Ordens“<sup>5</sup> bekannte Experte Immo Eberl fragt sich in einem Leserbrief<sup>6</sup>, „...weshalb man zur Vorbereitung zu einer solchen Ausstellung durch ein ‚Internationales Kolloquium‘ überhaupt nicht ‚wahrgenommen‘ wird. Dabei werden von mir an der nun nicht ganz unbekanntem Universität Tübingen seit mehr als zwei Jahrzehnten ebenso wie an die Phil.-Theol. Hochschule Heiligenkreuz Lehrveranstaltungen zum Thema ‚Cistercienser‘ in regelmäßiger Abfolge angeboten. Man fragt sich dann schon, weshalb man eigentlich wissenschaftlich arbeitet und publiziert, wenn man anscheinend nicht zu den Personen gehört, die zu einem solchen internationalen Kolloquium zur Cisterciensergeschichte nicht ‚in‘ sind und daher auch nicht eingeladen werden. Erstaunt hat mich nur, dass der Titel dieser geplanten Ausstellung meinem Buchtitel sehr nahekommt.“

### Kritik um der Kritik willen ?

Mancher Leser mag fragen, was diese Kritik bezwecken soll. Nun, sie hat mehrere Gründe. Zum ersten sei noch einmal Immo Eberl zitiert: „...Hier wird ... nur eine Plattform für einen bestimmten Kreis von Leuten geschaffen und geboten, die nach heutigem Sprachgebrauch im Hause der Ausstellung eben ‚in‘ sind und die man herausstellen will. Es geht dabei nicht mehr um den Forschungsgegenstand an sich, sondern um ganz andere Ziele. Auch das Ergeb-

nis ist dabei egal: bunte Bilderchen und Hochglanzpapier werden schon den richtigen Eindruck bei der Öffentlichkeit erzeugen.“

Ohne das im Zusammenhang mit dem LVR-Landesmuseum Bonn zu prüfen muss man Eberl zustimmen, dass es heute eine breit angelegte und sehr einträgliche Vermarktung von Kloster und Mönchtum gibt. Sie ist so gewinnbringend, dass sich sogar manche Konvente daran beteiligen. Inwieweit sich dabei religiöse Anliegen mit merkantilen Begehrlichkeiten vereinbaren lassen, bleibe den Beteiligten überlassen.<sup>7</sup>

### Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Die Vermarktung des Klosterwesens, auch in der kultivierten Atmosphäre einer Ausstellung, fördert verbreitete Klischees und verfälscht die Geschichte. Dagegen müssten sich die Orden um ihres eigenen Selbstverständnisses willen wehren und die Ordenshistoriker um der geschichtlichen Wahrheit willen. Schon der Ankündigungsprospekt verbreitete auf Hochglanzpapier Gemeinplätze. Manche Behauptungen sind schlicht falsch, wenn es etwa heißt: „... Heisterbach (1192) und Marienstatt (1212), die zu den frühesten Gründungen außerhalb Frankreichs gehören“. Nahe liegend, dass im Jahr 2017 auch Martin Luther erwähnt wird. Das ge-

schieht hier allerdings lediglich dadurch, dass der Reformator „sich besonders mit den kirchenkritischen Schriften des Zisterzienserabtes Bernhard von Clairvaux auseinandersetzt“ gesetzt habe. Dass es aber eine breite Front im Zuge der Konfessionalisierung gerade bei den Zisterziensern gegeben hat, bleibt im Dunkeln. Dass in manchen Zisterzienserkonventen bereits lange vor Luther evangelisch gebetet wurde, erfährt man nicht. Dabei wäre dies doch gerade ein expositorisches Glanzstück gewesen!

„Wie kein anderes Netzwerk des Hochmittelalters durchdrangen die Zisterzienser praktisch den gesamten abendländischen Raum. Der Orden entwickelte eine ganz eigene, die zivilisatorische Praxis einer reformbereiten Zeit radikal in Frage stellende Wertekultur ...“ Mit diesem Text - „Röhrenblick in Reinform“ - wird allen Ernstes der Tagungsband beworben!

### **Exi de terra tua ... – „Zieh weg aus diesem Lande ...“ (Abg. 7, 3)**

Über all den Details, die es bei diesem kostenträchtigen Projekt zu beanstanden gibt, darf der eigentliche Kritikpunkt nicht vergessen werden. Die einseitige Fokussierung auf „die Zisterzienser“ verschleiert nämlich, dass diese nur einen Wellenkamm innerhalb einer großen Woge darstellen, die nicht ganz unpassend als „Jugendbewegung“ bezeichnet werden könnte. Das bisherige Mönchtum war ja keineswegs allseits dekadent, sondern durchaus reformfähig, wie etwa das Beispiel von Cluny (gegr. 910) eindrucksvoll beweist.

Vielmehr suchte die unruhige Jugend des 11. und 12. Jahrhunderts nach neuen Wegen monastischer „Selbstverwirk-

lichung“. Wohl alle, die man im Nachhinein als „Ordensgründer“ bezeichnet hat, kannten sich persönlich. Einig im Grundanliegen verfolgten sie unterschiedliche Wege der Verwirklichung (eremitisch, zönotisch, pastoral, missionarisch, paramilitärisch). Ja, sie wagten sogar neue Wege wie im „Doppelkloster“ Fontevrault (gegr. 1100) des Robert von Arbrissel und der Hersendis von Champagne, wo unter Leitung der Äbtissin Mönche und Nonnen in zwei Konventen lebten.

Dieses Spektrum spiegelt sich gerade in der rheinische Klosterlandschaft überdeutlich: Gleich zwei der sogenannten Ordensstifter stammen von hier: Bruno von Köln (Kartäuser) und Norbert von Xanten (Prämonstratenser). Mehrere zum Teil sogar vorzügliche Baudenkmale repräsentieren bis heute alle diese Varianten: Kartäuser (Köln, Trier), Prämonstratenser (Knechtsteden, Rommersdorf, Sayn, Steinfeld), Templer (Bad Breisig, Bad Hönningen, Boppard). Was eine eher ängstliche Geschichtsschreibung hierzulande vermutlich nach kirchenrechtlichen Kategorien bisher getrennt behandelt hat, gehört zusammen. Das lässt uns einen weiteren Aspekt ansprechen. Diese spirituelle „Jugendbewegung“ hat allem voran das große Verdienst, der streunenden Ritterschaft ein Ziel gewiesen und sie gewissermaßen sozial „gezügelt“ zu haben. Dies in einer Ausstellung zu thematisieren, würde derselben eine ermutigende Aktualität in einer beklemmenden Gegenwart verleihen.

Die hier nur flüchtig angemeldeten Bedenken stützen sich auf Forschungsergebnisse, die zu einem beachtlichen Teil von nicht institutioneller Seite erarbeitet worden sind und gerade deshalb

besondere Förderung verdienen. Dieser Umstand mag auch Bedenken zerstreuen, die neue, arbeitsintensive und kostenträchtige Anstrengungen befürchten. Schon lange bestehen nämlich freie und äußerst rege Arbeitskreise nicht nur für die Zisterzienser, sondern auch für Kartäuser und Prämonstratenser. Durch bemerkenswerte Publikationen und die Organisation von z. T. internationalen Tagungen haben sie ihre Kompetenz überzeugend bewiesen. Die meisten Mitarbeiter arbeiten ehrenamtlich.

Damit ist auch die materielle Seite der Angelegenheit berührt, standen für die Ausstellung und ihre Begleitmaßnahmen doch beachtliche Geldmittel zur Verfügung. Umso mehr sollte die Investition im angedeuteten Sinne neu formuliert werden und der Öffentlichkeit eine neue Sicht auf diese Bewegung bieten, die seinerzeit am Rhein mächtig gewirkt hat und innerhalb derer die Zisterzienser nur eine Kraft im Bündel der Kräfte waren.

Unseren zentralen Kritikpunkt, dass die große Chance eines längst fälligen Paradigmenwechsels verspielt wird, hat LVR-Referent Mölich indes nur am Rande gestreift. Man habe eine diesbezügliche Experteneingabe zwar „besprochen“, ihr aber nicht folgen können. Soweit bekannt hat dieses Thema auch bei der wissenschaftlichen „Klausurtagung“ keine wahrnehmbare Beachtung gefunden.

So wird längst Bekanntes immer wieder aufgewärmt, beliebte Vorstellungen werden ungeprüft übernommen und manchmal sogar Falsches zum Faktum erhoben. Hierbei leidet gerade die Ordensforschung im deutschsprachigen Raum unter der Verklärung des Mittelalters und damit der Klosterwesens,

unter der Verwechslung der monastischen Normschriften mit deren Wirkung im Alltag sowie unter der Versuchung, die kirchenrechtlichen Definitionen als Kategorien der historischen Analyse zu verwenden.

Der sprichwörtliche „Auszug aus eigenem Land“ und der mutige Aufbruch zu neuen Einsichten finden also nicht statt. Die Zisterzienser der Geschichte wagten dies. „Die Zisterzienser“ der Ausstellung und der Medien denken nur an sich selbst. Ihr „Europa der Klöster“ hat für andere keinen Platz.

Dennoch, liebe Leserinnen und Leser: Genießen Sie nur die Wirkung wunderbarer Zeugnisse religiöser Kunst, die einst Zisterzienser in Auftrag gaben. Vergessen Sie aber nicht, dass ihnen ein religiöser Impuls vorausgegangen war, der im Kunstwerk oft schon geschwächt ist, und erst von den Reformatoren unter etwas anderem Vorzeichen neu entzündet worden ist.

- .....
- 1 Vgl. CistC. 2/2016, S. 486-489.
  - 2 Bei einer Vorabführung für den RVDL im Juni 2017.
  - 3 Zugleich fester Mitarbeiter beim LVR-Institut für Landeskunde in Bonn.
  - 4 November 2016; Ohrenzeugen u. a. Dr. Norbert Orthen und der Verfasser.
  - 5 Ostfildern: Thorbecke Verlag, 2002.
  - 6 Unterm 05.03.2017 an die Cistercienser-Chronik (CistC).
  - 7 Vgl. dazu die kritischen Anmerkungen des Verfassers in CistC 123, 2016, H. 2, S. 363-366, H. 3, S. 547-549.

## Aus Rom und dem Vatikan

### Ordensmänner im Kardinalskollegium

Anlässlich der Kardinalsernennungen durch Papst Franziskus im Sommer 2017 hat die Katholische Nachrichten-Agentur analysiert, wie derzeit das Kardinalskollegium zusammengesetzt ist. Bezüglich der Kardinäle aus Ordensgemeinschaften ergibt sich dabei: „Konnten im Konklave von 2013 noch 17 Ordensleute ihre Stimme abgeben, so werden es mit der Ernennung des Stockholmer Karmeliten Anders Arborelius künftig 22 sein. Seit Franziskus (durch seine eigene Wahl) und ein indonesischer Ordensmann qua Alter 2014 aus dem Kreis der Wähler ausschieden trägt kein einziger Jesuit unter 80 Jahren mehr den Purpur.“ Weiter heißt es in dem Bericht: „Fünf der 22 wahlberechtigten Ordensleute sind Salesianer Don Boscos (...). Dazu zwei europäische Dominikaner, zwei Franziskaner, zwei Spiritaner, ein Karmelit, ein Sulpizianer, ein Augustiner-Rekollekt, ein Zisterzienser, ein Vinzentiner, ein Herz-Jesu-Missionar, ein Redemptorist, ein Pater der Kongregation vom Heiligen Kreuz, ein Mitglied der Oblaten der Unbefleckten Jungfrau Maria, ein Mitglied des maronitischen Ordens der Jungfrau Maria sowie ein Mitglied des Säkularinstituts Pius X. Sollte sich der noch sehr junge Spiritaner-Erzbischof von Bangui in der Zentralafrikanischen Republik, Dieudonne Nzapalainga (50), bis dahin hinreichender Gesundheit erfreuen, dann wäre die Präsenz von Ordensleuten im

Konklave zumindest bis 14. März 2047 gesichert.“ (kna)

### Hostien: Der Vatikan ermahnt die Bischöfe der Welt

Bezüglich der Auswahl der Hostien und des Weins für die Messe ruft die Kongregation für den Gottesdienst und die Sakramentenlehre Anfang Juli 2017 in einem Rundbrief die geltenden Normen in Erinnerung, denen zufolge beispielsweise vollständig glutenfreie Hostien ungültige Materie sind, naturbelassener Traubensaft hingegen gültig. Die Kurienbehörde schlägt den Bischöfen vor, z.B. Ordensgemeinschaften mit der Überwachung der Qualität der Hostien und des Weins zu betrauen. Hintergrund ist das zunehmende Angebot von Hostien und Messwein auf bisher unüblichen Kanälen wie im Internet. (rv)

### Papst: Orden sollen Zeichen gegen Gleichförmigkeit sein

Ordensgemeinschaften sollen nach Worten von Papst Franziskus Zeichen gegen eine immer gleichförmigere Gesellschaft sein. Auch wo aus Ungerechtigkeiten Gegensätze und Trennung entstünden, dürfe in einer zerrissenen und aggressiven Welt das „Zeugnis des brüderlichen Lebens in Gemeinschaft“ nicht fehlen, sagte der Papst Mitte Juni im Vatikan. Zugleich mahnte er zu Missionsbereitschaft und warnte vor einer „Selbstbezogenheit, die zum Tod führt“. (kna)

## Aus der Weltkirche

### Europa

Der Präsident der Union der Europäischen Konferenzen der Höheren Ordensoberen/innen (UCESM), P. Giovanni Peragine CRSP ist am 15. Juni 2017 von Papst Franziskus zum Apostolischen Administrator von Südalbanien ernannt worden. Damit verbunden ist die Bischofsweihe. (ucesm)

### Ägypten

Die Missionsbenediktiner von Sankt Ottilien wollen mit einer Klostergründung in Ägypten ein „Signal gegen den Christenschwund im Orient“ setzen. „Deshalb findet unser Projekt in der Kirche auch großen Zuspruch, auch beim Heiligen Stuhl in Rom“, sagte Abtpräses Jeremias Schröder Anfang Juli im Interview mit der Katholischen Nachrichten-Agentur. Derzeit beziehe man ein eigenes Haus am Rande Kairos. Ein zweites Standbein werde ein Landwirtschaftsbetrieb in der Nähe des Suezkanals sein. „Ab 2018 könnte er zum Postulat und Noviziat dienen“, so Abtpräses Jeremias. Derzeit gebe es drei katholische Koppen, die den Benediktinern beitreten wollten. Einer von ihnen habe erstmals die Ordensregel des Heiligen Benedikt ins Arabische übersetzt. (kna)

In der Bibliothek des Katharinenklosters im Süden der Sinai-Halbinsel ist ein Manuskript des „Vaters der Medizin“ Hippokrates entdeckt worden. Dabei handelt es sich nach Presseberichten um eine Inschrift, die mit einer Bibelabschrift überschrieben war. Das sogee-

nannte „Palimpsest“ enthält ein medizinisches Rezept von Hippokrates und Notizen über Heilpflanzen von anonymen Medizinern. Das Dokument stammt aus dem 5. oder 4. Jahrhundert vor Christus. (cath.ch)

### Tansania

Abt Anastasius Reiser OSB ist am 7. Mai 2017 von seinem Amt als Leiter des tansanischen Klosters Peramiho zurückgetreten und in seine Heimatabtei Münsterschwarzach zurückgekehrt. Damit möchte er den Weg für einen afrikanischen Abt freimachen, nachdem unter den 60 Mitbrüdern der Abtei nur noch elf Missionare aus Europa leben. Die Mönche wählten Anfang Juni P. Sylvanus Kessy OSB aus dem Nachbarkloster Ndanda zum Prior-Administrator. (osb)

### Österreich

Jugendliche sollen den Mut haben, groß zu denken von den Plänen Gottes für das Leben jedes Einzelnen: Dazu hat die Ordensfrau Eva Schwingenschlögel beim Jugendtreffen Pöllau Mitte Juli aufgefordert. „Dream big!“, so der Aufruf der 40-jährigen Schwester von der Gemeinschaft der Seligpreisungen an ihr 13- bis 17-jähriges Publikum. Gott sehe in jedem Menschen einen „zukünftigen Heiligen“, weshalb Jugendliche „vom Sofa aufstehen“ sollten. „Wir sind die stehende Kirche, nicht die liegende“, ermunterte sie. Das Jugendtreffen wird seit 1992 von Erneuerungsbewegungen, Gemeinschaften und der Pfarre Pöllau veranstaltet (kna)

## Aus dem Bereich der Deutschen Ordensobernkonzferenz

### Personelles

Am 28. April 2017 wurde **Sr. Judith Reis OSU** zur neuen Oberin des Ursulinenklosters in Straubing gewählt. Ihre Amtszeit begann am 17. Juni. Sie übernimmt das Amt von Sr. Ursula Wagner.

Im Rahmen des 16. Generalkapitels der Missionsschwestern vom Heiligsten Erlöser wurde **Sr. Margret Obereder MSsR** aus der Provinz Ukraine der Gemeinschaft am 5. Mai 2017 zur Generaloberin wiedergewählt. Sitz des Generalats der Gemeinschaft ist Stadl bei Unterreit in Oberbayern.

Die Klarissen-Kapuzinerinnen in Mallersdorf-Pfaffenberg haben im Rahmen ihres Wahlkapitels am 8. Mai 2017 **Sr. Marietta Schmid OSC Cap.** zu ihrer neuen Äbtissin gewählt. Sie übernimmt das Amt von Sr. Renate Tiefenthaler. Die Gemeinschaft war Anfang des Jahres 2017 von Rosenheim nach Mallersdorf umgezogen.

Die Katharinenschwestern der Deutschen Provinz St. Katharina haben auf ihrem Provinzkapitel am 30. Mai 2017 **Sr. M. Christina Clemens** für drei Jahre zur Provinzoberin gewählt. Sie löst Sr. M. Gabriele Jonek in diesem Amt ab.

**Sr. Ruth Maria Stamborski MSsR** ist Ende Mai 2017 als Provinzoberin der Provinz Deutschland/Österreich der Missionsschwestern vom Heiligsten Erlöser für eine weitere Amtszeit wiedergewählt worden.

Vom 31. Mai bis 2. Juni 2017 fand im niederländischen Valkenburg das Provinzkapitel der deutsch-niederländischen Provinz der Schwesterngemeinschaft der Franziskanerinnen vom hl. Josef statt. Im Rahmen des Kapitels wurde **Sr. Stella Ortmeier** zur neuen Provinzoberin gewählt. Sie übernimmt das Amt von Schwester Monika Schulte. Sitz des Provinzialats der Gemeinschaft ist Bad Honnef-Ägidienberg.

Das Kartäuserkloster Marienau hat seit dem 1. Juni 2017 einen neuen Leiter. Rektor **P. Magdalenus Maria Erhard OCart** hat die Leitung des Klosters von Prior P. Werenfried Maria Schröder OCart übernommen.

Im Rahmen eines außerordentlichen Provinzkapitels am Pfingstwochenende ist **P. Peter Schröder O.Carm.** zum Provinzial der Deutschen Provinz der Karmeliten gewählt worden. P. Peter wurde 1955 in Essen geboren. 1973 trat er in die Niederdeutsche Provinz der Karmeliten ein; er wurde 1984 zum Priester geweiht.

Im Rahmen des Generalkapitels der Schwestern von der hl. Familie vom 5. bis 16. Juni ist **Sr. Maria Schöpf** für eine zweite Amtszeit als Generaloberin der Gemeinschaft wiedergewählt worden.

Am 6. Juni 2017 wurde **P. Thomas Vaneck OSFS** für eine dritte Amtszeit als Provinzial der Deutschsprachigen Provinz der Sales-Oblaten (Deutschland –

Österreich – Schweiz) wiedergewählt. Das Provinzkapitel tagte im Salesianum Rosental in Eichstätt. Die neue Amtszeit begann am 1. Juli 2017 und dauert vier Jahre.

Am 7. Juni 2017 ist im Rahmen des Provinzkapitels des Theresianischen Karmel (Unbeschuhte Karmeliten) **P. Dr. Ulrich Dobhan OCD** für eine vierte Amtszeit von drei Jahren zum Provinzial wiedergewählt worden.

Am 13. Juni 2017 hat der Konvent des Dominikanerinnenklosters „Heilig Kreuz“ in Regensburg **Sr. M. Dominika Geyder OP** zur neuen Priorin gewählt. Sie übernimmt die Aufgabe von Sr. M. Margarete Reisinger OP.

Die Clarissen-Kapuzinerinnen in Genenbach haben am 14. Juni 2017 im Rahmen ihres turnusmäßigen Wahlkapitels **Sr. Eva-Maria Burger** zur neuen Äbtissin gewählt. Sie übernimmt die Aufgabe von Sr. Ancilla Fischer.

Am 24. Juni 2017 hat das Wahlkapitel der Ursulinen-Kongregation Düsseldorf **Sr. Monika Rybak OSU** für eine zweite Amtszeit wiedergewählt.

Generaloberin Sr. Kathleen Appler hat **Sr. Christine Eger** nach Befragung der Schwestern zur neuen Provinzoberin der Vinzentinerinnenprovinz Köln-Niederlande ernannt. Sr. Christine hat das Amt am 25. Juni 2017 von Sr. Hildegard Köhler übernommen.

Am 1. Juli 2017 begann die Amtszeit des neuen Oberen des Sektors Deutschland-Luxemburg der Afrikamissionare, **P. Rudolf Pint WV**. P. Pint war bereits

von 1997 bis 2003 Provinzial der Weißen Väter in Deutschland. Er folgt nun **P. Helmut Revers WV**.

Am 21. Juli 2017 fand im Mutterhaus Kloster Graftschaft der Borromäerinnen das Generalkapitel der Gemeinschaft statt. Die Schwestern des Kapitels wählten **Sr. M. Juliana Marinescu** zur neuen Generaloberin. Sie übernimmt das Amt von Sr. M. Borromäa Jilg. Die neue Oberin ist bislang in Rumänien tätig und wird nun ins Kloster Graftschaft übersiedeln.

Der Abt der Benediktiner-Abtei Schweiklberg, **Rhabanus Petri OSB**, ist mit Wirkung vom 31. Juli 2017 von seinem Amt zurückgetreten. Seit dem 1. August 2017 lebt er wieder in seinem Professo-kloster St. Ottilien.

Vom 16. bis 29. Juli 2017 fand das Generalkapitel der Franziskanerinnen von Bonlanden statt. Im Rahmen des Kapitels wurde am 24. Juli die Argentinierin **Sr. Maria Graciela Trivilino** zur neuen Generaloberin der Gemeinschaft gewählt. Sie übernimmt die Aufgabe von Sr. M. Angelika Maiß.

**P. Joshy Palakunnel O.Praem** wird neuer Beauftragter für die in Deutschland wirkenden Mitbrüder des Prämonstratenserordens aus Indien (Prämonstratenserstift Tepl-Mananthavady). Er übernimmt die Aufgabe ab dem 1. September 2017 von **P. Michael Darlyvilla O.Praem**.

## Nachwahl in den erweiterten DOK-Vorstand

Im Rahmen einer Nachwahl hat die DOK-Mitgliederversammlung den Pro-

vinzial der Kapuziner in Deutschland, **P. Marinus Parzinger OFM Cap.**, für die verbleibende Wahlperiode bis 2018 in den erweiterten Vorstand der DOK gewählt. Er löst P. Josef Grüner SDB ab, der aus dem Vorstand ausscheidet, da seine Amtszeit als Provinzial seiner Gemeinschaft endet. Grüner war seit 2013 Mitglied des DOK-Vorstands. In dieser Eigenschaft war er u.a. Vertreter der DOK in der Koordinierungskonferenz von DOK und Deutscher Bischofskonferenz sowie Vertreter der DOK bei der Vereinigung katholischer Schulen in Ordenstradition (ODIV – Ordensdirektorenvereinigung).

### Neue DOK-AG-Vorsitzende

Bei der Jahrestagung der Arbeitsgemeinschaft der Formationsleiterinnen (AGF) wurde ein neuer Vorstand gewählt. Neue Vorsitzende der AGF ist **Sr. M. Ursula Hertewich OP**. Sie löst in dieser Funktion **Sr. Christine Zeis MC** ab. Auch die AG Missionsprokuren (AGMP) hat einen neuen Vorsitzenden. Gewählt wurde bei der Jahresversammlung der AGMP Mitte Mai **P. Josef Grüner SDB**. Er hat am 15. August 2017 **P. Clemens Schliermann SDB**, den bisherigen Missionsprokurator der Salesianer Don Boscos, abgelöst, der innerhalb seines Ordens neue Aufgaben übernehmen wird. P. Grüner ist auch neuer Leiter der Missionsprokur der Gemeinschaft in Bonn.

### AG Missionsprokuren: Rund 100 Millionen Euro für Einsatz in aller Welt

Die Arbeitsgemeinschaft der Missionsprokuren (AGMP) hat Ende Mai ihren

Finanzbericht für das Jahr 2016 vorgelegt. Daraus geht hervor, dass die Missionsprokuren im vergangenen Jahr 98.544.201,80 Euro an Einnahmen aus Spenden, Beiträgen und in geringem Maße aus Zuschüssen zusammengetragen haben. Die Summe liegt knapp 15 Mio Euro über der des Vorjahres, allerdings ist ein Vergleich mit den Vorjahren wegen einer veränderten Rückmeldequote nur bedingt möglich. Den Einnahmen stehen Ausgaben für weltkirchliche und missionarische Aufgaben von insgesamt knapp 100 Mio Euro gegenüber. Der scheidende AGMP-Vorsitzende **P. Clemens Schliermann SDB** erinnert im Vorwort des Berichts: „Es sind die Verdursteten und Verhungerten in Somalia und im Südsudan, die in Konflikten um Macht, Land und Bodenschätzen Vertriebenen, die um ihres christlichen Glaubens Verfolgten, Gefolterten und Hingeschlachteten, es sind die Kinder, Frauen und Greise, die uns Schwestern und Brüder in der Welt zum ‚Da-Bleiben‘ rufen und für die wir, solange es halt irgendwie geht, durchhalten und Zeugnis geben sollen, dass Gott in Jesus Christus mit ihnen ist.“ Insgesamt sind in der AGMP gut 100 missionierende Ordensgemeinschaften vertreten. (dok)

### DOK initiiert Gebetskette für verfolgte Christen

Mit einer Gebetskette greifen die Ordensgemeinschaften in Deutschland einen päpstlichen Gebetsaufruf für bedrängte und verfolgte Christen auf. Die Gebetsinitiative, die während der DOK-Mitgliederversammlung im Juni ins Leben gerufen wurde, läuft seit dem 2. Juli und endet am 26. Dezember 2017, dem Gedenktag des ersten christlichen

Märtyrer Stephanus, zugleich Gebetstag für verfolgte und bedrängte Christen. An insgesamt 177 Tagen beten Ordensgemeinschaften in diesem Anliegen. Welche Gemeinschaft sich an welchem Tag an der Initiative beteiligt, ist unter [www.orden.de/aktuelles/themen/gebetskette](http://www.orden.de/aktuelles/themen/gebetskette) nachvollziehbar.

### Steyler Missionare: Vatikan erlässt Dekret zur PTH St. Augustin

Am 3. Juni 2017 hat die Kongregation für das Katholische Bildungswesen des Vatikan der Philosophisch-Theologischen Hochschule SVD, St. Augustin (PTH) das Recht zur Verleihung des akademischen Grads „Magister/Magistra Theologiae“ (Mag. Theol.) zum Studienjahr 2018/19 per Dekret mit dem Zusatz „sofern nichts anderes verfügt wird (donec aliter provideatur)“ entzogen. Damit würde lediglich einer von drei Studiengängen, die die PTH anbietet, geschlossen. Der Status der Hochschule als theologische Fakultät, bleibt unangetastet. In dieser Eigenschaft genießt sie weiterhin das Recht zur Verleihung der akademischen Grade Lizentiat und Doktorat sowie zur Entwicklung neuer Studiengänge und Kooperationen. Gleichzeitig setzt das vorliegende Dekret einen Prozess in Gang, in dem die drei Steyler wissenschaftlichen Institute in Sankt Augustin ausloten sollen, ob und in welcher institutionellen Form sie die Studiengänge Lizentiat und Doktorat weiterführen können. Mit ihren Forschungsschwerpunkten Missions-theologie, Sinologie/Religionswissenschaften und Kulturanthropologie/Ethnologie decken die Steyler wissenschaftlichen Institute den deutschland-

weit einzigartigen Studienschwerpunkt „Mission, Kulturen und Religionen“ der PTH ab. (svd)

### Gemeinsames „Mattenkapitel“ der franziskanischen Männerorden

Insgesamt 65 Mitglieder der Franziskaner, Franziskaner-Minoriten und Kapuziner haben sich zum ersten gemeinsamen „Mattenkapitel“ vom 12. bis 14. Juni in Hofheim am Taunus getroffen. Gemeinsam mit den versammelten Brüdern vereinbarten die Provinzleitungen der Gemeinschaften konkrete Schritte für die kommenden Jahre, um die Zusammenarbeit zu intensivieren und das Zusammenwachsen zu fördern. Neben einem historischen Rückblick auf „Die Minderbrüder und die Reformation“ befasste sich die Veranstaltung mit der wachsenden Angleichung der drei Ordensgemeinschaften, die sich alle auf den heiligen Franziskus (1181-1225) berufen. Auch ging es um die Frage, ob ein Zusammenschluss in absehbarer Zeit möglich und sinnvoll erscheine. Dazu wurde eine Vision unter dem Titel „Unionsbulle von Papst Franziskus III. Der Erste Orden im Jahr 2030“ skizziert. Eine tatsächliche Fusion der Gemeinschaften wäre allerdings Sache der Generalate. Auch auf deren Ebene bemühen sich die Ordensgemeinschaften seit Jahren um eine verstärkte Zusammenarbeit. Eine Fusion wird dort derzeit allerdings nicht angestrebt. (infag/kna)

### Schwesternorden übergeben Gesundheitseinrichtungen

Nach 177 Jahren haben die Elisabethinerinnen (Neuburg) die Kliniken St.

Elisabeth am 1. Juni 2017 an die KJF Augsburg übergeben, die mit rund 80 Einrichtungen und Diensten eines der größten Sozialunternehmen in Bayern ist. Die Gesellschaftsanteile der Vereinigte Ordenskrankenhäuser GmbH (VOK) gingen vom Kloster der Elisabethinerinnen auf die KJF Augsburg über. „Wir sind froh, dass unser Lebenswerk in unserem Sinne von einem kirchlichen Träger mit christlichen Werten weitergeführt wird“, so Generaloberin Sr. Maria Goretti Böck. Einzelne Schwestern sind weiterhin im Krankenhaus tätig.

Die Franziskus-schwwestern Vierzehnhelligen haben die Trägerschaft des Waldkrankenhauses St. Marien in Erlangen sowie des Seniorenpflegezentrum Marienhospital an die Malteser übergeben. Die feierliche Übergabe fand am 21. Juli statt. Generaloberin Sr. Regina Pröls betonte, mit den Maltesern sei ein kompetenter und würdiger Nachfolge-träger gefunden worden. (franziskus-schwwestern/malteser)

### Erlörschwwestern: Neue Gemeinschaftsunterkunft für Asylbewerber

Am 18. Juli unterzeichnete Sr. Monika Edinger, Generaloberin der Erlörschwwestern (Würzburg) gemeinsam mit dem Regierungspräsident des bayerischen Regierungsbezirks Unterfranken, Dr. Paul Beinhofer, einen Vertrag zur Errichtung einer Gemeinschaftsunterkunft. Die Einrichtung für bis zu 60 besonders schutzwürdige Personen soll in einem Gebäudeteil des Mutterhaus-Klosters in der Würzburger Innenstadt untergebracht werden. Bereits in den vergangenen Jahren waren in den Räu-

men des Klosters bis zu 100 Personen untergebracht. „Wir Schwestern des Erlörs sowie unsere Mitarbeiter und Ehrenamtlichen sind froh, dass wir auch weiterhin für die Menschen da sein können, die aufgrund ihrer Fluchterfahrung neben der medizinischen und psychosozialen Betreuung vor allem menschliche Präsenz brauchen“, so Sr. Monika. Neben der Verwaltung der Gemeinschaftsunterkunft kümmern sich die Erlörschwwestern mit einem Betreuungsangebot wie zum Beispiel psychosozialer Betreuung, Kinderbetreuung und tagesstrukturierenden Angeboten um die dort untergebrachten Menschen. Mit dem Betrieb und der Belegung der neuen Gemeinschaftsunterkunft soll voraussichtlich ab November 2017 begonnen werden. Die Kosten der Asylbewerberunterbringung trägt das Land Bayern. (pow)

### Offenbacher Ursulinen: Umzug nach Mainz

Die letzten beiden Offenbacher Ursulinen sind in das Bruder-Konrad-Stift nach Mainz umgezogen. In einem Gottesdienst am 30. Juni 2017 wurden sie seitens der Marienschule in Offenbach verabschiedet. Die Schule war 1946 von den Ursulinen, die aus dem schlesischen Ratibor vertrieben worden waren, gegründet worden. 1988 übergaben diese die Schule an die Diözese Mainz. Sie blieb aber weiterhin Zuhause und Arbeitsstätte der Schwestern. Der Umzug der Schwestern in das Pflegeheim nahe dem Mainzer Dom war bereits im März erfolgt. Die von Angela Merici begründete Tradition, sich für die Bildung und Gleichberechtigung junger Frauen einzusetzen, wolle die Marienschule auch

nach dem Abschied der Ursulinen fortführen, sagte Rektorin Marie Luise Trocholepczy: „Den Schwestern war es immer ganz wichtig, dass hier nur Mädchen unterrichtet werden.“ Dabei hätten die Schwestern auch die Öffnung für muslimische und jüdische Mädchen unterstützt. Trocholepczy betonte: „Wir schreiben damit den Gründungsgedanken der Ursulinen weiter.“ (marienschule offenbach)

### Konvent der Salesianerinnen Kloster Beuerberg aufgelöst

Mit Dekret der Religiosenkongregation vom 3. März 2017 ist der Konvent der Salesianerinnen (Schwestern von der Heimsuchung Mariä) Konvent Kloster Beuerberg aufgelöst worden. Die Schwestern des Konvents wurden in den Konvent des Salesianerinnenklosters St. Josef, Zangberg, inkardiniert. Die Inkraftsetzung des Dekrets erfolgte durch den Generalvikar der Erzdiözese München und Freising am 2. Mai 2017. Oberin des nun aufgelösten Konvents war seit Ende 2012 die Föderationsoberin der Salesianerinnen, Sr. M. Lioba Zezulka OVM. (ovm)

### Kapuziner verlassen Deggingen

Nach beinahe 90 Jahren gibt der Kapuzinerorden sein Kloster „Ave Maria“ in Deggingen im Bistum Rottenburg-Stuttgart auf. Ende 2018 soll diese Entscheidung der Leitung der Deutschen Kapuzinerprovinz umgesetzt werden. Die in den Jahren 1716 bis 1718 erbaute Wallfahrtskirche „Ave Maria“ in Deggingen sei seit Jahrhunderten bis heute ein beliebter und stark frequentierter

Wallfahrtsort, teilte die Deutsche Kapuzinerprovinz mit. 1929 kamen Kapuziner nach „Ave Maria“. Angesichts der Altersstruktur der Ordensprovinz sei heute aber eine dauerhafte abwartende Haltung und Überforderung der wenigen Kapuzinerbrüder in Deggingen keinem der Beteiligten gegenüber fair. Sowohl für die Menschen in Deggingen selbst als auch für die Diözesanleitung sei nun die Gestaltung eines guten Übergangs der Verantwortung für den Wallfahrtsort mit einem zeitlichen Vorlauf möglich. Dies soll im engen Kontakt von Bistum und Kapuzinerprovinz geschehen. (ofmcap)

### Änderungen beim Rundfunkbeitrag

Seit dem 1. Januar 2017 gilt der 19. Rundfunkänderungsstaatsvertrag (RÄStV). Durch diesen gibt es Änderungen im Beitragssatz für privilegierte Einrichtungen bzw. Einrichtungen des Gemeinwohls wie Kindergärten, Kindertagesstätten, Schulen und Einrichtungen für Menschen mit Behinderung. Diese Einrichtungen werden entlastet, indem die Rundfunkbeitragspflicht für ihre Betriebsstätte auf einen Drittelbeitrag reduziert wird. Das bedeutet, dass Ordensgemeinschaften, die eine der o.g. Einrichtungen des Gemeinwohls unterhalten oder als eingetragener gemeinnütziger Verein gelten, nur noch einen Betrag in Höhe von 5,83 € zu zahlen haben, unabhängig davon, wie hoch die Anzahl der Beschäftigten ist. Darüber hinaus sind nun auch Zimmer in Alten- und Pflegeheimen, Hospizen sowie Wohnheimen für Menschen mit Behinderung beitragsfrei. Bisher war die Liste der beitragsfreien Raumeinheiten auf

Gemeinschaftsunterkünfte eng begrenzt. (dok)

### Haftung bei Vereinsvorsitz

Das Finanzgericht des Saarlandes hat im Urteil vom 7. Dezember 2016 (2 K 1072/14) klargestellt, dass ein Vereinsvorsitzender auch dann in der steuerrechtlichen Haftung bleibt, wenn er einem anderen – z.B. dem Schatzmeister oder einem anderen Verantwortlichen – uneingeschränkte Vollmacht erteilt hat, die Geschäfte des Vereins an seiner Stelle zu führen. Eine solche Generalvollmacht ist zum einen vereinsrechtlich nicht zulässig und entbindet zum anderen nicht von der steuerrechtlichen Haftung. Ein Vereinsvorsitzender bleibt in der Verantwortung für die Erfüllung der steuerrechtlichen Pflichten. Ist dies von ihm nicht gewollt oder faktisch nicht möglich, bleibt ihm die Möglichkeit sein Amt niederzulegen. Wer nicht in der Lage ist, sich innerhalb eines Vereins durchzusetzen und seiner Rechtsstellung gemäß zu handeln, muss zurücktreten und darf nicht im Rechtsverkehr den Eindruck erwecken, als sorge er für die ordnungsgemäße Abwicklung der Vereinsgeschäfte. Werden solche in zulässiger Weise teilweise übertragen, obliegt dem Vorsitzenden zumindest die Überwachung und Kontrolle der Ausführung dieser Geschäfte. Für Ordensgemeinschaften kann dies an mehreren Stellen und in verschiedenen Rechtsstrukturen relevant werden. Beispielsweise dann, wenn die Ordensverantwortlichen in einem eingetragenen Verein (e.V.) – z.B. einem angegliederten Förderverein – zwar noch formal im Vorstand geführt werden, sich faktisch jedoch aus der Geschäftsführung zu-

rückgezogen haben. Auch im eigentlichen Rechtsträger der Ordensgemeinschaft kann sich eine Relevanz ergeben. Ein Höherer Oberer als Vereinsvorsitzender bleibt hier in der Verantwortung und sollte auch dann, wenn er einen kompetenten Ökonomen an seiner Seite hat, sich über die Geschäftsvorgänge im e.V. ausreichend informieren und seine Leitungsaufgabe angemessen wahrnehmen. (dok)

### Rechtsträger der europäischen Provinz als Anfallberechtigter bei Auflösung der deutschen Provinz/Niederlassung

Ist ein Verein als gemeinnützig anerkannt (z.B. der Rechtsträger der Ordensgemeinschaft in Deutschland), muss in der Vereinssatzung immer angegeben werden, wer im Falle der Auflösung oder bei Wegfall der Gemeinnützigkeit das Vermögen erhält. International tätige Ordensgemeinschaften stehen damit häufig vor der Frage, ob sie in der Vereinssatzung festlegen können, dass, wenn die deutsche Provinz aufgelöst wird, deren Vermögen an eine der europäischen Provinzen fällt oder ob zwingend eine deutsche gemeinnützige Körperschaft hierfür angegeben werden muss. Grundsätzlich sind ausländische Vereinigungen als Anfallberechtigte in diesem Sinne ausgeschlossen, da sie nur beschränkt der Körperschaftssteuerpflicht unterliegen. § 5 Abs. 2 Nr. 2 KStG sieht hiervon jedoch dann eine Ausnahme für ausländische Körperschaften, Personenvereinigungen und Vermögensmassen vor, wenn sie nach der Satzung, dem Stiftungsgeschäft

oder der sonstigen Verfassung und nach der tatsächlichen Geschäftsführung ausschließlich und unmittelbar gemeinnützigen, mildtätigen oder kirchlichen Zwecken dienen und es sich bei ihnen um eine nach den Rechtsvorschriften eines Mitgliedstaats der Europäischen Union (bzw. genannten Abkommenstaats) gegründete Gesellschaft handelt. Eine deutsche Provinz kann daher als Anfallberechtigte für den Fall der eigenen Auflösung bzw. der Aufhebung der Gemeinnützigkeit eine Provinz benennen, die nach den Rechtsvorschriften eines europäischen Mitgliedsstaates gegründet wurde. Damit kommt als Anfallberechtigter möglicherweise auch der Rechtsträger der ausländischen Provinz in Betracht. Es wird jedoch auch hierbei empfohlen, diese Frage vorab (vor Beschlussfassung der Satzungsänderung) mit den zuständigen Finanzbehörden abzuklären. Nicht zu verwechseln ist diese Fragestellung mit der Frage, ob möglicherweise Spenden an eine in der EU ansässige juristische Person des privaten Rechts steuerrechtlich geltend gemacht werden können. Dies dürfte in der Regel verwehrt sein, da diese nicht die Voraussetzungen der deutschen Vorschriften über die Gemeinnützigkeit erfüllen. (dok)

### BGH-Beschluss zur wirtschaftlichen Betätigung von Vereinen

In einem Beschluss vom 16. Mai 2017 (II ZB 7/16) hat der Bundesgerichtshof (BGH) entschieden, dass eine wirtschaftliche Betätigung eines Vereins (im vorliegenden Fall der Betrieb mehrerer Kindertagesstätten) dann nicht gegen eine Eintragung ins Vereinsregister als

ideeller Verein spreche, wenn die wirtschaftliche Betätigung nicht Haupt- bzw. Selbstzweck sei, sondern sich dem ideellen Hauptzweck zu- und unterordne (sogenanntes Nebenzweckprivileg). Für die Einordnung sei dabei nicht nur die Satzung des Vereins entscheidend, sondern auch die tatsächliche Tätigkeit. Anerkennung des Vereins als gemeinnützig habe hierbei eine Indizwirkung für die nichtwirtschaftliche Tätigkeit. Die Größe und der Umfang des wirtschaftlichen Geschäftsbetriebes seien hingegen allein nicht ausschlaggebend, um das Vorliegen des Nebenzweckprivilegs zu verneinen. Der BGH ist damit der Rechtsprechung des Kammergerichts Berlin entgegengetreten, die aufgrund der vorliegenden wirtschaftlichen Betätigung des Vereins diesen aus dem Vereinsregister löschen wollte. Auch Ordensgemeinschaften, die Einrichtungen in eingetragenen Vereinen betreiben, die zwar wirtschaftlich sind, jedoch den ideellen Hauptzweck fördern, können sich nun auf die BGH-Rechtsprechung berufen. (dok)

### Jesuiten gegen Abschiebungen nach Afghanistan

Die deutschen Jesuiten haben erneut Abschiebungen abgelehnter Asylbewerber nach Afghanistan kritisiert. „Niemand sollte in ein Land abgeschoben werden, in dem der Alltag derart gewalttätig und lebensgefährlich ist“, sagte der neue Provinzial Pater Johannes Siebner SJ Anfang Juni nach dem Besuch einer von seinem Orden betreuten Flüchtlingsunterkunft in München. „Für eine christliche Politik sollte es selbstverständlich sein, denen Schutz zu gewähren, die sich in der Hoffnung

auf Frieden zu uns flüchten.“ Sein Mitbruder Dieter Müller SJ vom Jesuiten-Flüchtlingsdienst bezeichnete es als „unverantwortlich, dass immer mehr ablehnende Asylbescheide ausgestellt werden, während sich die Sicherheitslage verschlechtert“. Traumatisierungen könnten allein aus Angst vor Abschiebung wieder aufbrechen. (kna)

### Erzbistum Paderborn kauft Werler Kloster

Um die traditionsreiche Marienwallfahrt in Werl zu erhalten, hat das Erzbistum Paderborn jetzt Grundstück und Klostergebäude der Franziskaner in dem westfälischen Ort erworben. Es sei das erklärte Ziel von Erzbischof Hans-Josef Becker, die Wallfahrt und die bewährte Wallfahrts-Seelsorge in Werl „in eine gute Zukunft zu führen“, teilte das Erzbistum Paderborn am Freitag mit. 2015 hatten die Franziskaner angekündigt, sich 2019 aus Deutschlands drittgrößtem Marienwallfahrtsort zurückzuziehen. Nun steht der Umbau zu einem neuen Pilgerzentrum im Raum. Es sei geplant, das Klostergebäude zu einem Wallfahrtszentrum umzubauen, in dem auch kirchliche Einrichtungen angesiedelt werden. Das Gnadenbild der „Trösterin der Betrübten“ gelangte 1661 durch Vermittlung des Kölner Kurfürsten und Erzbischofs Maximilian Heinrich in die Wallfahrtsbasilika Mariä Heimsuchung in Werl. (kna)

### Ausgabe des RU-Kuriers zum Thema „Orden und Schule – heute“

Das Thema „Orden und Schule – heute“ steht im Mittelpunkt der 50. Ausgabe

des RU-Kuriers, der Zeitschrift für Religionsunterricht in der Diözese Würzburg. Die Jubiläumsausgabe blickt auf das aktuelle religionspädagogische Schwerpunktthema des Schulreferats: „Drei große Orden“. Im Praxisteil werden Beispiele für die praktische Umsetzung des Jahresthemas für die Sekundarstufe I vorgestellt: Bei der „Entdeckungsreise zur Regel des Heiligen Benedikt“ erstellen die Schüler ein Fotobuch, beim Projekt „Die Anziehungskraft Jesu hält schon 2000 Jahre an – ein Leben im Namen Jesu“ befassen sie sich mit dem Leben der heutigen Mönche. Ein weiterer Schwerpunkt liegt auf der Schulpastoral. (pow)

### Neue Website für Welterbe Westwerk Corvey

Die Erstellung einer neuen Raum- und Lichtinszenierung in der ehemaligen Benediktinerabtei Corvey ist ab sofort im Internet zu verfolgen. Über [www.WelterbeWestwerkCorvey.de](http://www.WelterbeWestwerkCorvey.de) kann die Arbeit der IT-Spezialisten, Archäologen und Denkmalschützer im karolingischen Westwerk der Abtei bis zum Abschluss der Maßnahmen Mitte 2019 beobachtet werden. Der Arbeitstitel des vom Erzbistum Paderborn unterstützten Projektes lautet „Von Engeln bewacht - in der Himmelsstadt“. Multimediale Installationen sollen die Bau- und Kunstgeschichte des zwischen 873 und 885 entstandenen Westwerks, der angrenzenden ehemaligen Abteikirche Sankt Stephanus und Vitus und der mittelalterlichen Klostergeschichte vermitteln. Die Kirche weist im Inneren originale Malereien aus karolingischer Zeit auf. Besucher sollen mittels Virtual-Reality-Brillen in die Geschichte des Ortes eintauchen können. (kna)

## ... Neue Bücher

Mariano Dell'Omo

### Geschichte des abendländischen Mönchtums vom Mittelalter bis zur Gegenwart

Das Charisma des hl. Benedikt zwischen dem 6. und 20. Jahrhundert.

– Übersetzt von Hermann J. Benning.

Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige. 51. Ergänzungsband.

St. Ottilien: Eos-Verlag 2017. – XVII und 724 S.

Der Archivar des benediktinischen Mutterklosters Montecassino hat die Geschichte des abendländischen Mönchtums in einem „Überblick“ erfasst, wie der Verlag auf dem Umschlag wirbt. Damit ist jedoch nur unzulänglich charakterisiert, welcher Reichtum sich auf über 700 Seiten entfaltet. Der Autor ist ein hervorragender Kenner der benediktinischen Geschichte und ihrer vielfältigen Verästelungen.

Der erste Teil umfasst die ersten 700 Jahre der auf Benedikt von Nursia zurückgehenden Ordensfamilie. Dell'Omo arbeitet die Entstehung und Ausbreitung der Regel, ihren Zusammenhang mit dem kolumbanischen Mönchtum sowie die Textüberlieferung heraus. Als Voraussetzung für die Ausbreitung in Mitteleuropa gilt das keltische und angelsächsische Mönchtum. Willibrord, Pirmin und Bonifatius breiteten das monastische Leben im heutigen Deutschland aus. Eine besondere Stellung nimmt Benedikt von Aniane ein, dessen Reform am Beginn einer Vielzahl von Bewegungen steht, für die der Autor vor allem Cluny als „Höhepunkt des Mönchtums im Mittelalter“ (S. 135) ausführlich beschreibt. Nicht zu kurz kommen auch die lothringischen Reformen sowie die „Wiederbelebung des monastischen Ideals“ durch die koinobitischen und eremitischen Gründungen in Italien und Frankreich. Der erste Teil endet mit der Reform des Benediktinertums durch Cîteaux.

Eine enzyklopädische Vielfalt von Einzelklöstern, monastischen Kongregationen und Reformbewegungen begegnet im späten Mittelalter. Italien und Spanien stehen dabei im Vordergrund, im deutschen Sprachraum vor allem Melk, Kastl und Bursfelde. Auch wenn die Reformation in Mitteleuropa zunächst einen Niedergang des monastischen Lebens mit sich brachte, kam es in der Barockzeit zu einer neuen Konsolidierung und Gründung weiterer Kongregationen. Im 19. Jahrhundert wurden Benediktinerklöster



ISBN 978-3-8306-7833-5  
€ 69,95

auch außerhalb Europas gegründet, vor allem in Nordamerika und durch die Sankt Ottilianer auch in Afrika und Asien. Die Entstehung der Konföderation am Ende des 19. Jahrhunderts beurteilt Dell'Omo als „neue Konsolidierung des Mönchtums“ (S. 597). Mit einem Überblick über die Ausbreitung im 20. Jahrhundert schließt die Studie. Dell'Omo sucht in allen Jahrhunderten nach dem „Charisma des hl. Benedikt“. Es manifestiert sich natürlich in der Benedikt-Regel, die ohne Anpassung dennoch immer wieder Aktualisierungen erfahren hat. Die Verbindung von Klausur und gemeinschaftlichen Leben gehört ebenso dazu wie die je neue Verhältnisbestimmung von Einzelkloster und Kongregation bzw. Konföderation. Meditation, Lectio divina und Studium waren zeitweise heftigen Auseinandersetzungen um ihren Stellenwert ausgesetzt, wie zwischen Jean Mabillon und dem Reformator von La Trappe. Den zeitgenössischen Strömungen waren die Mönche häufig ausgesetzt und mussten sich positionieren, wovon Personen wie Bernhard von Clairvaux, Joachim von Fiore und der zurückgetretene Papst Coelestin V. Zeugnis ablegen. Und schließlich gehört die Feier der Liturgie und ihre besondere Pflege zu allen Zeiten zum benediktinischen Charisma, weshalb die hohe Beteiligung von Benediktinern an der Liturgischen Bewegung des 20. Jahrhunderts kein Zufall ist.

Dell'Omo hat ein Handbuch vorgelegt, das nicht nur eine einmalige Lektüre verdient, sondern auch als Nachschlagewerk gute Dienste leisten wird. Die reichhaltigen Literaturangaben am Ende eines jeden Kapitels zeugen von der Belesenheit des Autors ebenso wie von seinem Detailwissen. „Überblick“ ist deshalb eine Untertreibung dessen, was sich hinter den Buchdeckeln des Opus von Dell'Omo verbirgt.

Joachim Schmiedl ISch

Jacques Dalarun

## Das neuentdeckte Franziskusleben des Thomas von Celano.

Übersetzt und herausgegeben von Leonhard Lehmann und Johannes Schneider im Auftrag der Fachstelle Franziskanische Forschung und der Werkstatt Franziskanische Forschung.

Theologie und Spiritualität. Quellen und Studien. Band 9.  
St. Ottilien: Eos-Verlag 2017. – 130 S.

Für die franziskanische Forschung ein besonderes Ereignis war die Entdeckung, die der französische Historiker Jacques Dalarun im Jahr 2014 machte. In einer zum Verkauf angebotenen Handschrift fand sich ein Franziskus-Leben mit den entsprechenden Lesungen für das Stundengebet zum Fest des Heiligen. Die Handschrift wurde von der Bibliothèque nationale de France erworben. 2015 wurde der Text in den „Analecta

Bollandiana“ (133 (2015), 23-86) kritisch ediert. Seitdem wurde der Text in mehrere Sprachen übersetzt und kommentiert. Die beiden Franziskus-Forscher Leonhard Lehmann und Johannes Schneider legen ihn nun in einer deutschen Übersetzung vor.

Es handelt sich um eine kürzere Fassung (Vita brevior) der Lebensbeschreibung des Franziskus von Assisi, mit der Papst Gregor IX. den Minderbruder Thomas von Celano beauftragt hatte. Diese 1229 vorgelegte Vita wurde vom Papst bestätigt und damit zur offiziellen Biographie des im Jahr zuvor heiliggesprochenen Stifters. Thomas von Celano sammelte noch weitere Erinnerungen, die 1246/47 im „Memoriale in desiderio animae“ zusammengefasst wurden. Jacques Dalarun vermutete 2007, dass es noch eine weitere Franziskus-Legende gegeben habe, die nur die letzten Lebensjahre des Heiligen umfasse. Hinzu kamen Funde aus der Vatikanischen Bibliothek mit Lesungen zur Matutin des Franziskus-Festes aus dem Leben des Heiligen.

Der neue Fund bestätigte nun die Existenz einer zweiten Vita des Thomas von Celano, die eine Zusammenfassung der ersten mit Umstellungen des Berichteten enthielt. Diese Vita brevior enthält ca. 60 % der ausführlicheren Biographie, wenn auch in gekürzter Fassung. Der Sinn der Kürzung bestand nach Dalarun darin, Material für die neun Lesungen der Matutin zu liefern. Zudem berichtete Thomas in der neu entdeckten Vita von 33 Wundern, die sich nach dem Tod des Franziskus ereignet hatten.

Der Franziskaner Johannes Schneider übersetzte die Biographie und versah sie mit Anmerkungen. Nach einem Brief des Thomas von Celano an den Generalmagister Bruder Elias von Cortona, der Eigengut der neuen Quelle ist, folgt das Leben des Franziskus (S. 41-93). Den Abschluss bilden die Berichte über die Wunder, die Franziskus nach seinem Tod gewirkt hat.

Mit der neu entdeckten Vita Brevior wird die Frage nach dem Zusammenhang der verschiedenen Lebensbeschreibungen neu aufgeworfen. Das bisher in den Franziskus-Quellen vorliegende Material wird ergänzt und ist Grundlage für neue Forschungen zur „Franziskanischen Frage“. Es ist ein Glücksfall, dass die Handschrift nicht in privater Hand geblieben ist, sondern von einer Bibliothek aufgekauft wurde und nicht nur ausgewählten Forschern, sondern über das Internetprojekt „Gallica“ (<http://gallica.bnf.fr/ark:/12148/btv1b10516082m.r=na1%203245>) allgemein zugänglich ist.



ISBN 978-3-8306-7820-5  
€ 19,95

Joachim Schmiedl ISch

Jochen Michels (Hg.)

## Armand Jean Le Bouthillier de Rancé: Über die Heiligkeit und Pflichten des Ordenslebens

Band 1 in zwei Teilbänden.

Saarbrücken: Fromm Verlag 2014-2015. – 444 S.

Jochen Michels (Hg.)

## Ansprachen und Predigten des Abbé de Rancé

Saarbrücken: Fromm Verlag 2017. – 288 S. .

Zwischen 2007 und 2017 entstanden unter der Leitung von Jochen Michels deutsche Übersetzungen von de Rancés Hauptwerk „De la sainteté et des devoirs de la vie monastique“ sowie von dessen „Conférences ou Instructions sur les épîtres et évangiles des dimanches et principales fêtes de l’année“.

Armand Jean Bouthillier de Rancé war Zisterzienser der strengeren Richtung OCSO und reformierte diese in seiner Abtei La Trappe. Über 100 Jahre später erhielten diese dann den Namen Trappisten. De Rancé lebte von 1626 bis 1700. Die beiden Werke umfassen zweisprachig rund 2000 Seiten in 26 Kapiteln. Diese behandeln jeweils wichtige Themen des Gesamtwerks „Über die Heiligkeit und die Pflichten des Ordenslebens“. Der Band „Ansprachen und Predigten“, der etwa 500 Seiten umfasst, bezieht sich auf die Lesungen und Evangelien an Sonn- und Feiertagen. In dieser Besprechung beschränke ich mich auf das Hauptwerk, weil ich selbst mehrere Jahre an der Übersetzung nur dieses Werkes beteiligt war.

Beide Werke sind erstmals in modernem Französisch und Deutsch erschienen. Einen wesentlichen Anteil an der Übersetzung aus dem Altfranzösischen ins Neuf Französische hatten belgische Schwestern von Clairefontaine, die nun in Brialmont wohnen. Ohne deren Übertragung des 300 Jahre alten Textes wäre die Übersetzung ins Deutsche nicht möglich gewesen. 25 verschiedene Titel sind daraus entstanden, weil neben den bilingualen auch rein deutsche und französische Ausgaben veröffentlicht worden sind. Einige Bände haben jeweils eigene Themen, wie „Die körperliche Arbeit“, „Die Nachtwachen/die Armut, Stillschweigen/Enthaltsamkeit“ und „Maß bei der Ernährung“, „Über das Beten“, „Die Zurückgezogenheit“. Sie entsprechen den Kapitelüberschriften, die auf [rance.citycloud.com.de](http://rance.citycloud.com.de) vollständig aufgeführt sind.



ISBN 978-3-8416-0599-3

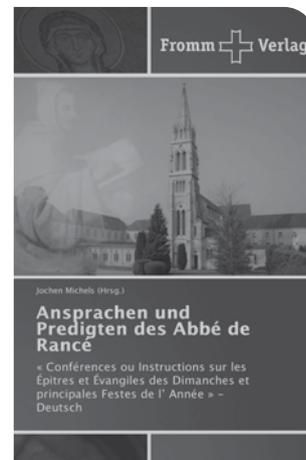
€ 66,80

Das wichtige Werk von J. Krailsheimer über de Rancé (Abbé de Rancé, Erfinder der Trappisten, 2015 Taschenbuch) räumt auf mit den teils abenteuerlichen Geschichten, die um Rancé rankten.

Die oben genannten einzelnen Titel machen schon deutlich, in welche Richtung die Reform gehen soll, die de Rancé vorschwebte. Für ihn ging es in seinen Reformbemühungen vor allem um die Bereitschaft zur Buße, Selbstverleugnung, Demut und Askese. So lehnte de Rancé auch jegliche Art von wissenschaftlichen Studien im Kloster ab. Insgesamt schwebte de Rancé ein strenges Ordensleben vor. Dass er damit auch auf Kritik und Widerstand stieß, verwundert nicht. Damit steht er in einer langen Tradition. De Rancé lebte im 17. Jahrhundert. Zu nennen sind aus den Jahrhunderten vor ihm einige große Gestalten aus der Karmeltradition: der Ordensgeneral Johannes Soreth mit seinem Kommentar zur Karmelregel (etwa zwischen 1453 und 1456 verfasst), Johannes vom Kreuz und Teresa von Avila, die im 16. Jahrhundert lebten und deren Reformbemühungen schließlich zu einer Spaltung im Karmel führten. Als Herr Michels mich fragte, ob ich mich auch an der Übersetzung beteiligen könnte, habe ich mich bereit erklärt, vor allem die lateinischen Teile (in der Hauptsache Zitate aus der Vulgata, aus verschiedenen Kirchenvätern und späteren Autoren wie Bernhard von Clairvaux, gestorben 1153, sowie aus verschiedenen Papstschreiben und Konziltexten) zu übernehmen. Ich war in gewisser Weise schon einigermaßen „eingearbeitet“, weil ich ab 2006 schon mit der Übersetzung der „*expositio paraenetica*“ („ermahnende Auslegung“) des Karmeliten Johannes Soreth befasst war. Das Auffallende für mich war und ist die große Kontinuität im Verständnis vom Ordensleben durch die Jahrhunderte, aber auch die Feststellung, wie sich diese Kontinuität kurz nach Ende des Zweiten Vatikanischen Konzils nicht mehr halten konnte. Auf einmal wurde alles in Frage gestellt.

Eine große Verunsicherung machte sich breit. In großen Scharen haben Ordensleute Ende der 1960er und Anfang der 1970er Jahre ihren Orden verlassen und von eben auf jetzt blieb der Nachwuchs aus. Die Krise, die hier deutlich wurde, hält bis heute an und zeigt sich in den letzten Jahren zunehmend auch darin, dass Klöster, die teilweise Jahrhunderte lang Bestand hatten, aufgelöst werden müssen. Auch viele Klosterbibliotheken mussten und müssen aufgelöst werden.

Was bedeutet vor diesem Hintergrund die Darstellung des Ordenslebens durch den Zisterzienser de Rancé? Oder auch durch den Karmeliten Johannes Soreth? Es wird darum gehen, den eigentlichen Kern herauszufinden, der kurz gesagt darin besteht, Christus voll und ganz in Wort und Tat nachzufolgen. Und es wird darum gehen, die tiefste Sehnsucht eines Menschen so zu beschreiben, dass dieser Mensch in der Nachfolge Christi die tiefste Erfüllung dieser Sehnsucht finden kann. Das konnte Jahrhunderte lang so beschrieben werden, wie es de Rancé tat und wie vor und auch nach ihm



ISBN 978-3-8416-0936-6

€ 29,00

noch zahllose andere Autoren getan haben. Für Ordensleute, die nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil eingetreten und auch in ihren Ordensgemeinschaften geblieben sind, bedeutet die Lektüre von de Rancés Schriften eine enorme Herausforderung. Das große Anliegen des Konzils war das „Aggiornamento“, d.h. es ging darum, die Kirche in Verbindung zu bringen mit der Welt von heute, ohne allerdings an der Botschaft Christi und seinem Sendungsauftrag für die Kirche in irgendeiner Weise Abbruch zu tun. Darum ging und geht es bis heute auch bei der Erneuerung des Ordenslebens. Dabei spielt der heutige Wissenstand in Psychologie und Theologie eine nicht unwichtige Rolle. So werden wir bestimmte äußere Verhaltensweisen, die bei de Rancé als selbstverständlich gelten, heute so nicht mehr übernehmen können. Als Beispiel möge u.a. die Ermahnung des hl. Hieronymus gelten gegenüber seinem Freund Heliodor, - der sich de Rancé anschließt - „sich über alle Rücksicht auf Fleisch und Blut hinwegzusetzen, seinem Vater und seiner Mutter auf die Füße zu treten und in die Zurückgezogenheit zu gehen, ohne dass ihn der Widerstand des einen, noch die Gebete und Tränen der anderen daran hindern. Und er (gemeint ist Hieronymus) lehrt, dass man Elternliebe hat, wenn man in solchen Umständen grausam sei“ (vgl. Band: Die Zurückgezogenheit, S. 93).

In seinen Ausführungen über das Gebet spricht de Rancé mehrmals von „Zerknirschung“, vom „Seufzen“ und von „Tränen“. Er beruft sich dabei u.a. auf die Heiligen Ephrem, Antonius, Macarius und Benedikt. So heißt es u.a. bei de Rancé: „Deshalb, meine Brüder, wollten die Alten, dass die Einsiedler all ihre Gebete in der Zerknirschung ihres Herzens machen; dass diese sie im Leben überallhin begleite, in all ihren Übungen, und dass sie sich besonders sorgen, ihr Gebet im Wasser ihrer Tränen zu läutern“ (Über die Heiligkeit und die Pflichten des Ordenslebens, Band I -Teil 2, S. 121). Wenn es um die Zulassung von Kandidaten zum Orden geht, ist de Rancé auch nicht gerade zimperlich: „Wir halten für einen sicheren Leitsatz: Wie tugendhaft ein Mensch auch sei, zum Mönchsein reicht es nicht, wenn er nicht fest entschlossen ist, jede Demütigung gern zu ertragen“. Und als ob das noch nicht reicht. Je nachdem, wie schwach oder stark jemand ist, muss man ihn entsprechend demütigen. Wörtlich: „Durch stärkere Kränkungen, die man jenen erleiden lässt, der mehr Tugend hat als er (gemeint ist ein Schwächerer!), muss man ihn spüren lassen, dass er vollkommene Dinge anstreben und sich nicht mit dem Gewöhnlichen zufrieden geben darf, um seines Standes würdig zu sein. Alle Heiligen sind sich in diesem Punkt einig“. De Rancé verweist auf Johannes Klimakos und sogar auf Teresa von Avila, die ein Mädchen mit kräftiger Gesundheit und einem schönen Geist in eines ihrer Klöster aufgenommen hat. Diese sandte sie dann in die Welt, um einige Dinge zu erledigen. Als sie dann zurückkommt und ihre Bibel mitbringt, soll sie zu ihr gesagt haben „Meine Tochter, du brauchst nicht zurückzukommen, wir wollen weder dich noch deine Bibel. Wir sind arme, unwissende Frauen, die nur spinnen und gehorchen können“. Und de Rancé ergänzt: „Diese Begebenheit ließ diese große Heilige entscheiden, dass dieses Mädchen nicht für einen Stand geeignet war, der Demut und eine tiefe Einfachheit verlangt“ (S.265-267).

Nicht weniger haarsträubend, um nicht zu sagen unbarmherzig, kommen uns die Verhaltensweisen vor, wenn man bei einem Mitbruder nach seinem Tod Geld auf dem

Zimmer gefunden hatte. De Rancé bezieht sich dabei auf das dritte Laterankonzil unter Papst Alexander, III, 5. Sitzung, Kanon 10: ...“Wer am Ende seines Lebens mit Geld angetroffen wird, für den soll weder das Messopfer dargebracht werden, noch soll er ein Grab bei den Brüdern erhalten“(Band II, Kapitel XVI bis Kapitel XXIII, S. 357.) Und als ob das noch nicht genug wäre, fügt de Rancé auch noch ein Zitat aus einem Dekretale von Papst Innozenz III an, wo es heißt: „Wenn bei jemandem nach seinem Tod Eigentum gefunden wird, soll dies zum Zeichen seines Verderbens zusammen mit ihm außerhalb des Klosters in der Mistgrube begraben werden“ (S. 358-359). Es kann nicht anders sein, als dass sich bei jemandem, der so klare Kante zeigt wie de Rancé, Widerspruch regt. Aber das heißt nicht, dass man nicht mit Gewinn von den Texten Kenntnis nehmen könnte. Im letzten möchte de Rancé dabei helfen, dass auch wir den Schatz im Acker, mit dem Jesus das Reich Gottes vergleicht, nicht nur finden, sondern ihn auch für so wertvoll halten, dass auch wir bereit sind, alles andere im Leben hinten an zu stellen. Dies war auch das Anliegen des Herausgebers, dem Dank und Anerkennung gebührt für die nicht leichte Aufgabe, diese Texte für den deutschen Sprachraum erstmals zu erschließen.

Leo Groothuis OCarm

Antoine Jacobs

## Kroniek van de Karmel in Nederland 1840-1970

Hilversum: Verloren-Verlag 2017. - 1008 Seiten.

Auch wenn diese gewichtige und solide „Klosterchronik“ aus verständlichen Umständen auf Niederländisch verfasst ist, bleibt sie doch für die Kirchen- und Ordensgeschichte in Deutschland und darüber hinaus im 19. und 20. Jahrhundert von beachtlicher Bedeutung. Denn wie in keinem anderen klassischen Orden fand bei den Karmelitern die Wiederbesiedlung der Klöster in Deutschland im 20. Jahrhundert von den Niederlanden aus statt. Auch wenn für den deutschen Karmeliterorden seit 2012 das gewichtige und vorbildliche „Monasticon Carmelitanum“ vorliegt, kann und darf man diesen besonderen zweiten Band (Bd. 1: Klosterverzeichnis 2011) der „Chronik“ des niederländischen „Monasticon Carmelitanum Neerlandicum“ nicht übersehen. Denn nach der Französischen Revolution mit ihrem Aufnahmeverbot von neuen Novizen war die Zahl der Karmeliter auch im Kloster Boxmeer auf drei abgesunken, als der niederländische König Wilhelm II. das Verbot im Jahre 1840 wieder aufhob. Danach erlebte der Karmeliter-Orden in den Niederlanden und darüber hinaus eine starke Blüte und ein außerordentliches Wachstum bis zur Epoche nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil

(1962-1965). So erreichten die Priesterweihen der Karmeliter im Zeitraum 1931-1940 mit 136 ihren Höhepunkt (vgl. Tabelle S. 163); jedoch bei den Laienbrüdern traten in den Jahren 1960-1970 bei 19 Neueintritten bereits 22 wieder aus (vgl. Tabelle S. 323).

Nach einem Vorwort des amtierenden „Ordens-Generals“, Jan Brouns O.Carm (prior-provinciaal), ist das Werk in sieben „Teile“ mit jeweils zahlreichen Unterkapiteln aufgeteilt und wird nach dem Quellen- und Literaturverzeichnis mit einem Personen- und Orts-Index gut abgerundet und benutzbar gemacht. Von grundlegender Bedeutung ist das erste Kapitel mit der „historischen Übersicht“ vom Kloster Boxmeer über das Aufblühen auch des zweiten bzw. weiblichen Ordens bis zur Verfolgungszeit während des Zweiten Weltkrieges u. a. mit dem seit 1985 seligen Martyrer Titus Brandsma (hingegerichtet KZ Dachau 1942) sowie der anschließenden Blütephase bis zur „Modernisierungskrise“. Sehr gründlich beschreibt das zweite Kapitel die innere Entwicklung über das Aufblühen des Noviziates, den Aufbau eigener Studien in Philosophie und Theologie (bis hin zu einer eigenen „Ordenshochschule“ in Kamp-Lintfort 1956-1964) sowie den ordenseigenen Wissenschaften und der Entwicklung bei den Laienbrüdern. Das Aufblühen der Seelsorge in den niederländischen Pfarreien und die Assistenz in der kategorialen Seelsorge werden an vielen überzeugend wirkenden Karmelitern dargestellt. Dieses blühende Ordensleben wird im vierten und fünften Kapitel weiter aufgearbeitet für die Bereiche des „Apostolates“ und der „mittelbaren Unterweisung“ in anderen kirchlichen und weltlichen Einrichtungen wie Schulen und kirchlich-gesellschaftlichen Vereinigungen. Das auswärtige Wirken der niederländischen Karmeliter in Europa und speziell der „niederdeutschen Provinz“ werden ebenso im sechsten Kapitel dargestellt. Das siebte Kapitel stellt die aufblühende Mission der niederländischen Karmeliter in Brasilien, Indonesien und den Philippinen dar. Im Epilog blickt der vormalige (1990-1996) Generalobere Falco Thuis auf die anschließenden Entwicklungen vom „neuen Wind“ des Zweiten Vatikanums bis zur „kleiner gewordenen Provinz“ zurück.

Insgesamt hat Antoine Jacobs damit eine gute und gewichtige sowie auch in Deutschland zu beachtende und zu rezipierende „Chronik der niederländischen Karmeliter“ für die neuere ordensgeschichtlichen Blütephase des 19./20. Jahrhunderts vorgelegt und vor allem ein Denkmal für den großen pastoralen Einsatz einer ursprünglich aus dem Heiligen Land kommenden und mehr kontemplativ-eremitischen Gemeinschaft.

Reimund Haas



ISBN 978-9-087 0-4613-2  
€ 49,00

Bernhard Schneider

## Christliche Armenfürsorge

Von den Anfängen bis zum Ende des Mittelalters. Eine Geschichte des Helfens und seiner Grenzen.

Freiburg: Herder 2017. – 480 S.

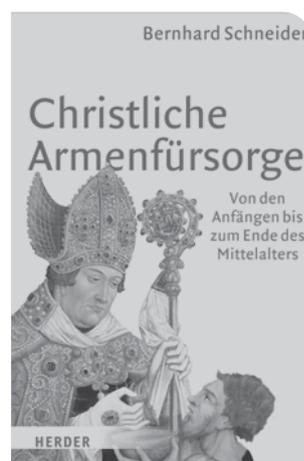
Zehn Jahre lang beschäftigten sich Wissenschaftler an der Universität Trier mit „Fremdheit und Armut“. Den beeindruckenden Ergebnissen fügt der Kirchenhistoriker Bernhard Schneider mit seiner Monographie ein weiteres Highlight hinzu. Die oft vertretene These, dass es ein Spezifikum des Christentums sei, sich um Arme und Kranke zu kümmern und auf diese Weise zur Zivilisierung und Humanisierung der Gesellschaften über die Jahrhunderte beigetragen zu haben, wird vom Autor eindrucksvoll bestätigt.

Zentral ist die biblische Basis, die sich im Neuen Testament vor allem in den Schlüsseltexten des Doppelgebots der Gottes- und Nächstenliebe, des Gleichnisses vom Barmherzigen Samariter und in der Gerichtsrede von Mt 25, 31-46 manifestieren und auf die in den Texten von Kirchenvätern, Theologen und Predigern immer wieder Bezug genommen wird.

Schneider geht in seiner Darstellung der christlichen Armenfürsorge jeweils von den Diskursen aus, wie sie sich aus der theologischen Literatur erheben lassen, um anschließend die Träger der Caritas zu betrachten und die Institutionalisierung zu diskutieren. Dieses Schema führt er für die frühe Kirche durch, für das Frühmittelalter ebenso wie für das Hoch- und Spätmittelalter. Dabei kann er interessante Schwerpunktverlagerungen feststellen.

In der frühen Kirche wurden Werte wie Gerechtigkeit und Mildtätigkeit neu definiert. Ein sozialer Ausgleich sollte hergestellt werden, ohne die Rangordnungen der Gesellschaft in Frage zu stellen. Die Armen erhielten eine Würde zugesprochen, was auch in Kontrast stand zu einer Kirche, die „zur reichsten Grund- und Sklavenbesitzerin nach dem Staat“ (S. 80) aufgestiegen war.

Der Schlüsseltext des Frühmittelalters ist die Szene der Mantelteilung, wie sie Sulpicius Severus in seiner Vita des heiligen Martin von Tours beschreibt. Der Arme ist der Bedürftige, dem Hilfe zuteil werden soll. Verantwortlich für diese Hilfe ist der Bischof, der die Diakonie leitet, ebenso der Herrscher, auf dessen Wohltätigkeit die Armen zählen dürfen. Erste Ansätze zu privater Hilfe durch Bruderschaften und Gilden zeichnen sich ab. Um die Bedürftigkeit einschätzen zu können, wurden Armenlisten angelegt. Es entstanden Hilfseinrichtungen wie Xenodochien (Fremdenherbergen), Diakonien und Leprosorien (für Leprakranke). An Bedeutung gewann die in Klöstern geübte Gast-



ISBN 978-3-451-30518-4  
€ 29,99

freundschaft sowie die zur Grundausrüstung einer monastischen Institution gehörende Fürsorge für Arme und Kranke.

Eine positive Konnotation gewann der Begriff Armut im Hochmittelalter durch die kirchlichen Reformbewegungen des 11.-13. Jahrhunderts. Die „apostolische Armut“ und die absolute Armut wurden besonders in den Bettelorden kontrovers diskutiert. Insgesamt vermehrten sich die Träger der Armenhilfe im Hochmittelalter. Neben den Orden sahen die Bischöfe und die Herrscher eine wichtige Aufgabe in der Akuthilfe für Arme und Kranke. Hinzu kamen semireligiöse Gemeinschaften wie die Beginen und Bruderschaften.

Für das Spätmittelalter konstatiert Schneider einen Umbruch. Arme und Bettler werden kategorisiert und in „gute“ oder „schlechte Arme“ eingeteilt. Die bürgerliche Gesellschaft betont den Wert der Arbeit und der Ordnung. Es entstehen Stiftungen für Arme und Kranke, aber auch für solche, die ihren Lebensabend sichern wollen. Diese oft dem Heiligen Geist geweihten Spitäler waren auch Instanzen der kommunalen Fürsorge. Sie waren allerdings immer mit einer religiösen Dimension versehen. Die Kommunalisierung der Armenfürsorge war nicht mit einer Säkularisierung verbunden. Bernhard Schneider hat eine beachtliche Studie vorgelegt. Materialreich geht er den Diskursen über Armut und Caritas von der biblischen Zeit bis zum Vorabend der Reformation nach und verbindet deren Ergebnisse mit einem Blick auf die Institutionen. Dabei wird deutlich, dass Klöster und Orden wohl eine wichtige Rolle spielten, die Art und Weise ihrer Fürsorge aber geprägt war von internen Diskussionen über die eigene Armut sowie von externen Beeinflussungen und Perspektivwechseln. Die qualitativollen Bilder helfen zur Einordnung des Textes. Schade, dass die 50 Seiten Anmerkungen in den Anhang verbannt wurden und dadurch ihren Wert verloren haben.

Joachim Schmiidl ISch

Liborius Olaf Lumma

## Die Komplet

Eine Auslegung des römisch-katholischen Nachtgebets.  
Regensburg: Verlag Pustet 2017. – 240 S.

Schon im Vorwort des Buches werden wir zum Schmunzeln angeleitet, wenn es da von einem der Fachgutachter heißt, „dass er bis dahin unentdeckte Rechtschreib- und Grammatikfehler mit der gebotenen Unbarmherzigkeit niederringen (wollte)“. Es ist ihm nicht ganz gelungen! Schon in der Anmerkung 84 wird ein Symbolwert „verlieren“, statt „verliehen“ und auf S. 41 wird in der letzten Zeile wird „des“ Herz, statt „das“ Herz erhoben. Aber das ist nur zum Schmunzeln. Der Autor betont mehrfach, dass die Komplet in der Fachliteratur eigentlich überall als Waisenkind behandelt wurde. Sie wird in Besprechungen der Stundenliturgie noch irgendwo angehängt, nur kurz

erwähnt, aber nicht ausführlich bearbeitet. Diese Lücke soll durch diese Habilitationsschrift ausgefüllt werden. Das Inhaltsverzeichnis zeigt schon den Aufbau. Nach Zeitansatz und Sinnhorizont werden Abschnitt für Abschnitt die einzelnen Teile der Komplet durchgegangen: Eröffnungsriten, Hymnus, Psalmodie, Kurzlesung, Responsorium, Nunc dimittis, Oration, Segen und Marianische Antiphon. Es folgt noch eine Würdigung der Wochentagsproprien, der ökumenische Aspekt und Ausblicke. Durch diese klare Einteilung lassen sich leicht die Punkte finden, die man gelegentlich nachschlagen und überprüfen möchte.

Von Bedeutung ist die Grundausrichtung der Komplet – zumal in einer Zeit, die den Tod und das Sterben nicht so gerne anschauen will, obwohl er bedrängend präsent bleibt (S. 467) – als eine Art Sterbeübung, eine „rituelle Antizipation des Sterbens“, das ist die „eigentliche theologische Pointe“ dieses Rituals (S. 27). Das Nunc dimittis unterstreicht diesen springenden Punkt, wenn es auch in der Regula Magistri und der Regula Benedicti, die als „Erfinder“ der Komplet gelten (S. 20), noch nicht genannt wird (S. 29). Wer diesen Aspekt ausblendet, nimmt der Komplet die theologische Pointe (S. 30, vgl. auch S. 134ff.).

Im Bereich der Hymnen wird deren Ursprung bis ins Detail verfolgt und die Verfasser wie auch die Übersetzer erhoben. Auch werden die verschiedensten Varianten der Hymnenübersetzungen in die deutsche Sprache dokumentiert. Die nachkonziliare Weiterentwicklung der Komplet wollte auf der einen Seite eine geraffte Form des Stundengebets überhaupt, andererseits aber eine größere Auswahlmöglichkeit im Blick auf die Hymnen. Die Hymnen werden vom Verfasser auch inhaltlich interpretiert und sowohl inhaltlich als auch formal durchaus kritisch betrachtet. Nicht alle Erneuerungen werden als dem Sinn der Komplet entsprechend beurteilt. So wird z.B. der neue Hymnus „Wir haben die Last des Tages getragen“ aus der Feder von Vinzenz Stebler (1917-1997) betrachtet. Er greift Mt 20,1-16 (Arbeiter im Weinberg) auf, bringt aber in der letzten Zeile das Motiv von Brot und Wein hinzu, das jedoch keinen unmittelbaren Bezug zur Feier der Komplet hat.

Der Verfasser erwähnt, dass die Jugendbewegung gerne die Komplet gemeinsam betete. Trotzdem bleibt die Frage, „ob die Komplet überhaupt sinnvoll als Gemeindegottesdienst gefeiert werden kann“ (S. 25). Hier wird hervorgehoben, dass die Laien ja sich wieder auf den Rückweg in ihre Wohnungen machen müssen. Die Frage scheint mir aber umfassender: Nirgendwo hat sich ja in der römischen Liturgie die Feier des Stundengebets als Gemeindegottesdienst durchgesetzt. „Die Tagzeitenreform nach dem Konzil hat gezeigt, dass die Etablierung des Stundengebets als sichtbare Feier der ganzen Kirche, nicht gelungen ist“ (S. 204). Als gelegentliche Feier schon, oder als Teilnehmer an einem Mönchs- oder Stiftsgottesdienst. Ob wir nicht davon ausgehen müssen, dass die Laien „in der Welt“ einfach eigene Formen des Betens entwickeln müssen?



ISBN 978-3-7917-2878-0  
€ 29,95

Wichtig ist dem Verfasser, was er mehrfach betont: Durch die wechselnden Psalmen hat die Komplet an Prägnanz verloren (S. 80). Die „gewählte Lösung (Variationsbreite) (ist) nur wenig gelungen“ (S. 150). Das sehe ich auch so. Wenn die Komplet „auf der Bettkante“ (S. 22) gebetet werden soll, liegt es nahe, sie auswendig zu beten (Anmerkung 236). Das geht aber nur bei gleich bleibenden Psalmen und gleich bleibender Oratorien.

Den meisten dürften die Formen der Komplet in den nicht-römischen Liturgien nicht bekannt sein. Das Kapitel „Ökumenische Aspekte“ ist deshalb eine wichtige Ergänzung (ab S. 167), sei es auf evangelischer Seite, sei es bei den orientalischen Liturgien. Am Ende steht der Versuch, nach sechs Thesen eine „Idealform“ der Komplet in Absetzung von einem „Nachtgebet“ zu entwickeln. Für mich ist nicht einsichtig, was der kommentarlos auf der letzten Seite des Buches abgedruckte englische Hymnus sagen soll.

Als Zusammenfassung des ganzen Werkes kann ich sagen, dem Verfasser ist wirklich – wie er es am Beginn als Wunsch ausdrückte – ein Standardwerk über die Komplet gelungen.

Wolfgang M. Götz ISch

### Im nächsten Heft...

... widmet sich die Ordenskorrespondenz zwei Schwerpunkten:

- Vom 8.-10. September 2017 findet in Nürnberg die „Ordenstagung Mission“ zum Thema „weiblich + arm = chancenlos. Ist Bildungsgerechtigkeit utopisch?“ statt. Das Heft dokumentiert Beiträge der Tagung und stellt Fragen: Wie ist die Situation der Armen und besonders der Frauen im Hinblick auf Bildung? Welche Art Bildung brauchen die armen Länder, welche Art Bildung bieten die Ordensgemeinschaften an? Was können Orden tun und wo können sie Rollenfixierungen überwinden helfen?
- Unter dem Motto „Heute das Gestern für morgen bewahren“ hat die Arbeitsgemeinschaft der Ordensarchive im April in Würzburg ihr zwanzigjähriges Bestehen gefeiert. In zwei Beiträgen blickt das Heft auf diese Zeit zurück. Ein weiterer Artikel beleuchtet rechtliche Aspekte bei der Transferierung von Archiv- und Bibliotheksgut ins Ausland bzw. aus dem Ausland.

# ok ordens korrespondenz

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens

ordenskorrespondenz

weiblich + arm = chancenlos  
Ist Bildungsgerechtigkeit utopisch?

20 Jahre Arbeits-  
gemeinschaft der  
Ordensarchive

Stellungnahme der  
DOK zur Jugend-  
synode 2018

Identität und Sendung  
des Ordensbruders in  
der Kirche

ok

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens,  
Organ der Deutschen Ordensobernkongferenz



ISSN: 1867-4291

58. Jahrgang 2017, Heft 4

Herausgeber: DOK Deutsche Ordensobernkongferenz e.V., Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn.

Schriftleitung: Sr. Agnesita Dobler OSF, Generalsekretärin der Deutschen Ordensobernkongferenz.

Redaktionsbeirat: P. Konrad Flatau SCJ, Sr. Dr. Igna Kramp CJ, Prof. P. Dr. Paul Rheinbay SAC, Sr. Lioba Zahn OSB.

Redaktion: Arnulf Salmen, Deutsche Ordensobernkongferenz, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn,  
Telefon (02 28) 6 84 49-30, Telefax (02 28) 6 84 49-44, E-Mail: [pressestelle@orden.de](mailto:pressestelle@orden.de).

**Rezensionen:** Die Koordination der OK-Rezensionen liegt bei der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar. Rezensionsexemplare senden Sie bitte an den Koordinator, Prof. Dr. Joachim Schmiedl, Philosophisch-Theologische Hochschule, Pallottistr. 3, D-56179 Vallendar, E-Mail: [jschmiedl@pthv.de](mailto:jschmiedl@pthv.de). Unverlangt eingesandte Bücher werden nicht zurückgeschickt. Die Rezension erfolgt nach Ermessen der Schriftleitung.

**Bestellungen sind zu richten an:** Deutsche Ordensobernkongferenz, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn,  
Telefon (02 28) 6 84 49-0, Telefax (02 28) 6 84 49-44, E-Mail: [info@orden.de](mailto:info@orden.de).

**Bezugsbedingungen:** Die Ordenskorrespondenz erscheint viermal im Jahr. Jahresabonnement inkl. Mehrwertsteuer und Versand in Deutschland 40,00 Euro, im Ausland 41,20 Euro (Schweiz: 38,50 Euro). Einzelheft incl. Mehrwertsteuer und Versand in Deutschland 10,00 Euro, in Europa 11,00 Euro. Abbestellungen nur zum Jahresende möglich mit dreimonatiger Kündigungsfrist.

**Herstellung und Auslieferung:** Don Bosco Druck & Design, Hauptstrasse 2a, 92266 Ens Dorf,  
Telefon (09624) 92 01-0, [www.donbosco-druckdesign.de](http://www.donbosco-druckdesign.de).

Alle Verlagsrechte vorbehalten. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung von Herausgebern und Redaktion wieder.

## Vorwort



Drei Gruppen von Menschen widmet sich die vorliegende Ausgabe der Ordenskorrespondenz in besonderer Weise: Jungen Frauen in aller Welt, den Jugendlichen in Deutschland sowie der Gruppe der Ordensbrüder. Die seitens der Konferenz der missionierenden Orden (KMO) für September 2017 geplante „Ordenstagung Mission“ unter dem Thema „weiblich + arm = chancenlos - Ist Bildungsgerechtigkeit utopisch?“ musste abgesagt werden. Einige der vorgesehenen Beiträge kann nun die Ordenskorrespondenz veröffentlichen. Beeindruckend sind die Schicksale mutiger junger Frauen in Afrika und Asien, die darin geschildert werden. Beeindruckend ist aber auch, was Ordensgemeinschaften für die Bildung junger Frauen heute leisten. Der Jugend wird sich die XV. Ordentliche Generalversammlung der Bischofssynode widmen, die im Oktober 2018 im Vatikan stattfindet. Von Papst Franziskus wurde im Vorfeld der Synode ein weltweiter Konsultationsprozess eingeleitet. Die Ordenskorrespondenz dokumentiert in diesem Zusammenhang die Stellungnahme der DOK, die vor allem auf die Jugendlichen in Deutschland blickt. Die vatikanische Religiosenkongregation hat ein Dokument zur „Identität und Sendung des Ordensbruders in der Kirche“ veröffentlicht. Auch dieses Schreiben findet sich im vorliegenden Heft.

Die Arbeitsgemeinschaft der Ordensarchive (AGOA) hat in diesem Jahr ihr 20jähriges Bestehen gefeiert. Ein Beitrag des ehemaligen VDO-Generalsekretärs P. Wolfgang Schumacher O.Carm. schildert den holprigen Weg, der zur Gründung der Arbeitsgemeinschaft geführt hat. Weitere Beiträge skizzieren die Arbeit der AGOA und gehen auf rechtliche Gesichtspunkte im Zusammenhang mit Archiv- und Bibliotheksgut ein.

Eine Brücke zwischen der weltkirchlich-missionarischen Welt und der auf die Dokumentation ausgerichteten Tätigkeit der Archivare schlägt schließlich ein Beitrag über die Situation missionsgeschichtlicher Sammlungen in Deutschland. Der Aufsatz greift eine Umfrage der Konferenz der missionierenden Orden (KMO) auf. Die Frage nach dem grundsätzlichen Nutzen bzw. der Notwendigkeit des Erhalts von missionsgeschichtlichen Sammlungen und Missionsmuseen beantwortet die Autorin positiv. Sie stellt fest, die Sammlungen bewahrten längst verschwundene Lebenswelten als geschlossene Einheit. Sie repräsentierten darüber hinaus Aspekte deutscher Geschichte, die in anderen Museen kaum dargestellt werden.

Arnulf Salmen

# Inhalt

.....

Arnulf Salmen Vorwort	385
--------------------------	-----

## Schwerpunkt

Mary John Mananzan OSB Mädchenbildung – Eine Geschlechterfrage	389
--	-----

Maria Thoma Dikow SMMP / Robert Renner / Luisa Mirandinha Agostinho / Ester da Conceicao Eduardo Mariquete Weiblich + arm = chancenlos? Oder doch nicht?	397
--	-----

Ulrike Diekmann CPS Frauen nach der Apartheid in Südafrika	406
--	-----

Das Jahresinhaltsverzeichnis  
für den Jahrgang 58 (2017) ist  
in diesem Heft nach Seite 512  
eingebunden.

## Dokumentation

Kongregation für die Institute geweihten Lebens und für die Gesellschaften apostolischen Lebens Identität und Sendung des Ordensbruders in der Kirche	412
---	-----

Stellungnahme der Deutschen Ordensoberrkonferenz Jugendpastorale Heraus- forderungen im Hinblick auf die XV. Ordentliche General- versammlung der Bischöfe 2018	445
---	-----

Wolfgang Schumacher O.Carm. Wie kam es zur Gründung der Arbeitsgemeinschaft der Ordensarchive?	452
---	-----

Wolfgang Schaffer  
20 Jahre AGOA –  
Ein historischer Streifzug 464

Martin Rehak  
Rechtliche Aspekte bei der  
Transferierung von Archiv- und  
Bibliotheksgut ins Ausland bzw.  
aus dem Ausland 471

## Ordensleben

Tanja Holthausen  
Zur besonderen Situation  
missionsgeschichtlicher  
Sammlungen 481

## Nachrichten

Aus Rom und Vatikan 490

Aus der Weltkirche 492

Aus dem Bereich der Deutschen  
Ordensobernkonzferenz 494

## Neue Bücher

Ordensgeschichte 500

Spiritualität 507



### Mary John Mananzan OSB

Sr. Mary John Mananzan ist Missionsbenediktinerin von den Philippinen. An der Gregoriana promovierte sie in Sprachphilosophie und schloss an der Universität Münster ein Studium in Missionswissenschaften ab. Neben ihren Tätigkeiten als Rektorin des St. Scholastika's College in Manila und Priorin des dortigen Benediktinerinnenklosters war sie 18 Jahre lang Vorsitzende der Organisation GABRIELA, einem Zusammenschluss von Frauenverbänden auf den Philippinen.



Mary John Mananzan OSB

## Mädchenbildung - Eine Geschlechterfrage\*

Man kann nicht über die Ausbildung von Mädchen sprechen, ohne Malala Yousafzai zu erwähnen. Sie ist nicht nur eine Ikone für dieses Thema, sie ist auch das beste Beispiel für dessen Geschlechteraspekt. Und es ist eine berührende, anregende Geschichte. Sie adaptiert das Problem und betont so seine Wichtigkeit. So lassen Sie mich mit der Geschichte dieses tapferen jungen Mädchens beginnen.

### Die Geschichte von Malala Yousafzai

Am 12. Juli 1997 wurde Malala Yousafzai in Mingora, Pakistan geboren. Während ihrer frühen Kindheit war ihre Heimatstadt ein beliebtes Reiseziel, welches für seine Sommerfeste und Festivals bekannt war. Die Gegend verän-

derte sich jedoch, als die Taliban begannen, die Kontrolle zu übernehmen.

Malala besuchte eine von ihrem Vater, Ziauddin Yousafzai, gegründete Schule. Nachdem die Taliban begonnen hatten,

### Ordenstagung Mission 2017

Die Konferenz der missionierenden Orden (KMO) hatte ursprünglich für September 2017 ihre (nach 2013 und 2015) dritte „Ordenstagung Mission“ geplant. Die Veranstaltung, die unter dem Thema „weiblich + arm = chancenlos – Ist Bildungsgerechtigkeit utopisch?“ stehen sollte, musste kurzfristig abgesagt werden. Einige der vorgesehenen Referate werden in dieser Ausgabe der Ordenskorrespondenz veröffentlicht.

die Mädchenschulen in der Gegend anzugreifen, hielt Malala im September 2008 eine Rede in Peshawar, Pakistan. Der Titel lautete: „Wie können die Taliban es wagen, mir mein Grundrecht auf Ausbildung wegzunehmen?“

Anfang 2009 begann Yousafzai, für die BBC einen Blog zu schreiben über ihr Leben unter den Taliban und deren Drohung, ihr eine Ausbildung zu verweigern. Um ihre Identität zu verbergen und zu schützen, verwendete sie den Namen Gul Makai. Dennoch wurde sie im Dezember desselben Jahres als die BBC-Bloggerin entlarvt. Yousafzai nutzte ihre wachsende Bekanntheit, um weiterhin über ihr Recht und das Recht aller Frauen auf eine Ausbildung zu sprechen. Die Taliban drohten daraufhin, sie zu töten.

Am 9. Oktober 2012 war die damals 15-jährige Malala zusammen mit Freunden auf ihrem Heimweg von der Schule, als ein maskierter und bewaffneter Mann in den Bus stieg und wissen wollte, welches Mädchen Malala sei. Als ihre Freunde daraufhin zu Malala schauten, schoss der Mann auf sie und verletzte sie und zwei weitere Mädchen. Malala wurde in ein militärisches Krankenhaus in Peshawar geflogen. Ein Teil ihres Schädels wurde entfernt. Zur weiteren medizinischen Behandlung wurde sie später nach Birmingham, England gebracht, wo man sie aus dem künstlichen Koma zurückholte. Malala musste viele Operationen und Behandlungen durchstehen – darunter auch die zur Wiederherstellung eines Gesichtsnervs, um die Lähmung der linken Gesichtshälfte zu beheben. Trotz allem hatte sie keine bleibenden Hirnschäden davongetragen. Im März 2013 war sie bereits in der Lage, die Schule in Birmingham zu besuchen.

Das Attentat führte zu einer weltweiten Unterstützung für Yousafzai und ihr Anliegen. An ihrem 16. Geburtstag im Jahr 2013 hielt sie eine Rede vor den Vereinten Nationen. Ebenfalls schrieb sie eine Autobiografie, die im Oktober 2013 veröffentlicht wurde mit dem Titel: „Ich bin Malala. Das Mädchen, das die Taliban erschießen wollten, weil es für das Recht auf Bildung kämpft.“

Im Oktober 2014 erhielt Yousafzai den Friedensnobelpreis, zusammen mit dem indischen Kinderrechtsaktivisten Kailash Satyarthi. Mit 17 ist sie die jüngste Nobelpreisträgerin aller Zeiten. Sie gründete die Malala-Stiftung, die sich für die Ausbildung von Mädchen einsetzt. Im April 2017 ernannte der Generalsekretär der Vereinten Nationen, Antonio Gutierrez, Yousafzai zur Friedensbotschafterin der UN, um die Ausbildung von Mädchen zu fördern.

## Die Situation der Ausbildung von Mädchen

### Globaler Kontext

Zunächst ist es wichtig, konkrete Daten zu erfassen mit Blick auf die Geschlechterungleichheit in der Ausbildung von jungen Leuten. Noch wird Millionen von Mädchen weltweit eine Ausbildung vorenthalten.

Ein Bericht der UNESCO vom Februar 2013 weist folgenden Daten aus:

### *Grundschule:*

31 Millionen Mädchen im Grundschulalter gehen derzeit nicht zur Schule.

Es wird erwartet, dass 17 Millionen niemals eine Schule besuchen werden. Insgesamt bleiben vier Millionen weniger Jungen als Mädchen der Schule fern.

In drei Ländern besuchen jeweils mehr als eine Million Mädchen keine Schule: fünfeinhalb Millionen in Nigeria, mehr als drei Millionen in Pakistan und mehr als eine Million in Äthiopien.

*Sekundarstufe 1:*

Etwa 34 Millionen weibliche Jugendliche gehen nicht zur Schule und haben somit keine Chance auf eine Ausbildung und das Erlernen praktischer Kenntnisse und Fähigkeiten.

*Fertigkeiten:*

Der schleppende Fortschritt bei der Ausbildung wird lebenslange Auswirkungen haben: Fast ein Viertel der 116 Millionen jungen Frauen in den Entwicklungsländern, die heute zwischen 15 und 24 Jahre alt sind, hat nicht einmal die Grundschule abgeschlossen – entsprechend mangelt es an Grundkenntnissen.

*Alphabetisierung:*

Zwei Drittel der insgesamt 774 Millionen Analphabeten weltweit sind weiblich.

**Situation in Asien**

Ein Bericht des australischen Internationalen Entwicklungsbüros, verfasst von Sally Baden und Cathy Green, mit dem Titel „Geschlechterspezifische Ausbildung in Asien und im Pazifischen Raum“<sup>1</sup> kommt zu folgenden Ergebnissen:

Mehr als drei Viertel aller Frauen in Afghanistan, Bangladesch, Kambodscha, Nepal und Pakistan sind Analphabeten, wobei der Anteil männlicher Analphabeten dort zwischen 50% und 60% liegt. Zwei Drittel aller Frauen in Indien sind Analphabeten im Vergleich

zu rund 40% der Männer. In Indonesien, Malaysia, Myanmar und Laos sind ca. ein Viertel bis ein Drittel der Frauen Analphabeten. Im Vergleich dazu liegen die Zahlen der männlichen Bevölkerung zwischen 8% und 15%. In Vietnam und Singapur schwankt die Zahl der Analphabetinnen zwischen 10% und gut 20%. In Sri Lanka liegt sie bei etwa 32%. In diesen letztgenannten Ländern liegen die Vergleichswerte für Männer jeweils um 10% oder niedriger. Deutlich darunter – bei Frauen und Männern – liegen die Zahlen in der Mongolei, in Korea, auf den Malediven, den Philippinen und in Thailand.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Eine allgemeine Aussage zur Lage der Ausbildung von Mädchen in Asien zu treffen ist schwierig, angesichts der großen Unterschiede bei der wirtschaftlichen Entwicklung, der allgemeinen Bildungsquote und der Geschlechterparität bei der Einschulung. S. H. Khan gibt hierzu den folgenden Überblick:

*„Asien ist die Region, in der die Bildung von Mädchen am stärksten hinter der der Jungen zurückbleibt. Die Geschlechterunterschiede bei der Einschulung liegen zwischen 15 und 50 Prozentpunkten. Die Zahl der Einschulungen ist zwischen 1960 und 1987 beträchtlich gestiegen (von 51 auf*

78 Prozent im Primärbereich), aber die Fortschritte vollziehen sich langsamer als in den meisten anderen Regionen und die Bildungsausgaben sind nach wie vor niedrig. Im Sekundärbereich hat Südasien die größte geschlechtsspezifische Lücke aller Dritte-Welt-Regionen. (Khan, 1991). Ein Drittel der Jungen, aber nur ein Fünftel der Mädchen besuchen die Sekundarschule – hier zeigt sich kumuliert der Effekt der Benachteiligung in der Primarstufe sowie der hohen Schulabbrecherquote bei Mädchen.“<sup>2</sup>

Im Gegensatz dazu hat Ostasien (hierzu zählen die Länder China, Hongkong, Indonesien, Korea, Nordkorea, Laos, Malaysia, Philippinen, Singapur, Thailand, Vietnam, Taiwan, Kambodscha, Mongolei – insgesamt 30 Prozent der Weltbevölkerung) die rasanteste Wirtschaftswachstumsrate und das höchste Bildungsniveau aller Dritte-Welt-Regionen. Die meisten Staaten in dieser Region gehören zu den Ländern mit mittlerem Einkommen (ausgenommen Kambodscha, China, Laos und Vietnam, die Länder mit niedrigem Einkommensniveau sind). Die meisten dieser Länder sind jedoch sehr patriarchalisch strukturiert und daraus resultiert weiterhin eine Geschlechterkluft in der Bildung, wenngleich auch geringer als in anderen Teilen Asiens. Tatsächlich wurde die Lücke in den 1980er Jahren praktisch geschlossen. Mitte der 1980er Jahre lag der Anteil der Frauen in Sekundarschulen in allen ostasiatischen Ländern bei über 40 Prozent.<sup>3</sup> In einigen Ländern Ostasiens gibt es mehr Mädchen als Jungen im Sekundärbereich (zum Beispiel Philippinen, Sri Lanka) und sogar im Tertiärbereich (Malaysia und Philippinen).

Ein weiterer Aspekt der Geschlechterkluft in der Bildung in Ostasien zeigt sich insbesondere in der Verteilung von Männern und Frauen nach Studienbereichen ab der Sekundarstufe. Mädchen tendieren eher dazu, traditionelle „Frauenberufe“ zu ergreifen wie z.B. im Bereich Ernährung, Krankenpflege und Pädagogik. Allein auf den Philippinen waren mehr als 90% aller Schülerinnen in diesen Bereichen zu finden. Männer dominieren hingegen im Ingenieurwesen, in den Bereichen Rechtswissenschaft, Landwirtschaft und Technologie.<sup>4</sup>

### **Grundsätzlicher Zusammenhang der Geschlechterkluft in der Ausbildung**

Die für Mädchen und Frauen nachteiligen geschlechtsspezifischen Unterschiede im Bereich Bildung müssen in einem größeren Zusammenhang mit der allgemeinen Frauenfrage gesehen werden. Ich mache die ‚Frauenfrage‘ daran fest, dass es Diskriminierung, Unterordnung, Ausbeutung, Unterdrückung von Frauen gibt, die sich über Klasse, Rasse, Glaubensbekenntnis, Nationalität hinwegsetzen. Sie ist ideologisch, strukturell und global.

Die äußeren Zeichen dieses Problems stellen sich in unterschiedlichen Frauenproblemen, denen wir in der Gesellschaft begegnen, dar - Ungleichheit der Frauen in allen Bereichen, im häuslichen Alltag, sozial, wirtschaftlich, politisch und religiös; verschiedene Formen von Gewalt gegen Frauen wie Vergewaltigung, Inzest, Ehebruch, Mitgift-Todesfälle, Todesopfer, Abtreibung (Fötusmord) und Kindstötung. Darüber hinaus: Handel mit Frauen wie Prosti-

tution und ausländische Wanderarbeiterinnen/Migrantinnen. Im Hinblick auf unser Thema ist die geschlechtsspezifische Diskrepanz in der Erziehung sicherlich ein Ausdruck dafür.

Die Ideologie, welche die sog. „Frauenfrage“ stützt, ist die des Patriarchats, das seine Wurzeln in der absoluten Herrschaft des Vaters in alten Gesellschaften hat und von der Dominanz der Männer über die Frauen auf allen Gebieten geprägt ist. Die lange Praxis des Rechtspatriarchats hat bei Männern zu einem unbewussten Besitzergreifen und einem gefühlten Anspruchsrecht gegenüber Frauen geführt. Diese Werte sind in alle Strukturen eingebettet: wirtschaftlich, politisch, sozial, religiös. Über die Bildung, die Religion und die Massenmedien wird dieses Verhalten weitergegeben und Teil der Kultur.

### **Konkrete Faktoren, die die Geschlechterkluft in der Bildung beeinflussen**

Es gibt viele Faktoren, die sowohl dem Fortbestehen von geschlechtsspezifischen Unterschieden in der Bildung als auch der Unterschiede zwischen Ländern und Regionen zugrunde liegen. Dies sind historische, ökonomische (sowohl makro- und mikro-) als auch soziokulturelle Faktoren sowie Faktoren, die sich auf die spezifische Bildungspolitik und die Art der Schulversorgung beziehen.

Viele asiatische Länder haben die Kolonialherrschaft und/oder andere Formen der Intervention von außen erlebt, die einen großen Einfluss auf ihre Gesellschaften hatten. Zwar wurde so ein breiterer Zugang zur Bildung geschaffen, wie beispielsweise auf den Philippinen.

Dies hat aber auch die Bildung von Eliten oder bestimmten ethnischen Gruppen ermöglicht, während die unteren Klassen, andere ethnische Gruppen und die Mehrheit der Frauen ausgeschlossen wurden. So wurde quasi ein Vermächtnis von Bildungsunterschieden geschaffen.

Zu den wirtschaftlichen Faktoren, die die geschlechtsspezifischen Unterschiede in der Bildung beeinflussen, gehören: niedrige Erwerbsbeteiligung, hohe Arbeitslosenquote und Lohndiskriminierung bei Frauen, was dazu führt, dass Investitionen in die Bildung nur geringe Erträge abwerfen. Länder in Ostasien mit einer hohen Beteiligung von Frauen am Bildungswesen haben auch tendenziell hohe Erwerbsbeteiligung von Frauen. Die Lohndiskriminierung nach dem Geschlecht beeinflusst die Teilhabe von Frauen an Bildung auf zwei Arten negativ: Zum einen verringern sich die Möglichkeiten für Frauen, ihre Bildung durch eigenes Einkommen mitzufinanzieren, zum anderen bekommen die Frauen und ihre Familien für ihre Investitionen weniger zurück.<sup>5</sup>

Auch Arbeitslosigkeit kann sich auf die Beteiligung von Frauen am Bildungswesen auswirken, da Mädchen und junge Frauen in eine Zweitverdienerrolle gedrängt werden. Die Eltern investieren weniger in ihre Töchter, wenn sie geringere Erträge erwarten, weil Töchter tendenziell weniger gut bezahlte Arbeitsplätze erhalten, weniger Zeit in der Erwerbstätigkeiten verbringen oder die Familie verlassen und heiraten. Es scheint, dass in Südasien im Vergleich zu den Jungen zumindest eine selektive Diskriminierung einiger Mädchen innerhalb der Haushalte durch ungleiche Zuteilung von Nahrungsmitteln und

medizinischer Versorgung erfolgt.<sup>6</sup> Dies kann die Verzerrungen bei den Bildungsausgaben verstärken, da unterernährte oder kranke Mädchen in der Schule wahrscheinlich weniger gut abschneiden und häufiger abwesend sind und daher ein Scheitern wahrscheinlicher wird. Auch die Bildung bzw. der Mangel an Bildung der Eltern entscheiden darüber, ob Mädchen zur Schule geschickt werden oder nicht. Auch scheint es, dass an Orten, an denen mehr männliche Lehrer tätig sind, die Eltern ihre Töchter ungern zur Schule schicken.

Auch die Entfernung zur Schule kann sich auch auf die Bildung der Mädchen auswirken, da die Eltern befürchten, dass ihre Töchter auf dem Heimweg von der Schule vergewaltigt werden könnten, besonders wenn sie spät abends nach Hause kommen.

Die Tatsache, dass Mädchen in der Regel diejenigen sind, die die Hausarbeit erledigen und von denen man erwartet, dass sie sich um kranke Geschwister oder Verwandte kümmern, trägt ebenfalls dazu bei, dass Mädchen die Schule verlassen bzw. abbrechen.

Darüber hinaus gibt es in einigen asiatischen Kulturen das Phänomen der Kinderbräute, welches verhindert, dass Mädchen die Chance auf Bildung erhalten. In ihrer Dankesrede anlässlich der Verleihung des Nobelpreises erzählt Malala:

*„Einer meiner sehr guten Schulfreundinnen, im gleichen Alter wie ich, die immer ein mutiges und selbstbewusstes Mädchen gewesen war, träumte davon, Ärztin zu werden. Aber ihr Traum blieb ein Traum. Im Alter von 12 Jahren musste sie heiraten. Und bald hatte sie einen Sohn, sie hatte ein Kind obwohl*

*sie selbst noch ein Kind war - nur 14 Jahre alt. Ich weiß, dass sie eine sehr gute Ärztin hätte sein können. Aber sie konnte nicht ... weil sie ein Mädchen war.“*

## **Maßnahmen zum Schließen der Geschlechterkluft in der Bildung**

### **Politisch-wirtschaftlich**

Die wirtschaftliche Stärkung der Familien und der Frauen im Allgemeinen erweist sich als effektive Möglichkeit, die Bildungschancen der Mädchen zu erhöhen. Sie gibt der Familie die nötigen Mittel an die Hand, ihre Töchter zur Schule zu schicken, und verhindert auch, dass die Mädchen sich an der Aufbesserung des Familieneinkommens beteiligen müssen. Die wirtschaftliche Stärkung ist eine Folge politischer Entscheidungen, die sich auf die Beschäftigungsmöglichkeiten und die Lohnerhöhungen der Arbeitnehmer auswirken. Die Bereitstellung von Arbeitsplätzen für Frauen wird auch die Bildung von Mädchen fördern, da die Aussicht besteht, dass sie entsprechend ihrer Ausbildung beschäftigt werden. Ein rein politischer Faktor ist die Verabschiedung von Gesetzen zur Schulpflicht für Jungen und Mädchen. Dies würde sicherlich die geschlechtsspezifischen Unterschiede in der Bildung einschränken.

### **Sozio-kulturell**

Die Abschaffung der Kinderheirat sowie des Brauchs, dass Mädchen alle Hausarbeiten erledigen und sich um kranke Verwandte kümmern müssen, würde den Mädchen den Schulbesuch ermöglichen. Schulen, die in der Nähe liegen,

die mehr Lehrerinnen einstellen und für höhere Sicherheit sorgen, würden die Ängste der Eltern in Hinblick auf die Sicherheit der Mädchen auf ihrem Schulweg deutlich reduzieren. Die Bereitstellung von Stipendien und Schulbeihilfen würde die Ausbildung von Mädchen zusätzlich fördern.

### Stärkung des Geschlechterbewusstseins

Ich glaube, dass dies das grundlegendste, effektivste und dauerhafteste Element bei der Förderung der Mädchenbildung ist. Wenn eine Gesellschaft sich dieser Fragen bewusst ist, werden alle politischen, wirtschaftlichen und soziokulturellen Maßnahmen zur Sicherung der Mädchenbildung automatisch folgen und umgesetzt. Dies erfolgt entweder per Regierungsgesetzgebung oder durch bereits bestehende Regierungsausschüsse oder durch NGOs, insbesondere durch Frauenorganisationen.

Auf den Philippinen wurden Frauenorganisationen in den 1970er Jahren gegründet, zu nennen sind vor allem GABRIELA und FILIPINA. Das St. Scholastica College und das Miriam College sowie die Philippine Women's University gründeten ein eigenes Frauenzentrum und setzten Frauenstudien auf ihren Lehrplan.

Die philippinische Regierung hat den März zum Frauenmonat erklärt und für alle staatlichen Institutionen ein Budget von 5% für Frauen und Entwicklung (GAD) festgelegt. Sie hat auch die philippinische Frauenkommission gegründet, die sich um die geschlechtsspezifische Bewußtseinsbildung von Regierungsstellen und Angestellten kümmert. Im Jahr 2015 hat die Kommission für Hochschulbildung das Me-

mo Nr. 1 erlassen, in dem alle tertiären Bildungsgänge dem Mainstreaming des Geschlechts in der Akademie vorgeschrieben werden. Konkret wird jede Institution aufgefordert, einen GAD-Schwerpunkt aufzubauen, der die Gender-Responsivität umsetzt in 1) Verwaltung 2) Lehrplan 3) Forschung und 4) Öffentlichkeitsarbeit.

Ich kann die Bedeutung des Geschlechterbewusstseins als wesentlichen Bestandteil der Erziehung von Mädchen nicht genug betonen, denn selbst hoch ausgebildete Frauen können geschlechtsblind sein und daher nicht in der Lage, effektiv für die Gleichstellung von Frauen und die Stärkung von Frauen zu sorgen, selbst wenn sie hohe Positionen in der Regierung einnehmen und oder in anderen soziokulturelle Einrichtungen. Für mich ist es nicht genug, dass Mädchen erzogen werden sollten. Es ist zwingend notwendig, dass sie die Dynamik der Frauenfrage verstehen, dass sie ein Geschlechterbewusstsein erlangen, das ihnen hilft, nicht nur selbst befähigt zu sein, sondern auch ihre Schwestern zu stärken.

### Abschluss

Ich habe mit Malala begonnen. Ich ende mit Malala. In ihrer Rede bei der Entgegennahme des Nobelpreises hat sie gesagt:

*„Ich erzähle meine Geschichte, nicht weil sie einzigartig ist – im Gegenteil. Es ist die Geschichte von vielen Mädchen.“*

*Obwohl ich als ein Mädchen erscheine, obwohl ich als ein Mädchen, eine Person erscheine, die fünf Fuß zwei Zoll hoch ... ist. Ich bin nicht eine einsame Stimme, ich bin nicht eine einsame*

*Stimme, ich bin viele.*

*Ich bin Malala. Aber ich bin auch Shazia.*

*Ich bin Kainat.*

*Ich bin Kainat Soomro.*

*Ich bin Mezon.*

*Ich bin Amina. Ich bin eines jener 66 Millionen Mädchen, die von der Ausbildung ausgeschlossen sind. Und heute erhebe ich nicht meine Stimme, es ist die Stimme jener 66 Millionen Mädchen.*

*Ich bin hier, um für ihre Rechte einzutreten, ihre Stimme zu erheben, für sie zu sprechen. Es ist nicht die Zeit, sie zu bemitleiden. Es ist Zeit zu handeln, damit wir zum letzten Mal, zum wirklich letzten Mal ein der Ausbildung beraubtes Kind sehen.*

.....  
\* Leicht gekürzte Fassung des Redemanuskripts zur ursprünglich geplanten „Ordenstagung Mission“.

- 1 Brighton: BRIDGE (Entwicklung - Geschlecht) Studienuniversität Sussex, Juni 1994.
- 2 Khan, S.H., 1989, Barriers to Female Education in South Asia, PHREE Background Series, No. PHREE/89/17, Education and Employment Division, Population and Human Resources Department, World Bank. Washington, eigene Übersetzung.
- 3 Herz et al., 1991.
- 4 Tilak, J.B.C., 1989, Female Schooling in East Asia: A Review of Growth, Problems and Possible Determinants, PHREE Background Paper Series, No. PHREE/89/13, Education and Employment Division, Population and Human Resources Department, World Bank, S. 219.
- 5 BRIDGE, S. 25.
- 6 Siehe beispielsweise BRIDGE, 1994 in Bangladesch.

Maria Thoma Dikow SMMP / Robert Renner / Luisa Mirandinha Agostinho / Ester da Conceicao Eduardo Mariquete

## Weiblich + arm = chancenlos? Oder doch nicht?

Erfahrungen und Beobachtungen in Mosambik

Für die Ordensstagung Mission „Weiblich + arm = chancenlos?“ war ein Workshop vorgesehen, in dem wir zu viert aus erster Hand und vermutlich exemplarisch für viele Länder, zumindest in Afrika, über die Bildungssituation von Frauen in Mosambik sprechen wollten. Die Informationen und Überlegungen, die für den Workshop geplant waren und die wir eher im Gespräch als

in einem langen Vortrag darstellen wollten, versuchen wir nun in einen Artikel zu fassen. Der kommunikative Charakter soll hierbei dadurch abgebildet werden, dass die einzelnen Beiträge ineinander übergehen und sich gegenseitig erläutern und ergänzen.

Durch eine vierwöchige Visitationsreise konnte ich, Sr. Maria Thoma, mich im Februar 2017 von der Wirksamkeit der

### Über die Autoren



Sr. Maria Thoma Dikow war als Lehrerin und als Schulleiterin tätig. Sie ist seit 2015 Generaloberin der Schwestern der hl. Maria Magdalena Postel (SMMP). Robert Renner aus Hamm/Westf. hat nach seinem Abitur im Jahr 2016/17 als Missionar auf Zeit in Mosambik bei der Gemeinschaft gelebt und gearbeitet. Er studiert in Münster. Irmã Luisa Mirandinha Agostinho SMMP und Irmã Ester da Conceicao Eduardo Mariquete SMMP stammen aus Mosambik. Sie traten 2012 in das Noviziat der Ordensgemeinschaft in Mosambik ein und legten 2014 die ersten zeitlichen Gelübde ab. Sie leben derzeit für ein Jahr in Deutschland.

Bildungsanstrengungen unserer Schwestern in Mosambik überzeugen. Als Basis meiner Ausführungen dienen zu einem großen Teil Informationen und Eindrücke, die ich dort gewinnen konnte. Robert Renner hat nach seinem Abitur 2016/17 ein Jahr als Missionar auf Zeit in Mosambik mit unseren Schwestern gelebt und gearbeitet und schreibt aus dem Blickwinkel eines engagierten Helfers, der tiefer in die Kultur und Sprache eintauchen konnte. Irmã<sup>1</sup> Luisa Mirandinha Agostinho und Irmã Ester da Conceicao Eduardo Marquete schließlich, zwei mosambikanische Junioratsschwestern, leben derzeit für ein Jahr in Deutschland. Ihre Erfahrungen und Einschätzungen bringen die genuin mosambikanische Perspektive in diesen Beitrag ein.

### **Einsatz für ganzheitliche Bildung**

Die Schwestern der heiligen Maria Magdalena Postel engagieren sich seit 20 Jahren im Norden Mosambiks. Nachdem eine brasilianische Mitschwester in einem Projekt der brasilianischen Kirche erste pastorale Erfahrungen im mosambikanischen Kontext gesammelt hatte, ließen sich unsere Schwestern 2001 in Metarica/Provinz Niassa nieder, wo sie schon bald eine kleine Vorschule eröffneten. Das Generalkapitel 2002 machte sich die Initiative unserer Brasilianischen Ordensprovinz zu eigen, so dass wir unsere Arbeit heute als Aufgabe der gesamten Ordensgemeinschaft ansehen, wobei das größte personelle Engagement weiterhin bei unseren brasilianischen Schwestern liegt. Neben der Vorschule, die im Laufe der Jahre um eine Primarschule erweitert

wurde und heute ca. 300 Kindern eine gute Schulbildung ermöglicht, geben unsere Schwestern in Metarica auch jungen Mädchen ab der 8. Klasse die Möglichkeit, in der Niederlassung zu wohnen und von dort aus die städtische Sekundarschule zu besuchen. Heute umfasst die Gruppe gut 20 Mädchen im Alter zwischen 14 und 20 Jahren. Nachdem einige von ihnen um Eintritt in unsere Ordensgemeinschaft gebeten hatten, wurde das Noviziat in Cuamba/Provinz Niassa errichtet. Denn während Metarica ein Landstädtchen ist, gibt es im 70 km entfernten Cuamba eine wesentlich bessere Infrastruktur und Verkehrsanbindung. Gegenwärtig leben in Mosambik drei brasilianische und acht mosambikanische Schwestern, davon sechs im Juniorat, sowie sechs Novizinnen.

In Metarica leisten unsere Schwestern über das schulische Angebot hinaus eine umfangreiche Familienarbeit, in der es um Bewusstseinsbildung für Themen wie ausgewogene Ernährung, amtliche Registrierung der Kinder, Notwendigkeit der Schulbildung oder Nachbarschaftshilfe geht. Materielle Nothilfe, z. B. für Mütter, die ihre Kinder nicht ausreichend stillen können, wird von den Schwestern immer mit solcher ganzheitlichen Bildung verbunden. Im Sinne der Nachhaltigkeit unseres Engagements spielt ein Alphabetisierungskurs für Erwachsene eine wichtige Rolle, der inzwischen staatlich anerkannt ist und bei erfolgreichem Abschluss dem Niveau der 5. Klasse gleichgestellt ist.

Im Jahr 2014 übernahmen wir auch die Missionsstation einer anderen Ordensgemeinschaft. In dem kleinen Ort Nametória/Provinz Nampula nahe am In-

dischen Ozean liegt der Schwerpunkt unseres Engagements auf Bildungsangeboten für Frauen. Wie in Metarica leben etwa 15 junge Frauen bei den Schwestern, um von dort aus zur Schule zu gehen. Außerdem bieten die Schwestern einen Alphabetisierungskurs an, in dem gut 40 Frauen Portugiesisch sowie Lesen und Schreiben lernen. Seit mehreren Jahren entsendet unsere Gemeinschaft junge „Missionare auf Zeit“ nach Mosambik, die in Vorschule und Schule als Hilfskräfte eingesetzt werden, aber auch selbstständig Englischunterricht erteilen. Darüber hinaus engagieren sie sich in der Hausaufgabenhilfe und bei der Alphabetisierung.

### **Bildungssituation Mosambiks**

Hintergrund unserer Bildungsanstrengungen ist die hohe Analphabetenrate in Mosambik, die je nach Quelle mit 41 bis 48 Prozent angegeben wird<sup>2</sup>. Besonders hoch ist die Zahl der Analphabeten unter Frauen. Im Schnitt gelten 69,2% der Frauen über 15 Jahren als Analphabetinnen und auch unter den jungen Frauen zwischen 15 und 24 Jahren sind es noch 65,2%<sup>3</sup>. Trotz großer staatlicher Bildungsanstrengungen, die die Analphabetenquote in den letzten 40 Jahren deutlich senken konnten, stellt das hohe Bevölkerungswachstum von annähernd 3% pro Jahr eine bleibende Herausforderung dar, so dass die absolute Zahl der Analphabeten trotz der Bildungsbemühungen gestiegen ist. Hinzu kommen große Defizite des Schulsystems. Das Auswärtige Amt beschreibt die Lage so: „Die Einschulungsrate liegt insgesamt bei 93 Prozent. Als besonderer Erfolg zu werten ist, dass mittlerweile fast ebenso viele

Mädchen wie Jungen eingeschult werden. Allerdings ist die Qualität der Bildungsangebote noch unzureichend und die Zahl der Schulabbrecher hoch. Nur ungefähr die Hälfte aller Schülerinnen und Schüler beendet die 7. Klasse und erreicht damit einen Primarschulabschluss. Die Gründe dafür sind vielschichtig: Lehrermangel, zu kurze Lehrerausbildung, fehlende Schulmaterialien, Mehrschichtbetrieb in den Schulen und große Klassen mit durchschnittlich um die 60 Schüler im Grundschulbereich. Strukturelle Gründe für die niedrigen Abschlussraten sind die Armut der Bevölkerung sowie fehlende Perspektiven nach einem Schulabschluss.“<sup>4</sup>

Zur Bildungssituation ihres Landes formulieren Irmã Luisa und Irmã Ester folgende Einschätzungen:

„Die Schwierigkeiten, denen die mosambikanischen Frauen im Zugang zu Bildung begegnen, bilden ein großes Hindernis für jedwede Politik, die darauf abzielt, ihr Leben und ihre Rechte zu verbessern. Der Analphabetismus der Frauen ist weiterhin hoch und die weiblichen Einschreiberaten in der Schule sind sehr niedrig. Die frühen Heiraten sind weiterhin in den ländlichen Zonen verbreitet, denn die Mädchen werden oftmals aus der Schule genommen, um zu heiraten. Einmal verheiratet, verbieten ihnen die Ehemänner gewöhnlich, in die Schule zurückzukehren. In Mosambik ist die Hälfte der Bevölkerung Analphabeten. Das bedeutet: Sie können nicht lesen, schreiben und rechnen. Die Ergebnisse werden jedes Jahr am 8. September erhoben, wenn der Tag des Analphabetismus begangen wird. Es wurde erhoben, dass 8 Millionen der Bevölkerung Analphabeten sind, von

diesen sind 5 Millionen Jugendliche von 15 bis 19 Jahren. Festgestellt wurde, dass die Frauen darunter die größte Zahl ausmachen.<sup>5</sup> Die Situation der Schulen in Mosambik ist (geprägt von) Fehlen von Schulmaterial, fehlendem Erscheinen der Lehrer in den Schulen, schwachem Profitieren der Schüler, schwacher Verbesserung der Schulen, verfrühten Ehen sowie Prostitution in den Schulen. Der sexuelle Missbrauch in den Schulen und die Belästigung der Lernenden seitens der Lehrer sind besorgniserregend. Ihnen anzudrohen, ihnen keine guten Noten oder Prüfungsergebnisse zu geben, ist die von den Lehrern, die mit ihren Schülerinnen Sex praktizieren wollen, am meisten genutzte Taktik. Der sexuelle Missbrauch erfolgt auch unter den Schülern. Die Jungen belästigen ihre Mitschülerinnen für sexuelle Zwecke. Dieser sexuelle Missbrauch hat zur frühen Schwangerschaft sehr beigetragen, und die schwangeren Mädchen haben keine Studierlaubnis. Sie werden in den Abendkurs versetzt, um ihre Studien fortzusetzen, nach Angabe des Erziehungsministeriums, um ihre eigene Moral und die der Kollegen (Mitschüler) zu schützen.“<sup>6</sup>

### Chancen für Frauen

Welche Wirksamkeit entfaltet unter solch schwierigen Rahmenbedingungen nun das Engagement der Ordensgemeinschaft für Bildung und Erziehung, insbesondere im Hinblick auf die Situation der Frauen?

Für die jungen Frauen, die mit unseren Schwestern leben, stellt ihr Leben in der Ordensniederlassung eine große persönliche Chance und einen Gewinn an

Freiheit dar, können sie doch auf diese Weise der verbreiteten Frühehe und dem damit in der Regel verbundenen vorzeitigem Ende der Schulbildung entgehen. Nicht zu vernachlässigen ist auch die Motivation zum Lernen, die von den Schwestern gefördert wird. Unterstützung bei den Hausaufgaben, zusätzliche menschliche und religiöse Bildung und eine damit verbundene Weitung des Horizonts eröffnen den jungen Frauen Chancen, die sie sonst nicht hätten. Der Schulbesuch ist zudem in der Sekundarstufe eine finanzielle Frage, denn das Schulgeld von 300 Meticais (entspricht etwas mehr als vier Euro) pro Monat, das Schulmaterial und die Schuluniform übersteigen das Budget vieler Familien; hier profitieren die Mädchen, die bei den Schwestern leben, von der Spendenbereitschaft vieler Menschen in Deutschland.

Auch die Alphabetisierungskurse stellen einen Gewinn an Lebensqualität für die teilnehmenden Frauen dar. Da sie in den ländlichen Gegenden von Metarica und Nametória in der Regel nur die indigene Sprache Macua sprechen, sind sie von vielen gesellschaftlichen Prozessen ausgeschlossen. Der Kurs vermittelt ihnen zunächst einfach Sprachkenntnisse im Portugiesischen, der Amtssprache des Landes. Das ermöglicht ihnen eine neue Form der Kommunikation mit ihren Männern, die meist Portugiesisch sprechen, und stärkt ihr Selbstbewusstsein. Lesen und rechnen zu können, ermöglicht den Frauen dann auch die Teilhabe an vielen gesellschaftlichen Lebensvollzügen, so dass sie zum Beispiel bei Einkäufen oder beim Verkauf ihrer ländlichen Produkte weniger unter Betrug leiden, Informationen zu gesundheitlichen Fragen ver-

stehen oder an der politischen Willensbildung zumindest ansatzweise teilnehmen können.

### Alphabetisierung als Quelle neuen Selbstbewusstseins

Im folgenden Text reflektiert Robert Renner die Situation von Frauen und die Wirksamkeit des Alphabetisierungsangebotes auf dem Hintergrund seiner persönlichen Erfahrungen.

„Besonders in Nametória, der neuesten der drei Missionsstationen der Schwestern der heiligen Maria Magdalena Postel, habe ich mit Frauen zusammengearbeitet. In Gemeinschaft mit den Schwestern habe ich eine Frauenalphabetisierung geleitet. Viermal wöchentlich kamen die über 40 Frauen und Mütter aus dem Dorf zu mir und wir lernten zusammen Portugiesisch. Portugiesisch wird als offizielle Amtssprache Mosambiks in Nametória nur vereinzelt gesprochen, hauptsächlich sprechen die Menschen Macua, eine von Mosambiks 40 indigenen Sprachen. Besonders die Frauen können oft nur Macua, weil sie schon früh nicht mehr zur Schule geschickt werden, sondern zu Hause arbeiten müssen oder verheiratet werden. Deshalb ist die Alphabetisierung speziell auf Frauen ausgerichtet. Es geht darum zu bilden, aber auch ein neues Selbstbewusstsein zu schaffen. Ein Bewusstsein für Bildung und ihre Wichtigkeit.

Bis heute erinnere ich mich gut an eine Begegnung, die mich für die Situation der Frauen und Mädchen sensibilisierte. Zu uns ins Kloster kam ein junges Mädchen mit ihrem Kind in Begleitung eines älteren Mannes. Sie erbaten ein Gespräch mit einer Schwester. Das

Mädchen sprach ausschließlich Macua, hatte selbst keine Papiere, kannte ihr eigenes Alter nicht und war nun vor ca. zwei Monaten selbst Mutter geworden. Der Mann, der sie begleitete, war der Onkel des Mädchens und übersetzte für uns. Das Kind hatte ebenfalls keine Dokumente und noch keinen Namen. Aufgrund der hohen Kindersterblichkeit warten die Eltern in Mosambik oft damit, ihren Kindern Namen zu geben. Als wir fragten, wer der Vater sei, verstummte das Mädchen und ließ uns verstehen, dass es ein unbekannter älterer Mann gewesen sei. Nun kamen sie zu uns, um Hilfe zu erbitten. Aufgrund einer unzureichenden Ernährung hatte die junge Frau nicht genug Muttermilch für das Neugeborene. Wir versorgten sie vorerst mit Milchpulver und baten sie, in der nächsten Woche wiederzukommen.

### Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Mir ging diese Begegnung sehr nah und ich frage mich auch jetzt noch, wie man diesen Mädchen und Frauen, die durch Fremdverschulden in solch eine Lage gekommen sind, helfen kann. Wenn ich mich dann an meine Alphabetisierungsgruppe erinnere und an die starke Motivation der Frauen, ihre gelöste Stimmung und Freude am Lernen, denke ich, Bildung ist der Schlüssel.

Ja, es stimmt teilweise: Weiblich und arm zugleich zu sein, führt zu Chancenlosigkeit, aber wenn die Frauen und Mädchen gewillt sind, einen Weg aus ihrer Situation zu finden, und dann noch durch Bildungsinitiativen die Chance dazu bekommen, dann tun sie alles, um weiterzukommen. „Educação é a chave do sucesso“ Bildung ist der Schlüssel zum Erfolg und das einzige, was wir machen können, so bin ich überzeugt, ist, Bildungschancen speziell für Frauen und Benachteiligte zu ermöglichen, damit sie in Arbeit kommen und autonom leben können.“

### **Hindernisse überwinden**

Wie wichtig Bildung für junge Frauen ist, um der Armut zu entkommen, und welche Anstrengungen und Hindernisse dabei zu bewältigen sind, beschreibt Irmã Luisa in ihrem persönlichen Statement:

„Ich bin das jüngste von acht Kindern. Wir alle gingen zur Schule und meine Mutter musste bei allen für das Schulmaterial sorgen. Sie war allein, mein Vater hatte sie verlassen, und ich sah das große Opfer, das sie brachte, um für uns sorgen zu können und damit wir die Schule nicht aufgaben. Schon in der dritten Klasse entschied ich mich, meiner Mutter zu helfen, indem ich eine kleine Arbeit auf dem Feld bei Leuten annahm, die etwas reicher waren, so dass ich etwas Geld hatte, um Schulmaterial zu kaufen. Ich machte diese Arbeit und das Geld, das ich verdiente, gab ich meiner Mutter, damit sie auch meinen Geschwistern helfen konnte. So machte ich es von der dritten bis zur siebten Klasse. Ich hatte eine Gruppe von Freundinnen. Gemeinsam arbeite-

ten wir auf den Feldern, um unsere Studien fortsetzen zu können, aber sie hörten dann doch mit der Schule auf. Meiner Mutter dagegen gefiel es, ihre Kinder zur Schule gehen zu sehen, daher tat sie alles, damit es uns in unseren Schulen gut ging. Nachdem ich die siebte Klasse abgeschlossen hatte, holte mich mein Cousin, damit ich bei ihm wohnte. Er hatte schon eine Stelle bei der Regierung und unterstützte mich bei meinen Studien. Auch meine Schwestern hatten schon eine Anstellung gefunden und halfen meinen anderen Geschwistern, die noch zur Schule gingen, so dass meine Mutter sich ein wenig erholen konnte. Ich blieb also bis zum Abschluss der zehnten Klasse bei meinem Cousin. Als ich meine Ordensberufung entdeckte, nahm ich weiterhin an Treffen der Berufungspastoral teil, bis ich meine Schwestern der heiligen Maria Magdalena Postel kennenlernte. 2011 zog ich zu den Schwestern, die heute meine Kongregation sind. Ich muss sagen, dass es während meiner Schulzeit auch schwierige Situationen gab. Denn eine Schülerin, die von einem Lehrer begehrt wurde, sollte akzeptieren, um gute Noten zu erhalten und versetzt zu werden. Die Lehrer versuchten die Schülerinnen zu überreden, indem sie ihnen gute Noten versprachen, und die Mädchen fielen darauf herein. Doch nachdem sie schwanger waren, wurden sie verlassen. Mir selbst wurde angedroht, mich durchfallen zu lassen, weil ich mich einen Lehrer in der siebten Klasse verweigert hatte, der versucht hatte, mich um eine Heirat zu bitten. Aber ich ging direkt zu meiner Mutter und sprach mit ihr, damit sie mir bei diesem Problem half. Sie war sehr wachsam, und so hat-

te er keine Möglichkeit mehr, mich durchfallen zu lassen, weil er Angst hatte, seine Stelle zu verlieren. Ich muss sagen, dass es manchmal sehr schwer für Mädchen ist, die zu Hause Leid erleben. Es ist der Hunger und das Fehlen von hinreichenden Bedingungen in ihren Familien. Sie verlassen die Schule und ziehen es vor, ein Feld zu bebauen, um Nahrung zu haben. Andere (erfahren Leid) von ihren eigenen Angehörigen, die ihre Töchter zum Heiraten zwingen, um den Hunger in der Familie zu mindern, ohne zu wissen, dass dies die Armut im Haus noch vergrößert. Jedoch gelingt es anderen Mädchen, sogar mit ihrer Schwangerschaft, ihre Studien fortzusetzen. Sogar in der Armut fahren sie fort zu lernen, um ihre Armut bekämpfen zu können. So sind auch die Frauen durch die Alphabetisierung jetzt fähig, ihre Begabungen einzusetzen als gute Menschen in der Gesellschaft.“<sup>7</sup>

### Ausdauer

An der Lebensgeschichte von Irmã Ester lässt sich konkret ablesen, wie das Bewusstsein für Bildung in einer Familie schrittweise wächst. Berufungsgeschichte und Bildungsweg sind miteinander verwoben, man erkennt Ansätze von Emanzipation:

„Ich wurde 1992 geboren und bin das dritte von sechs Geschwistern. Seit meiner Kindheit kannte ich meine Eltern, meinen Vater Eduardo, der bis zum 65. Lebensjahr lebte, und meine Mutter Luisa, die heute 56 Jahre alt ist. Meine ersten Geschwister haben verschiedene Religionen. Meine älteste Schwester (43) besuchte die Schule als Kind. Mein älterer Bruder (34) schloss die zehnte

Klasse ab. Meine jüngeren Geschwister (17-21) besuchen die elfte bzw. zwölfte Klasse. Mein Vater war Lehrer, meine Mutter Hausfrau. Sie erzählte uns, dass sie in ihrer Kindheit zur Schule ging, dort aber nicht viel lernte, weil sie, nachdem sie zwölf Jahre alt war, nicht mehr weiter lernen konnte, sondern sich auf ihre Hochzeit vorbereiten musste. Als Kind half ich meinen Eltern vor allem im Haus und in der Sorge für die jüngeren Geschwister und Neffen. Zu Beginn meiner Schulzeit musste ich von meinen Eltern sehr zum Lernen gezwungen werden, aber seit dem zweiten Schuljahr übernahm ich selbst Verantwortung und musste nie mehr gezwungen werden, zur Schule zu gehen. Ich lernte die Religion durch meinen Vater und durch meine Geschwister kennen, denn schon von klein auf gingen wir gemeinsam zur Kirche, doch meine Mutter ging nicht zur Kirche. Ich nahm an der Katechese teil und wurde getauft, und bei diesem Anlass sah ich meine Mutter zum ersten Mal in die Kirche gehen, danach nie mehr. Ich nahm weiterhin an der Katechese teil und ging im Jahr meiner Taufe auch zur Erstkommunion.

2005 verließ ich mein Elternhaus, um bei einer Frau Lúbia zu wohnen, die nahe bei unserem Haus lebte und meine Eltern gebeten hatte, dass ich ihr bei der Hausarbeit helfe, während ich in ihrem Dienst wäre. Sie sagte, dass ich meine Verantwortung im Bezug auf die Schule und anderes wahrnehmen könnte, und so machte sie es. Meine Eltern ließen nicht nach, mir zu helfen, obwohl die Dame sagte, dass es nicht nötig sei (für mich) Schulmaterial oder Kleidung zu kaufen. Es war eine Zeit von Erfahrungen und Lernen. Sie kam aus einem

anderen Ort, daher sprach sie eine andere Sprache als ich, aber wir verständigten uns auf Portugiesisch und später lernte ich auch ihre Sprache. Ich blieb bis 2008 bei ihr und kehrte, als sie in ihre Heimat zurückging, zu meinen Eltern zurück. Meine Berufung begann, als ich bei Frau Lúbia lebte. An einem Sonntag, ich besuchte damals die vierte Klasse, wurden in der Kirche die Mädchen vorgestellt, die schon mit ihrer Ordensausbildung begonnen hatten. Ich sprach mit meinen Eltern, doch die wollten nichts davon wissen. Mein Vater sagte, ich müsse erst die siebte Klasse beenden, bevor ich eintreten könne. Nach der siebten Klasse sprach ich erneut mit ihm, aber er verlangte, dass ich die Schule bis zur zehnten Klasse besuchte. Während der achten Klasse sprach ich oft mit ihm über meine Berufung. Als er mir Ende 2009 nach der achten Klasse keine Antwort geben wollte, schrieb ich an meinen Onkel, dass er mit meinem Vater sprechen und mir helfen möge. Es gelang ihm, mit Verantwortlichen zu sprechen, und so konnte ich Anfang 2010 bei den Schwestern eintreten.<sup>8</sup> Nachdem ich die zehnte Klasse abgeschlossen hatte, machte ich 2012 das Postulat und 2013/14 das Noviziat. Nach meiner ersten Profess setzte ich meine Schulbildung fort und übernahm auch schon Verantwortung in der Berufungspastoral.<sup>9</sup>

Irmã Ester spricht dann noch von ihrer Mutter, die am Alphabetisierungskurs in Metarica teilnimmt:

„Heute kann meine Mutter Portugiesisch sprechen, es ist nicht notwendig zu übersetzen, wenn jemand Portugiesisch spricht. Sie widmet sich dem Lernen und drängt ihre Kinder, dass sie mehr lernen oder die Schule fortsetzen.

Wenn meine Mutter früher zum Konvent kam, um mich zu besuchen, war es in den Gesprächen mit den Schwestern nötig, dass jemand für sie übersetzte, doch heute ist das nicht mehr nötig, weil sie gelernt hat und (ihre Sprachkenntnisse) sehr verbessert hat. Auch drängt sie ihre Kinder mehr, mit ihr Portugiesisch zu sprechen.“

## Fazit

Der Erfolg aller Bildungsanstrengungen, die unsere Schwestern in Mosambik unternehmen, ist in der Entwicklung des Ortes Metarica und am Leben vieler Familien konkret ablesbar. Meines Erachtens sind es nicht so sehr große Programme, die einen „Fortschritt“ bewirken, sondern das geduldige und zielbewusste Leben bei den Menschen. Indem zwischen einheimischer Bevölkerung und den Schwestern mehr und mehr Vertrauen wächst, indem einheimische Schwestern ihre kulturellen Wurzeln in die Ordensgemeinschaft einbringen und für ihre Umgebung ein sichtbares Modell sind, können Veränderungen realisiert werden. Mädchen und Frauen durch Bildung zu einem schrittweise stärker selbstbestimmten Leben zu helfen, lohnt die Mühe.

.....

1 Irmã = portugiesisch: Schwester.

2 Das Auswärtige Amt geht von 48% aus ([http://www.auswaertiges-amt.de/DE/Aussenpolitik/Laender/Laenderinfos/Mosambik/Kultur-UndBildungspolitik\\_node.html](http://www.auswaertiges-amt.de/DE/Aussenpolitik/Laender/Laenderinfos/Mosambik/Kultur-UndBildungspolitik_node.html); Download aller zitierten Websites: 10.10.2017), während der Weltatlas der Suchmaschine knoema für Erwachsene über 15 Jahren eine Alphabetisierungsrate von 58,8 % nennt, was einer Analphabetenquote von 41,2% entspricht (<https://>

- knoema.de/atlas/Mosambik/topics/Bildung/Alphabetisierung/Alphabetisierungsrate-Erwachsene).
- 3 Daten nach Weltdatenatlas von knoema: <https://knoema.de/atlas/Mosambik/topics/Bildung/Alphabetisierung/Analphabetismus-weibliche-Erwachsene> und <https://knoema.de/atlas/Mosambik/topics/Bildung/Alphabetisierung/Alphabetisierungsrate-Jugendliche-weiblich>.
  - 4 [http://www.auswaertiges-amt.de/DE/Aussenpolitik/Laender/Laenderinfos/Mosambik/Kultur-UndBildungspolitik\\_node.html](http://www.auswaertiges-amt.de/DE/Aussenpolitik/Laender/Laenderinfos/Mosambik/Kultur-UndBildungspolitik_node.html).
  - 5 Mosambikanische Daten, z. B. aus: <http://pt.rfi.fr/mocambique/20170908-mocambique-analfabetismo-atinge-8-milhoes-de-pessoas>. Bei einer Bevölkerung von 27 Mio. Menschen, von den 45% unter 15 Jahre alt sind, kann man von 16 Mio. Erwachsenen ab 15 Jahren ausgehen, von denen nach mosambikanischen Angabe 8 Mio. Analphabeten sind.
  - 6 Originaltext portugiesisch, Übersetzung durch Sr. Klara Maria Breuer SMMP.
  - 7 Originaltext portugiesisch, Übertragung durch Sr. Maria Thoma Dikow.
  - 8 Irmã Ester spricht von „Eintritt“, meint damit aber hier, dass sie bei den Schwestern wohnte und von dort aus zur Schule ging.
  - 9 Originaltext portugiesisch, Übertragung und teilweise Zusammenfassung durch Sr. Maria Thoma Dikow.



### Ulrike Diekmann CPS

Sr. Ulrike Diekmann, Missionsschwester vom Kostbaren Blut, wirkte fast 20 Jahre in Südafrika, wo sie unter anderem als Lehrerin, HIV-Beraterin und klinische Psychologin mit traumatisierten Kindern und Jugendlichen sowie mit Frauen und Aidspatienten arbeitete. Seit 2015 ist sie als Schulpsychologin im Missionsgymnasium der Mariannahiller Patres in Maria Veen tätig und ist pastorale Mitarbeiterin der Diözese Osnabrück mit Aufgaben in Fortbildung und Seelsorge.



Ulrike Diekmann CPS

## Frauen nach der Apartheid in Südafrika – zwischen Hoffnung und Hoffnungslosigkeit

„*Es scheint immer unmöglich, bis es vollbracht ist.*“ – Nelson Mandela

1994 waren diese Worte für Südafrika Wirklichkeit geworden. ... *bis es vollbracht ist* – ein fast aussichtslos erscheinender Kampf gegen Ungerechtigkeit und Diskriminierung, Gewalt und Unterdrückung triumphierte in der ersten demokratischen Wahl der sich formierenden Regenbogennation. Kilometerlange Schlangen von geduldigen Menschen sammelten sich vor den Wahlurnen. Menschen wollten „das“ Kreuz setzen, um so, vielleicht zum ersten Mal in ihrem Leben, mit ihrer Stimme gehört zu werden. In den Straßen, in den Häusern, auf Feldern und in Minen – überall pulsierte die Hoffnung auf Gleichberechtigung, auf „gleiche Chancen für alle“, auf eine bessere Zukunft. Menschen standen in den Startlöchern, bereit in das „Neue“

einzutreten – und viele Frauen hofften, dass sich ihnen dank eines unbegrenzten Zugangs zu Schulen und Ausbildung auch bisher ungeahnte Möglichkeiten zur Gestaltung ihres Lebens auftun würden. Doch sie erfahren immer wieder, dass das Leben allzu oft eine Gratwanderung zwischen Hoffnung und Hoffnungslosigkeit bleibt.

### Wer sind diese Frauen eigentlich?

Frauen in Südafrika – vielleicht fallen einem da Namen wie *Winnie Madikizela Mandela* oder *Nkosazana Dlamini-Zuma* ein, beides aktive Politikerinnen für ihr Land. Vielleicht erinnert man sich auch an *Caster Semenya*, die Leichtathletin, oder *Miriam Mignetteakeba*, die berühmte Sängerin, auch *Mama Afrika* genannt? Es gibt sie, die

Frauen Südafrikas, denen es trotz Widrigkeiten in ihrem Leben und sozialen Umfeld gelungen ist, ihre Hoffnungen Gestalt annehmen zu lassen.

Repräsentieren sie aber die vielen unbekannteren, anonymen Frauen, deren Namen eben nicht als Pressenotiz in den Medien erscheinen? Und sind sie wirklich ein Beweis dafür, dass in Südafrika das, was unmöglich erscheint, möglich werden kann?

Wer ist sie heute, „die Frau“ von Südafrika? Sie lebt als Mutter oder Single in einer der mehr als dreizehn kulturellen Gruppierungen im Land. Sie lebt auf dem Land, aber auch in den Großstädten wie Johannesburg, Kapstadt und Durban. Sie plagt sich auf den Feldern und in Haushalten, beim Verkauf von Waren auf der Straße aber auch in gut bezahlten Jobs der unterschiedlichsten Berufssparten. Sie wird respektiert, aber auch misshandelt. Sie hofft, oft auch entgegen aller Hoffnung, aber hat auch aufgegeben und sich der Hoffnungslosigkeit hingegeben.

Einige ihrer Geschichten möchte ich hier erzählen, Frauen, denen ich in meinen fast 20 Jahren in Südafrika begegnet bin und die mich in ihrer Gratwanderung zwischen Hoffnung und Hoffnungslosigkeit tief berührt haben.

## Maria

*Maria, eine einfache Frau und gute Katholikin, die gute Leistungen in der Schule brachte, aber die Schule verließ, als sie den „Mann ihres Lebens“ kennenlernte. Immer schon war ihr Wunsch gewesen, eine gute Familie zu gründen. Und das tat sie auch. Mittlerweile verwitwet ist sie dankbar für ihre Kinder und Enkel, wenn auch Alkoholismus*

*und AIDS ihre Schatten im Familiensystem werfen. Unermüdlich engagiert sie sich in der Kirche, aber auch in einem Frauenprogramm, und hat die Türen ihres einfachen Backsteinhauses für Kinder aus Problemfamilien offen.*

Es gibt auch heute Frauen wie Maria in Südafrika, deren einziger Wunsch ist, im traditionellen Verständnis ihres Stammes oder ihrer Religion Frau und Mutter zu sein. Für sie ist keine Berufsausbildung, manchmal noch nicht einmal ein Schulbesuch für ihr Lebensglück notwendig. Ihre Freude wächst allein aus der Erfüllung der an sie gerichteten Rollenansprüche. Sie besucht zwar die Schule, erfüllt damit die staatlich festgelegte Schulpflicht und geht in die Statistik als Beweis ein, dass mehr Mädchen in südafrikanischen Schulen eingeschult werden als Jungen, aber oft verlässt sie den schulischen Weg vor dem offiziellen Schulabschluss. Diese Frauen leben ihre Hoffnung. Für mich ist klar - das ist ihre Entscheidung, selbst wenn es sich vielleicht aus feministischer Sicht „falsch“ anfühlt?!

## Nobi

*Auch Nobi, eine junge Xhosa-Frau, die ich kennenlernte, als ich noch an einer Schule unterrichtete, landete zu guter Letzt in der traditionellen Rolle von Frau, Schwiegertochter und Mutter. Aber das war nie die Idee ihres Lebens gewesen. Sie hatte Träume, strengte sich schulisch an und arbeitete auf einen guten Abschluss zu. Dann wurde sie von einem Mann bei Nacht und Nebel „gestohlen“, das heißt entführt, vergewaltigt und zwangsverheiratet. Alle Versuche, dieser Wirklichkeit zu entfliehen, scheiterten, denn der Mann*

*konnte sich auf die Traditionen ihrer Kultur berufen. Daran wagte niemand zu rütteln, auch nicht die Polizisten, die um Hilfe gebeten wurden, weil sie in dem Moment traditionelle Regelungen über die Gesetze von Südafrika stellten.* So seltsam sich für uns diese Geschichte auch anhören mag, es gibt Frauen, die solche Erfahrungen machen. Die Verfassung von Südafrika und der Gesetzesrahmen verspricht Freiheit, persönliche Entscheidungsfähigkeit. Aber trotz dieser Paragraphen und der darin festgeschriebenen Rechte greift das Gesetz nicht immer. Frauen in Südafrika sind auch noch heute oft machtlos. Sie können den Direktiven ihrer eigenen Tradition nicht entfliehen. Sie werden in Ehen und Rollen hineingezwungen. Sie erleben Vergewaltigungen und schwere Misshandlungen – und der Staat fühlt sich oft überfordert, die Rechte dieser Frauen einzuklagen. Initiativen vieler NGOs (nicht-staatliche Organisationen), aber auch verschiedener Ministerien versuchen, dem entgegenzuwirken, aber oft bleiben die Hoffnungen von Frauen auf der Strecke.

### **Andiswa**

*Andiswa ist eine junge Frau, die in einer von Landwirtschaft geprägten Gegend groß geworden ist und sich nun als Zuckerrohrarbeiterin ihren Unterhalt verdient, wie schon ihre Eltern vor ihr. Es ist eine schmutzige und ermüdende Arbeit, die nur ein Leben am Rande des Existenzminimums erlaubt. Als Kind ging sie in die Schule. Das bedeutete aber, jeden Tag viele Kilometer zur Schule zu laufen, oft barfuß und ohne etwas gegessen zu haben. Ihre Schule war klein, die Klassen aber groß. Bis zu*

*60 Kinder hockten in Räumen ohne Fensterscheiben. Nicht jedes hatte einen Stift oder Papier. Auch Schulmaterialien fehlten. Letztlich schaffte sie den Abschluss an dieser Schule, aber danach saß sie zuhause fest.*

Frauen wie Andiswa werden in ein Milieu hineingeboren, das mögliche Aspirationen auf ein besseres Leben, vielleicht auch auf einen Traumjob, schnell unrealistisch aussehen lassen. Sie werden in Armut hineingeboren und schaffen es nicht, sich dieser – auch trotz Schulausbildung – zu entziehen, denn die Qualität ihres Abschlusses ist oft bedingt durch die schulisch defizitäre Infrastruktur schlecht und somit sind sie, wenn es um Ausbildungsstellen geht, nicht wettbewerbsfähig. Auch Versuche, wie zum Beispiel des katholischen Schulbüros von KwaZulu Natal, mit dem ich viel bei Fortbildungen für Lehrer/innen der ländlichen Schulen gearbeitet habe, fruchten nicht viel. Zwar möchten die Lehrenden den Kindern bei einer ganzheitlichen Entwicklung unterstützend zur Seite stehen, aber das ersetzt nicht fehlende Lernmaterialien. Selbst wohlgemeinte Spenden von Computern erweisen sich nicht als hilfreich, wenn es in der Nähe keine Fachkräfte für Reparaturen gibt oder systematische Stromunterbrechungen des Energiekonzerns zwar Strom sparen mag, aber Schulen den Zugang zu wichtigen Lernmedien blockiert.

### **Duduzile**

*Andiswas Nachbarin Duduzile sowie ihre fünf Geschwister gingen erst gar nicht in die Schule. Ihre alleinerziehende Mutter hätte sie gerne geschickt, aber obwohl in Südafrika Schule für alle*

*kostenlos ist, konnte sie das Geld für die Schuluniformen, nötigen Materialien sowie Fahrten mit dem Bus nicht aufbringen. Durch ihren Toilettenputz-Job verdiente sie gerade genug zum Überleben. Aber in ihrer Nachbarschaft, einem Slum-Gebiet, fallen Kinder, die nicht zur Schule gehen, nicht auf. Erst mit 12 Jahren traf Duduzile eine meiner Mitschwestern, die sie über ein alternatives Schulprogramm in eine reguläre Schule integrierte. Trotz ihres Alters musste sie zurück in die 2. Klasse und schaffte auch irgendwie ihren Schulabschluss. Was sie auch an Hoffnungen und Träumen gehabt haben mag, irgendwann ging es für sie nicht weiter.*

Für Frauen wie Duduzile mag eine Schulausbildung trotz aller sozialen Widrigkeiten möglich sein, aber das heißt in Südafrika auf keinen Fall, dass sie danach alles mit und aus ihrem Leben machen können. Berufliche Träume können geträumt werden, aber für die Umsetzung braucht es finanzielle Mittel, die der Staat für Studien an Universitäten eben nicht stellt, die auch Firmen und Unternehmen nicht bei Berufsausbildungen übernehmen. Die Kosten werden den Familien in Rechnung gestellt, die diese nicht tragen können. Und wenn junge Frauen finanzielle Hilfe von Universitäten oder technischen Schulen bekommen, können diese – so meine Erfahrung von meiner Arbeit im ehemaligen Studentenberatungszentrum der Universität von Natal – die Regularien und akademischen Leistungserwartungen schon im ersten Semester oft nicht erfüllen. Hoffnungen nicht nur der Frauen, sondern manchmal auch der ganzen Familie, dass mit der weiterführenden Ausbildung ein gutbezahlter Job und finanzielle Si-

cherheit für die ganze Familie folgen, zerplatzen wie Seifenblasen. Zurück bleiben oft nur emotional gebrochene Menschen.

## Precious

*Precious war eine junge, vom Leben begeisterte Zulu-Frau. Auf ihrer Schule schaffte sie es, mit einer gewissen Leichtigkeit den hohen Anforderungen gerecht zu werden, musste aber die Schule mit 16 Jahren verlassen. Sie war schwanger geworden und hatte begonnen, gegen ihre Eltern zu rebellieren. Sie wollte nur noch „das Leben genießen“ mit Partys, stetig wechselnden Männern und dem Gefühl der Freiheit. Als ich sie das letzte Mal sah, lag sie allein und verlassen in einem RDP-Haus (vom Staat gesponserte Häuser des „Rural Development Programms“), gezeichnet von AIDS. Ein junges Leben früh am Ende.*

## Autoreninfo

*Siehe gedruckte Ausgabe.*

Es gibt viele Frauen wie Precious im heutigen Südafrika. Angespornt von Medienreportagen, von Modeerscheinungen sowie einer zunehmend westlich geprägten Lebensweise suchen sie Vergnügen, das einfache Leben ohne Verantwortung und nur mit Spaß. Das Materielle lockt. Und dazu braucht es Geld, nicht unbedingt einen Job. Auffällig viele junge Frauen, auch im

schulpflichtigen Alter, werden in Südafrika schwanger und unterbrechen deshalb ihre Schulausbildung, oft um nie wieder einen Fuß in ein Klassenzimmer zu setzen. Sie vertrauen dabei auf die Kaufkraft des staatlichen „Kindergeldes“ (*childcare grant*), das ihnen ihren erhofften Lebensstil sowie ihre Wünsche finanzieren soll. Das Kind hat nichts davon, wird im Verwandtenkreis untergebracht. Neue Partnerschaften folgen, auch mit *Sugar Daddys* (ältere Männer, die für sexuelle Gegenleistungen Frauen in ihr Haus aufnehmen) und HIV ist nicht selten die Folge. HIV diskriminiert nicht, denn HIV trifft auch jene Frauen, die noch zur Schule gehen oder erfolgreich in die Arbeitswelt eingestiegen sind. In Südafrika, und genauer genommen in KwaZulu Natal, der Provinz, wo ich als HIV-Beraterin tätig war, gibt es die höchste HIV-Infektionsrate der Welt und wir wissen, dass es die Frauen sind, die am meisten betroffen sind. Es gibt gute Aufklärungsprogramme und medizinische Interventionen, aber der Virus rafft das Leben vieler Frauen dahin. Schon im HIV-Status verlieren sie die Kraft zur Arbeit und somit bald ihre finanzielle Eigenständigkeit. Berufsleben wird unmöglich, Entlassungen folgen aufgrund zu langer Krankheitsphasen. Und wer gehofft hat, die eigenen Kinder als Erwachsene zu erleben, muss auch diese Hoffnung mit sich begraben lassen.

## Mary

*Für Mary, eines der 14 Kinder ihrer Mutter aus zwei Ehen, war das Leben schwer, denn in einem armen Zulu-Haushalt lassen sich nicht leicht so viele Münder stopfen. Mary war aber*

*eine motivierte und engagierte junge Frau mit Intelligenz und Träumen, etwas, was die Mutter erkannte. So wählte sie Mary als einzige Tochter aus, die eine gute Schulausbildung auf einem einfachen Internat genießen sollte. Die anderen Kinder schickte sie auf die örtliche Schule. Mary war sich der Verantwortung dieser Entscheidung bewusst. Nicht nur an der Schule, auch später während ihrer Berufsausbildung, die sie selbst finanzierte, engagierte sie sich. Dabei zog sie ihren Sohn alleine groß und unterstützte Mitglieder ihrer großen Familie finanziell in deren Ausbildungen. Nach vielen, vielen Jahren hatte sie es endlich geschafft. Sie hatte ihren Traumberuf erreicht und eröffnete ihre eigene Therapiepraxis als Psychologin.*

Es gibt sie, Frauen wie Mary auch heute in Südafrika. Sie wagen alles und schaffen es, sich über alle Begrenzungen ihres Alltags und ihres sozialen Umfelds hinwegzusetzen, weil ihnen ihre Intelligenz und ihre Motivation helfen, ihre Träume, wenn auch über lange Zeit hin, in eine erhoffte Wirklichkeit zu übersetzen. Das hat aber nicht selten soziale Anfeindungen zur Folge. Als Frau mit solchen inneren Haltungen wie Disziplin und Engagement werden sie schnell zur „weißen Kokosnuss“ abgestempelt, das heißt, als außen schwarz und innen weiß angesehen. Auch Familienmitglieder kommen nicht immer mit solchen Erfolgen klar. Erwartungshaltungen steigen. Neid entsteht. Und bisweilen lehnen sich, wie in der Familie von Mary, einzelne zurück und verlangen, dass die Erfolgreichen Verantwortung für alles übernehmen. Und da bleibt es immer eine Herausforderung, sich nicht in Mitleidsfallen gefangen nehmen zu lassen und so die eigenen Hoffnungen zu kompromittieren.

## Nicole

*Nicole – mit diesem Namen meine ich bei meiner letzten Geschichte all jene Frauen Südafrikas, welcher kulturellen Gruppe auch immer, die aus finanziell stabilen Familien kommen und sich dank dieser guten Bedingungen schulisch auf den Weg zur Verwirklichung ihrer Träume machen können und es auch tun. Es folgt ein klarer Weg: gute Grundschule, weiterführende Schule, Studium oder auch Ausbildung in der erwünschten Berufssparte, weil die Eltern es sich finanziell erlauben können, die damit verbundenen Rechnungen zu bezahlen.*

Ja, diese und viele andere Frauen in Südafrika, können ihre Träume und Hoffnungen umsetzen und das vielleicht nicht nur, weil sie finanziell gut gestellt sind. Diese Frauen landen in ihrem so erwünschten und ersehnten Beruf, ob in Wirtschaft oder im Finanzwesen, ob im medizinischen oder politischen Feld – soweit ihnen, bedingt durch die Politik des Nachteilenausgleichs<sup>1</sup>, ihr eigener kultureller Hintergrund keinen Strich durch die Rechnung macht. Und es ist wirklich auffällig, dass in Südafrika die Zahl von Frauen in Führungsrollen, auch in der Politik, stark zugenommen hat. Sie haben es geschafft, aus ihrem „Ich hoffe“ ein „Es ist vollbracht“ zu machen.

## Noch einige Gedanken

In Südafrika geht für die Frauen die Gratwanderung zwischen Hoffnung und Hoffnungslosigkeit weiter. Der Staat hat in der wohl liberalsten Verfassung der heutigen Zeit die Rechte für alle Menschen von Südafrika klar umschrieben. Die Würde eines jeden Menschen ist ge-

schützt. Gleiche Rechte gelten für alle, ob Mann oder Frau, welcher kulturellen Gruppe auch zugehörig, ob arm oder reich. Gesetze im Bereich Erziehung garantieren das Recht auf kostenlose Erziehung bis zur 12. Klasse sowie Zugang zu weiterführenden Ausbildungsebenen. Curricula und Standards sind gesetzt. Behandlung am Arbeitsplatz muss nach dem Prinzip der Gleichheit geschehen. Die Liste von konkreten Entscheidungen und Aktionen der Regierung, sowohl national und lokal, ist endlos und zeigt, dass sie die Hoffnungen der 1994 Wahl ernstnehmen. Es soll gleiche Chancen für alle geben. Aber es muss auch gesagt werden, dass die Situation vieler Frauen in Südafrika komplex ist. Sie ist geprägt von sozialen Faktoren, strukturellen Wirklichkeiten, systemischen Problematiken, traditionellen/kulturellen Sichtweisen, aber auch persönlichen Merkmalen, die sich nicht so einfach auseinanderdividieren lassen. Sie sind es, die es für diese Frauen schwierig macht, leichten Schrittes in die Hoffnung zu gehen. Und: Sie erschweren die Arbeit an konstruktiven Korrekturansätzen.

Was bleibt? Es bleiben die Frauen. Es bleibt ihre Hoffnung. Es bleibt ihr Ringen, das Unmögliche möglich werden zu lassen. Und es bleiben all jene, die bereit sind, mit diesen Frauen die Gratwanderung zwischen Hoffnung und Hoffnungslosigkeit weiter zu wagen, getragen von dem Geist, in dem das 1994 Geschehene gefeiert wurde, das bezeugte: „Es scheint immer unmöglich, bis es vollbracht ist.“

.....

1 Auch „Affirmative Action“ genannt – ein Prinzip, das gezielt die Interessen der unter der Apartheid benachteiligten Menschen fördern möchte.

# ... Dokumentation

Kongregation für die Institute geweihten Lebens und für die  
Gesellschaften apostolischen Lebens

## Identität und Sendung des Ordensbruders in der Kirche\*

„Ihr alle aber seid Brüder“ (Mt 23,8)

### Einleitung

#### Bruder

1. Seit den ersten Jahrhunderten des Christentums war das geweihte Leben hauptsächlich laikaler Natur und Ausdruck der lebendigen Sehnsucht von Männern und Frauen, das Evangelium mit eben der Radikalität zu leben, die es allen anempfiehlt, die Jesus nachfolgen wollen. Noch heute stellen die Laien - Männer und Frauen - eine große Mehrheit des geweihten Lebens dar.

Seit den Anfängen des geweihten Lebens wird der Laie im Ordensleben<sup>1</sup> in der Kirche traditionell als *Bruder* bezeichnet. Die Bezeichnung ist nicht exklusiv, aber sie definiert ihn auf signifikante Weise im Rahmen der kirchlichen Gemeinschaft, innerhalb derer er *prophetisches Gedächtnis* von Jesus als Bruder ist, der seinen Jüngern erklärte: „Ihr alle aber seid Brüder“ (Mt 23,8)<sup>2</sup>.

Der Evangelist Matthäus überliefert uns diese Worte anlässlich einer Begebenheit, bei der Jesus sich gegen die Heuchelei derjenigen ausspricht, die die Religion gebrauchen, um Privilegien

und Ruhm vor den Menschen zu erlangen. Die Bedeutung des Logion aber reicht über diesen unmittelbaren Kontext hinaus. Die Bezeichnung *Bruder/Schwester* unterstreicht die allen gemeinsame Würde und die grundsätzliche Gleichheit aller Gläubigen. Sie sind Kinder im Sohn desselben himmlischen Vaters (vgl. Mt 5,45) und aufgerufen, eine allumfassende Gemeinschaft in Christus zu bilden, dem Erstgeborenen unter vielen Brüdern (vgl. Röm 8,29).

Auch wenn diese Weisung sich eher auf das Leben und die Sendung des Ordensbruders direkt bezieht, so sind doch viele der hier behandelten Fragen - wie die Teilhabe am Geheimnis der Communion und der kirchlichen Geschwisterlichkeit, oder die prophetischen Ämter des Zeugnis-Ablegens und des Dienens - nicht nur auf die Brüder, sondern auch auf Leben und Aufgaben der Ordensschwester anwendbar.

Die Ordensbrüder und -schwestern sind dank ihrer Teilhabe am Heilsmysterium Christi und der Kirche für das gesamte Christenvolk eine beständige Erinnerung daran, wie wichtig es ist, sein Le-

ben ganz und gar Gott zum Geschenk zu machen. Sie erinnern uns daran, dass bei aller Achtung vor den vielen unterschiedlichen Berufungen und Dienstämtern, die allenthalben in der Kirche zu finden sind, die Sendung der Kirche doch einzig ist und von allen geteilt wird. Wir stellen jedoch fest, dass die Berufung des Ordensbruders, und damit auch der Ordensschwester, innerhalb der Kirche nicht immer verstanden und geschätzt wird.

Die Überlegungen, die wir hier anbieten, sind aus dem Bemühen entstanden, dazu beizutragen, dass der Reichtum der verschiedenen Berufungen, speziell im männlichen Zweig des geweihten Lebens, Wertschätzung erfährt, und mit dem Ziel, die Identität des *Ordensbruders* und den Wert und die Notwendigkeit einer derartigen Berufung zu klären.

#### Die Adressaten

2. Die *Brüder*, das heißt, die männlichen Ordensleute, die keine Priester sind, machen heute ein Fünftel aller männlichen Ordensleute in der Kirche aus. Einige gehören zu klerikalen, andere zu gemischten Ordensinstituten, und wieder andere sind Teil laikaler Institute, die auch als *Ordensinstitute der Brüder*<sup>3</sup> bezeichnet werden und deren Mitglieder alle oder größtenteils Laienbrüder sind. An all jene richten sich diese Überlegungen mit dem Wunsch, sie in ihrer Berufung zu stärken.

Angesichts der Ähnlichkeiten zwischen der Ordensberufung von Frauen und der des Ordensbruders, ist das hier Behandelte leicht auf die Ordensschwester anwendbar.

Daneben wendet sich diese Abhandlung auch an Laien, Ordenspriester, Diözesanpriester, Bischöfe und an alle, die die

Berufung des Ordensbruders in der Kirche kennenlernen, schätzen und fördern wollen.

#### Ein Rahmen für unsere Überlegungen

3. Als Rahmen dieser speziellen Überlegungen über den Ordensbruder dient das nachsynodale apostolische Schreiben *Vita consecrata* von Johannes Paul II., auf das wir hinsichtlich all jener allgemeinen Aspekte des geweihten Lebens verweisen, die die Identität des Bruders beschreiben. Hier beschränken wir uns darauf darzustellen, was an dieser Berufung besonders spezifisch oder eigentümlich ist, auch wenn Verweise auf das geweihte Leben im allgemeinen unvermeidlich sind und damit auf jene Texte, die es seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil im Zusammenhang mit der *Communio-Ekklesiologie*<sup>4</sup> dargestellt haben.

Viele Merkmale, die bis dahin mit einer gewissen Ausschließlichkeit dem geweihten Leben zugeschrieben wurden, werden heute zum gemeinsamen Schatz der Kirche gerechnet und allen Gläubigen vorgeschlagen. Heute stehen die Ordensleute der Herausforderung gegenüber, sich in dem wiederzuerkennen, was für alle gilt, sie aber auf eine besondere Weise leben und so zu einem Zeichen für alle machen.

#### Aufbau des Dokuments

4. Zunächst stellen wir die Ordensbrüder innerhalb der *Communio-Kirche* als Teil des einzigen Gottesvolkes der Berufenen vor, in dem sie gerufen sind, den Reichtum ihrer besonderen Berufung auszuteilen.

Sodann legen wir die Identität des Bruders als *Geheimnis der Communio für die Sendung* dar, indem wir den drei

Dimensionen folgen, mit denen die Communio-Kirche sich selbst vorstellt.<sup>5</sup> Im Mittelpunkt dieser dreifachen Perspektive steht das Herzstück der Identität des Ordensbruders: die Brüderlichkeit als empfangene Gabe (*Geheimnis*), als geteilte Gabe (*Communio*) und als geschenkte Gabe (*Sendung*).

Schließlich geben wir einige Hinweise, damit an allen Orten unserer Welt jede Gemeinschaft und jeder Ordensbruder auf die Frage Antwort geben können: Wie kann man heute Ordensbruder sein?

## 1. Die Ordensbrüder in der Communio-Kirche

*„Ich habe dich dazu bestimmt, der Bund für mein Volk zu sein“ (Jes 42,6)*

**Dem Bund ein Gesicht geben**

5. Die vom Zweiten Vatikanischen Konzil vollzogene und vom Pfingstgeist beseelte Erneuerung in der Kirche hat den zentralen Kern ihres eigenen Wesens deutlich gemacht, der als *Geheimnis der Communio*<sup>6</sup> geoffenbart wurde. Dieses Geheimnis ist der *göttliche Heilsplan für die Menschheit*<sup>7</sup>, der sich in der Geschichte des Bundes entfaltet.

Die Quelle dieses Geheimnisses entspringt nicht der Kirche selbst, sondern der Dreifaltigkeit, in der Gemeinschaft des Sohnes mit dem Vater in der Hingabe des Heiligen Geistes. Diese Gemeinschaft ist *Vorbild, Quelle und Ziel* der Gemeinschaft der Christen mit Christus, und aus ihr entsteht die Gemeinschaft der Christen untereinander<sup>8</sup>.

Das geweihte Leben, das „als entscheidendes Element für die Sendung der Kirche in deren Herz und Mitte steht“<sup>9</sup>, muss auf dieses Herz blicken, um sich

selbst zu finden und zu verstehen. Hier findet der Ordensbruder die tiefe Bedeutung seiner eigenen Berufung. Die Gestalt von Jesajas Gottesknecht zu dem Gott spricht: *„Ich habe dich dazu bestimmt, der Bund für mein Volk zu sein“* (Jes 42, 6), gibt ihm bei dieser Betrachtung Licht. Diese Gestalt erlangt ihre vollkommene Physiognomie in Jesus von Nazareth, der den Neuen Bund mit seinem Blut besiegelt und diejenigen, die an ihn glauben, zu sich ruft, auf dass sie die dem Knecht aufgetragene Mittlertätigkeit weiterführen: der *Bund für das Volk* zu sein.

Die dem Gottesknecht eigene Identität als Mittler hat zugleich persönliche und gemeinschaftliche Bedeutung, bezieht sie sich doch auf den *Rest Israels*, das messianische Volk, von dem das Konzil sagt: „Von Christus als Gemeinschaft des Lebens, der Liebe und der Wahrheit gestiftet, wird es von ihm auch als Werkzeug der Erlösung angenommen und als Licht der Welt und Salz der Erde (vgl. Mt 5,13-16) in alle Welt gesandt“.<sup>10</sup>

Indem er sich als Teil dieses Volkes und seiner Sendung begreift, folgt der Ordensbruder dem Ruf, durch seine *Hingabe an Gott im geschwisterlichen Leben in Gemeinschaft für die Sendung*<sup>11</sup> Gedächtnis des Bundes zu sein. Auf diese Weise macht er jene Gemeinschaft sichtbarer, die das ganze Volk Gottes verkörpern soll.

**In Gemeinschaft mit dem Gottesvolk**

6. Vom Heiligen Geist bestärkt, erneuert die Kirche heute das Bewusstsein, Volk Gottes zu sein, in dem alle die gleiche, bei der Taufe erhaltene Würde,<sup>12</sup> die gleiche Berufung zur Heiligkeit haben<sup>13</sup> und für die Evangelisierung mitverant-

wortlich sind.<sup>14</sup> Ein jeder wird, je nach seiner Berufung, seinem Charisma und seinem Dienstant, zum Zeichen für alle anderen.<sup>15</sup>

In diesem Volk von Geweihten entsteht und fügt sich das geweihte Leben ein, und darin wiederum das laikale Ordensleben mit einer *neuen und besonderen Weihe*, die die Taufweihe entwickelt und vertieft;<sup>16</sup> das „sich wie *eine besondere Form der Teilhabe an dem prophetischen Amt Christi* darstellt, die dem ganzen Volk Gottes vom Geist mitgeteilt wird“;<sup>17</sup> das sein spezifisches Charisma in kontinuierlicher Beziehung mit den anderen kirchlichen Charismen lebt; sich in die Sendung der Kirche integriert und sie mit den anderen Gläubigen teilt.

Durch ihre Zugehörigkeit zum Volk Gottes und zugleich vereint mit all jenen, die von der Ordensprofess her das Wesen der Kirche, *Geheimnis der Gemeinschaft*, widerspiegeln, finden die Ordensbrüder ihren natürlichen Lebensraum in diesem Kontext der *Communio*. Hier erhalten sie das *Verlangen nach Geschwisterlichkeit als Bekenntnis zur Dreifaltigkeit* lebendig.<sup>18</sup>

Die gemeinschaftlichen Bindungen des Ordensbruders gehen jedoch über die Grenzen der Kirche hinaus, werden sie doch von dieser „Eigenschaft der Weltweite“,<sup>19</sup> gefördert. Die Berufung des Bruders ist Teil der Antwort Gottes auf den Mangel an Brüderlichkeit, der heute die Welt verwundet. An der Wurzel der Berufung des Bruders liegt eine tiefgehende Erfahrung der Solidarität, die im Wesentlichen mit der des Mose vor dem brennenden Dornbusch übereinstimmt: Er entdeckt sich selbst als die Augen, Ohren und das Herz Gottes, des Gottes,

der *die Unterdrückung seines Volkes sieht, sein Klagen hört, sein Leid kennt und herabsteigt, es zu befreien*. In dieser tiefinneren Erfahrung hört der Bruder den Ruf: „*Und jetzt geh! Ich sende dich zum Pharao. Führe mein Volk, die Israeliten, aus Ägypten heraus!*“ (vgl. 2 Mose 3, 7-10). Aus diesem Grund ist die Dimension der *Communio* beim Bruder untrennbar mit einer tiefen Empfindsamkeit allem gegenüber verbunden, was die Kleinsten des Volkes betrifft: die durch verschiedene Formen der Ungerechtigkeit Unterdrückten, die am Rande der Geschichte und des Fortschritts Liegengelassenen und alle, die letztlich weniger Möglichkeiten haben, die frohe Botschaft von der Liebe Gottes in ihrem Leben zu erfahren.

#### Eine Gedächtnisstütze für die Kirche

7. Der erste Dienst, den die Brüder als Ordensmänner in der Kirche leisten, besteht darin, „in den Getauften das Bewusstsein für die wesentlichen Werte des Evangeliums lebendig zu erhalten“ und „mit der Heiligkeit des Lebens auf die durch den Heiligen Geist in die Herzen ausgegossene Liebe Gottes zu antworten“ (vgl. *Röm* 5,5).<sup>20</sup> Alle anderen Dienste und Ämter, welche von den verschiedenen Formen des geweihten Lebens ausgeübt werden, erhalten Sinn und Berechtigung von diesem ersten Dienst her.

Diese vom Zweiten Vatikanischen Konzil<sup>21</sup> anerkannte und im apostolischen Schreiben *Vita consecrata*<sup>22</sup> wiederholt unterstrichene Zeichenhaftigkeit ist für das geweihte Leben wesentlich und bestimmt dessen Ausrichtung: Das geweihte Leben existiert nicht „für sich“, sondern für die kirchliche Gemeinschaft.

Die eigene Ordensweihe stellt das Leben als ein *Zeugnis für das Absolute Gottes*<sup>23</sup> dar, oder auch als einen Prozess der Öffnung im Licht des Evangeliums zu Gott und zu den Menschen hin. Sie ruft und lädt alle Gläubigen in den verschiedenen Lebensständen und -umständen ein, das eigene Leben als einen Weg der Radikalität anzugehen, und stets offen für die Gaben und Anrufe des Heiligen Geistes zu sein.<sup>24</sup>

Die Brüderlichkeit unter den Ordensbrüdern dient der gesamten Kirche als Stimulus, denn angesichts der Versuchung zu beherrschen, des Strebens nach dem ersten Platz, der Ausübung von Autorität als Macht, vergegenwärtigt sie den evangelischen Wert der *horizontalen* brüderlichen Beziehungen: „Ihr aber sollt euch nicht Rabbi nennen lassen; denn nur einer ist euer Meister, ihr alle aber seid Brüder. Auch sollt ihr niemand auf Erden euren Vater nennen, denn nur einer ist euer Vater, der im Himmel. Auch sollt ihr euch nicht Lehrer nennen lassen; denn nur einer ist euer Lehrer, Christus“ (Mt 23, 8-10).

Die *Communio* stellt sich der Kirche heute, im neuen Jahrtausend, als eine besonders dringliche Herausforderung dar, soll sie doch *zum Haus und zur Schule der Gemeinschaft* werden.<sup>25</sup> In diesem Haus sind die Brüder aktive Bewohner, und in dieser Schule sind sie zugleich Schüler und Lehrer; sie machen sich daher die Dringlichkeit zu eigen, der sich die Kirche selbst stellt, die *Spiritualität der Gemeinschaft*<sup>26</sup> zu entfalten und zu fördern.

#### Den gemeinsamen Schatz wiederentdecken

8. Die Beziehungen in der *Communio*-Kirche werden ausgehend von dem ge-

knüpft, was eint, und nicht von dem, was trennt. Heute werden wir uns des gemeinsamen Erbes wieder zunehmend bewusst: Es ist wie ein großer Schatz, der uns gleich macht in dem, was grundlegend ist, in der gemeinsamen Würde und den gemeinsamen Pflichten und Rechten. Alle werden wir zum Glauben geboren und treten als Getaufte in die Kirche ein. In diesem gemeinsamen Rahmen sind wir aufgerufen, bestimmte Aufgaben im Dienste der kirchlichen Gemeinschaft wahrzunehmen, bestimmte Aspekte des gemeinsamen Erbes auf bedeutsame oder prophetische Weise zu leben und von konkreten Charismen und Dienstämtern her dem gemeinsamen Auftrag zu dienen.

Diese grundlegende Dimension unseres Glaubenslebens verlässt uns nie. Die Laienchristen leben sie in der jeweils gewählten Form laikalen Lebens, während sie für die zum Priesteramt oder zum geweihten Leben Berufenen ein konstanter Bezugspunkt ist, der sie daran erinnert, für wen und abhängig von wem sie ihr Amt ausüben und für wen sie Zeichen der Weihe sind.

Der Ordensbruder, der im christlichen Volk verwurzelt ist, empfängt das Zeugnis und die Hilfe der anderen Berufungen. Seinerseits ist er aufgerufen, dem ganzen Volk Gottes zu dienen, indem er als Gottgeweihter das Geheimnis Christi und der Kirche umfassend und prophetisch lebt.<sup>27</sup>

#### Ein Plan wird erneuert

9. Das geweihte Leben, das in seinen Anfängen vornehmlich laikal war, hat als grundlegendes Ziel die Pflege des gesamten christlichen Schatzes, der in den Sakramenten der christlichen Initi-

ation enthalten ist und durch diese allen Gläubigen überlassen wird. Das geweihte Leben tut dies auf besondere Weise, indem es nach Gleichförmigkeit mit dem jungfräulichen, armen und gehorsamen Christus strebt.<sup>28</sup>

Im Lauf der Jahrhunderte geriet innerhalb der Männerorden dieses für das geweihte Leben so wesentliche Ziel in Gefahr, zugunsten der priesterlichen Funktionen zurückzutreten. Um ihm seinen Eigenraum zurückzugeben, erweckte der Heilige Geist im Lauf der Geschichte Ordensgründer, die den Akzent auf den laikalen Charakter ihrer Gründungen setzten. So geschah es im monastischen Leben mit dem hl. Benedikt, dessen *Mönchsbrüder* Europa evangelisierten; und ebenso in der vom hl. Franziskus vorgeschlagenen Lebensform: Die Minderbrüder treten als gemischter Orden ins Leben, als Laien und Kleriker. In beiden Fällen hat sich die Klerikalisierung nachträglich über den ursprünglichen Gründungsentwurf hinweggesetzt.

Ordensgründer des 16. und 17. Jahrhunderts erneuerten das Projekt laikalen Ordenslebens, diesmal jedoch indem sie Gemeinschaften bildeten, die nicht nur der geschwisterlichen Beziehung zwischen den Ordensmitgliedern besonderes Gewicht beimessen, sondern sich auch mit dem sozialen Bedürfnis, auf das sie eine Antwort geben wollen, identifizieren und demgemäß organisieren. Sie wählten sogar ihren Wohnsitz innerhalb oder in der Nähe der existenziellen Situation von Bedürftigkeit, Armut oder Schwäche, wo sie evangelisierten. Auf diese Weise verkörperten sie von innen her die rettende Liebe Gottes und machten sie sichtbar. Aus diesen geweihten Gemeinschaften

entstanden die Ordensinstitute von Brüdern und Schwestern. Der hl. Johannes von Gott und der hl. Johannes Baptist de la Salle, oder für die Frauen die hl. Angela Merici und Mary Ward, zum Beispiel, waren Werkzeuge des Heiligen Geistes, um in der Kirche neue Charismen einzuführen, die sich besonders während des 19. Jhdts. vermehrten.

Die Ordensbrüder in den monastischen Gemeinschaften, in den Klöstern, den Gemeinschaften apostolischen Lebens oder in den soeben beschriebenen Gemeinschaften haben die Würde der Dienstleistungen und Ministerien hervorgehoben, die mit den vielfältigen Bedürfnissen der Menschen in Beziehung stehen. Sie üben diese im Einklang mit ihrer Profess aus, indem sie sie zum zentralen Ort ihrer Gotteserfahrung machen und sie mit Qualität und Kompetenz erfüllen.

#### Den gemeinsamen Schatz vermehren

10. Die heutige Communio-Kirche erleichtert und verlangt mehr denn je von den Ordensbrüdern, dass sie mit erneuertem Einsatz die ursprüngliche Aufgabe des geweihten Lebens wahrnehmen, nicht nur innerhalb ihrer Gemeinschaften, sondern auch gegenüber der gesamten kirchlichen Gemeinschaft. Sie tun dies wie Hefe im Teig, als *erfahrene Führer und Begleiter des geistlichen Lebens*,<sup>29</sup> die andere Gläubige brüderlich begleiten und ihnen helfen, die Reichtümer des christlichen Erbes zu entdecken, oder einfach als Brüder, die zum gegenseitigen Nutzen ihre Entdeckungen mit anderen Brüdern teilen. Wir wollen nun einige Aspekte dieses gemeinsamen Schatzes hervorheben, den zu vermehren sich die Brüder vorgenommen haben:

*Das sakramentale Leben.* Die Ordensprofess hat ihre Wurzeln in der Taufe und den anderen Sakramenten der christlichen Initiation. Durch sie lebt der Bruder das kindliche Streben zum Vater, feiert das neue, vom auferstandenen Herrn erhaltene Leben, fühlt sich eingebunden in Jesus Christus, Priester, Prophet und König, und lässt sich vom Heiligen Geist leiten.

*Zugehörigkeit zum Volk Gottes.* Der Bruder bekräftigt seine Zugehörigkeit zum Volk der Gläubigen, indem er sich in Übereinstimmung mit seinem eigenen Charisma bereitwillig in die Ortskirche und ihre Strukturen von Gemeinschaft und Apostolat einfügt. Er bekräftigt auch seine Zugehörigkeit zur gesamten Menschheit und solidarisiert sich mit all ihren Bedürfnissen, insbesondere mit ihren schwächsten und verwundbarsten Mitgliedern: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi. Und es gibt nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihren Herzen seinen Widerhall fände.“<sup>30</sup>

*Persönliche Integration von Weltlichkeit und Heiligkeit.* Der Bruder vereint diese beiden Aspekte in seiner Person. Damit gewinnt er die Einheit zwischen dem Profanen und dem Heiligen zurück, welche in der Menschwerdung vom Sohn Gottes ihren höchsten Ausdruck findet.

*Zeichen der Gegenwart Gottes in den weltlichen Dingen.* Der Bruder übernimmt die kirchlichen Dienste gemeinsam mit seinen Mitbrüdern und den Gläubigen, die am selben Gründungscharisma teilhaben. So sucht er Gott und weist auf ihn hin in den weltlichen Realitäten von Kultur, Wissenschaft,

menschlicher Gesundheit, Arbeitswelt, Dienst an den Schwachen und Benachteiligten. Gleichzeitig sucht er den Menschen und weist auf ihn hin, Mann und Frau, „den einen und ganzen Menschen, mit Leib und Seele, Herz und Gewissen, Vernunft und Willen“, in der vollen Überzeugung, dass „es um die Rettung der menschlichen Person, um den rechten Aufbau der menschlichen Gesellschaft geht“.<sup>31</sup>

*Brüderliches Leben in der Gemeinschaft.* Der Ordensbruder pflegt die brüderliche Gemeinschaft und prägt sie seinen Beziehungen außerhalb der Gemeinschaft als seine Seinsart auf. Indem er sich auf die Kernerfahrung seiner Berufung, mit Jesus dem geliebten Sohn des Vaters zu sein, stützt, lebt er das *neue Gebot* des Herrn als vordringliche Aufgabe seiner Ordensweihe.

*Geteiltes Charisma.* Der Bruder macht sich den Reichtum seines Gründungscharismas bewusst, um es mit anderen Laiengläubigen zu teilen, die es von verschiedenen Lebensentwürfen her leben können.<sup>32</sup> Er akzeptiert, Instrument des Heiligen Geistes bei der Übermittlung des Charismas zu sein, und nimmt die Verantwortung auf sich, lebendiges Gedächtnis des Gründers zu sein. Vom Evangelium her bewahrt das Charisma seinen Reichtum zum Aufbau der Kirche, zum Wohl der Menschen und zur Befriedigung der Bedürfnisse der Welt.<sup>33</sup> Während er den gemeinsamen Schatz vermehrt, sieht sich der Ordensbruder als Bruder des christlichen Volkes und hört in seinem Innern den Ruf des Herrn an seinen Knecht: „Ich habe dich dazu bestimmt, der Bund für mein Volk zu sein“ (*Jes 42,6*). Dieser Ruf gibt seinem Leben und Handeln Sinn, er macht ihn zum Propheten inmitten seiner Brü-

der. Dank dieses Rufes, lebt er seine Weihe in einer missionarischen und evangelisierenden Gemeinschaft.

#### **Bruder: Eine christliche Ursprungserfahrung**

11. „Die Christen aller Gemeinschaften der Welt möchte ich besonders um ein Zeugnis brüderlichen Miteinanders bitten, das anziehend und erhellend wird. Damit alle bewundern können, wie ihr euch umeinander kümmert, wie ihr euch gegenseitig ermutigt und wie ihr einander begleitet: *„Daran werden alle erkennen, dass ihr meine Jünger seid: wenn ihr einander liebt“* (Joh 13,35)“.<sup>34</sup>

Diese Aufforderung von Papst Franziskus an die ganze Christenheit hebt die besondere Stellung der Brüderlichkeit innerhalb des gemeinsamen christlichen Schatzes hervor. Sie ist die Perle, die die Ordensbrüder mit besonderer Sorgfalt pflegen. Auf diese Weise sind sie für die kirchliche Gemeinschaft prophetisches Gedächtnis ihres Ursprungs und zugleich Stimulus, zu ihm zurückzukehren. Die Apostelgeschichte stellt die entstehende Kirche als eine Gemeinschaft von Jüngern vor, deren Auftrag es ist, die Erlösung zu verkünden und Zeugen des Auferstandenen zu sein. Die Kraft dazu schöpfen sie aus dem Wort, beim Brechen des Brotes, im Gebet und indem sie einander Brüder sind. Die Jünger sind Brüder; und dies ist das Zeichen, dass sie Jünger Jesu sind. Sie sind Brüder nicht so sehr aufgrund einer persönlichen Entscheidung, sondern weil sie *berufen* wurden. Sie werden versammelt, bevor sie ausgesandt werden.

Die Gemeinschaft ist die Quelle der Kraft für den Auftrag. Sie stützt sich aber auf eine andere Kraft, den Heiligen Geist. Am Pfingsttag kommt der Geist auf die

im Gebet versammelten Brüder herab und sendet sie, Zeugnis abzulegen (vgl. *Apg* 2,1 ff.). Der Geist kommt auf die wieder im Gebet versammelten Brüder herab, die sich nach der Gefangennahme und Befreiung von Petrus und Johannes gegenseitig stützten, und gibt ihnen Kraft, um mutig das Wort Gottes zu predigen (vgl. *Apg* 4,23 ff.). Der Bericht der Apostelgeschichte zeigt uns, wie der Gemeinschaft der Jünger allmählich bewusst wird, dass *Brüderlichkeit* und *Sendung* einander bedürfen, und sich beide auf Antrieb und Forderung des Heiligen Geistes hin entwickeln. Auf diese Weise wird folgende Dynamik in Gang gesetzt: Die Pflege der Brüderlichkeit schafft ein größeres Sendungsbewusstsein, und die Erfüllung der Sendung schafft Brüderlichkeit.

Mit erneuertem Engagement greift der Heilige Geist diese Botschaft in der Kirche und besonders im Bereich des geweihten Lebens auf und erneuert sie. Daher erweckt er die Präsenz von Ordensbrüdern innerhalb der klerikalen Kongregationen: Diese Präsenz ist wichtig, nicht nur wegen ihres Beitrags zur Befriedigung materieller und anderer Bedürfnisse, sondern vor allem, weil sie innerhalb dieser Kongregationen ständig an die *„fundamentale Dimension der Brüderlichkeit in Christus“*<sup>35</sup> erinnern, die von allen Mitglieder geschaffen werden muss. Aus demselben Grund erweckt der Heilige Geist zusammen mit den Schwesterngemeinschaften auch die Ordensinstitute der Brüder, die alle in der Kirche ständig den höchsten Wert der Brüderlichkeit und der ungeschuldeten Hingabe als herausragende Ausdrucksformen der *Communio* anklingen lassen. Die Bezeichnung „Brüder“ benennt positiv, was diese Ordensleute als grundle-

genden Auftrag ihres Lebens annehmen: „Diese Ordensmänner sind berufen, Brüder Christi zu sein, mit ihm, dem Erstgeborenen von vielen Brüdern (Röm 8,29), eng verbunden; Brüder untereinander zu sein in der gegenseitigen Liebe und in der Zusammenarbeit im selben Dienst zum Wohl der Kirche; Brüder eines jeden Menschen zu sein durch das Zeugnis der Liebe Christi zu allen, besonders den Niedrigsten und Bedürftigsten; Brüder zu sein für eine größere Brüderlichkeit in der Kirche“.<sup>36</sup>

## 2. Die Identität des Ordensbruders

*Geheimnis der Gemeinschaft für die Sendung - Gedächtnis der Liebe Christi „... , damit auch ihr so handelt,...“ (Joh 13, 14-15)*

12. Zur vertieften Betrachtung der Identität des Bruders wollen wir uns innerlich von einem der eindrucksvollsten Bilder der vier Evangelien erleuchten lassen: *Jesus, der seinen Jüngern die Füße wäscht.*

Der Bericht des Evangelisten Johannes über das Abendmahl am Gründonnerstag beginnt mit dieser feierlichen und innigen Aussage: „*Da er die Seinen, die in der Welt waren, liebte, erwies er ihnen seine Liebe bis zur Vollendung*“ (Joh 13,1). Das Letzte Abendmahl Jesu mit seinen Jüngern steht in einem *testamentarischen* Kontext: Jesus will seine Jünger, und durch sie die gesamte Kirche, verpflichten, den *Heildienst* weiterzuführen, der mit dem Tod Jesu am Kreuz seinen Höhepunkt erreicht, den er aber während seines ganzen Lebens ausgeübt hat, so wie es jene Antwort Jesu an die Jünger des Johannes wider-

spiegelt: „*Geht und berichtet Johannes, was ihr gesehen und gehört habt: Blinde sehen wieder, Lahme gehen, und Aussätzig werden rein; Taube hören, Tote stehen auf, und den Armen wird das Evangelium verkündet*“ (Lk 7,22).

Die Kirche versteht sich daher als ein von Jesus beauftragtes dienendes Volk. Die Evangelisten stellen die Einsetzung des kirchlichen Dienstamtes mithilfe zweier Bilder dar. Die drei Synoptiker wählen das Bild vom Brotbrechen, Jesus, der seinen Jüngern seinen Leib und sein Blut hingibt und ihnen aufträgt: „*Tut dies zu meinem Gedächtnis*“ (Lk 22,19). Das Johannesevangelium hingegen zeigt uns das Bild von Jesus mit dem Leinentuch umgürtet, der seinen Jüngern die Füße wäscht und ihnen dann aufträgt: „*Ein Beispiel habe ich euch gegeben, damit auch ihr so handelt, wie ich an euch gehandelt habe*“ (Joh 13,14-15).

Im Bewusstsein der Kirche erlangt das Bild Jesu, der seinen Leib und sein Blut austeilte, seinen ganzen Sinn erst im Licht des Bildes Jesu bei der Fußwaschung. Erst das Gebot der brüderlichen Liebe erschließt uns den Sinn der Eucharistie in der Kirche. So drückt es auch die Gründonnerstagsliturgie aus. Dieses Testament, das die Kirche von Jesus erhalten hat, verweist auf zwei Aspekte oder Dimensionen des Heildienstes, der sich in der Kirche durch verschiedene persönliche Dienste entfaltet. Zum einen das durch ein eigenes Sakrament eingesetzte Amtspriestertum, durch das die Kirche ihre Treue zum Gedächtnis an die Hingabe Jesu, an seinen Tod und seine Auferstehung gewährleistet und das sie in der Eucharistie erneuert. Zum anderen hält der Heilige Geist selbst unter den Gläubigen die Erinnerung an Jesus in der typi-

schen Haltung eines Dieners und die Dringlichkeit seines Gebotes wach: „Daran werden alle erkennen, dass ihr meine Jünger seid: wenn ihr einander liebt“ (Joh 13,35).

Aus diesem Grunde werden unter den Gläubigen zahlreiche Charismen erweckt, um durch den brüderlichen Dienst die *Communio* zu fördern. So erreicht das Heil auch die am meisten Benachteiligten: damit die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Gefangenen befreit werden, aber auch, um die Jugend zu erziehen, die Kranken zu pflegen, die Alten zu betreuen ... Die brüderliche Liebe äußert sich so in zahlreichen Diensten, von denen viele institutionalisiert und als kirchliche Ämter anerkannt sind.<sup>37</sup>

Das geweihte Leben entsteht in der Kirche als Antwort auf den Ruf des Heiligen Geistes, das Gedächtnis der Liebe Christi treu zu bewahren, der die Seinen *bis zur Vollendung*<sup>38</sup> liebte. Diese Antwort nimmt viele Formen an, aber immer liegt die Entscheidung für die „Selbsthingabe aus Liebe zum Herrn Jesus und in ihm zu jedem Angehörigen der Menschheitsfamilie“<sup>39</sup> zugrunde.

Berufung und Identität des Ordensbruders erlangen Bedeutung in dieser Dynamik, die für die verschiedenen Dienste zugleich integrativ und komplementär wirkt und prophetische Zeichen sowohl braucht als auch fördert.

#### Das Geheimnis – Brüderlichkeit: Geschenk, das wir empfangen

*Zeuge und Mittler: „Wir haben an die Liebe Gottes geglaubt“*

13. Was steht anderes am Beginn der Berufung des Bruders, als die Erfahrung

der Liebe Gottes? „*Wir haben die Liebe erkannt, die Gott zu uns hat, und wir haben an sie geglaubt*“ (1 Joh 4,16). Hier liegt auch der Ursprung jeder christlichen Berufung. „Am Anfang des Christseins steht nicht ein ethischer Entschluss oder eine große Idee, sondern die Begegnung mit einem Ereignis, mit einer Person, die unserem Leben einen neuen Horizont und damit seine entscheidende Richtung gibt“.<sup>40</sup>

Die radikale Entscheidung, die das Alte Testament dem Volk Israel und jedem Israeliten persönlich vorlegt, findet in diesem Kontext der Begegnung des Gläubigen mit Gott statt, der dem Volk, mit dem er den Bund geschlossen hat, entgegen kommt. Es handelt sich um eine totale Weihe des Lebens: „*Du sollst den Herrn, deinen Gott lieben mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele, mit allen Kräften*“ (Dt 6,4-5). Jesus bekräftigt diese Forderung, verbindet sie aber mit jener anderen: „*Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst*“ (Lev 19,18). Von da an werden die beiden Gebote ein einziges untrennbares Gebot bilden (vgl. Mk 12,29-31): „Die Liebe ist nun dadurch, dass Gott uns zuerst geliebt hat (vgl. 1 Joh 4,10), nicht mehr nur ein ‚Gebot‘, sondern Antwort auf das Geschenk des Geliebtseins, mit dem Gott uns entgegen kommt.“<sup>41</sup>

Die Berufung des Bruders besteht nicht nur darin, Empfänger der Liebe Gottes zu sein, sondern auch Zeuge und Mittler dieses Geschenks, des Plans der *Communio*, den Gott für die Menschheit hat und der sich auf die trinitarische *Communio* gründet. Der besagte Plan – das Mysterium, welches uns in Christus offenbart wurde – sieht die Schaffung einer horizontalen Beziehung zwischen Gott und der Mensch-

heit vor, und zwar im Inneren der Menschheit selbst, wo Gott sich hat niederlassen wollen.

Die Kindschaftsbeziehungen verwandeln sich so zugleich in Beziehungen der Brüderlichkeit. Sagt man also „Bruder“, so ist dies gleichbedeutend mit „Mittler der Liebe Gottes“, Gottes, der *„die Welt so sehr geliebt hat, dass er seinen einzigen Sohn hingab, damit alle, die an ihn glauben, ewiges Leben haben“* (Joh 3,16).

„Bruder“ sein bedeutet auch, Mittler der Liebe des Sohnes zu sein, des Mittlers schlechthin, der *„bis zum äußersten liebte“* (Joh 13,1) und der uns gebeten hat, uns so zu lieben, wie er uns geliebt hat (vgl. Joh 13,34). Vor dieser von Gott so sehr geliebten Welt darf der Bruder nicht fliehen; er wird im Gegenteil angetrieben, auf sie zuzugehen und sie zu lieben. Bei der Betrachtung von Gottes Heilswerk entdeckt der Bruder sich selbst als Werkzeug, dessen sich Gott bedienen will, um seinen Bund, seine Liebe und seine Sorge für die Schwächsten, sichtbarer zu machen.

Der Bruder ist sich bewusst, dass die gesamte Schöpfung von der Liebe und der Gegenwart Gottes durchdrungen ist und dass besonders alles, was den Menschen betrifft, Teil des göttlichen Heilsplans ist. Aus diesem Bewusstsein heraus erwächst im Bruder und in der Gemeinschaft der Brüder das Streben danach, bei jeder Aufgabe professionell zu arbeiten, so profan sie auch immer erscheinen mag.

#### **Geweiht durch den Heiligen Geist**

14. Nichts ist größer als die Taufweihe: „Die Taufe erschafft uns neu zu einem Leben als Kinder Gottes, sie eint uns mit Christus und mit der Kirche, seinem

Leib, sie salbt uns im Heiligen Geist und macht uns zu geistigen Tempeln“.<sup>42</sup> Die ganze Existenz des Christen muss ein Prozess der Einbindung in den Plan der *Communio* sein, den die Taufe bezeichnet, indem er seine Taufversprechen gemäß der Berufung annimmt, die er von Gott erhalten hat.

Das soeben Gesagte läuft Gefahr, nicht verstanden zu werden, wenn wir es nicht innerhalb der Heilsgeschichte lesen, aus der es sein Leben bezieht und in der der Christ dank der Taufe seinen eigenen, unersetzlichen Platz findet. Diese Geschichte erzählt uns, wie die Dreifaltigkeit ihre eigene *Communio* in den Heilsauftrag der Menschheit einbringt, wie sie auf verschiedene Weise den Bund zu schließen sucht und sich ihm bis zum Extrem der Menschwerdung des Sohnes verpflichtet. Diese Geschichte des Heils wird dank des Heiligen Geistes fortgesetzt, der die Kirche vereint und sie mit seinen Gaben aufbaut, um durch sie die Erlösung der Menschheit weiter zu führen.

Wir alle sind zur Mitwirkung an diesem großen Heilsplan aufgerufen, denn „Gott ruft in Jesus Christus jeden bei seinem eigenen und unverwechselbaren Namen“.<sup>43</sup> Jeder leistet aktiv seinen Beitrag, und sein Einfluss auf die andern ist entscheidend. Jedem wurde, als Mitglied der Kirche, „eine originelle, unersetzliche und nicht übertragbare Aufgabe anvertraut, die er zum Wohl aller erfüllen muss“.<sup>44</sup> Jeder kann, dank der bei Taufe und Firmung erhaltenen Salbung, die Worte Jesu wiederholen: *„Der Geist des Herrn ruht auf mir; denn er hat mich gesalbt, den Armen die Frohbotschaft zu bringen, er hat mich gesandt, den Gefangenen die Freiheit und den Blinden das Augenlicht zu verkün-*

den, die Unterdrückten in Freiheit zu setzen und das Gnadenjahr des Herrn auszurufen“ (Lk 4,18-19). So nimmt „der Getaufte teil an der Sendung Jesu, des Christus, des Messias und Heilandes selbst“.<sup>45</sup>

#### **Verpflichtung vor der Kirchengemeinde und der ganzen Welt: heute das Antlitz Jesu, des Bruders, sichtbar machen**

15. In diese persönliche Geschichte, die in der Taufe beginnt, fügt sich die Ordensweihe ein und findet ihren vollen Sinn. Sie ist „eine einzigartige und fruchtbare Vertiefung der Taufweihe“, drückt sie doch eine Berufung aus, der „eine spezifische Gabe des Heiligen Geistes“<sup>46</sup> entspricht. Diese Gabe wird als Impuls erfahren, mit dem eigenen Leben vor der Kirchengemeinde und vor der ganzen Welt kund zu tun, was Jesus in der Synagoge von Nazareth verkündet: „Heute erfüllt sich vor euch dieses Schriftwort“ (Lk 4,21). Besagter Impuls, der das Leben des Propheten kennzeichnet, wird begleitet von einer innerlich gespürten Aufforderung dazu, mit dem freiwilligen aus Liebe gewählten und in brüderlicher Gemeinschaft gelebten Zölibat die Neuigkeit der in Christus offenbarten Welt, die Fruchtbarkeit seines Bundes mit der Kirche, die weit über die von Fleisch und Blut hinausgeht, öffentlich zu bekunden.

Jede Ordensweihe ruft den Gläubigen ins Bewusstsein, dass sich das Geheimnis Christi des Erlösers *hier und heute vollzieht*, in dieser Welt und durch die Vermittlung der Kirche von heute. Zu jeder Zeit und an jedem Ort bemühen sich die gottgeweihten Personen, ihren Zeitgenossen die Wesensmerkmale Jesu sichtbar zu machen, mit denen Er selbst

darauf hinwies, dass das Geheimnis des Gottesreiches bereits in die Geschichte eingebrochen war. Das Sichtbarmachen geschieht durch eine konkrete Präsenz des Charismas jeder Ordensfamilie *im Hier und Jetzt*. Deshalb sollten sich die Ordensleute häufig fragen: Wie kann ich heute Zeugnis vom Herrn ablegen? Welche Art von Präsenz müssen wir annehmen, damit der Herr von den heutigen Menschen gesehen, *erahnt* wird?

Vom geweihten Leben im Allgemeinen erwartet man, dass es die „lebendige Erinnerung an die Lebens- und Handlungsweise Jesu als fleischgewordenes Wort gegenüber dem Vater und gegenüber den Brüdern und Schwestern“<sup>47</sup> darstellt. Vom Ordensbruder ebenso wie von der Ordensschwester erwartet man im Besonderen, dass sie in der Kirche das Antlitz Christi, des Bruders, sichtbar machen, des „*Erstgeborenen unter vielen Brüdern*“ (Röm 8,28) und Schöpfers einer neuen Brüderlichkeit, die er mit seiner Lehre und mit seinem Leben einführt.

#### **Ausübung des Taufpriestertums**

16. Das Zweite Vatikanische Konzil hat den Reichtum der Taufe und die Größe des allen Getauften gemeinsamen Priestertums hervorgehoben und auf die wechselseitige Beziehung zwischen Tauf- und Amtspriestertum hingewiesen, und daran erinnert, dass dieses Letztere wesentlich auf das Priestertum aller Gläubigen hin und diesem zugeordnet ist.<sup>48</sup>

Indem der Ordensbruder seinen Laienstand durch eine spezielle Weihe lebt, ist er Zeuge für den Wert des bei der Taufe und der Firmung empfangenen gemeinsamen Priestertums: „*Er hat uns*

zu Königen und Priestern gemacht vor Gott, seinem Vater“ (Offb 1,5-6). Die Ordensweihe an sich stellt das allgemeine Priestertum der Getauften bereits in Fülle dar. Die wesentliche Handlung dieses Priestertums besteht in der Darbringung des geistigen Opfers, in dem sich der Christ Gott *als lebendiges und wohlgefälliges Opfer* (Röm 12,1) darbringt, als Antwort auf seine Liebe und zu seiner Verherrlichung.

Der Bruder lebt die *Communio* mit dem Vater, Quelle allen Lebens, durch die vollständige Hingabe seiner Existenz an Ihn, in einer Haltung des Lobpreises und der Anbetung. Mit seinem Leben ganz in Gott verwurzelt, *weiht* der Bruder die gesamte Schöpfung, denn er erkennt die Gegenwart Gottes und das Handeln des Heiligen Geistes in den Geschöpfen, den Kulturen und den Geschehnissen. Weil er um diese aktive Gegenwart weiß, kann er sie seinen Zeitgenossen verkünden. Diese Fähigkeit ist Frucht eines ständigen Prozesses der Öffnung auf Gott hin aufgrund seiner Weihe, und realisiert sein Tag für Tag gelebtes Taufpriestertum.

#### **In allem seinen Brüdern gleich**

17. Die Ordensweihe hilft dem Bruder, bewusster an der brüderlichen Dimension teilzuhaben, die das Priestertum Jesu Christi kennzeichnet. Er „*musste in allem seinen Brüdern gleich werden, um ein barmherziger und treuer Hoherpriester zu sein*“ (Heb 2,17-18). Um uns mit seiner göttlichen Kindschaft zu bekleiden, wurde Jesus Christus zuerst Bruder, teilte unser Fleisch und Blut und damit auch das Leiden seiner Brüder. Nach seiner Auferstehung gab er seinen Jüngern den Titel Bruder und Maria Magdalena wird beauftragt, ih-

nen dies mitzuteilen: „*Geh zu meinen Brüdern und sage ihnen: Ich fahre hinauf zu meinem Vater und zu eurem Vater...*“ (Joh 20,17).

In der brüderlichen Gemeinschaft, die ihn aufnimmt, erfährt der Ordensbruder das Geheimnis des Auferstandenen als Ankündigung und Sendung. Diese Gemeinschaft ist göttlicher Ort,<sup>49</sup> wo Jesus inmitten seiner Brüder gegenwärtig ist (vgl. Mt 18,20), um sie zu einem einzigen Herzen zu vereinen, ihnen seinen Geist zu geben (vgl. Joh 20,22) und sie wie Maria Magdalena auszusenden, damit sie verkünden, dass wir in Christus alle Brüder sind, Kinder desselben Vaters. Auf diese Erfahrung gestützt, verwirklicht der Bruder das Taufpriestertum durch die Brüderlichkeit, durch die er Brücke der Einheit zwischen Gott und seinen Brüdern ist, vom Geist gesalbt und gesandt, um allen die Frohbotschaft von der Liebe und Barmherzigkeit Gottes zu bringen, insbesondere den Geringsten seiner Brüder, den schwächsten Gliedern der Menschheit. Sowohl der Ordensbruder als auch der in der weltlichen Gesellschaft engagierte Laie leben das allgemeine Priestertum auf verschiedene Weise. Beide bezeugen den vielgestaltigen Reichtum dieses Priestertums, das Nähe zu Gott und Nähe zur Welt beinhaltet, Zugehörigkeit zur Kirche als Dienerin des Herrn und zur Kirche, die sich von der Welt aus aufbaut, die für Gott bestimmt ist. Der in der Welt engagierte Laie erinnert den Ordensbruder auf wirksame Weise daran, dass er der Rettung der Menschheit nicht gleichgültig gegenüberstehen darf, und auch nicht dem irdischen Fortschritt, der von Gott gewollt und auf Christus hingeordnet ist. Der Ordensbruder seinerseits erinnert den in

der weltlichen Gesellschaft engagierten Laien daran, dass der irdische Fortschritt nicht das endgültige Ziel ist, dass „der Bau der irdischen Gesellschaft immer in Gott gründe und auf ihn ausgerichtet sei und seine Erbauer nicht vergeblich arbeiten“.<sup>50</sup>

**Die Profess: Eine einzige Weihe, in verschiedenen Gelübden ausgedrückt**  
18. Mit der Ablegung der Ordensgelübde wird die Selbsthingabe öffentlich bekannt gemacht und von der Kirche angenommen. Die Weihe geht den Gelübden voraus, umfasst und überschreitet sie existenziell. Diese Behauptung wird man im Licht der folgenden Ausführungen verstehen.

Die geweihte Person bringt sich Gott durch das Ablegen der Gelübde dar, um auf das liebevolle Handeln Gottes, der sie weiht, zu antworten: sie bringt Opfer, vor allem das des eigenen Lebens, um es zu einem Zeichen für den Primat Gottes zu machen, Zeichen eines Lebens ganz für Ihn, Zeichen des Bundes und der Liebe Gottes zu seinem Volk. Gelübde sind also Bindung aus Liebe als Grundausrichtung des Lebens, brüderliche Bindung als Antwort auf das von Gott in seinem Sohn Jesus Christus erhaltene Geschenk der Gotteskindschaft. Die Ordensweihe, die das Leben eint und vervollkommnet, verpflichtet den Menschen, im *Hier und Jetzt* eines jeden Tages die Selbsthingabe zu leben, und zwar in allen Dimensionen seiner konkreten Existenz. In dieser integrierenden Dynamik erlangen die Gelübde ihre Bedeutung als Art und Weise mit verschiedenen Akzenten die gesamte Existenz zu umfassen.

In der Geschichte des geweihten Lebens gab es verschiedene Ausdrucksformen

für die öffentliche Ordensprofess; ab dem 13. Jahrhundert setzte sich jedoch die Tendenz durch, die Profess durch die evangelischen Räte auszudrücken, die die Absicht hervorheben, die gesamte Existenz in drei wesentlichen Dimensionen - Keuschheit, Armut und Gehorsam - Christus *anzupassen*.<sup>51</sup>

Der Ordensbruder drückt seine Weihe durch das Bekenntnis zu den evangelischen Räten aus; zugleich weist er vom Gebot der Gottes- und Nächstenliebe, dem Angelpunkt des Evangeliums, her auf die Einheit seines Lebens und seiner Gleichförmigkeit mit Christus hin. Er lebt seine Keuschheit vor allem als Erfahrung der Liebe Gottes, durch die er sich angetrieben fühlt zu einer allumfassenden Liebe und dazu, durch das Zeugnis seiner Brüderlichkeit die Communio zu fördern.<sup>52</sup> Er lebt seine Armut als einer, der in Jesus Christus die wertvolle Perle des Gottesreiches unentgeltlich erhalten hat; für diese Perle stellt er sich zur Verfügung, um Brüderlichkeit aufzubauen und allen, besonders den Ärmsten, in der Liebe zu dienen. Diese Armut läßt die Brüder sich einander öffnen und spüren dass einer des anderen bedarf. Er lebt seinen Gehorsam in der vom Geist beseelten Brüderlichkeit vor allem als gemeinsame Suche nach dem Willen des Vaters, bereit, in Geist und Herz vereint voranzugehen,<sup>53</sup> und nimmt gern die menschlichen Vermittlungen an, die die Regel des Instituts vorschreibt.<sup>54</sup>

Die Gelübde bringen schließlich die Verpflichtung des Bruders zum Ausdruck, das Geheimnis Gottes zusammen mit seinen Brüdern zu leben, das Geheimnis, dass ihn zu *Zeichen und Prophetie* für die kirchliche Gemeinschaft und für die Welt gemacht hat<sup>55</sup>: Ge-

heimnis der Liebe, des Bundes und der Brüderlichkeit.

#### **Eine fleischgewordene und Einheit stiftende Spiritualität**

19. Die prophetische Dimension ist ein wesentlicher Teil der Identität der geweihten Person und entfaltet sich in erster Linie durch das Zuhören, wie es der Gottesknecht erfährt: „*Jeden Morgen weckt er mir das Ohr, damit ich höre wie ein Jünger*“ (Jes 50,4). Nur die Erfahrung, in Gott verwurzelt und von seinem Wort erfüllt zu sein, kann Gewähr dafür sein, diese Dimension im Apostolat zu verwirklichen, denn „*die wahre Prophetie entsteht aus Gott*, aus der Freundschaft mit ihm, aus dem aufmerksamen Hören seines Wortes in den verschiedenen geschichtlichen Gegebenheiten“.<sup>56</sup> Die Fähigkeit, die Zeichen der Zeit in ihrer Tiefe zu lesen, um in ihnen die Aufforderung Gottes, seinen Plänen gemäß zu arbeiten, zu entdecken<sup>57</sup> und Gottes Gegenwart in den Menschen und besonders in den Armen zu erkennen, ist Frucht der Kontemplation, die uns lehrt, Menschen und Dinge so zu sehen, wie sie Gott sieht.

Die Spiritualität des Bruders soll ihn dazu bringen, auf besondere Weise die christliche Erfahrung der Anfänge nachzuleben, die der Evangelist Matthäus mit dem folgenden Bild zum Ausdruck bringt: „*der Vorhang des Tempels zerriss*“ (Mt 27,51). Dieses Bild bedeutet, dass Jesus uns durch seinen Tod „*einen neuen und lebendigen Weg eröffnet durch den Vorhang seiner eigenen Menschheit hindurch*“ (Heb 10,20), damit wir dem Vater begegnen können. Die Gegenwart Gottes ist nicht mehr auf einen „heiligen Ort“ beschränkt, von nun an „*muss Gott im Geist und in der*

*Wahrheit angebetet werden*“ (Joh 4,24).

Der Bruder ist dazu berufen, diese fleischgewordene und Einheit stiftende Spiritualität zu leben, die ihm die Begegnung mit Gott erleichtert, nicht nur beim Hören des Wortes, in den Sakramenten, der Liturgie und im Gebet, sondern auch in der alltäglichen Wirklichkeit, bei all seinen Aufgaben, in der Weltgeschichte, in den zeitgebundenen Plänen der Menschheit, der materiellen Wirklichkeit, der Technik und bei der Arbeit. Eine solche Spiritualität gründet auf einem tiefen Einblick in die Einheit von Gottes Plan: Es ist derselbe Gott, Vater unseres Herrn Jesus Christus, der die Welt erschafft und der sie rettet. Es geht darum, das ganze Leben ins Gebet hinein zu nehmen und das Gebet im Leben fortzusetzen.

Die Ordensbrüder bringen das offizielle Gebet der Kirche in Einklang mit der Dimension des Dienens, die ihr geweihtes Leben kennzeichnet. Sie pflegen eine kontemplative Haltung, die fähig ist, die Gegenwart Jesu in ihrer Geschichte, in ihrem Alltagsleben, in ihren Aufgaben und Pflichten zu erahnen, um mit Ihm ausrufen können: „*Ich preise dich, Vater,... dass du dies den Unmündigen offenbart hast...*“ (Lk 10,21).

#### **Eine Spiritualität des Wortes, um das Geheimnis „im Haus“, mit Maria, zu leben**

20. Die drei synoptischen Evangelien berichten uns kurz von einer Szene, in der Jesus zwischen „seiner Mutter und seinen Brüdern“ dem Fleische nach und „seiner Mutter und seinen Brüdern“, jenen, „*die das Wort Gottes hören und es befolgen*“ (Lk 8,21) einen deutlichen Unterschied macht, und sich klar zu Gunsten letzterer ausspricht. Erstere

sind außerhalb des Hauses, sie rufen ihn von draußen, die letzteren befinden sich um Ihn herum, drinnen im Haus, und hören ihm zu.

In dieser neuen, von Jesus hergestellten Verwandtschaftsbeziehung findet Maria ihre wahre Größe und ihre tiefe Bedeutung für die christliche Gemeinschaft. Von ihr bestätigt uns derselbe hl. Lukas: „*Maria aber behielt alle diese Worte und bewegte sie in ihrem Herzen*“ (Lk 2,19). Maria nimmt das Geheimnis der Liebe Gottes auf und lebt es von Grund auf, bis es zu ihrem eigenen Fleisch wird. Sie ist das Band der Einheit in der entstehenden Gemeinschaft der Brüder, die sie begleitet und in die sie sich als Mutter und Schwester einfügt; und in dieser betenden brüderlichen Gemeinschaft empfängt sie den Heiligen Geist (vgl. Apg 1,14; 2,1-4).

Der Ordensbruder ist wie Maria eingeladen, die Spiritualität des Wortes intensiv zu leben, diese Erfahrung zu machen, *im Haus zu sein*, um Jesus herum versammelt seine Botschaft zu hören, und an seiner Seite das Geheimnis des Vaters zu leben, der uns im Sohn zu Kindern und zu Brüdern voneinander und von Jesus macht.

Wie Maria ist der Ordensbruder aufgefordert, sich vom Geist erfüllen zu lassen, ihn in sich zu hören, der aus der Tiefe des Herzens ruft „*Abba, lieber Vater!*“ (Gal 4,6; Röm 8,15). Diese Erfahrung ist die einzige, die seine Berufung aufrechterhalten kann.

Auf Maria gestützt und von ihr inspiriert erlebt der Bruder in seiner Gemeinschaft den Vater, der die Brüder mit seinem Sohn um den Tisch des Wortes, der Eucharistie und des Lebens herum versammelt. Mit Maria besingt der Bruder die Größe Gottes und verkündet

sein Heil: Deshalb drängt es ihn, die zu suchen, die nichts zu essen haben, die von der Gesellschaft Ausgeschlossenen und vom Fortschritt Ausgeschlossenen, und sie am Tisch des Reiches Platz nehmen zu lassen. Das ist die Eucharistie des Lebens, die der Bruder von seinem in seiner Ordensweihe bekräftigten Taufpriestertum her feiern soll.

#### Die Communio – Brüderlichkeit: Gabe, die wir teilen

*Von der Gabe, die wir empfangen, zur Gabe, die wir teilen: „Damit sie eins seien, damit die Welt glaube“ (Joh 17,21)*

21. Das Geheimnis der Communio, das uns die heiligste Dreifaltigkeit aus ihrem eigenen inneren Leben mitteilt, wird zur Gabe, die die Brüder in Gemeinschaft teilen. Die empfangene und geteilte Gabe wird dann auch in der Sendung weitergegeben.

Was den tragenden Grund der Ordensgemeinschaft bildet, ist vor allem die Gabe der Brüderlichkeit, die sie empfangen hat, noch vor dem Bemühen und der Großzügigkeit ihrer Mitglieder oder den Diensten, die sie leisten. „Wenn diese mystische und theologale Dimension vergessen wird, die sie zum Kontakt mit dem Geheimnis der in der Gemeinschaft anwesenden und ihr mitgeteilten göttlichen Communio hinführt, dann vergisst man zwangsläufig auch die tiefen Gründe für das *gemeinsame Tun* und für das geduldige Aufbauen des brüderlichen Lebens“<sup>58</sup>.

Die Gemeinschaft der Brüder läßt so den universalen Charakter der von Christus gelebten Brüderlichkeit erkennen, stützt sie sich doch nicht auf na-

türliche Bindungen, sondern auf die Kraft des Heiligen Geistes, dem lebendigen Ursprung der Liebe unter den Menschen. Das authentische Gemeinschaftsleben ist ein lebendiges Zeichen der wesentlichen Wirklichkeit, die die Brüder verkünden sollen. Die Liebe, die Gott der Menschheit in Jesus Christus erwiesen hat, wird zum Prinzip der Einheit der Menschen untereinander: „*Alle sollen eins sein..., damit die Welt glaubt*“ (Joh 17,21). Auf dem Glauben bauend und durch die *Communio*, die in ihr herrscht, erfüllt die Gemeinschaft den Dienst, die Liebe des dreifaltigen Gottes zu offenbaren.

Weihe und Sendung bleiben in der Gemeinschaft miteinander verbunden. In ihrer Mitte und im Namen Jesu versammelt erfährt der Bruder das Geheimnis Gottes: Die Liebe des Vaters, das Leben des auferstandenen Jesus, die Gemeinschaft des Heiligen Geistes. Der Herr weiht den Bruder in der Gemeinschaft, und von ihr aus sendet er ihn, um dieses selbe Geheimnis bekannt zu machen: Liebe, Leben, *Communio*.

#### **Gemeinschaft, die das Taufpriestertum entfaltet**

22. Die Gemeinschaft der Brüder ist in sich selbst ein hervorragender Ausdruck des Taufpriestertums. Als Ganze ist sie darauf ausgerichtet, ihren Mitgliedern die Erfahrung zu ermöglichen, vom Herrn erwählt zu sein: „*Laßt euch als lebendige Steine zu einem geistigen Haus aufbauen, zu einer heiligen Priesterschaft, um durch Jesus Christus geistige Opfer darzubringen, die Gott gefallen*“ (1 Petr 2,5). Das Bild, das uns der erste Brief des hl. Petrus vor Augen stellt, vermittelt die Vorstellung eines im Bau befindlichen Gebäudes. Es eig-

net sich sehr gut als Bild für die Gemeinschaft von Ordensbrüdern, die ihr allgemeines Priestertum entfalten soll.

Die Gemeinschaft organisiert ihr Leben, um *zu sehen*, wie Gottes Wirken sich durch ihren Tagesplan *zieht* und auf dessen Seiten die Heilsgeschichte zu entdecken, die sich Tag für Tag erfüllt. In der Kontemplation erkennt die Gemeinschaft sich selbst als Mittlerin im Heilshandeln Gottes. Sie dankt, feiert und bietet sich an, als nützliches Instrument die Heilsgeschichte fortzuschreiben.

Das Opfer der Gemeinschaft als priesterliche Opfergabe hat als Materie die Lebenswirklichkeit der Brüder selbst, mit den Beschränkungen, Armseligkeiten und Schwächen eines jeden. Die Brüder bauen die Gemeinschaft ausgehend von der freudigen Hingabe ihrer selbst auf. Es ist eine eucharistische Erfahrung, durch die sie sich mit Christus in seiner Hingabe an den Vater vereinigen, um sein Erlösungswerk durch ihre Gemeinschaft hindurch fortzusetzen. Bei dieser Feier des Lebens darf das gegenseitige Verzeihen unter den Brüdern nicht fehlen, nicht nur als Erfordernis der Liebe und Bedingung für den Aufbau der Gemeinschaft, sondern auch als Ausdruck des Taufpriestertums, das sie für einander zu Mittlern der Gnade und der Vergebung macht, die vom auferstandenen Jesus kommt (vgl. Joh 20,22-23).

#### **Dienende Gemeinschaft: „Quelle und Frucht der Sendung“**

23. „*Die Communio ist zugleich Quelle und Frucht der Sendung*“.<sup>59</sup> Diese Behauptung der nachkonziliaren Überlegungen der Kirche findet einen sichtbaren Ausdruck in der Gemeinschaft,

welche die Brüder aufbauen, und die immer Gemeinschaft für die Sendung ist. Das bedeutet nicht einfach, dass die Gemeinschaft einer äußeren apostolischen Beschäftigung nachgeht; vielmehr sprudelt das Geheimnis des Erlösergottes als Quelle in der Gemeinschaft, ist unter den Brüdern lebendig und tritt in der kirchlichen Sendung hervor. Sodann kehrt es in die Gemeinschaft zurück und verleiht ihr durch die bei der Verwirklichung der Sendung gesammelten Erfahrungen neues Leben.

Angeregt vom jeweiligen Gründungscharisma, bilden die Ordensinstitute der Brüder Gemeinschaften, die sich *innerhalb der Sendung* in einem Bereich der großen kirchlichen Sendung ansiedeln, seien diese nun aktiv, kontemplativ oder gemischt. Die Gemeinschaft fungiert als Botschafterin der Liebe Gottes in der Welt, als Werkzeug seiner Erlösung unter den Leidenden, den Ausgegrenzten, den Geringen und Schwachen. Sie verkörpert die rettende Gegenwart Gottes in der menschlichen Wirklichkeit, die der Erlösung bedarf. Es handelt sich um eine Gruppe von *Brüdern*, die sich bemühen, in Gemeinschaft zu leben, um Den versammelt, Der sie versammelt hat, und die diese Erfahrung mitteilen als Botschaft Desjenigen, Der sie sendet.

Die kirchliche Anerkennung der Ordensinstitute der Brüder bringt in erster Linie einen Sendungsauftrag mit sich, den sie gemäß ihres eigenen Charismas verwirklichen. Zweitens wird anerkannt, dass ihr Einsatz in den verschiedenen menschlichen Gegebenheiten, in denen sie sich einbringen, nicht etwas Zufälliges oder Äußerliches ihres Ordenslebens ist, sondern wesentlicher Teil ihrer Identität und ihrer Weihe.

Über die konkret von ihnen wahrgenommenen Aufgaben hinaus repräsentieren diese geweihten Gemeinschaften, innerhalb der Gesellschaft und vor allem an der Seite der Armen und Leidenden, die Kirche, das „allumfassende Heilssakrament“.<sup>60</sup>

Es scheint daher angemessen, dass wir von diesen Brüdergemeinschaften als *Dienende Gemeinschaften* sprechen, in dem Sinne, dass das von der Brüdergemeinschaft übernommene kirchliche Dienstamt<sup>61</sup> ihr die ihr unverwechselbare Identität innerhalb der Kirche verleiht. Zudem betont die Gemeinschaft die brüderliche Beziehung zwischen ihren Mitgliedern und zu den Adressaten ihrer Sendung. Nicht das Individuum, sondern die Gemeinschaft übt das Dienstamt aus. Die Mitglieder einer dienenden Gemeinschaft können sehr verschiedene Aufgaben erfüllen; einige können sogar wegen Krankheit oder Alter an jeder äußeren Aufgabe gehindert sein. Das Dienstamt ist nicht mit einer konkreten Aufgabe gleichzusetzen. Die Gemeinschaft als Ganzes übt es durch die verschiedenen Dienstleistungen ihren Mitglieder aus, einschließlich des Gebets, der Darbringung ihres Leidens seitens der Kranken, des solidarischen Umgangs miteinander... Die gesamte Gemeinschaft übernimmt die Verantwortung für die Sendung, mit der die Kirche sie betraut hat.

Die Brüderlichkeit im Dienen ist seit jeher ein grundlegender Beitrag der Ordensinstitute der Brüder am geweihten Leben und für die Kirche gewesen. Durch diese unterstreichen die genannten Gemeinschaften die untrennbare Verbindung zwischen *Communio* und Sendung, die bedeutende Rolle der brüderlichen Liebe als Mittelachse der



Evangelisierung, ihren Umfang und ihre Vielschichtigkeit, das tatsächliche Handeln des Heiligen Geistes und die *Saatkörner des Wortes*,<sup>62</sup> die auf die eine oder andere Weise in allen Völkern und Kulturen vorhanden sind.

#### Die brüderliche *Communio* und das Leben in Gemeinschaft

24. Das Leben in Gemeinschaft, wesentliches Kennzeichen des Ordenslebens, soll die brüderliche *Communio* intensiv fördern, das brüderliche Leben verwirklicht sich jedoch nicht automatisch mit der Einhaltung der Normen, die das Leben in Gemeinschaft regeln<sup>63</sup>.

Auch wenn Strukturen natürlich notwendig sind, so äußert sich die Gemeinschaft der Brüder doch vorwiegend in ihren Einstellungen: Sie versammeln sich, um intensiver an Leben und Sendung Jesu teilzuhaben und um die Brüderlichkeit und Gotteskindschaft zu bezeugen, zu der alle Gläubigen berufen sind.

Für die Brüder ist die Gemeinschaft also eher eine *Erfahrung* als ein Ort, oder besser gesagt, die Brüder leben in Gemeinschaft und versammeln sich an einem *Ort*, um diese Erfahrung in ihrer ganzen Tiefe ausschöpfen zu können. Auf diese Weise antworten sie auf den Ruf, *Experten der Gemeinschaft*<sup>64</sup> zu sein, wirksame Zeichen dafür, dass es möglich ist, tiefgehende in der Liebe Christi verwurzelte Beziehungen zu leben.

Die Liebe zueinander ist das Erkennungszeichen der Christen (vgl. *Joh* 13,35). Dieses Zeichen stellen die Brüder dar und es muss jeder Gemeinschaft von Brüdern als Entscheidungskriterium dienen, noch vor dem Kriterium der Effizienz ihrer Werke. Es ist leicht fest-

zustellen, wie in der Gründungszeit eines jeden Ordensinstituts von Brüdern die brüderliche Liebe als Mittelpunkt des Gründungsvorhabens angegeben wird und man sich das Ideal der frühen Christen, „*ein Herz und eine Seele*“ (*Apg* 4,31) zu sein, ausdrücklich zu eigen macht. Von diesem Mittelpunkt her organisieren sie ihr apostolisches Handeln, im Bewußtsein, dass dieses darin besteht, das weiterzugeben, was sie zuvor in Gemeinschaft leben. Ihre Brüderlichkeit schafft Brüderlichkeit und ihre Sendung zeichnet sich von Anfang an als *Communio sein und Communio schaffen* ab.

#### Brüderlichkeit und evangelische Räte: ein Zeichen gegen den Trend

25. Das prophetische Zeugnis der Brüderlichkeit<sup>65</sup> ist für die Brüder mit der Verpflichtung verbunden, den Lebensstil Jesu anzunehmen. Die gottgeweihte Ehelosigkeit erlaubt es ihnen, das Gemeinschaftsleben in Fülle zu leben und allen Brüder zu sein, statt eine ausschließende Liebe zu leben. Die Armut als Entscheidung zu einem nüchternen und einfachen Lebensstil und dazu, die Güter mit den andern zu teilen, ermöglicht es, die brüderliche Gemeinschaft zu erfahren.<sup>66</sup> Der Gehorsam schließlich, durch den sich alle an einem gemeinsamen Vorhaben beteiligen, „vereint trotz der Vielfalt der Gaben und der Achtung der individuellen Persönlichkeit der einzelnen ... in demselben Zeugnis und in derselben Sendung“.<sup>67</sup>

Dieses prophetische Zeugnis erfordert zunächst einen Bruch mit dem Herkunftsort, mit der Familie, den Freunden, der Stadt... um diese dann aus der Verwurzelung in der neuen Familie heraus zurückzugewinnen, im neuen Rah-

men der universellen Brüderlichkeit. Die Gemeinschaft der Brüder lebt ihre prophetische Sendung gegen den Trend, denn ihr dem Evangelium gemäßer Lebensstil ist dem Lebensstil entgegengesetzt, den die Welt fördert. Sie ist eine aus dem Geist geborene „Brüderlichkeit, der inneren Freiheit dessen, der auf Gott vertraut trotz der menschlichen Grenzen all derer, die ihn repräsentieren“.<sup>68</sup> So ist die Gemeinschaft der Brüder ein Ort vielfältiger Verpflichtungen, der gegenseitigen Abhängigkeit, der Eintracht und Solidarität, der sich öffnet und nach außen geht, mit einer anspruchsvollen Lebensweise, die ständig im Licht des Evangeliums bestehen muss. Man darf jedoch nicht vergessen, dass es sich um ein zerbrechliches Zeichen handelt, das ständig erneuert werden muss; es muss auf dem Weg gelebt werden, der zur Heiligkeit führt, in der Dynamik des Evangeliums, welche die Strukturen ständig mit Leben erfüllt und wiederherstellt.

#### Gemeinschaft auf der Suche

26. Wenn der Apostel Paulus von seinem Berufungserlebnis erzählt (vgl. Apg 22,3-21) stellt er die Frage: „*Was soll ich tun, Herr?*“ Die Frage zeigt die totale Kehrtwende seiner Einstellung, die darin besteht, dass er seinen eigenen Weg verlässt, um den Weg Jesu einzuschlagen. Die Antwort wird er nicht in der exakten Erfüllung des Gesetzes und den Traditionen der Synagoge finden, sondern im Hören auf die Personen, im Deuten der Ereignisse und in der Betrachtung des geoffenbarten Wortes. Bei der Bewältigung der Gegenwart, müssen die Ordensbrüder das Risiko eingehen und wie Paulus fragen „*Was soll ich tun, Herr?*“ Diese Frage ist je-

doch nur dann ehrlich, wenn ihr die Bereitschaft vorausgeht „*aufzustehen*“, denn dies ist die erste Aufforderung der Antwort (vgl. Apg 22,10-16). Das bedeutet, dass Treue in der heutigen Zeit die persönliche Bereitschaft zu Veränderung und zum Umdisponieren verlangt. Ohne diese Bereitschaft wird auch die Erneuerung der Strukturen wenig Wert haben.

Der Bruder richtet die Frage nicht an sich selbst, sondern an Jesus, den Herrn, denn er möchte Seinen Willen erkennen und erfüllen. Er muss ein kontemplativer Mensch sein, um diesen Willen im Licht des Wortes Gottes, in den Personen und Ereignissen zu entdecken. Dieses Licht erlaubt es dem Bruder, das Alltagsleben vom Herzen Gottes her zu deuten und jeden Moment als Zeit der Gnade und Erlösung zu leben. Wie alle Formen des christlichen Lebens ist auch das geweihte Leben ein *Suchen nach Vollkommenheit in der Liebe*.<sup>69</sup> Die Berufung des Bruders und sein Engagement, alle an die Verpflichtung zur Heiligkeit zu erinnern, sind auch Grund für eine größere Anstrengung.<sup>70</sup> Bei der genannten Suche müssen die Brüder sehr darauf achten, dass das Gemeinschaftsleben keinen Verschleiß erfährt. Viele Faktoren können es zerstören, wenn die Brüder es nicht täglich aufbauen und die Verletzungen und Reibungen, die entstehen, wiedergutmachen. Teil ihres Bekehrungsprozesses ist die *ständige* Rückkehr zum Wesentlichen, zu ihrer prophetischen Sendung innerhalb der Kirche: Die Brüderlichkeit als von Gott empfangenes Geschenk zu leben und sie mit Seiner Hilfe und gemeinsamem Engagement, in die Gemeinschaft hinein und nach draußen, aufzubauen.

**Die Sendung – Brüderlichkeit:  
Gabe, die wir schenken**

*Das Leben als Brüderlichkeit gegenüber den Geringsten: „Was ihr einem von diesen meinen geringsten Brüdern getan habt“ (Mt 25,40)*

27. Zwei Bilder aus dem Evangelium illustrieren den Sinn der Sendung des Ordensbruders. Eines zeigt uns Jesus voll Mitleid mit der Menschenmenge, „denn sie waren wie Schafe, die keinen Hirten haben“ (Mk 6,34). Er sättigt sie reichlich mit dem Brot seines Wortes, und von Mitleid bewegt bittet er seine Jünger, dass sie ihnen auch das Brot des natürlichen Lebens austeilten: „Gebt ihr ihnen zu essen“ (Mk 6,37).

Das andere Bild zeigt uns ebenfalls Jesus, den *Menschensohn*. Aber diesmal zeigt sich sein Mitleid als authentische Brüderlichkeit mit den am meisten Benachteiligten, soweit, dass er sich mit ihnen identifiziert. Sein Gebot wird zu einer feierlichen Mahnung: „Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan ... Was ihr für einen dieser Geringsten nicht getan habt, das habt ihr auch mir nicht getan.“ Mt 25,40.45).

Das Bemühen Jesu, die Leiden der Menschen zu lindern und ihre Bedürfnisse zu befriedigen, wird im ganzen Evangelium deutlich, insofern, dass er selbst sich mit den Bedürftigsten identifiziert und darauf hinweist, dass nur die, welche sich ihrer annehmen, das verheißene Reich erben werden. Ebenso bezieht sich der Auftrag, den die Jünger mit ihrer Aussendung zur Evangelisierung erhalten, nicht nur auf die Verkündigung der geistlichen Botschaft, sondern auch auf die Befreiung von dem, was

die Menschen unterdrückt und ihre Entwicklung behindert,<sup>71</sup> denn „zwischen Evangelisierung und menschlicher Entfaltung – Entwicklung und Befreiung – bestehen in der Tat enge Verbindungen“.<sup>72</sup>

Im Laufe ihrer ganzen Geschichte, hat die Kirche das Gebot Jesu „Gebt ihr ihnen zu essen“ sehr ernst genommen. Ihr missionarisches Handeln war systematisch verbunden mit dem Austeilen des menschlichen Brotes in seinen verschiedenen Formen: Nahrung, Gesundheit, Befreiung, Kultur, Sinn des Lebens usw. Insbesondere berichtet die Geschichte des geweihten Lebens von diesem Bemühen, das die Frohe Botschaft vom Reich Gottes Wirklichkeit werden lässt.

Die Sendung des Bruders folgt derjenigen der beiden soeben betrachteten Bildern dargestellten Bewegung. Einerseits ist sie Frucht eines Herzens, das sich von den Nöten und dem Elend der Menschheit anrühren lässt; in ihnen spürt er den Ruf Christi, der ihn sendet, den Hunger in ganz verschiedenen Formen zu stillen; sein Charisma macht ihn besonders empfänglich für einige von ihnen. Aber das ist nicht genug; der Bruder, dessen endgültige Berufung es ist, sich mit dem Menschensohn zu identifizieren, fühlt sich gedrängt, wie Er zu werden, Bruder der Geringsten. So schenkt er jetzt in der Sendung die Gabe der Brüderlichkeit, die er empfangen hat und die er in seiner Gemeinschaft lebt. Eine Gabe, deren Empfänger die *geringsten Brüder* sind, mit denen Christus sich identifiziert hat. Die Sendung ist nicht „das, was er tut“, sondern sein eigenes Leben, das zur *Communio* mit den Geringsten geworden ist: „Ich muss dem anderen, damit die Gabe ihn

nicht erniedrigt, nicht nur etwas von mir, sondern mich selbst geben, als Person darin anwesend sein“.<sup>73</sup>

#### Teilhabe am Dienst Jesu, des „Guten Hirten“

28. Die Kirche hat hohe Wertschätzung für die Form des geweihten Lebens „... in der die Ordensbrüder innerhalb und außerhalb der Kommunität verschiedene und wertvolle Dienste vollbringen und so an dem Sendungsauftrag teilnehmen, das Evangelium zu verkünden und es im täglichen Leben durch die Liebe zu bezeugen. Denn einige dieser Dienste können als *kirchliche Dienstämter* betrachtet werden, die die rechtmäßige Autorität ihnen überträgt“.<sup>74</sup> Alle diese Dienste bedeuten „Teilhabe am Amt Jesu Christi, dem guten Hirten, der sein Leben hingibt für seine Schafe (vgl. *Joh* 10, 11), und dem demütigen und für das Heil aller sich gänzlich opfernden Diener (vgl. *Mk* 10, 45)“.<sup>75</sup>

Das Bild des Guten Hirten, ebenso wie das des Meisters, der sich mit dem Leinentuch umgürtet und den Jüngern die Füße wäscht, spricht zu uns nicht von Macht, sondern vom Dienen, von Liebe und von Opfer bis zur Hingabe des Lebens. So muss der Bruder seinen Dienst auffassen, welche konkreten Aufgaben auch immer ihm im Zusammenwirken mit seinen Brüdern anvertraut werden. Unter den von den Brüdern ausgeübten Diensten und Ämtern sind einige mehr an das innere Leben der Kirche geknüpft, während andere ihren missionarischen Charakter hervorheben. Einige stehen im Zusammenhang mit eher geistlichen Aufgaben wie dem Dienst am Wort Gottes oder der Liturgie, andere zeigen die Kirche eher um das materielle Wohl der Menschen besorgt, als

kraftvolles Wirken des Geistes für die Heilung und Umwandlung der Welt.

Die Sendung des Bruders reduziert sich nie auf die von ihm ausgeführte Tätigkeit, auch wenn diese apostolischer Natur ist. Sendung bedeutet Evangelisierung im umfassenden Sinn. „Evangelisieren ist in der Tat die Gnade und eigentliche Berufung der Kirche, ihre tiefste Identität. Sie ist da, um zu evangelisieren...“.<sup>76</sup> Das gleiche muss man vom geweihten Leben und besonders vom Leben des Ordensbruders, behaupten können: „In dem Anruf an sie ist daher die Aufgabe enthalten, *sich vollständig der Sendung zu widmen* ... Denn noch ehe sich die Sendung durch äußere Werke kennzeichnet, entfaltet sie sich dadurch, dass sie durch das persönliche Zeugnis für die Welt Christus selbst gegenwärtig macht. Das ist die Herausforderung, das ist die erstrangige Aufgabe des geweihten Lebens! ... Man kann also sagen, die Person des geweihten Lebens ist ‚in Mission‘ eben kraft ihrer Weihe selbst, die entsprechend dem Plan des eigenen Instituts bezeugt ist“.<sup>77</sup> Auf dieser so engen Beziehung zwischen Sendung und Weihe beruht die Einheit des Lebens des Ordensbruders, der sich kraft seiner Weihe in der Sendung engagiert und seine Weihe in der Sendung lebt.

Alle, auch die noch so apostolischen Tätigkeiten können sich aufgrund von Krankheit oder Alter verändern oder auch ganz aufgegeben werden; die Sendung jedoch bleibt immer bestehen. Das vom eigenen Charisma her gelebte und belebte Werk der Evangelisierung ist der Daseinsgrund des Bruders und das, was seiner Ordensweihe Sinn gibt. Wie Jesus muss auch er sagen können: „*Und ich heilige mich für sie*“ (*Joh* 17,19).

Es handelt sich also nicht um eine Frage der Aufgaben, sondern der Identität: „*Ich bin eine Mission* auf dieser Erde, und ihretwegen bin ich auf dieser Welt. Man muss erkennen, dass man selber ‚gebrandmarkt‘ ist für diese Mission, Licht zu bringen, zu segnen, zu beleben, aufzurichten, zu heilen, zu befreien“.<sup>78</sup> Der Diener ist die Person des Ordensbruders in ihrer Gesamtheit: geweiht, in Gemeinschaft lebend, eins mit der Sendung. Mit seinem ganzen Sein nimmt er das Privileg und die Verantwortung auf sich, für die Kirche den Guten Hirten zu verkörpern, der das Leben für seine Schafe gibt.

#### Die Sendung, die zu den Quellen führt: „Komm und sieh“

29. Der Durst nach Spiritualität tritt in der heutigen Gesellschaft mit Macht zu Tage, droht aber in der Menge der Glaubenssurrogate unterzugehen. Wie Philippus mit Nathanael, so beeilt sich auch der Ordensbruder zu verkünden, dass er den gefunden hat, der Antworten auf die tiefsten Sehnsüchte des Menschenherzens gibt, und wie sie muss er angesichts der Skepsis seines Gesprächspartners ausrufen können: „*Komm und sieh*“ (Joh 1,45-46). Es ist dieselbe Einladung, welche die Samariterin an die Bewohner ihres Dorfes gerichtet hat, nachdem sie die ihr von Jesus dargebotene Quelle lebendigen Wassers gefunden hatte: „*Kommt her, seht, da ist ein Mann, der mir alles gesagt hat, was ich getan habe: Ist er vielleicht der Messias?*“ (Joh 4,29).

Im Bewußtsein ihrer eigenen Unzulänglichkeiten und dennoch fähig, ihre Zeitgenossen auf ihrem Glaubensweg zu begleiten, bieten sich die Brüder als Wegweiser auf der Suche nach Gott

an.<sup>79</sup> Sie gestalten ihre Gemeinschaften, damit sie *Schulen einer echten evangeliumsgemäßen Spiritualität*<sup>80</sup> werden und stellen sie als *bevorzugte Orte* zur Verfügung, *an denen die Wege zu Gott erfahrbar werden*<sup>81</sup>. Als Gemeinschaft sind sie aufgerufen, zum Gebet zu versammeln, die Suche nach Gott und die Gotteserfahrung zu teilen, das Verständnis der Heiligen Schrift zu erleichtern, den Dialog zwischen Glauben und Kultur zu vertiefen...

Die kontemplativen Gemeinschaften konzentrieren ihre Sendung darauf, *die Quellen aufzuzeigen*. Diese Gemeinschaften sind ein mächtiges Zeichen, das unsere gottesferne Gesellschaft hinterfragt. Sie sind Orte der Begegnung für Jugendliche und Erwachsene auf der Suche nach dem tiefen Sinn ihres Lebens. Das Phänomen des spirituellen Erwachens bei den jungen Leuten und der Anziehungskraft der ökumenischen Gebetsgemeinschaften wie der von Tai-zé und anderer katholischer monastischer bzw. klösterlicher Gemeinschaften, sowohl von Männern als auch von Frauen, ist kein Zufall.

Unabhängig von ihrer spezifischen Sendung sollen alle Brüder sich bemühen, *Zeugen der Hoffnung* zu sein, die sie in sich tragen, wie es der hl. Petrus von uns fordert (vgl. 1 Petr 3,15). Das bedeutet der Hoffnung ein Gesicht zu geben, in Situationen von Schmerz und Elend da zu sein, zu zeigen, dass Gottes Zärtlichkeit keine Grenzen kennt, dass die Auferstehung Christi den Sieg garantiert, dass der Gott des Lebens das letzte Wort über Schmerz und Tod haben wird, am Jüngsten Tag alle Tränen trocknen wird (vgl. *Offb* 7,17) und wir als *Brüder und Schwestern* leben werden.

### Sendung der Brüderlichkeit, auf der Suche nach dem verlorenen Bruder

30. Die Charismen der Ordensinstitute der Brüder sind oft Antwort auf Jesu Aufforderung: „Wir wollen ans andere Ufer hinüberfahren“ (Mk 4,35). Der Evangeliumsbericht, den Markus uns überliefert (Mk 4, 35-5, 20), zeigt Jesus und seine Jünger, wie sie heidnisches Gebiet betreten, um die Botschaft vom Reich Gottes zu verkünden. Er spiegelt eine typische Situation des kirchlichen Lebens wider. Angesichts der Versuchung, sich in ihrem eigenen Umfeld abzuschotten, wird die Kirche von ihrem Meister gedrängt, alle Grenzen zu überschreiten. Nichts Menschliches ist ihr fremd und jede menschliche Situation wird für die Kirche stets ein potenzieller Schauplatz ihres Handelns sein, ein Ort, der sich für die Verkündung der Frohen Botschaft vom Reich Gottes eignet.

Die Suche nach dem, der fern ist, dem Fremden, dem Verirrten, nach dem, der aus einer anderen Kultur kommt ... ist ein großes Anliegen in der Frühzeit der Kirche und wiederholt sich wie ein starkes Echo bei der Entstehung der Ordensinstitute. In der Apostelgeschichte bezeichnet der Ausdruck „die Grenzen der Erde“ den Ort, wohin sich die Jünger Jesu mit ihrer Verkündung des Evangeliums wenden sollen: „Ihr werdet meine Zeugen sein ... bis an die Grenzen der Erde“ (Apg 1,8). Von ihren Charismen dazu angeregt, kommen die Ordensbrüder dieser Aufforderung nach.

Wo sind heute die *Grenzen*? Damit sind nicht mehr geografisch entlegene Orte gemeint, sondern Situationen der Ausgrenzung, die *Peripherien* unserer Welt. Die Grenzen sind heute in den verarm-

ten Ländern, in den Entwicklungsländern, und auch in den schwachen Regionen der Industrienationen. Die Grenzen fallen zusammen mit der erschütternden Wirklichkeit, in der heute zahllose Männer und Frauen leben, in Verarmung, Migration, Hunger, Ungerechtigkeit, Gleichgültigkeit und fehlender Empathie gegenüber den Schmerzen des anderen, inmitten von Oberflächlichkeit und dem Verlust religiöser und menschlicher Werte... Die authentisch gelebte und mit dieser Wirklichkeit verflochtene Berufung des Ordensbruders erlangt tiefe Sinnhaftigkeit.

Das Hinausgehen *bis an die Grenzen* wird zu einer *Vorzugsoption* für die Armen, für diejenigen, die sich in einer akuten Notlage befinden.<sup>82</sup> Zu dieser Option sind alle Jünger Christi verpflichtet, da sie zum Wesen des Evangeliums gehört.<sup>83</sup> In der Tat ist sie das Zeichen, das Jesus nennt, als man ihn fragt, ob Er der Verheißene sei (vgl. Mt 11,2-6). Die geweihten Personen, die ein öffentliches Gelübde abgelegt haben, Christus *gleichförmig zu werden*, sind aufgefordert, ihrer Verpflichtung zu entsprechen, für die Armen zu leben und, in dem Maß ihr Charisma das fordert, mit den Armen oder wie die Armen.

Das Lukasevangelium bietet dem Ordensbruder ein Bild, in dem er sich *betrachten* und an dem er sich bei seiner Suche nach dem entfernten Bruder messen kann: das Gleichnis vom Barmherzigen Samariter (Lk 10,30-37). Der von Mitleid bewegte Mann aus Samarien, der sich zum Nächsten und Bruder des unter die Räuber Gefallenen macht, ist Zeichen der barmherzigen Liebe des Vaters.

### Zeichen eines Reiches, das das ganzheitliche Heil der Person sucht

31. Viele Ordensbrüder verwirklichen ihre Sendung in einem weltlichen Beruf, sei es im Gesundheits- oder Erziehungswesen, in der Immigrationshilfe, bei der Begleitung von gefährdeten Kindern und Jugendlichen usw. Sie bezeugen so, dass das Engagement für das Reich Gottes auch das Bemühen beinhaltet, im Hier und Jetzt eine menschlichere und bewohnbarere Welt aufzubauen, und dass die Liebe Christi gebunden ist an die Liebe zur Menschheit, insbesondere zu ihren schwächsten und bedürftigsten Gliedern. Mehr denn je braucht die Welt heute geweihte Personen, die aus dem Herzen der säkularen Gegebenheiten und dem menschlichen Leben heraus bezeugen, dass sie den Gott des Lebens kennen und lieben. In erster Linie müssen wir hier die manuelle Arbeit erwähnen, die viele Brüder leisten. Die Mönche, besonders in den Benediktinerklöstern, trugen im Abendland entscheidend dazu bei, der körperlichen Arbeit, die noch heute in einigen Kulturen als Arbeit für Personen von niederem Rang angesehen wird, ihre Würde und ihren positiven Wert zurückzugeben. Durch ihrer Hände Arbeit bezeugen die Brüder den besonderen Wert der Arbeit, durch die der Mensch an der Vervollkommnung des wunderbaren Schöpfungswerkes mit Gott zusammenarbeitet, sich zum Nächsten seiner einfachsten Brüder macht und sich mit Jesus, Bruder und Arbeiter, identifiziert.

Die Ordensinstitute der Brüder, deren Sendung an die soziale Förderung und an die Ausübung der Menschenrechte in den verschiedenen Bereichen der Ausgrenzung, der menschlichen Ge-

brechlichkeit oder der Reifung der Person geknüpft ist, sind prophetisches Zeichen eines Reiches, das um das ganzheitliche Heil jedes Menschen bemüht ist. Ihre Einbindung in diese Aufgaben und Lebenswirklichkeiten geschieht vorzugsweise als Gemeinschaft. So bezeugen sie eine brüderliche Gemeinschaft, deren Zusammenhalt auf dem gründet, der sie berufen und ausgesandt hat. Selbst wenn die Brüder aufgrund des Alters oder anderer Umstände nicht mehr direkt an beruflichen Aufgaben beteiligt sind, ist die Anwesenheit der geweihten Gemeinschaft in diesen Lebenszusammenhängen weiterhin ein Signal, das den Weg zu einem sinnstiftenden Horizont weist.

Das Reich Gottes ist immer unter uns, es wird hier erbaut; und es geht immer über uns hinaus, übertrifft es doch als Werk des Heiligen Geistes jedwedes menschliche Bemühen. Diese eschatologische Spannung wird in der Weihe, in der Person des geweihten Bruders und ganz besonders in der Gemeinschaft der Brüder sichtbar dargestellt.

### 3. Brüdersein heute: Ein Erzählen von der Gnade

„Bleibt in meiner Liebe!“ (Joh 15,9)

#### Eine Geschichte, die Heilsgeschichte sein soll

32. Wie können die Brüder heute erkennbares *Gesicht* des Bundes sein, in Kontinuität mit dem Dienst des Gottesknechts (vgl. Jes 42,6) und in Treue zu der prophetischen Berufung, die sie vom Herrn empfangen haben? Wie können sie für die gesamte Kirche weiterhin lebendiges und interpellierendes Gedächtnis Jesu sein, welcher dient, die

Füße wäscht und bis zur Hingabe seines Lebens liebt? Werden sie Seine Botschaft hören und wertschätzen können, die Botschaft, die die Kirche von ihnen erwartet und braucht, die Botschaft der Brüderlichkeit? Was bedeutet *Brüder sein heute*?

Die Beantwortung dieser Fragen ist nicht leicht, und die Antworten sind nicht einfach, infolge der Unterschiede zwischen den vielen Ordensgemeinschaften und der je nach Kontinent unterschiedlichen Situation des Ordenslebens.

Das geweihte Leben ist seit jeher ein *Erzählen von der Gnade Gottes* in der Kirche und für die Welt: „Ein Geschenk Gottes des Vaters durch den Geist an seine Kirche“. Durch dieses Geschenk wird der Blick der Gläubigen „auf jenes Geheimnis des Gottesreiches gelenkt, das bereits in der Geschichte wirksam ist, seine Vollendung aber im Himmel erwartet“.<sup>84</sup>

Das Leben der Brüder ist eine Geschichte, eine Heilsgeschichte für ihre Zeitgenossen, und ganz besonders für die Ärmsten. „Die eigene Schönheit des Evangeliums kann von uns nicht immer angemessen zum Ausdruck gebracht werden, doch es gibt ein Zeichen, das niemals fehlen darf: die Option für die Letzten, für die, welche die Gesellschaft aussondert und wegwirft.“<sup>85</sup> Kennzeichen der Brüder ist ihr Bemühen, Geschenk von Gott dem Vater für jene zu sein, zu denen sie gesandt wurden. Sie sind Boten der Liebe des Vaters zum Sohn und des Sohnes zu seinen Brüdern: „*Wie mich der Vater geliebt hat, so habe auch ich euch geliebt. Bleibt in meiner Liebe!*“ (Joh 15,9). Dieses *Bleiben*, um das sie gebeten werden, beinhaltet eine aktive Dynamik, die Dynamik der Liebe.

### Wer ist mein Bruder?

33. Die Frage, was *Brüder sein heute* bedeutet, setzt eine andere Frage voraus: *Wer ist mein Bruder?* Und das Gleichnis vom Barmherzigen Samariter verweist uns auf eine weitere: *Für wen, oder von wem, werden wir Brüder?* Für die Ordensbrüder ist die Antwort klar: vor allem für jene, die ihrer Solidarität am meisten bedürfen und die ihnen von ihrem Gründungscharisma zugewiesen werden.

Um dem „Erzählen von der Gnade“ Vitalität und Realismus zu verleihen, sind die Brüder aufgerufen, sich von biblischen Bildern und von den Vorbildern aus der Zeit der Ordensgründung oder der heutigen Zeit inspirieren zu lassen, die am besten ihr tägliches Leben dem Geheimnis der Liebe und des Bundes öffnen können, das Vater, Sohn und Heiliger Geist offenbart haben.

Die ersten beiden Kapitel dieser Überlegungen sind durchzogen von biblischen Bildern: angefangen von Mose vor dem brennenden Dornbusch und dem Gottesknecht, „Bund für das Volk“, bis zu Paulus, der auf dem Weg nach Damaskus stürzt. Im Zentrum steht die Person Jesu, der uns einlädt, Gedächtnis seiner Liebe zu sein. Die Gesamtheit dieser Bilder stellt für uns den großen Bericht der Heilsgeschichte dar, in der die Brüder am Heilswerk Gottes mitwirken dürfen.

Diese biblischen Bilder müssen einerseits mit jenen aus der Gründungszeit des eigenen Ordensinstituts verbunden werden, die den Brüdern das erste Feuer vor Augen halten, das sie wieder entfachen müssen, und andererseits mit jenen Vorbildern, die heute die Stimme des Heiligen Geistes vermitteln: Gesichter von Brüdern, die in der letzten Zeit

an Orten religiöser oder sozialer Konflikte ihr Leben eingesetzt haben sogar bis zum Martyrium; und auch Gesichter von Kindern, Jugendlichen, Erwachsenen und alten Menschen, die dank der Nähe und Hilfe der Ordensbrüder heute ein Leben in Würde führen.

Da sind viel mehr Gesichter, die noch darauf warten, dass der Barmherzige Samariter zu ihnen kommt, um ihr Bruder zu werden und ihnen Leben zu geben. Mit ihren Blicken erheben sie gegenüber dem Bruder Anspruch auf die Gaben, die er als Mittler erhalten hat, die aber letztlich für sie bestimmt sind. Es sind diese Gesichter, die die Brüder jeglichen Alters heute auffordern, die Gnade neu zu erzählen, indem sie die Leidenschaft für Christus und die Menschheit leben. Die Sorge um das eigene Überleben, damit die Geschichte der Erlösung weiter geschrieben werden kann, ist gerecht. Viel angemessener ist aber das Verlangen, das Leben zu geben, wie das Weizenkorn in die Erde zu fallen, im Wissen, dass Gott dafür sorgen wird, dass es das *Hundertfache* hervorbringt, in der Art und Weise, wie Er es für richtig hält.

#### **Die Grundlagen schaffen:**

##### **Die Anfangsausbildung**

34. Von der Erstausbildung an beginnt die Geschichte vom *Bruder heute* Gestalt anzunehmen: in ihr wird sich der Kandidat für diesen Lebensstil der Erfahrung des Gottesknechts bewusst: „*Der Herr hat mich schon im Mutterleib berufen; als ich noch im Schoß meiner Mutter war, hat er meinen Namen genannt. ... So wurde ich in den Augen des Herrn geehrt, und mein Gott war meine Stärke*“ (Jes 49,1.5). Auf diese Weise in der freien Initiative Gottes und

in der persönlichen Erfahrung seiner unentgeltlichen Liebe<sup>86</sup> verwurzelt, wird der junge Auszubildende im Gefühl der Zugehörigkeit zum Volk Gottes wachsen, aus dem und für das er ausgewählt wurde.

Ein angemessenes Studium der Ekklesiologie der *Communio* wird ihm helfen, mit den Personen in Beziehung zu treten, welche die verschiedenen Lebensformen annehmen, in die sich das kirchliche Leben gliedert.<sup>87</sup> Das wird ihn auch ermuntern, sich als Bruder von allen Brüdern und Schwestern zu fühlen, die das Volk Gottes bilden, und er wird seine eigenen Begabungen entdecken können und schätzen lernen, nicht als etwas, das ihn von den anderen trennt oder über sie hinaushebt, sondern als die Fähigkeit, die er empfangen hat, um etwas Bestimmtes zum Wachstum des Leibes Christi und zu seiner Sendung in der Welt beizutragen.

„Alle in der Kirche haben die Tauf- oder Firmweihe erhalten.“<sup>88</sup> Von diesem gemeinsamen Fundament, vertieft und gelebt in der Perspektive des Gründungscharismas, gelangt man zur Bedeutung der Weihe des Ordensbruders. Die theologisch-charismatische Intuition, die seiner Berufung zugrunde liegt, muss bei der Erstausbildung sehr stark berücksichtigt werden. Diese Intuition bringt eine spezifische Form des Lebens nach dem Evangelium an den Tag, die sich mittels einer besonderen Weihe vollzieht, in der Taufweihe verwurzelt ist und einer eigenen Sendung dient.

#### **Die Hoffnung nähren:**

##### **Die ständige Weiterbildung**

35. Die Brüder erleben ihre Berufung in der heutigen Welt unterschiedlich: Einige mit einer gewissen Enttäuschung

und Frustration, andere mit Treue, Frieden, Freude und Hoffnung. Die ständige Weiterbildung wird notwendig, um die einen anzuspornen, die anderen zu stützen, und um allen die Möglichkeit zu geben, die Gegenwart als eine *Zeit der Gnade und des Heils* (vgl. 2 Kor 6,2) zu erleben. Sie ist heute mehr denn je eine *für die Weihe an Gott wesentliche Forderung*<sup>89</sup> und muss in jedem Institut als ein möglichst genaues und systematisches Projekt geplant werden.

Die ständige Weiterbildung der Brüder ist so ausgerichtet, dass sie in unserer Zeit den Weg der Ordensgründer nachleben können; dass sie in der Gegenwart die Dynamik entdecken und anwenden, die sie bewegte, ein Evangelisierungsprojekt in Gang zu setzen; dass sie das Gründungscharisma im Licht der heutigen Herausforderungen und Möglichkeiten neu lesen, es als Wurzel und Prophetie entdecken und sich von ihm inspirieren lassen, um eine Antwort auf die aktuellen Probleme zu geben.

Ziel der ständigen Weiterbildung ist es, Schlüssel an die Hand zu geben, um das geweihte Leben in der Welt und der Kirche von heute zu leben, und die Kriterien bereitzustellen, die der Präsenz der Brüder im Bereich der Mission Orientierung geben. Diese Weiterbildung muss sie dahin bringen, sich Werte zu eigen zu machen, die ihrem Handeln zugrunde liegen. Sie muss als ein Prozess der gemeinschaftlichen Entscheidungsfindung betrachtet werden, um die Veränderung der ganzen Gemeinschaft zu bewirken und nicht nur einzelner Individuen.

Nach Möglichkeit soll die Ausbildung nicht nur mit den Mitgliedern des eigenen Instituts geteilt werden, sondern

auch mit Personen anderer Lebensstände, die am selben Charisma teilhaben. Es wird auch sehr nützlich sein, sie zu einem guten Teil mit anderen mehr oder weniger affinen charismatischen Familien zu koordinieren, ohne deswegen die Eigenheiten einer jeden Berufung zu vernachlässigen.

### Die Meister des Lebens und der Hoffnung wiedergewinnen

36. Besondere Aufmerksamkeit verdient das Thema der ständigen Weiterbildung der älteren Brüder, aktive Mitglieder beim Schreiben der gemeinsamen Geschichte der Erlösung. Viele der Ordensbrüder erfüllen ihre Sendung in der Ausübung weltlicher Berufe, beispielsweise im Erziehungs- oder Gesundheitswesen. Es bedarf vorab einer Gesinnungsänderung, um zu vermeiden, dass die berufliche Pensionierung die Pensionierung im Ordensleben mit sich bringt. In der Evangelisierung gibt es keine Pensionierung, nur die Art der Teilnahme ändert sich. Eine sehr wichtige Art, die gemeinsame Sendung zu unterstützen, ist durch Gebet und Opfer; eine andere Form der Teilnahme sind die kleinen Dienste, die ein jeder je nach seinem Gesundheitszustand leisten kann; außerdem sind die älteren Brüder Zeugen und Protagonisten der Unentgeltlichkeit.

Der Beitrag, den man von den älteren Personen erwartet, besteht nicht so sehr in der Erfüllung konkreter Aufgaben, als vielmehr darin, es zu verstehen, als *Meister des Lebens und der Hoffnung* inmitten der Gemeinschaft da zu sein, bereit den Weg und die Müdigkeit derer zu begleiten, die mehr in die externen Aufgaben der Sendung eingebunden sind. Auf diese Weise arbeiten sie mit



daran, dass die dienende Gemeinschaft für die gesamte Gesellschaft das *prophetische Zeichen*<sup>90</sup> des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung wird, das diese nötig hat.

#### **Propheten für unsere Zeit**

37. Jede Zeit braucht ihre Propheten. Wir haben bereits verschiedene prophetische Dienste erwähnt, welche die Ordensbrüder der Gesellschaft und der Kirche von heute anbieten, um zu einer größeren Humanisierung der Gesellschaft beizutragen und auf ihre Suche nach Spiritualität zu antworten. Wir führen noch einige weitere an, die der gegenwärtige Zeitpunkt sozialer Veränderungen fordert und die eine Aufforderung an die Ordensbrüder darstellen: *Die Prophetie der Gastfreundschaft*, verstanden als Öffnung und Aufnahmebereitschaft gegenüber dem Anderen, dem Fremden, dem Menschen mit anderer Religion, Rasse oder Kultur. Sie ist ein wesentliches Element des menschlichen Zusammenlebens angesichts der Intoleranz, der Ausgrenzung und des Mangels an Dialogbereitschaft.

*Die Prophetie vom Sinn des Lebens*. Der Dienst des Gesprächs und des unentgeltlichen Zuhörens, dem viele Ordensleute einen großen Teil ihrer Zeit widmen, ist eine Hilfe bei der Entdeckung des Wesentlichen, angesichts der in der Wohlstandsgesellschaft vorhandenen Leere.

*Die Prophetie der Bejahung der weiblichen Werte* in der Menschheitsgeschichte. Hier spielen die Ordensfrauen die Hauptrolle, indem sie die weibliche Lebensanschauung einbringen und so neue Horizonte für die Evangelisierung im allgemeinen öffnen. Die Ordensbrüder tragen dazu bei, diese Prophetie zu vertiefen, durch ihre brüderliche Unter-

stützung und Wertschätzung der weiblichen Präsenz, Ordenschwestern und Laien, bei der Evangelisierung.

*Die Prophetie von der Pflege und vom Schutz des Lebens*, von der Unversehrtheit der Schöpfung. Es gibt Ordensleute, die ihr Leben riskieren, weil sie Praktiken und politische Entscheidungen anprangern, die das menschliche Leben und seinen Lebensraum bedrohen. Andere widmen einen großen Teil ihrer Zeit und Energien körperlichen Arbeiten zur Bewahrung der Natur. Die einen wie die anderen weisen mit ihrer Weihe, auf unterschiedliche Weise, auf den Sinn und den spirituellen Wert des Auftrags hin, unsere Welt für die kommenden Generationen zu bewahren.

*Die Prophetie des weisen Gebrauchs der neuen Technologien*, um sie in den Dienst der Kommunikation zu stellen, Information allen zugänglich zu machen, zum Wohl derer, denen es am schlechtesten geht, und um sie zu einem nützlichen Instrument bei der Evangelisierung zu machen.

#### **In einer Familie:**

##### **Eine neue Art, Kirche zu sein**

38. Heute leben die Ordensbrüder ihre Berufung häufig innerhalb einer charismatischen Familie. Viele dieser Familien existieren schon lange, wurden aber tiefgreifend erneuert, während andere als Ergebnis der vom Zweiten Vatikanischen Konzil propagierten Communio-Ekklesiologie neu entstehen. Sie führen eine neue Art, Kirche zu leben und zu bauen, vor Augen, eine neue Art, die Sendung zu teilen und die verschiedenen Gaben, die der Heilige Geist unter die Gläubigen austeilt, der Allgemeinheit nutzbar zu machen. Sie stellen „ein neues, hoffnungsvolles Kapitel in der

Geschichte der Beziehungen zwischen den Personen des geweihten Lebens und den Laien“<sup>91</sup> dar.

Die Gründungscharismen, die mit den Orden und Ordenskongregationen entstanden sind, breiten sich heute wie Flüsse aus, die das Antlitz der Kirche bewässern und über ihre Grenzen hinaus reichen. Zu ihren Ufern kommen Gläubige aus verschiedenen Lebensständen und mit verschiedenen Lebensplänen, um ihr Wasser zu trinken und sich an der Sendung der Kirche zu beteiligen, aus der Inspiration und der immer wieder erneuerten Kraft dieser Charismen heraus.<sup>92</sup>

Laien, Ordensleute und Priester kommen in einer charismatischen Familie zusammen, um gemeinsam dem Charisma, das diese Familie entstehen ließ, Leben zu geben, um gemeinsam jene Facette des Evangeliums zu verkörpern, die dieses Charisma sichtbar macht, und um gemeinsam derselben kirchlichen Sendung zu dienen, die damit nicht mehr nur Sendung eines einzelnen Instituts ist.

Der Ordensbruder findet in seiner charismatischen Familie ein geeignetes Umfeld, um in seiner Identität zu reifen. Hier teilen die Brüder die Erfahrung der *Communio* und *stärken die Spiritualität der Gemeinschaft* als das wahre Blut, das den Mitgliedern der Familie Leben schenkt und sich von ihr aus auf die ganze Kirche ausbreitet.<sup>93</sup> In der charismatischen Familie haben die Ordensbrüder ihren Platz zusammen mit den anderen Christen und für sie. *Mit ihnen* sind sie Brüder, die eine vom Gründungscharisma beseelte Gemeinschaft für die Sendung aufbauen; *für sie* sind sie Zeichen dieser Brüderlichkeit, die zu verwirklichen sie im geweihten Leben aufgerufen sind.

### Neuer Wein in neuen Schläuchen

39. Neuer Wein braucht neue Schläuche. Es liegt in der Verantwortung der ganzen Kirche, dafür zu sorgen, dass dieser neue Wein nicht nur nicht verloren geht, sondern an Qualität gewinnt. Die Ordensinstitute der Brüder sind dringen aufgefordert, neue Strukturen und Programme für die Erstausbildung und die ständige Weiterbildung zu entwickeln, die den neuen Kandidaten und den derzeitigen Mitglieder helfen, ihre Identität in dem neuen kirchlichen und gesellschaftlichen Kontext wiederzuentdecken und zu schätzen.

Die sogenannten „gemischten“ Institute<sup>94</sup>, von denen das apostolische Schreiben *Vita consecrata* spricht, und die aus Priestern und Brüdern bestehen, sollen ihren Vorsatz voranbringen, die Beziehungen zwischen allen ihren Mitgliedern auf der Grundlage der gleichen Würde zu ordnen, ohne Unterschiede außer denen, die von der Verschiedenheit ihrer Dienstämter herrühren. Damit dieser Fortschritt erzielt werden kann, hoffen wir, dass die Frage der Jurisdiktion der Brüder in diesen Instituten mit Entschlossenheit und in einem angemessenen Zeitrahmen gelöst wird.

Die Theologie des geweihten Lebens ist aufgerufen, besonders durch die Ordensinstitute der Brüder selbst, tiefgehende Überlegungen über das Ordensleben dieser Institute anzustellen. Diese Überlegungen werden sich von der *Communio*-Ekklesiologie und der *Communio*-Spiritualität inspirieren lassen, die Grundlage für das Ordensleben sind, das sich in der Kirche in den letzten Jahrhunderten in Form von *Dienenden Gemeinschaften* entwickelt hat.

Die Oberen und Leitungsorgane der Institute sollen ihre Aufmerksamkeit

schärfen, um die Anzeichen neuen Lebens zu entdecken, um es zu fördern und zu begleiten, und um die Ausdrucksformen des Gründungscharismas in den neuen, für die *Communio*-Kirche typischen Beziehungen aufzuspüren. Die Hirten und die Hierarchie der Kirche sollen die Kenntnis über den Ordensbruder und seine Wertschätzung in den Ortskirchen fördern, indem sie diese Berufung speziell in der Jugendpastoral fördern und es den Ordensbrüdern und -schwestern erleichtern, sich aktiv in den Beratungs-, Entscheidungs- und Ausführungsorganen der Ortskirche zu beteiligen.

#### Der rote Faden:

„Bleibt in meiner Liebe!“

40. Wir schließen diese Überlegungen über Identität und Sendung des Ordensbruders mit der Erinnerung an den Auftrag des Meisters: „*Bleibt in meiner Liebe!*“ (Joh 15,9). Die Brüder sollten dies stets im Auge behalten, wenn sie sich mit Eifer darum bemühen, *heute Brüder zu sein*: „Wir dürfen den roten Faden nicht verlieren!“ Der rote Faden, der sich durch ihr Leben webt, ist die Erfahrung, sich gesamt zu wissen als Zeichen der mütterlichen Zärtlichkeit des Vaters und der brüderlichen Liebe Christi. Das ist es, was all ihren Handlungen und Erlebnissen Einheit verleiht, damit diese zu Heilsgeschichte werden. Geht dieser Faden verloren, zerfällt das Leben in Anekdoten, die nicht mehr auf Gott und sein Reich verweisen, sondern auf sich selbst. In ihrem Eifer, den Erfordernissen der Sendung zu entsprechen, können die Brüder von der Versuchung zum Aktivismus bedrängt werden, muss doch viel *Brot* für die Gäste bereitet werden. Der Aktivismus nimmt ihnen schnell

die Motivationen, die vom Evangelium her kommen, und hindert sie daran, das Werk Gottes zu betrachten, welches sich in ihrem apostolischen Handeln verwirklicht. Wer sich vom Aktivismus mitreißen lässt, der ersetzt schließlich die Suche nach Gott und seinen Willen durch die Suche nach sich selbst.

Die Betrachtung des Bildes von Martha und Maria, die von Jesus in ihrem Haus besucht werden (Lk 10,38-42), ist nützlich. Zwischen den beiden Schwestern herrscht *Spannung*. Sie brauchen einander, aber das Zusammenleben ist nicht immer einfach. Sie sind unzertrennlich, obwohl in jedem Augenblick die eine jeweils über die andere dominieren kann. Aber eine von ihnen ist besonders aufmerksam auf die Tiefe und den Sinn des Lebens, die das Wort Jesu ihr bietet: Maria hat „den besseren Teil“ erwählt, während Martha sich „viele Sorgen und Mühen“ macht.

Der Evangelist Lukas schildert uns die Szene der beiden Schwestern unmittelbar nach der Episode vom Barmherzigen Samariter (Lk 10,30-37), der sich zum Bruder dessen machte, der ihn braucht. Die beiden Bilder ergänzen sich, was ihre Botschaft anbelangt, und erinnern den Ordensbruder an den wesentlichen Schlüssel seiner prophetischen Identität, der ihm das *Bleiben in der Liebe Christi* gewährleistet: Der Bruder ist aufgerufen, Mittler in der Kette der Liebe und des Bundes zu sein, die vom Vater durch Jesus zu uns kommt und die er persönlich erfahren hat. Damit er bei der Erfüllung dieser Aufgabe nicht vergißt, dass er im Werk Gottes nur ein vom Heiligen Geist bewegtes Instrument ist, wird er immer an das Wort Jesu denken müssen: „*Ohne mich könnt ihr nichts tun*“ (Joh 15,5).

Vatikan, den 4. Oktober 2015  
Fest des hl. Franziskus von Assisi

João Braz Kardinal de Aviz  
Präfekt

José Rodríguez Carballo, O.F.M.  
Erzbischof Sekretär

.....

\* © Libreria Editrice Vaticana.

- 1 In diesem Dokument benutzen wir vorzugsweise den im Nachsynodalen Apostolischen Schreiben *Vita consecrata*, Nr. 60 vorgeschlagenen Terminus „Ordensbruder“ oder einfach „Bruder“. Wo möglich, wird dieser Terminus im Plural benutzt, da *der Bruder* nur ein solcher inmitten *der Brüder* ist, d. h. im Kontext der Gemeinschaft und niemals allein. Brüder sein bedeutet immer eine zwischenmenschliche Beziehung, und die soll hier unterstrichen werden.
- 2 Vgl. JOHANNES PAUL II., Nachsynodales Apostolisches Schreiben *Vita consecrata* (25. März 1996), 60.
- 3 Dies ist die von der Synode über das geweihte Leben (Okt. 1994) vorgeschlagene Bezeichnung, die im Apostolischen Schreiben *Vita consecrata*, Nr. 60 übernommen wurde.
- 4 JOHANNES PAUL II., Postsynodales Apostolisches Schreiben *Christifideles laici* (30. Dezember 1998), 19: „Das ist die Grundvorstellung von sich selbst, die die Kirche im II. Vatikanischen Konzil zum Ausdruck gebracht [...] hat: ‚Die communio-Ekklesiologie ist der zentrale und grundlegende Gedanke der Konzilsdokumente [...]‘“.
- 5 Vgl. *Christifideles laici*, 8; 19; 32.
- 6 *Christifideles laici*, 8; *Vita consecrata*, 41.
- 7 *Christifideles laici*, 19.
- 8 Vgl. *ibid.*, 18; 19.
- 9 *Vita consecrata*, 3.
- 10 II. VATIKANISCHES KONZIL, Dogmatische Konstitution, *Lumen gentium*, über die Kirche, 9.
- 11 *Vita consecrata*, 72.
- 12 Vgl. *Christifideles laici*, 55; *Vita consecrata*, 31.
- 13 Vgl. *Christifideles laici*, 16.
- 14 Vgl. *Evangelii nuntiandi*, 59.
- 15 Vgl. *Christifideles laici*, 55.
- 16 Vgl. *Vita consecrata*, 30.
- 17 *Vita consecrata*, 84.
- 18 *Ibid.*, 41; 46.
- 19 *Lumen gentium*, 13.
- 20 *Vita consecrata*, 33; Vgl. 39.
- 21 Vgl. *Lumen gentium*, 44.
- 22 Vgl. *Vita consecrata*, 84; ebenso 15; 21; 25; 26; 27; 42; 51; 80; 92; 105.
- 23 *Ibid.*, 39.
- 24 *Ibid.*, 84-94.
- 25 JOHANNES PAUL II., Apostolisches Schreiben *Novo millennio ineunte*, 43.
- 26 Vgl. *Vita consecrata*, 46, 51; *Novo millennio ineunte*, 43.
- 27 Vgl. *Vita consecrata*, 33.
- 28 *Ibid.*, 16; 31.
- 29 *Vita consecrata*, 55.
- 30 II. Vatikanisches Konzil, Pastorale Konstitution *Gaudium et spes*, über die Kirche in der Welt von heute, 1.
- 31 *Ibid.*, 3.
- 32 Vgl. KONGREGATION FÜR DIE INSTITUTE DES GEWEIHTEN LEBENS UND DIE GESELLSCHAFTEN DES APOSTOLISCHEN LEBENS, Instruktion *Neubeginn in Christus* (19. Mai 2002), 31.
- 33 Vgl. *Christifideles laici*, 24.
- 34 PAPST FRANZISKUS, Apostolisches Schreiben *Evangelii gaudium* (24. November 2013), 99.
- 35 *Vita consecrata*, 60.
- 36 *Ibid.*, Zitat aus der Rede Papst Johannes Paul II. bei der Generalaudienz am 22. Februar 1995.

- 37 Vgl. *Vita consecrata*, 60, *Novo millennio ineunte*, 46.
- 38 Vgl. *Vita consecrata*, 75.
- 39 *Vita consecrata*, 3.
- 40 BENEDIKT XVI., Enzyklika *Deus caritas est* (25. Dezember 2005), 1.
- 41 *Ibid.*
- 42 *Christifideles laici*, 10.
- 43 *Ibid.*, 28.
- 44 *Ibid.*
- 45 *Ibid.*, 13.
- 46 *Vita consecrata*, 30.
- 47 *Ibid.*, 22.
- 48 Vgl. *Christifideles laici*, 22; vgl. *Lumen gentium*, 10.
- 49 Vgl. *Vita consecrata*, 42.
- 50 *Lumen gentium*, 46.
- 51 Vgl. *Vita consecrata*, 16.
- 52 *Ibid.*, 46; 51.
- 53 *Ibid.*, 92.
- 54 Vgl. KONGREGATION FÜR DIE INSTITUTE DES GEWEIHTEN LEBENS UND DIE GESELLSCHAFTEN DES APOSTOLISCHEN LEBENS, Instruktion *Der Dienst des Autorität und der Gehorsams* (11. Mai 2008), 9.
- 55 Vgl. *Vita consecrata*, 15.
- 56 *Vita consecrata*, 84.
- 57 Vgl. *Ibid.*, 73.
- 58 KONGREGATION FÜR DIE INSTITUTE DES GEWEIHTEN LEBENS UND DIE GESELLSCHAFTEN DES APOSTOLISCHEN LEBENS, Instruktion *Das brüderliche Leben in Gemeinschaft* (2. Februar 1994), 12.
- 59 *Christifideles laici*, 32.
- 60 *Lumen gentium*, 48.
- 61 Vgl. *Vita consecrata*, 60.
- 62 II. VATIKANISCHES KONZIL, Dekret über die Missionstätigkeit der Kirche *Ad gentes*, 11.2 und 15.1.
- 63 Vgl. *Das brüderliche Leben in Gemeinschaft*, 3.
- 64 *Vita consecrata*, 46.
- 65 Vgl. *ibid.*, 85.
- 66 Vgl. PAPST FRANZISKUS, Botschaft zur Feier des XLVII. Weltfriedenstages (1. Januar 2014), 5.
- 67 *Vita consecrata*, 92.
- 68 *Ibid.*
- 69 Vgl. *ibid.*, 30; 35.
- 70 Vgl. *ibid.*, 39; 93.
- 71 Vgl. *Mt* 10,1; *Mk* 3,14-15; 6,12-13.
- 72 *Evangelii nuntiandi*, 31
- 73 *Deus caritas est*, 34.
- 74 *Vita consecrata*, 60.
- 75 *Christifideles laici*, 21.3.
- 76 *Evangelii nuntiandi*, 14.
- 77 *Vita consecrata*, 72.
- 78 *Evangelii gaudium*, 273.
- 79 Vgl. *Vita consecrata*, 103.
- 80 *Vita consecrata*, 93.
- 81 *Das brüderliche Leben in Gemeinschaft*, 20.
- 82 Vgl. *Vita consecrata*, 82; vgl. *Evangelii gaudium*, 197-201.
- 83 Vgl. *Evangelii gaudium*, 48-49.
- 84 *Vita consecrata*, 1.
- 85 *Evangelii gaudium*, 195.
- 86 Vgl. *Vita consecrata*, 17.
- 87 *Ibid.*, 31.
- 88 *Vita consecrata*, 31
- 89 *Ibid.*, 69.
- 90 Vgl. *ibid.*, 85.
- 91 *Vita consecrata*, 54.
- 92 Vgl. *Neubeginn in Christus*, 31.
- 93 Vgl. *Vita consecrata*, 51.
- 94 *Vita consecrata*, 61.

# Jugendpastorale Herausforderungen

im Hinblick auf die XV. Ordentliche Generalversammlung der Bischöfe 2018

## Stellungnahme der Deutschen Ordensobernkonzferenz

### A. Einleitung

Das Vorbereitungsdokument zur XV. Ordentlichen Bischofssynode 2018 „Die Jugendlichen, der Glaube und die Berufungsunterscheidung“ spricht u. a. auch die Vereinigungen der Ordensobern an und fordert sie damit auf, sich am weltweiten Konsultationsprozess im Vorfeld der Synode zu beteiligen.

Gerne folgt die Deutsche Ordensobernkonzferenz dieser Einladung, da zahlreiche Ordensgemeinschaften in Deutschland sich für Jugendliche und junge Erwachsene engagieren. So gehört es zum Charisma und zum Selbstverständnis vieler Gemeinschaften und ihrer Mitglieder, Wegbegleiter junger Menschen zu sein und ansprechbar zu bleiben für ihre Fragen und ihr Suchen. Dabei darf nicht verschwiegen werden, dass die meisten Ordensgemeinschaften in unserem Land unter Nachwuchsmangel leiden und einen zunehmend hohen Altersdurchschnitt ihrer Mitglieder verzeichnen. Dadurch sind Ordensgemeinschaften in der Situation, Einrichtungen aus der eigenen Trägerschaft zu entlassen und – dort wo möglich – in neue Verantwortlichkeiten zu übergeben. Auf der anderen Seite bietet die Begegnung von Alt und Jung die Chance eines vielfältigen, für beide Seiten fruchtbaren Austauschs von Erfahrungen, Ansichten und Einstellungen.

Da wir aufgrund des vielfältigen und unterschiedlichen Angebots der Orden in Deutschland keine verlässlichen bzw. allgemeinverbindlichen Antworten auf die einzelnen Fragen des Katalogs geben können, möchten wir lediglich einige Aspekte, die uns wichtig sind, herausstellen. Für ein Gesamtbild in Deutschland weisen wir ausdrücklich auch auf die Rückmeldungen der Deutschen Bischofskonferenz und anderer kirchlicher Institutionen in unserem Land hin.

### Dokumentation

Im Oktober 2018 findet die XV. Ordentliche Generalversammlung der Bischofssynode statt. Sie steht unter dem Thema „Die Jugendlichen, der Glaube und die Berufungsunterscheidung“. Ähnlich wie zur Vorbereitung der Bischofssynode 2015 zur Familienthematik wurde von Papst Franziskus ein weltweiter Konsultationsprozess eingeleitet. Auch die Deutsche Ordensobernkonzferenz (DOK) hat sich daran beteiligt. Die Ordenskorrespondenz dokumentiert die Stellungnahme der DOK.

## B. Vielfältiges Engagement der Orden in Deutschland

Trotz der genannten Alterssituation in zahlreichen Gemeinschaften engagieren sich Ordenschristen weiterhin in vielfacher Weise für Jugendliche und junge Erwachsene in Deutschland. So gehören geistliche Begleitung, das Engagement in der Berufungspastoral, die Begleitung von Firmgruppen, Jugendgruppen und die Jugendbegleitung im Rahmen der Pfarrseelsorge zu ständigen Aufgabenfeldern vieler Ordensleute. Manche Ordensgemeinschaften – z. B. Benediktiner, Pallottiner, Redemptoristen, Salesianer Don Boscos u. a. – unterhalten nach wie vor eigene Jugendbildungsstätten, die Orte der Kontaktaufnahme, aber auch Orte längerer Weggemeinschaft sein können. Nicht wenige Ordensleute in unserem Land kümmern sich um Jugendliche, die am Rand stehen und denen die Teilhabe am gesellschaftlichen Leben aus den unterschiedlichsten Gründen schwer fällt. Viele Gemeinschaften begegnen gerade jungen Menschen da, wo sie sich in einer Krisensituation befinden oder mit schlechten Ausgangsvoraussetzungen zu kämpfen haben. Hier leisten die Ordensgemeinschaften durch ihre Verfügbarkeit und in unaufdringlicher Treue wichtige Arbeit, um junge Menschen auf ihrem ganz persönlichen Weg zu begleiten.

In Deutschland unterhalten verschiedene Gemeinschaften auch eigene Hochschulen oder universitäre Einrichtungen, dabei tragen sie momentan Fakultäten folgender Disziplinen: Philosophie, Theologie, Pflegewissenschaft (Jesuiten, Kapuziner, Pallottiner, Franziskanerinnen, Steyler Missionare). An

einigen Universitätsstandorten sind Ordensleute mit der Hochschuleseelsorge betraut (Jesuiten, Dominikaner, Benediktiner etc.). Darüber hinaus sind eine Vielzahl von Schulen von Orden getragen oder wesentlich geprägt (z. B. Jesuiten, Salvatorianer, Dominikaner, Franziskanerinnen, Benediktiner, Redemptoristen und viele weitere Frauengemeinschaften unterschiedlicher Spiritualität). Hier wird in der Regel auch die Schulseelsorge von Ordensleuten übernommen. Ausbildungseinrichtungen werden bspw. in großem Stil von den Salesianern Don Boscos getragen. Darüber hinaus sind Ordensleute in weiteren Bereichen engagiert und präsent. Besonders hervorzuheben ist, dass Ordensgemeinschaften jungen Erwachsenen in vielfältiger Weise die Möglichkeit bieten, sich in der Jugendverbandsarbeit, in der Flüchtlingshilfe oder als Missionare auf Zeit und in anderen Freiwilligendiensten ehrenamtlich zu engagieren.

Das Gebet und das Eintreten vor Gott für andere gehört selbstverständlich auch zu den täglichen Diensten, die die Ordensleute jungen Menschen schenken. Dies ist gerade für Ordenschristen, die nicht mehr im aktiven Dienst stehen, eine Möglichkeit, die Anliegen junger Menschen aufzugreifen und vor Gott zu tragen. Damit setzen sie ein Zeichen, dass die Jugendlichen in ihrer Suche nach Sinn und Orientierung nicht allein gelassen sind.

## C. Situationsbeschreibung/-analyse

Versucht man die gegenwärtige Situation der Jugendlichen zu erfassen, mit denen Ordensgemeinschaften in

Deutschland Kontakt haben, ist diese als sehr komplex zu beschreiben und von mehreren Faktoren abhängig.

### 1. Gesellschaftliche

#### Grundbedingungen für Identität

Zunächst sind die grundsätzlichen gesellschaftlichen Bedingungen des Erwachsenwerdens zu nennen. Globale Vernetzung und Pluralisierung tragen heute verstärkt zur Komplexität der Lebensbedingungen bei, bringen aber auch neue Wahlmöglichkeiten mit sich. Die individualisierte Ausbildung von Identität kann mit dem deutschen Sozialpsychologen Heiner Keupp als „Identitätskonstruktion“ bezeichnet werden. Dieser Begriff bringt zum Ausdruck, dass Identitäten, sei es beruflich, familiär oder religiös, nicht mehr sozial vorgegeben sind, sondern aktiv erarbeitet werden müssen. Eine Konsequenz dessen ist, dass Lebensentwürfe stark experimentell angelegt sind. Die Lebenserfahrung junger Menschen ist „fluide“. Veränderte Geschlechterrollen haben Einfluss auf Familien- und Berufsbilder, auch die Kontaktformen sozialer Netzwerke prägen mit ihren virtuellen und digitalen Möglichkeiten das Beziehungsverhalten. Die Etappe der Jugend wird häufig durch die ökonomische Situation, aber auch durch den Einfluss von Jugendkulturen verlängert. Das Bildungssystem entlässt einerseits junge Menschen immer früher in die Berufswelt, andererseits lässt sich eine Verlängerung der Jugendphase feststellen. Befristete Jobmöglichkeiten und projekthafte Berufsläufe führen u.a. auch zu einer späteren Bindung, sei es im familiären oder auch im religiösen Bereich. Freundschaft gehört seit Jahren stabil zum größten Wert für die junge

Generation, auch der Wunsch nach Familie bleibt relativ konstant, während traditionelle Werte momentan sogar wieder wichtiger werden. Bindungen sind also keineswegs passé, zeigen sich aber häufig in neuen, ereignisgebundenen und oft zeitlich begrenzten Gemeinschaftsformen. Die soziale Schere zwischen Arm und Reich wird auch in Deutschland momentan immer größer. Kinderarmut wächst, psychische und körperliche Verwahrlosung treffen immer mehr Kinder und Jugendliche.

### 2. Kirche, Religion und Glaube

Für viele junge Menschen ist die Kirche eine Welt, die kaum mit ihren Lebenswelten korreliert. Sinnsuche wird als stark individualisiert und losgelöst von kirchlichen Institutionen wahrgenommen. Gerade der Glaube an einen persönlichen Gott geht bei deutschen, christlich geprägten Jugendlichen im Vergleich zu muslimischen stark zurück. Religion ist keine Größe, die den Alltag wesentlich prägt. Für andere führt gerade die Erfahrung der großen Komplexität von Lebensbereichen und Pluralität von Deuteangeboten dazu, in der Religion einen Zufluchtsort zu finden. Einige junge Menschen, wenn auch sicher eine Minderheit, suchen auch in Kirche, Orden oder anderen religiösen Gemeinschaften Heimat und Orientierung. Die Schutzfunktion des Glaubens, die eine große Ressource darstellt, führt dann u. U. zu einer Art Verkapselung, wenn sie eine Mentalität der Abschottung oder Ideologisierung begünstigt.

### 3. Zeit

Die Art und Weise, wie Jugendliche und junge Erwachsene in Deutschland mit

ihrer Zeit umgehen, hat sich in den letzten Jahrzehnten stark verändert. Einflussreiche Faktoren sind dabei z.B. die Einführung des achtjährigen Gymnasiums sowie die europaweite Bologna-Reform an den Universitäten. Die freien Zeitfenster, in denen Jugendliche und junge Erwachsene ansprechbar für religiöse Angebote sind, sind knapp bemessen. Die Terminkalender sind neben den Pflichtveranstaltungen in Schule und Uni gefüllt mit Sport, Musik und anderem. Jugendliche, die das Gymnasium besuchen und anschließend studieren, sind jünger als jemals zuvor, wenn sie einen Großteil ihrer Ausbildung abgeschlossen haben. Und zusätzlich buhlen viele andere Anbieter um ihre Aufmerksamkeit, die nicht zuletzt auf dem Feld der sozialen Medien eine hohe Attraktivität entfalten. Diese Tatsachen wahrzunehmen ist für die Jugend- und Berufungspastoral unverzichtbar.

## D. Theologische Deutungen

Die sich verändernde Art und Weise, wie Jugendliche Bindung leben und Beziehungen gestalten, muss auch die theologische Reflexion auf das, was in diesem Kontext Berufung heißen kann, leiten. Das Vorbereitungsdokument zur Jugendsynode spricht von der grundlegenden „Berufung zur Liebe und zum Leben in Fülle“. Dies bedeutet zweierlei: dass jeder Mensch von Gott immer schon vorbehaltlos und unbedingt angenommen ist und dass diese befreiende Zusage selbst Liebe als Antwort hervorbringen will. „Berufung zur Liebe“ ist Berufung des einzelnen zu einem Leben in lebendiger Beziehung mit Gott und der Welt, die – wenn sie in Freiheit

auf den Ruf Gottes antwortet – Frieden und Freude beschert. Damit ist Berufung eine theologisch-anthropologische Grundkategorie, die weit vor allen Erörterungen über Lebensformen und Stände liegt.

Die Berufung zur Liebe lässt sich konkreter fassen, wenn sie in den Resonanzraum gestellt wird, den die drei evangelischen Räte, wie sie zunächst für Ordenschristen spezifisch sind, eröffnen. Mit Johann Baptist Metz lassen sich die drei evangelischen Räte auch als evangelische Tugenden oder als Einweisungen und Wege in die Nachfolge Jesu, zu der jeder berufen ist, verstehen. So verstanden richten sich die drei Räte an alle Christen gleich welcher Lebensform und beziehen sich auf anthropologische Existenziale eines jeden Menschen:

- Keuschheit: Wie gehe ich angemessen und maßvoll mit meinen kreatürlich-schöpferischen Kräften um? Wozu nutze ich sie?
- Armut: Wie und wozu nutze ich die mir zur Verfügung stehenden natürlichen und menschlichen Ressourcen? Wie pflege ich sie? Was benötige ich für ein „Leben in Fülle“?
- Gehorsam: Wonach richte ich mein Handeln aus? Welchem Ruf aus dem Klangteppich vielstimmiger Ansprüche folge ich mit meiner Verantwortung?

Ohne diese Gesichtspunkte an dieser Stelle vertiefend erörtern zu können, ist festzuhalten: Die hier mehr unter dem Aspekt der Frage, denn als fertige Antworten betrachteten evangelischen Räte können gerade angesichts des experimentellen Charakters heutiger Lebensentwürfe (s.o.) Impulsgeber für die Ent-

deckung der eigenen „Berufung zur Liebe“ sein. Weil Ordensleute um ein Leben mit diesen Tugenden täglich ringen, können sie in besonderer Weise Vermittler und Vorbilder bei der Suche nach diesem Schatz christlicher Tradition und Begleiter von Jugendlichen und jungen Erwachsene sein, ihre Berufung zu finden und diese in ihren Lebensentscheidungen konkret werden zu lassen. Insofern ist Jugend- und Berufungspastoral immer auch als „Communio auf dem Weg“ zu verstehen.

Wie pädagogische Begleitung darauf abzielen muss, den jungen Menschen in die Selbständigkeit und Selbstverantwortung zu entlassen, so hat auch die pastorale und geistliche Begleitung Jugendlicher (und auch Erwachsener) die „Selbstwerdung im religiösen Verhältnis“ (Klaus Mertes) zum Ziel. Jugend- und Berufungspastoral münden daher in der religiösen Freiheit des ihr anvertrauten Menschen. Nur jeder Einzelne – nicht der Begleiter – kann für sich auf den Anruf Gottes antworten. Dies ist vor dem Hintergrund mancher Formen des Machtmissbrauchs durch Begleiter (namentlich sexueller und geistlicher Missbrauch) in besonderer Weise zu beachten.

## E. Pastorale Herausforderungen

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich eine Reihe von Herausforderungen für die Jugendpastoral in Deutschland, die auch die Ordensgemeinschaften betreffen.

### 1. Doppelte jugendpastorale Aufgabe der Orden

Die Trennung von „Jugendpastoral“ und „Berufungspastoral“ wird zunehmend unscharf. Dies ist nicht zwingend

als problematisch einzustufen, sondern ist vielmehr Ausdruck dafür, dass die Ordensberufung der Berufung zum Menschsein und zum Christsein nachgeordnet bzw. eng mit ihr verbunden ist und einer langen Zeit bedarf, um sich zu entfalten. Jugendliche dazu zu befähigen, ihre „Berufung zur Liebe und zum Leben in Fülle“ (Vorbereitungspapier) zu finden, die sich im Entwurf des Ordenslebens, aber auch in anderen Lebensentwürfen in Gesellschaft und Kirche konkretisieren kann, bedarf eines vielfältigen Angebots. So kommt der Jugendpastoral der Orden eine doppelte Aufgabe zu: Sie steht im Dienst an allen Jugendlichen und jungen Erwachsenen an den Lebenspunkten, an denen sie stehen. Zugleich repräsentiert sie die ganze Bandbreite spezifisch christlicher Charismen und Berufungen und vermag mit ihrem professionellen Personal und Formaten in der konkreten Situation der Entscheidungsfindung eine besondere Hilfestellung zu leisten.

### 2. Öffnung für sozial Schwächere als kirchliche Subjekte

Die Kirchen in Deutschland, auch ihre Jugendarbeit, werden zum größten Teil aus der bürgerlichen Mitte getragen und finden weniger leicht den Zugang zu den sozial schwachen und benachteiligten Jugendlichen. Zwar gibt es caritative Angebote. Um aber dem Auftrag gerecht zu werden, sich allen jungen Menschen gleichermaßen zuzuwenden und ihnen eine Beteiligung am pastoralen Leben zu ermöglichen, ist die Arbeit mit benachteiligten Jugendlichen in Deutschland weiter auszubauen. Es gibt, gerade im Bereich der Orden, einige ermutigende Initiativen. So spielen einzelne Orden eine wichtige

Rolle als originäre Träger von Einrichtungen der Jugendhilfe. Als solche haben sie Zugang und Kontakt zu den sozial Benachteiligten und erfüllen den wesentlichen Auftrag von Jugendpastoral: die Begleitung zu einem Leben in Fülle. Auf breiterem Gebiet ist eine Pastoral zukünftig weiterhin zu fördern und darf nicht aus dem Blick verloren werden, die es auch sozial benachteiligten Jugendlichen ermöglicht bzw. sie dazu befähigt, nicht nur Ziel kirchlicher Fürsorge zu sein, sondern Subjekte kirchlichen Lebens.

### **3. Bindungs- und Gemeinschaftsformen**

Der Umgang mit einer Kultur projekthafter Bindung und projektgebundenen Engagements stellt eine Chance gleichwie eine Herausforderung dar. Ordensspezifische und dem jeweiligen Charisma entsprechende Aktivitäten, wie „Kloster auf Zeit“, „Missionar auf Zeit“, die Gestaltung geprägter Zeiten oder sozialer Initiativen leben davon, dass junge Menschen eine Zeit ihres Lebens dafür investieren und prägende Erfahrungen sammeln. Zugleich sind die Ordensgemeinschaften darauf angewiesen, dass junge Menschen auch zu ihnen kommen, um zu bleiben und dauerhaft mitzugestalten.

### **4. Digitale und technische Revolution**

In der theologischen Reflexion und in der pastoralen Praxis gewinnt zunehmend die Tatsache an Bedeutung, dass sich angesichts der rasanten digitalen und technischen Entwicklungen auch das Weltverständnis und das Menschenbild verändern. Jugendliche und junge Erwachsene, die als „digital natives“ in intensiver Weise und selbstver-

ständig mit den neuen Wirklichkeiten aufwachsen, brauchen Orientierungshilfen, um ihre eigene Würde und die eines jeden Menschen erkennen und annehmen zu können. Hier ist ein gemeinsames Suchen, wie dies geschehen kann, unseres Erachtens notwendig.

### **5. Relevanzfrage**

Die größte Herausforderung liegt sicherlich darin, dass in der Breite der Gesellschaft religiöse Lebensentwürfe kaum mehr plausibel erscheinen. Glaube zieht sich in Milieus zurück und fristet ein „Nischendasein“. Es bestehen wenige Verknüpfungen zwischen Alltag und „Sonntag“ (religiösem Leben), wenig pastorale Anknüpfungspunkte an jugendliche Lebens- und Sprachwelten. Wie auf den Relevanzverlust des Christlichen zu reagieren ist, ist die Frage, die im Hinblick auf die junge Generation besonders deutlich wird.

### **6. Zeit geben**

Die äußerlich induzierte Verknappung von Zeit in einer Lebensphase, in der so Vieles, Wichtiges sich entwickeln kann und entwickeln darf, stellt eine Herausforderung für die Begleitung junger Menschen dar. Trotz offensichtlicher Personalnot halten Ordensgemeinschaften bis heute daran fest, dass junge Ordensmitglieder Zeit für ihre Ausbildung und Formung benötigen, um gut in die neue Lebensform hineinzuwachsen. Deswegen können gerade Ordensleute Anwälte einer Wiedergewinnung der Lebenszeit sein, in der ein junger Mensch heranreifen darf. Das bedeutet zunächst, durch Präsenz vor Ort und durch Angebote junge Erwachsene dazu zu ermutigen, sich Zeit für ‚ihre‘ Jugendzeit zu nehmen. Und es kann implizieren, auf

bildungs- und jugendpolitischer wie kirchenpolitischer Ebene für die Entschleunigung der Jugendzeit zu agieren.

#### **7. Anpassung der Formation an ungleichzeitige Eintrittsvoraussetzungen**

Viele Interessenten am Ordensweg kommen heute mit einer abgeschlossenen Ausbildung und nach einiger Zeit der Berufstätigkeit, andere treffen ihre Entscheidung während des Studiums, die wenigsten direkt nach dem Schulabschluss. Das Eintrittsalter verlagert sich tendenziell nach hinten, und durch ordensinterne Formationszeiten wird die Phase der Ausbildung zusätzlich in die Länge gezogen. Mit dem Moment der offiziellen Bindung erhalten sie andererseits häufig vielfältige Verantwortung, da in kleiner werdenden Gemeinschaften die personellen Ressourcen knapp sind. Diese Ungleichzeitigkeiten in der Entwicklung gehen mit langen und sehr individualisierten Berufungswegen einher. Von den Postulantinnen und Postulanten sowie Novizen und Novizinnen sind einige kirchlich sozialisiert, andere kommen nach einem konversiven Prozess mit sehr divergierenden Voraussetzungen im theologischen Wissen und in der religiösen und rituellen Praxis. Für die Formation stellt dies neue Anforderungen. Es gilt, Räume für zunehmend unterschiedliche Altersgruppen und biografische Wege zu eröffnen.

## **F. Schlussbemerkungen**

Diese Überlegungen können keine umfassende Analyse und Problemanzeige bieten, schon gar nicht sind sie ein geschlossenes Konzept für eine zukünftige Jugend- und Berufungspastoral. Sie wollen lediglich einige Aspekte aufzeigen, die aus unserer Sicht und aus unseren Erfahrungen heraus hierfür von Bedeutung sind. Die Deutsche Ordensobernkonzferenz ist froh und dankbar dafür, dass sich die Bischofssynode auf der Grundlage eines weltumspannenden Konsultationsprozesses den Jugendlichen von heute zuwendet. Denn sie sind die Zukunft und die Hoffnung der Welt, die sich in einem historisch einzigartigen Wandlungsprozess befindet. Die junge Generation hat es verdient und auch ein Recht darauf, dass ihre Ideen und Ideale, ihre Kritik und ihr Gestaltungswille, aber auch ihre Sorgen und Nöte Gehör finden und dass die Kirche jungen Menschen dabei hilft, ihre „Berufung zur Liebe“ zu entdecken und ihr zu folgen. Als Ordenschristen wollen wir uns nach unseren Kräften an diesem Werk auch weiterhin beteiligen.

*Bonn, den 16. Oktober 2017*

*Im Namen des erweiterten Vorstands  
der Deutschen Ordensobernkonzferenz*

*Abt Hermann-Josef Kugler O.Praem.*

*1. Vorsitzender*

## Wolfgang Schumacher O.Carm.

P. Wolfgang Schumacher O.Carm. war von 1989 bis 2005 Generalsekretär der Vereinigung Deutscher Ordensoberen (VDO).



Wolfgang Schumacher O.Carm.

## Wie kam es zur Gründung der Arbeitsgemeinschaft der Ordensarchive?<sup>1</sup>

Es war ein langer Weg und eine „schwere Geburt“: Wenn man im Zeitraffer die vielen Anläufe sieht, bis es endlich zur Gründung dieser Arbeitsgemeinschaft kam, auf deren 20-jähriges Bestehen wir heute zurückblicken, darf man sich freuen, dass es dann schließlich doch noch dazu kam.

Alles begann schon 1966, als Julius Kard. Döpfner, der damalige Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, die Ordensoberen-Vereinigungen der Männer- und Frauenorden zur Mitwirkung in der damals neu gegründeten „Bischöflichen Hauptkommission für die kirchlichen Archive in Deutschland“ einlud. Die Geschäftsordnung dieser Kommission sah vor, „*daß die Konferenzen der Höheren Ordensoberen in Deutschland für die angeschlossenen sowohl männlichen wie weiblichen Orden und Kongregationen je einen Archivar bzw. eine Archivarin in die Bischöfl.*

*Hauptkommission entsenden.*“<sup>2</sup> Für die Männerorden konnte nach längerem Suchen schließlich der Windberger Prämonstratenser Dr. Norbert Backmund als Ordensvertreter in der „Bischöflichen Hauptkommission für die kirchlichen Archive in Deutschland“ gewonnen werden.

Seiner Initiative ist es zu verdanken, dass am 6./7. April 1972 eine erste „Tagung der deutschen Ordensarchive“ in der Kath. Akademie in München stattfand, an der damals 20 Patres teilnahmen – unter ihnen auch ein gewisser Pater Laurentius Koch OSB, Archivar der Benediktinerabtei Ettal, der dort (25 Jahre vor der Gründung der AGOA) als Protokollführer in Erscheinung trat und ein mehrseitiges „Kurz-Protokoll“ dieser Tagung<sup>3</sup> verfasst hat. Obwohl diese erste Zusammenkunft von Ordensarchivaren viel Zuspruch fand und deren Initiator Pater Norbert Backmund

ein Jahr später eine weitere Tagung dieser Art veranstalten wollte, schrieb er am 28. März 1973 an Dr. Jakob Torsy, den damaligen Direktor des Kölner Diözesanarchivs: „Meine Bemühungen, dieses Jahr eine Archivtagung auf die Beine zu bringen, scheitern.“<sup>4</sup> Nach Pater Backmund versuchte auch der Münsteraner Franziskaner Pater Dominikus Göcking OFM in den späteren 1970er Jahren mehr Zusammenarbeit unter den Ordensarchivaren zu initiieren, aber auch seine Mühe fand nicht die nötige Resonanz.

Jahrelang gab es dann im Bereich des Archivwesens bei den Männerorden

keine Initiativen mehr, während die Frauenorden mit wachsendem Interesse das seit 1974 bestehende Ausbildungsangebot der „Volkersberger Kurse“<sup>5</sup> für Nachwuchskräfte der kirchlichen Schriftgutverwaltung in Registratur und Archiv wahrnahmen.

Seit Etablierung der seit 1983 bestehenden „*Bundeskonzferenz der kirchlichen Archive* in Deutschland“<sup>6</sup>, bestehend aus den Vorsitzenden der Provinzkonferenzen der fünf Kirchenprovinzen und einem erweiterten Kreis beratender Mitglieder, zu denen neben Vertretern der Registraturleiter-Konferenz, der katholischen Verbände und überdiözesaner

## 20 Jahre AGOA



Bild: Exerzitienhaus Himmelsporten

Die Arbeitsgemeinschaft der Ordensarchive (AGOA) vereint als internes Fachgremium der Deutschen Ordensobernkonferenz (DOK) die Ordensarchive, deren Träger Mitglied der DOK sind; als assoziierte Mitglieder gehören ihr zudem Ordensarchive aus dem deutschen Sprachraum und aus der Ökumene an. Ziel der AGOA sind in erster Linie Erfahrungsaustausch, Aus- und Weiterbildung, Abstimmung gemeinsamer fachlicher und rechtlicher Interessen sowie die Vertretung der Interessen der Ordensarchive im öffentlichen und kirchlichen Bereich, vornehmlich in der Bundeskonferenz der kirchlichen Archive in Deutschland.

Im Mittelpunkt der AGOA-Arbeit steht eine jährlich veranstaltete Fachtagung. Auf der ersten dieser Tagungen wurde die AGOA 1997 im Exerzitienhaus Kloster Himmelsporten in Würzburg gegründet. 20 Jahre später kehrte sie nun mit der Jahrestagung vom 3. bis 5. April 2017 an ihren Gründungsort zurück. Zwei Referate, die sich mit der Entstehung und der Geschichte der AGOA befassen, werden anbei und im Folgenden dokumentiert.

Einrichtungen auch Vertreter der Ordensobern-Vereinigungen gehörten, nahm für die Männerorden der seit 1962 amtierende Generalsekretär der VDO, der Redemptorist Pater Dr. Karl Siepen<sup>7</sup>, an den jährlichen Sitzungen der Bundeskonferenz teil, für die Frauenorden die damalige Generalsekretärin der VOD, Schwester M. Adalberta Oeking ADJC. Pater Siepen ergriff 1988 erneut die Initiative zur Gründung einer „Arbeitsgemeinschaft der Ordensarchivare“, was vom damaligen Vorsitzenden der Bundeskonferenz, Prof. Dr. Toni Dieterich vom Archiv des Erzbistums Köln, nachhaltig begrüßt wurde.<sup>8</sup> Auf eine entsprechende Umfrage von Pater Siepen bei den Höheren Ordensobern der VDO wurden ihm 37 Archivare aus Klöstern und Provinzen der Priesterorden namentlich benannt.<sup>9</sup>

Nachdem Pater Siepen Mitte 1989 seine 27-jährige Dienstzeit als Generalsekretär der VDO beendet hatte, durfte ich sein Werk als Amtsnachfolger weiterführen<sup>10</sup> und konnte unmittelbar anknüpfen an die von ihm ermittelten Ordens-Archivare, die ich im März 1990 mit einem Rundschreiben aufmerksam machte auf eine Fachtagung in Ludwigshafen zum Thema „EDV in Kirchenarchiven“, veranstaltet von der Fachgruppe 3 (Kirchenarchive) des *Verbands Deutscher Archivarinnen und Archivare* (VDA)<sup>11</sup>, und in dem ich dafür warb, am Rande dieser Tagung die Gründung einer eigenen Arbeitsgemeinschaft anzusprechen und voranzutreiben.<sup>12</sup> An dieser Tagung nahmen u.a. 23 Ordensleute teil, die sich - wie mir Pater Laurentius Koch später in einem kurzen Bericht mitteilte - am Abend des 11. Juni 1990 trafen, um einen neuen Anlauf zu mehr Gemeinsam-

keit der Ordens-Archivare zu machen. Pater Laurentius schrieb mir von diesem Treffen am Rande der Tagung in Ludwigshafen: „*Alle Anwesenden stimmten einvernehmlich der Intention zu, daß ein Zusammenschluß bzw. eine Arbeitsgemeinschaft der Ordensarchivare zustande kommen sollte. Zwei ähnliche Ansätze in den siebziger Jahren, ..., verliefen im Sande, weil es*“ - so vermutete Pater Laurentius, „*keine institutionelle Rückbindung gab. Eine solche Rückbindung oder Anlehnung an die VDO mit Kontakt zum VDA müßte aber zustande kommen, damit die Angelegenheit fruchtbar und hilfreich werden kann.*“<sup>13</sup>

Wir haben also schon drei Akteure beim Versuch eines Zusammenschlusses von Ordensarchivarinnen und -archivaren: die Ordensobern-Vereinigungen, die *Bundeskonferenz der kirchlichen Archive* in Deutschland und die Fachgruppe 3 der Kirchenarchive im VDA, dem zivilen „Verband Deutscher Archivarinnen und Archivare“. Die Ordensobern-Vereinigungen betrachteten es als selbstverständlich, dass ein Zusammenschluss von Ordensarchivarinnen und -archivaren genuin *ihre Sache* ist, so wie es ja längst schon ähnliche Zusammenschlüsse anderer Fachgruppen von Ordensleuten in Form von Arbeitsgemeinschaften unter dem Dach der Ordensobern-Vereinigungen gab.

Gestatten Sie mir an dieser Stelle einen kleinen *Exkurs* zum Selbstverständnis der Ordensobern-Vereinigungen und ihrer kirchenrechtlichen Bedeutung: Die allermeisten Ordensgemeinschaften in Deutschland sind bekanntlich „päpstlichen Rechts“ und damit exempt, sie unterstehen also nicht der Jurisdiktion der Ortsbischöfe. Deshalb bilden die Höheren Oberen und Oberinnen als Jurisdik-

tionsträger ihrer Gemeinschaften eigene Konferenzen.

Insbesondere die Höheren Ordensobern der so genannten „klerikalen Ordensinstitute päpstlichen Rechts“ sind im kirchenrechtlichen Sinn „Ordinarien sui iuris“ mit kirchlicher Leitungsgewalt für ihren Jurisdiktionsbereich (can. 596 CIC), so wie es die Bischöfe als „Ortsordinarien“ in ihren jeweiligen Diözesen sind. Deshalb verstand und organisierte sich die VDO als „Ordinarienkonferenz“ (can. 708 CIC) strukturell und inhaltlich wie die Deutsche Bischofskonferenz mit Vollversammlungen, einem Sekretariat und – seit der Neustrukturierung der DBK im Jahr 1975 – mit vier ständigen Kommissionen („Pastorale Grundfragen“, „Bildung und Erziehung“, „Medien“ und „Weltkirchliche Aufgaben“) analog zu den vier damals neu ins Leben gerufenen Zentralstellen im Sekretariat der DBK in Bonn.<sup>14</sup> Die personelle Zusammensetzung und Arbeitsweise der VDO-Kommissionen entsprach den Bischöflichen Kommissionen der DBK. Ihnen waren als „Fachgremien“ verschiedene Arbeitsgemeinschaften zugeordnet, die seit den 1960er Jahren aus z.T. schon länger bestehenden Fachkonferenzen, Werkwochen und Arbeitskreisen von Ordensleuten entstanden und institutionell mit der VDO verbunden waren, z.B. die Arbeitsgemeinschaften der Novizenmeister, der Direktoren von Ordensschulen und Ordens-Internaten, der Klerikermagister und Scholastikatsleiter, der Cellere und Provinzprokuratoren, der Verantwortlichen für die Jugendpastoral der Orden etc.<sup>15</sup>

Diese Struktur und Organisation der Ordensobern-Konferenzen ermöglichte eine institutionelle Zusammenarbeit mit der Deutschen Bischofskonferenz auf

Augenhöhe und eine Mitwirkung von Ordensvertretern in deren Gremien. Deshalb waren die Generalsekretäre der drei Ordensobern-Vereinigungen persönlich jahrelang die offiziellen Ordensvertreter u.a. in der *Bundeskonferenz der kirchlichen Archive in Deutschland*. Und deshalb ist die AGOA seit ihrer Gründung vor 20 Jahren – nicht kraft eigener Existenz, sondern – im Auftrag der Ordensobern-Vereinigungen und mit deren Legitimation die offizielle Vertretung der Ordensarchive in der Bundeskonferenz. Ich betone das bewusst so deutlich, damit noch einmal klar wird, wohin die AGOA gehört und wo sie angebunden ist. Die AGOA ist ein organischer Teil der inzwischen zur *Deutschen Ordensobernkonferenz (DOK)* fusionierten Vereinigungen der Höheren Oberen der Männer- und Frauenorden in Deutschland, die sich als Pendant zur Deutschen Bischofskonferenz (DBK) versteht.

Aber zurück zur Entstehungsgeschichte der AGOA. Nach der Zusammenkunft der 23 Ordensleute am Rande der Fachtagung des VDA in Ludwigshafen im Juni 1990 mit dem dort erneut formulierten Wunsch nach einem engeren Zusammenschluss von Ordensarchivaren versuchte das Generalsekretariat der VDO, die Gründung einer eigenen Arbeitsgemeinschaft analog zu den schon bestehenden Arbeitsgemeinschaften innerhalb der Ordensobern-Vereinigungen immer wieder auf die Tagesordnung zu setzen. Es fehlte aber weiterhin eine entsprechende Eigeninitiative der Archivare, obwohl ich Pater Laurentius Koch, Pater Robert Jauch und andere in zahlreichen Gesprächen und Briefwechseln gebeten und ermutigt hatte, sich dafür zu engagieren. Keiner biss jedoch

an. Deshalb kam das Vorhaben zunächst auch nicht weiter voran.

Gut zwei Jahre nach dem Treffen in Ludwigshafen stellte Pater Laurentius Koch dem damaligen Vorsitzenden der *Bundeskonferenz kirchlicher Archive*, Dr. Ammerich vom Bistumsarchiv Speyer, in einem Schreiben vom 23. Januar 1993 ziemlich enttäuscht die Frage: „Ist eigentlich jemals etwas in der Angelegenheit der Ordensarchive bzw. Ordensarchivare weiter gegangen? Nach zwei Zuschriften des zuständigen Paters von der VDO – sein Name ist mir im Moment nicht gewärtig – habe ich nie wieder etwas gehört. Aber ich selbst bin alles andere als auf Arbeitssuche“. Dr. Ammerich antwortete postwendend: „Was Ihre Frage bezüglich der Arbeitsgemeinschaft der Ordensarchive bzw. – archivare betrifft, können wir Ihnen mitteilen, daß Pater Wolfgang Schumacher von der VDO, ebenso wie wir, bereit ist, in dieser Angelegenheit organisatorische Hilfestellung zu geben. Die Initiative zur ‚Gründung‘ dieser Arbeitsgemeinschaft müßte allerdings von den Betroffenen ausgehen.“ Das behagte Pater Laurentius offensichtlich nicht sonderlich, denn er meldete wenige Tage danach an Dr. Ammerich zurück: „Besten Dank für Ihr Schreiben vom 09.02.1993. Ich meinerseits sehe mich nicht veranlaßt, die Initialzündung für eine Arbeitsgemeinschaft der Ordensarchive zu ergreifen.“ Und so konnte ich als Ordensvertreter bei den jährlichen Tagungen der *Bundeskonferenz der kirchlichen Archive* längere Zeit nur darüber berichten, dass die Ordensobern-Vereinigungen weiterhin sehr interessiert sind an der Gründung einer „Arbeitsgemeinschaft Archivwesen in den Orden“ und bereit zu jegli-

cher organisatorischer Hilfestellung; es fehle jedoch immer noch eine entsprechende Eigeninitiative aus dem Kreis der Ordensarchivare.

Konkret und endlich zielführend wurde es dann 1995/96. Mitte Februar 1996 bei der Frühjahrssitzung der Vorstände der drei Ordensobern-Vereinigungen im Rahmen der ADOV<sup>16</sup> berichtete ich u.a. über die Verbindungen zwischen den Ordensobern-Vereinigungen und der Bundeskonferenz kirchlicher Archive, die – ich zitiere aus dem Protokoll – „bisher über die Generalsekretäre laufen mangels einer eigenen Fachgruppe von Ordensarchivaren, deren Zusammenfassung zu einer selbständig tätig werdenden Arbeitsgemeinschaft noch immer aussteht. Neben den „Volkersberger Kursen“ und den speziell für Ordensschwestern angebotenen archivischen Aus- und Fortbildungsveranstaltungen gebe es zunehmend Bedarf an Hilfen und Informationen für den Aufbau und die Führung von Ordensarchiven, besonders im Hinblick auf die Nachlässe von Ordensmitgliedern und bei der Auflösung von Niederlassungen und Provinzen. Außerdem gebe es Handlungsbedarf in den Archiven der Generalsekretariate.“<sup>17</sup>

Zugleich konnte ich die Vorstände über das Beratungsergebnis der letzten Tagung der *Bundeskonferenz kirchlicher Archive* am 24./25. Oktober 1995 in Frankfurt informieren, bei der ich unter anderem vom Interesse der VDO und VOD an den „Volkersberger Kursen“ und an der Etablierung einer eigenen „Arbeitsgemeinschaft Archivwesen in den Orden“ zum Gedankenaustausch zwischen den Ordensarchiven berichtet hatte. In der *Bundeskonferenz kirchlicher Archive* gab es „einen allgemeinen

*Konsens hinsichtlich der Bejahung einer Arbeitsgemeinschaft der Ordensarchivare*<sup>18</sup> und es wurde signalisiert, „daß Hilfestellung der Bundeskonferenz bei der Gründung einer ‚Arbeitsgemeinschaft Archivwesen in den Orden‘ möglich sei“.<sup>19</sup>

Die Vorstände beauftragten die Generalsekretariate der VDO und VOD offiziell, die Initiative zur Bildung einer eigenen „Fachgruppe von Ordensarchivaren“ jetzt selbst in die Hand zu nehmen. Ich wandte mich deshalb erneut an die *Bundeskonferenz der kirchlichen Archive* mit der Bitte um Unterstützung, die uns durch Dr. Hermann-Josef Braun, den damaligen Vorsitzenden der Bundeskonferenz, auch zuteil wurde. Ich informierte ihn sowie Pater Laurentius Koch und Pater Robert Jauch über unsere Absicht, im folgenden Jahr die Ordensarchivare und -archivarinnen zu einer Fachtagung mit Gründungsabsichten einzuladen, und bat um konkrete Gestaltungsvorschläge. Daraufhin initiierte Dr. Braun am 14.08.1996 ein „*vorbereitendes Gespräch im Bistumsarchiv Würzburg ... zur Konstituierung einer ‚Arbeitsgemeinschaft der Ordensarchivare und -archivarinnen in der Bundesrepublik Deutschland‘*“<sup>20</sup>, an dem außer ihm (Dr. Braun) der Würzburger Diözesanarchivar Erik Soder von Güldenstube sowie von Ordensseite Pater Laurentius Koch OSB von Ettal und Pater Robert Jauch OFM von der Kölnischen Franziskanerprovinz teilnahmen. Beide Ordensmänner bekräftigten dabei aktenkundig erneut ihre „*feste Intention, ... eine Arbeitsgemeinschaft ins Leben zu rufen, deren Sinnhaftigkeit und Notwendigkeit von allen Beteiligten unterstrichen*“ wurde. Freilich sei „*die ‚Ansiedlung‘ einer solchen*

*Arbeitsgemeinschaft nach Meinung von Pater Laurentius noch ziemlich vage; zunächst ist sie angebunden an VDO, VOD und VOB.*“ Dann wurden Vorschläge für die geplante Fachtagung zusammengetragen, Inhalte und Themen erarbeitet und mögliche Referenten benannt.

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Zwei Wochen später, am 29. August 1996, berichtete mir Pater Laurentius Koch bei seinem Besuch im VDO-Generalsekretariat in Bamberg von den in Würzburg erarbeiteten Vorschlägen für die in Aussicht genommene Fachtagung, zierte sich aber weiterhin trotz aller von mir angebotenen Hilfestellung und organisatorischen Begleitung, zusammen mit anderen Ordensarchivaren die Initiative zur Gründung einer eigenen Fachgruppe oder Arbeitsgemeinschaft in die Hand zu nehmen.

Jetzt galt es, Nägel mit Köpfen zu machen. Noch im Beisein von Pater Laurentius organisierte ich telefonisch für den 26./27.05.1997 das Exerzitienhaus Himmelsporten in Würzburg<sup>21</sup> als Tagungsort für die erste Fachtagung für Ordensarchivarinnen und -archivare und entwarf in Abstimmung mit Pater Laurentius und Pater Robert ein Einladungsschreiben mit Tagesordnung und Tagungsprogramm, das am 18.10.1996 mit VDO-Rundschreiben Nr. 685 den

Höheren Ordensobern der VDO und VOB und ihren Archivaren übersandt wurde.<sup>22</sup> Bis Jahresende 1996 gingen aus dem Bereich der Männerorden immerhin 23 Anmeldungen ein. Das Generalsekretariat der VOD versandte die Einladungen zur ersten Fachtagung erst Anfang 1997.

Bei der Frühjahrssitzung der Vorstände der drei Ordensobern-Vereinigungen am 19.02.1997 konnte ich gemeinsam mit meiner damaligen Amtskollegin Sr. Basina Kloos von der VOD<sup>23</sup> über den Stand der Vorbereitungen einer ersten Fachtagung für Ordensarchivarinnen und -archivare informieren. Ziel dieser Fachtagung aus der Sicht der Generalsekretariate sei es, so heißt es im Sitzungs-Protokoll:

*„... ein Forum für den fachlichen Austausch und für ordensinterne Fortbildung zu schaffen. Im Interesse der VOD liegt es außerdem, daß die bislang vom Generalsekretariat organisierten „Volksberger Kurse“ weitgehend in die Selbstverantwortung der Ordensarchivarinnen/-archivare übergehen. Beide Generalsekretariate wünschen sich darüber hinaus, daß die Leitung einer künftigen „Arbeitsgemeinschaft der Ordensarchivarinnen/-archivare“, die möglicherweise bei dieser ersten Fachtagung gegründet werden kann, die Außenvertretung der Ordensinteressen im Bereich des kirchlichen Archivwesens übernimmt, was bisher von den Generalsekretären persönlich wahrgenommen wurde.“<sup>24</sup>*

Als Beratungsergebnis wurde dann im Protokoll festgehalten:

*„Die Vorstände der drei Vereinigungen begrüßen die Initiative der Generalsekretariate, eine erste Fachtagung für Ordensarchivarinnen/-archivare zu or-*

*ganisieren und dabei eine gemeinsame neue Arbeitsgemeinschaft als Fachgremium und Fachvertretung der Ordensinteressen zu gründen.“<sup>25</sup>*

Damit eine solche Arbeitsgemeinschaft dann auch im Namen der Ordensobern-Vereinigungen im Bereich des kirchlichen Archivwesens agieren könne, wurde festgelegt, dass die Satzung dieser AG von den Vorständen der Vereinigungen zu approbieren sei. Zitat aus dem Protokoll:

*„Dies kann ggf. schon bei der Herbstsitzung der ADOV geschehen, wenn die erforderlichen Schritte bei der Fachtagung im Mai 1997 gelingen.“*

Außerdem beschlossen die Vorstände, den Mitgliederversammlungen von VOD und VDO/VOB die beabsichtigte Gründung der gemeinsamen Arbeitsgemeinschaft der Ordensarchivarinnen/-archivare zur Annahme vorzuschlagen.

## Die Fachtagung

Nachdem schließlich die inhaltliche Planung zur ersten Fachtagung für Ordensarchivarinnen und -archivare stand und Pater Laurentius Koch sich nach einigem Zögern bereit erklärt hatte, die Moderation dieser Fachtagung zu übernehmen, erzeugte die unerwartet hohe Zahl von 160 Anmeldungen kurzfristig organisatorische Probleme.<sup>26</sup> Am Nachmittag des 26. Mai 1997 konnte ich dann im Exerzitienhaus Himmelsporten namens des Veranstalters, der *Arbeitsgemeinschaft der Deutschen Ordensobern-Vereinigungen*, immerhin 111 Teilnehmerinnen und Teilnehmer begrüßen (davon 70 % aus den Frauenorden) und machte gleich zu Beginn diese Tagung deutlich, dass wir diese Fachtagung *„als Initialzündler für eine zukünft-*

tige Arbeitsgemeinschaft“<sup>27</sup> verstanden wissen wollen, die bei künftig jährlichen Zusammenkünften ein Forum für kollegialen Austausch und Information sein soll, verbunden mit Elementen fachlicher Fortbildung. Auch meine damalige Amtskollegin von der VOD, Sr. Basina Kloos, bekundete bei ihrer Begrüßungsansprache das große Interesse auch der Ordensoberinnen-Vereinigung an der Gründung einer Arbeitsgemeinschaft, die sich „als selbstorganisierter und selbststeuernder Selbstläufer entwickelt“.<sup>28</sup>

### Die schwere Geburt der AGOA

Am Vormittag des zweiten Veranstaltungstages (Dienstag, 27. Mai 1997) wurde dann die in der Tagesordnung angekündigte „Gründung einer Arbeitsgemeinschaft für Ordensarchivarinnen und -archivare“ aufgerufen. Mir kam es zu, diesen TOP zu moderieren und inhaltlich vorzustellen, insbesondere den Entwurf von Statuten und Geschäftsordnung dieser AG, auf deren Basis ein erster Vorstand gewählt werden sollte.<sup>29</sup> Es ergab sich dann eine lebhafte, zum Teil kontroverse Diskussion über das weitere Vorgehen, die schließlich in mehrere Anträge mündete:

1. Gründung der AGOA jetzt und Wahl eines Vorstandes auf der Basis des vorliegenden Entwurfs zu Statuten und Geschäftsordnung.
2. Ansetzen einer eigenen Gründungsversammlung in Verbindung mit der nächsten Fachtagung mit der Maßgabe, bis dahin auch die Statuten zu verbessern.

Der erste Antrag wurde schließlich mit großer Mehrheit abgelehnt und statt dessen der zweite Antrag angenommen.

Damit war an sich die jetzt beabsichtigte Gründung der Arbeitsgemeinschaft zunächst vom Tisch. Doch bei der anschließenden Diskussion darüber, wie es denn ohne AG-Gründung und Vorstandswahl weitergehen soll, wurden weitere Anträge zur Abstimmung gestellt:

1. Der vorliegende Entwurf von Statuten und Geschäftsordnung wird als Arbeitsgrundlage ad experimentum für ein Jahr akzeptiert. Änderungsvorschläge werden aufgenommen und bei der nächsten Fachtagung wird eine endgültige Fassung zur Abstimmung gebracht.
2. Bereits jetzt sind Änderungen des Entwurfs vorzunehmen, um damit eine akzeptable Fassung zu erhalten.

Bei der Abstimmung wurde der erste Antrag mit großer Mehrheit angenommen. Daraufhin wurde folgerichtig ein weiterer Antrag gestellt:

Gründung der AGOA jetzt und gleichzeitige Annahme der Entwurfsfassung der Statuten und Geschäftsordnung ad experimentum für ein Jahr, bei gleichzeitiger Aufhebung des bereits erfolgten Beschlusses bezüglich der Gründung der AGOA auf einer eigens dazu einzuberufenden Gründungsversammlung.

Mit großer Mehrheit wurde dieser Antrag bei nur einer Gegenstimme und einer Enthaltung angenommen. Damit war die Gründung der Arbeitsgemeinschaft der Ordensarchivarinnen und -archivare vollzogen.<sup>30</sup>

### Die Wahl des Gründungsvorstands

Die nun folgende Wahl eines ersten Vorstandes der neu gegründeten Arbeitsgemeinschaft ging dann relativ zügig,

auch wenn es nicht einfach war, während der Tagung Archivarinnen und Archivare zu finden, die zu einer Kandidatur für den Vorstand bereit waren.<sup>31</sup> Auf der Basis einer dann doch von den Anwesenden erstellten Kandidatenliste erfolgte auf der Basis der Entwurfsfassung der Statuten die Wahl des ersten Vorstands der AGOA. Mit Zweidrittel-Mehrheit wurde Pater Laurentius Koch OSB von Ettal zum Vorsitzenden gewählt und zu weiteren Vorstandsmitgliedern Schwester Ursula Mensing OCD (Karmel Köln), Pater Robert Jauch OFM (Kölnische Franziskanerprovinz), Schwester Klara Weber OSA (Rita-schwestern Würzburg) und Schwester Hermtrud Gallus FBMVA (Waldbreitbacher Franziskanerinnen Neuwied). Alle Gewählten nahmen die Wahl an.<sup>32</sup>

Die Tagung nahm dann ihren weiteren Verlauf und endete mit der Ankündigung einer zweiten Fachtagung im folgenden Jahr 1998. Wenige Tage später konnte ich den Höheren Ordensobern voll Freude in einem Rundschreiben mitteilen:

*„Mehr als 100 Archivarinnen und Archivare aus deutschen Klöstern und Ordensgemeinschaften - darunter 70% Ordensschwestern - haben sich am 26. und 27. Mai 1997 zu einer ersten Fachtagung in Würzburg versammelt. ... Während der Fachtagung, die nun regelmäßig veranstaltet werden soll (...), wurde unter dem gemeinsamen Dach der Ordensobern-Vereinigungen eine Arbeitsgemeinschaft der Ordensarchivarinnen und -archivare gegründet. Die mit großer Mehrheit verabschiedete Satzung und Geschäftsordnung sieht vor, daß alle Archivarinnen und Archivare der zu den deutschen Ordensobern-Vereinigungen gehörenden 465 Ordens-*

*gemeinschaften und selbständigen Einzelklöster Mitglied der neuen AG werden können. Aufgabe der neu gegründeten Arbeitsgemeinschaft der Ordensarchivarinnen und -archivare (AGOA) wird es sein, den Erfahrungsaustausch und die fachliche Erörterung von Themen und Fragen aus dem Archivwesen im Ordensbereich zu fördern und jährliche Fachtagungen sowie Aus- und Fortbildungsveranstaltungen für Ordensarchivare/innen in Zusammenarbeit mit der Bundeskonferenz der kirchlichen Archive in Deutschland zu organisieren. Außerdem soll die neue Arbeitsgemeinschaft die Abstimmung gemeinsamer fachlicher und rechtlicher Interessen der Ordensarchive und deren Vertretung im kirchlichen Bereich übernehmen, vornehmlich in der Bundeskonferenz der kirchlichen Archive in Deutschland, in enger Zusammenarbeit mit den Generalsekretariaten der Vereinigung der Ordensoberinnen Deutschlands (VOD), der Vereinigung Deutscher Ordensobern (VDO) und der Vereinigung der Ordensobern der Brüderorden und -kongregationen (VOB).“<sup>33</sup>*

Bei der Herbstsitzung der Vorstände der drei Ordensobern-Vereinigungen am 27.11.1997 wurde die Gründungssatzung der AGOA formell approbiert und die AGOA offiziell beauftragt zur Vertretung der Ordensinteressen in der „Bundeskonferenz der kirchlichen Archive“.

Heute – 20 Jahre nach der Gründungsversammlung der AGOA hier an diesem Ort – dürfen wir alle froh sein über die damalige Versammlung so vieler Ordensarchivarinnen und -archivare und deren gemeinsame Initiative zur Gründung der AGOA und dürfen stolz sein auf die inzwischen schon 20-jährige

Erfolgsgeschichte dieser Arbeitsgemeinschaft, auf die Sie heute zurückblicken. Dazu gratuliere ich Ihnen herzlich und wünsche Ihnen viele weitere spannende Fachtagungen und eine engagierte kollegiale Zusammenarbeit zum Nutzen aller beteiligten Ordensarchive.

.....

- 1 Vortrag von P. Wolfgang Schumacher O.Carm., Bamberg, (Generalsekretär der Vereinigung Deutscher Ordensobern VDO von 1989 bis 2005) bei der Jubiläumstagung der AGOA am 3. April 2017 im Exerzitienhaus Himmelsporten, Würzburg, anlässlich ihres 20-jährigen Bestehens (1997-2017).
- 2 Schreiben des Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, Julius Kard. Döpfner vom 17.12.1966 an die Vereinigung Deutscher Ordensobern, die Vereinigung der Ordensoberinnen Deutschlands und die Vereinigung der Ordensobern der Bräderorden und -kongregationen Deutschlands; Quelle: Archiv des Erzbistums Köln (AEK), Depositum *Bundeskonferenz der kirchlichen Archive* in Deutschland (BuKo), Akte Bundeskonferenz Nr. 55.
- 3 Quelle: ebd.
- 4 Quelle: ebd.
- 5 Die *Bundeskonferenz der kirchlichen Archive* in Deutschland bietet seit 1974 im Auftrag der Deutschen Bischofskonferenz Lehrgänge für Nachwuchskräfte der kirchlichen Schriftgutverwaltung in Registratur und Archiv an. Der Lehrgang, der etwa zehn Jahre lang in Volkersberg bei Fulda angeboten wurde, dient in erster Linie der Qualifizierung von Registratoren und Archivaren ohne Fachausbildung für die Tätigkeit in der kirchlichen Schriftgutverwaltung. Der Volkersberger Kurs wird seit 1997 im Katholisch-Sozialen Institut durchgeführt (bis 2016 in Bad Honnef, ab 2017 auf dem Michaelsberg in Siegburg). Nach der Neuorganisation stellt der Volkersberger Kurs ab 2012 auch ein Weiterbildungsangebot zur Verfügung. Die angebotenen Module sind zu diesem Zweck auch einzeln buchbar. Für die inhaltliche Konzeption und die Abstimmung auf die Erfordernisse der Praxis sind die Dozentenkonferenz und der Vorsitzende der Bundeskonferenz verantwortlich.
- 6 Die *Bundeskonferenz der kirchlichen Archive* in Deutschland ist die „Dachorganisation“ des katholischen Archivwesens in Deutschland. Sie besteht in ihrer heutigen Form seit 1983 und geht zurück auf die 1953 gegründete „Arbeitsgemeinschaft der Bistumsarchive“, seit 1966 „Bischöfliche Hauptkommission für die kirchlichen Archive in Deutschland“.
- 7 P. Dr. Karl Siepen CSSR, Generalsekretär der VDO von 1962 bis 1989.
- 8 Schreiben Prof. Toni Diederichs, Vorsitzender der *Bundeskonferenz der kirchlichen Archive* in Deutschland, vom 16.05.1988 an den Generalsekretär der VDO, P. Siepen: „Für Ihre Bemühungen um die Bildung einer eigenen Arbeitsgemeinschaft der Ordensarchivare möchte ich Ihnen aufrichtig danken. Ich freue mich über Ihre Initiative und die positive Resonanz.“
- 9 Mit Rundschreiben Nr. 560 vom 20.01.1988 hatte GenSekr P. Siepen die Ordensleitungen darum gebeten, dem Generalsekretariat die Namen der jeweiligen Provinz-/Abtei-Archivare mitzuteilen. Anfang 1988 trafen die Meldungen in Köln ein. Daraufhin erstellte P. Siepen das erste „Verzeichnis der Ordensarchivare“.
- 10 P. Wolfgang Schumacher O.Carm., Generalsekretär der VDO von 1989 bis 2005.
- 11 Der VdA wurde 1946 gegründet und gliedert sich nach den verschiedenen Archivsparten in acht Fachgruppen. Seit 1961 bilden die Kirchenarchivare innerhalb des VdA eine eigene Fachgruppe, die Fachgruppe 3. Im Rahmen dieser Fachgruppe arbeiten auch die Arbeitsgemeinschaft katholischer Kirchenarchivare mit der *Bundeskonferenz der kirchlichen Archive* in Deutschland und der Verband kirchlicher Archive in der Arbeitsgemeinschaft der Archive und Bibliotheken in der evangelischen Kirche. Zum Erfahrungsaus-

tausch und zur fachlichen Weiterbildung führen beide Arbeitsgemeinschaften Informations- und Fortbildungsveranstaltungen durch, zu denen auch Nichtmitglieder willkommen sind. An der Ausrichtung der jährlichen Archivtage sind die Vertreter der Fachgruppe 3 beteiligt. Neben gemeinsamen Arbeitssitzungen auf den Archivtagen finden gesonderte Sitzungen der Fachgruppe statt, wobei sich die Fachgruppe 3 mit aktuellen Problemen der Arbeit in den kirchlichen Archiven befasst.

- 12 Rundschreiben des VDO-Generalsekretariats vom 13.03.1990 an die Ordens-Archivare: „Mehrfach wurde der Wunsch geäußert, für haupt- und nebenamtliche Ordens-Archivare oder solche, die es werden wollen, eine lockere Arbeitsgemeinschaft innerhalb der VDO zu gründen, die einen fachlichen Erfahrungsaustausch und qualifizierte Fortbildung ermöglicht bei jährlich oder alle 2-3 Jahre stattfindenden Zusammenkünften. Lassen Sie uns Ihr grundsätzliches Interesse an der Gründung einer solchen Arbeitsgemeinschaft auf beiliegender Antwortpostkarte wissen. Möglicherweise könnte die oben angebotene Veranstaltung in Ludwigshafen bereits für die teilnehmenden Ordensleute zu einer „Gründungsver-sammlung“ für eine solche AG der Ordens-Archivare werden, der später auch andere Mitglieder beitreten können.“ – Es kamen nur 14 Rückmeldungen, davon sprachen sich lediglich 8 für die Gründung einer AG der Ordensarchivare aus.
- 13 Schreiben von P. Laurentius Koch OSB, Ettal, vom 14.06.1990 an das Generalsekretariat der VDO; Quelle: AEK, Depositum BuKo der kirchl. Archive in Dt., Akte Bundeskonferenz Nr. 152.
- 14 Vgl. Leugers, Interessenpolitik und Solidarität, Frankfurt 1999, S. 306.
- 15 Vgl. Leugers, Interessenpolitik und Solidarität, Frankfurt 1999, S. 340 ff. ODIV OrdensDirektorenVereinigung mit Sektionen Schule und Sektion Internate, gegr. 1948; AGNO AG Novizenmeister gegr. 1961 (entstanden aus den „Werkwochen“); AGO AG Ordenshochschulen gegr. 1967 (entstanden aus der seit 1926 bestehenden Ordenslektoren-Vereinigung); AGMO AG Männerorden f.d. Pastoral d. geistl. Berufe, gegr. 1969, später AG Berufungspastoral der Orden; AGAL AG Ausbildungsleiter (Klerikermagister und Spirituale der Ordensscholastikate), gegr. 1969; AMDO AG Missionarische Dienste der Orden, gegr. 1972 (entstanden aus der seit 1912 bestehenden „Missionskonferenz“ mit diversen Regionalgruppen); AGCEP AG der Cellerare und Prokuratoren, gegr. 1986 (entstanden aus jährlichen Fachtagungen seit 1978); AGJPO AG Jugendpastoral der Orden, gegr. 1987 (entstanden aus jährlichen „Kontaktertreffen“).
- 16 ADOV „Arbeitsgemeinschaft der Deutschen Ordensobern-Vereinigungen“, gegr. 1959, mit halbjährlichen Zusammenkünften der Vorstände von VDO, VOD und VOB.
- 17 Protokoll der ADOV-Sitzung vom 13./14.02.1996, TOP 9; Quelle: Archiv der VDO (AVDO), Bonn.
- 18 Schreiben des Vorsitzenden der Bundeskonferenz kirchlicher Archive, Dr. Braun Archivdirektor Main, vom 10.07.1996 an P. Laurentius Koch OSB, Ettal. Quelle: Archiv der Deutschen Provinz der Jesuiten (ADPSJ) München, Depositum der AGOA.
- 19 Auszug aus dem Protokoll der Tagung der Bundeskonferenz kirchlicher Archive, 23.-25. Oktober 1995 in Frankfurt, zu TOP 5; Quelle: Anhang zum o.a. Schreiben (vgl. Fn. 17).
- 20 Vgl. Protokollnotizen des Gesprächs am 14.08.1996 in Würzburg, verfaßt von P. Laurentius Koch am 18.08.1996; Quelle: AVDO.
- 21 Im Exerzitienhaus Himmelspforten der Diözese Würzburg fanden seit 1947 mit wenigen Ausnahmen die jährlichen Vollversammlungen der Höheren Ordensoberen der VDO und seit der Gründungsver-sammlung 1953 des „Katholischen Missionsrates“ (später „Deutscher Katholischer Missionsrat“ DKMR) auch dessen Jahrestagungen statt. Auch mehrere Arbeitsgemeinschaften der Ordensobern-Vereinigungen tagten regelmäßig im Exerzitienhaus Himmelspforten wie z.B. die Ordensdirektoren-Vereinigung ODIV/Schule und ODIV/Internate.

- 22 Auszug aus dem Einladungsschreiben vom 15.10.1996: *„Seit Jahren schon besteht der Wunsch nach einer Fachtagung für Ordensleute, die mit Archivarbeiten im klösterlichen Bereich beauftragt sind - ob sie nun eine gute archivische Ausbildung haben oder sich als ‚Autodidakten‘ hineinknien mussten, ob sie hauptamtlich oder ‚nur nebenbei‘ tätig werden. Im Mittelpunkt dieser Fachtagung soll der kollegiale Austausch stehen und eine Fortbildung in wichtigen Themenbereichen des klösterlichen Archivwesens. Gedacht ist z.B. an Themen wie ‚Inhalt eines Archivs‘, ‚Aktenplan‘, ‚Chronik einer Ordensgemeinschaft (Wie gehe ich dem Hauschronisten an die Hand?)‘, ‚Umgang mit persönlichen Nachlässen‘, ‚Papierqualität, Archivtaugliche Materialien‘ etc. Es wird viel Gelegenheit zu persönlichen Fragen und Fallbesprechungen geben.“*
- 23 Sr. M. Basina Kloos, Generalsekretärin der Vereinigung der Ordensoberinnen Deutschlands (VOD) von 1995 bis 1998.
- 24 Protokoll der ADOV-Sitzung vom 18./19.02.1997, TOP 10, Quelle: Archiv der VDO (AVDO), Bonn.
- 25 Ebd.
- 26 Insgesamt gingen 160 Anmeldungen zur ersten Fachtagung für Ordensarchivarinnen und -archivare ein – deutlich mehr als im Exerzitienhaus Himmelsporten (50 Plätze) und dem nachträglich angemieteten Haus St. Klara in Würzburg-Oberzell (20 Plätze) unterzubringen waren. Nachdem 41 bereit waren, sich selbst um Quartiere in Würzburg zu kümmern, konnte schließlich 111 Angemeldeten eine Teilnahme-Zusage gegeben werden (27 % davon waren Ordensmänner, 70 % Ordensfrauen, 3 % Referenten und Gäste).
- 27 Protokoll der ersten Fachtagung für Ordensarchivarinnen und -archivare, 26./27. Mai 1997 im Diözesan-Exerzitienhaus Würzburg-Himmelsporten; Quelle: AEK, Depositum Bundeskonferenz der kirchl. Archive in Deutschland, Akte Bundeskonferenz Nr. 155.
- 28 Ebd.
- 29 In Zusammenarbeit mit P. Laurentius Koch und andere Archivarinnen und Archivaren durchliefen meine Entwürfe für eine Gründungssatzung und für Statuten der neuen AG verschiedene Stadien, bis eine einigermaßen akzeptable Fassung erreicht war, der allen Teilnehmerinnen und Teilnehmern mit der Anmeldebestätigung übersandt worden war.
- 30 Protokoll vom 11. Juli 1997 über die am 27. Mai 1997 erfolgte „Gründung der Arbeitsgemeinschaft der Ordensarchivarinnen und -archivare (AGOA)“; Quelle: AEK, Depositum Bundeskonferenz der kirchl. Archive in Deutschland, Akte Bundeskonferenz Nr. 155.
- 31 Im Vorfeld hatte ich dazu etliche Gespräche mit den bisher beteiligten Ordensarchivaren geführt, die zwar großes Interesse an einer Archivars-AG bekundeten, aber keine Neigung und Bereitschaft zur Kandidatur für einen Gründungsvorstand äußerten. Selbst ein engagierter Archivar, der seit Jahren auf einen Zusammenschluss von Ordensarchivarinnen und -archivaren drängte und bisher schon viel dabei mitgeredet hatte, erklärte noch unmittelbar vor der Fachtagung, dass er sich „keinesfalls weiterhin für die in Betracht gezogene Arbeitsgemeinschaft engagieren kann“. Dieses Zitat eines Archivars-Kollegen übersandte mir P. Laurentius Koch mit Schreiben vom 05.05.1997; Quelle: Archiv der VDO (AVDO), Bonn.
- 32 Protokoll vom 11. Juli 1997 über die am 27. Mai 1997 erfolgte „Gründung der Arbeitsgemeinschaft der Ordensarchivarinnen und -archivare (AGOA)“; Quelle: AEK, Depositum Bundeskonferenz der kirchl. Archive in Deutschland, Akte Bundeskonferenz Nr. 155.
- 33 VDO-Rundschreiben Nr. 692 vom 06.06.1997; Quelle: AVDO Bonn.

## Wolfgang Schaffer

Dr. Wolfgang Schaffer ist Wissenschaftlicher Archivar und Historiker in Köln, Leiter des Archivs des Landschaftsverbandes Rheinland, ehrenamtlicher Archivar der Deutschen Provinz der Schwestern vom Guten Hirten in Würzburg und Mitglied im Vorstand der AGOA.



Wolfgang Schaffer

## 20 Jahre AGOA – Ein historischer Streifzug

„20 Jahre Arbeitsgemeinschaft der Ordensarchive (AGOA)“ bietet einen Anlass zu einer ersten Zwischenbilanz der Tätigkeit einer Arbeitsgemeinschaft, welche sich seit ihren durchaus mühevollen Anfängen konsequent bis in die Gegenwart der elementaren Aufgabe der Überlieferungssicherung verpflichtet sieht. So hat zuletzt die Päpstliche Kommission für die Kulturgüter der Kirche in einer Publikation über „die pastorale Funktion der kirchlichen Archive“ (Arbeitshilfen Nr. 142, Bonn 2016) noch einmal den besonderen Wert, aber auch die Verpflichtung aller kirchlichen Institute zu dieser Aufgabe betont. 20 Jahre sind aber auch ein Zeitraum, den man auch einmal als Ganzes in den Blick nehmen kann. Welche Entwicklungen zeichnen sich ab, was wurde erreicht und wohin bewegt sich die AGOA? Die folgenden Ausführungen basieren auf den Unterlagen der Jahrestagungen der AGOA, aber auch auf den persönlichen Wahr-

nehmungen des Verfassers dieser Zeilen – seit 2001 als Vorstandsmitglied der AGOA.

Über den Weg zur Gründung der AGOA sei auf die Ausführungen von P. Wolfgang Schumacher verwiesen. Das Sprichwort „Aller Anfang ist schwer“ trifft auch in diesem Fall zu. Was sich so recht ergeben würde, das wusste zunächst sicher kaum einer der Beteiligten, und so muss man dem ersten Vorstand der AGOA, der sich 1997 mit P. Laurentius Koch OSB, Sr. Ursula Mensing OCD, Sr. Helmut Gallus (1999 abgelöst durch Br. Damian Hungs), Sr. Klara Weber OSA und P. Robert Jauch OFM konstituierte, den Mut zu einem Aufbruch in eine noch unklare Zukunft zubilligen. Noch war in keiner Weise klar, welche Rolle der archivischfachliche Aspekt spielen würde oder ob der Fokus mehr auf einem auf Austausch ausgerichteten Forum von Ordensleuten liegen würde. Die Protokolle der frühen Jahre stellen auf jeden Fall den be-

trächtlichen Anteil des ersten Vorsitzenden P. Laurentius Koch heraus, dem das Fachliche von Anfang an das entscheidende Anliegen war. P. Laurentius, Benediktiner aus dem Kloster Ettal, war vielfältig engagiert, sei es im Feld der Geschichte der bayerischen Benediktiner-Kongregation oder eben auch darin, den zahlreichen Orden und Kongregationen in Deutschland hinsichtlich einer dauerhaften archivischen Sicherung ihrer eigenen Überlieferung Hilfestellung zu geben. Nicht zuletzt seine gute Vernetzung in die archivische Szene kam ihm dabei zu gute. Er verfolgte die Interessen der Ordensarchive in einer ihm eigenen, man könnte durchaus sagen „Rastlosigkeit“, aber immer mit dem Blick darauf: „Wie können wir helfen.“

Mehr als 160 Anmeldungen auf Einladung von VDO, VOD und VOB, von denen nur 111 berücksichtigt werden konnten, sind damals zur ersten Jahrestagung der AGOA im Kloster Himmelspforten in Würzburg eingegangen. Es hieß dort: „Die Tagungen dieser Arbeitsgemeinschaft sollen jährlich stattfinden, Forum sein für kollegialen Austausch und Information, verbunden mit Elementen fachlicher Fortbildung.“ Es musste sich allerdings erst noch herauskristallisieren, in welcher definitiven Form dies geschehen sollte. Ein erster Schritt zur Gewinnung von Konturen der AGOA war denn auch deren Definition eben nicht mehr, wie zunächst zu Grunde gelegt, als „Arbeitsgemeinschaft der Ordensarchivare und Ordensarchivarinnen“, sondern, durch Satzungsänderung bereits im Frühjahr 1998, hin auf eine Versammlung von Institutionen (nicht Personen). Auf der Tagung in Würzburg 1998 wurde diese

revidierte Satzung nach intensiver Diskussion durch die Mitglieder einstimmig angenommen. Die Ordensarchive rückten also in den Mittelpunkt. Auch ein anderes, uns in der Gegenwart alle paar Jahre umtreibendes Problem stellte sich bereits in der Vorstandssitzung vom 28. November 2000, als es um die Neuwahlen ging: P. Laurentius hielt es damals für noch zu früh, schon in den zweiten Vorstand Laien aufzunehmen. Gleichwohl hat es sich im Rückblick als keineswegs hinderlich erwiesen, dass die Tür dann doch geöffnet wurde, um auch Laien, die als Leiterinnen und Leiter von Ordensarchiven von Anfang an auf den Jahrestagungen vertreten waren, den Zugang in die Vorstandsarbeit zu ermöglichen. Im Folgenden sollen einige Schwerpunkte der Arbeit der AGOA, illustriert an einigen Einzelbeispielen, herausgestellt werden.

Vernetzung ist von Anfang an allen Vorständen ein gemeinsames Anliegen gewesen. So nimmt der Vorstand regelmäßig an Tagungen und Fortbildungen teil, darunter die Bundeskonferenz Kirchlicher Archive und der Arbeitskreis Ordensgeschichte 19./20. Jahrhundert, der einmal jährlich in Vallerendar stattfindet. Enge Kontakte bestehen auch zur Bundeskonferenz Kirchlicher Archive (BKK), an deren Sitzungen der Vorstand mit einem Mitglied vertreten ist, so dass es zu einem unmittelbaren fachlichen Austausch kommen kann. Der Vorsitzende der BKK wird darüber hinaus zu den Jahrestagungen der AGOA eingeladen. Der oder die Vorsitzende der AGOA nimmt regelmäßig an der Vollversammlung der DOK teil. Seit Bestehen der ARGE Ordensarchive Österreich gibt es auch zu den Kolleginnen und Kollegen aus dem Nachbarland



regelmäßige und gute Kontakte, die sich nicht nur auf den Besuch der jeweiligen Jahrestagungen erstrecken, sondern auch schon zu gemeinsamen Jahrestagungen geführt haben: So im Jahre 2003 in München, 2009 in Wien und 2015 in Puchberg - auch die kommende Jahrestagung in München wird eine solche sein.

Die von der AGOA organisierten Jahrestagungen versuchen denn auch seit den Anfängen, Historisches, Archivfachliches und Bildungselemente in ein ausgewogenes gleichwohl abwechslungsreiches Verhältnis zueinander zu bringen. Hierzu gehören einerseits regionalgeschichtliche Vorträge zu dem jeweiligen Bistum des Tagungsortes. Vorzugsweise gehen diese - zumeist am Abend des ersten Tagungstages stattfindend - schwerpunktmäßig auch auf die Ordensgeschichte bzw. die „Geschichte mit den Orden“ ein. Zumeist am Nachmittag des zweiten Tagungstages folgte und folgt eine Exkursion mit bistumsgeschichtlichem Bezug.

Es verwundert nicht, dass in den Fachvorträgen am Anfang denn auch die Frage nach dem Sinn von Archiven gestellt wurde: So sprachen 1997 P. Robert Jauch OFM zum Thema „Archiv - warum überhaupt? Wer nicht weiß, woher er kommt, weiß nicht, wohin er zu gehen hat“ und Erik Soder von Goldenstube zum Thema „Warum sollen Klöster und Ordensgemeinschaften für ihre Archivalien sorgen?“ Solche Fragen müssen heute nicht unbedingt mehr gestellt werden, da sich zum einen die Grundlagen archivischer Arbeit signifikant verändert haben, und zum anderen auch das Bewusstsein der Gemeinschaften für die Bedeutung der Sicherung der eigenen Überlieferung

stärker ausgeprägt hat. In einem Zeitalter dramatischer Rückgänge des Ordenslebens drängt bei vielen Gemeinschaften das Bewusstsein der eigenen Historizität und der Notwendigkeit der Sicherung der historischen Überlieferung immer stärker ins Bewusstsein, und hier greift unmittelbar die Rolle der Archive als „Gedächtnis“ einer geistlichen Gemeinschaft.

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Fachlich relevanter sind allerdings jene archivischen Themen, die einer Sensibilisierung und Optimierung für die tägliche Arbeit in den Ordensarchiven dienen. Zu unterscheiden sind dabei grob mehrere Gruppen:

- Themen mit konservatorischem Inhalt: Beschädigungen von Archivgut, egal ob in Schriftform oder als AV-Medien, drohen solche Überlieferung dauerhaft zu zerstören, wenn nicht den Folgen unsachgemäßer Lagerung und fehlender Gegenmaßnahmen (Feuchtigkeits- und Temperaturschäden, Insektenschäden, Rost- und Tintenfraß, Schäden durch Klarsichtfolien, Klammern, Tesafilm usw.) gezielt und frühzeitig entgegengewirkt wird. Bereits 1998 in Würzburg sprach Norbert Schempp über Schadenserkennung bei Archivgut und bestandserhaltende Maßnahmen für Archivgut, 2005 Günter Müller zum

Thema Papierrestaurierung, 2006 in Erfurt derselbe über „Unersetzliches auf Papier für die Zukunft erhalten“, 2007 in Bad Honnef Florian Gläser über „Vom Aktenschrank zur Staubkiste. Strategien zum Umgang mit versäuertem Archivgut“; 2010 in Hegne Volker Trugenberger „Vom Dachboden ins Internet. Konservierung und Nutzbarmachung eines Bestandes fotografischer Glasplatten im Staatsarchiv Sigmaringen“, 2011 in Hegne Klaus Kramer über Konservierung und Archivierung fotografischer Materialien in Museen und Archiven. 2012 in Freising sprach Peter Pfister über „Schimmelschock in der Freisinger Dombibliothek – Aspekte zur Restaurierung“.

- Ergänzt werden diese Themen durch eher praktisch orientierte: Der Vortrag von Claudia Kauertz „Mit Gummistiefeln, Helm und Folie Archivgut retten“ 2013 in St. Ottilien gehört in diesen Kontext, ebenso wie 2014 in Paderborn Beate Sophie Fleck „Der Notfallverbund Münster“. Nicht erst seit dem Elbehochwasser im Jahre 2006 und dem Brand der Herzogin Anna Amalia Bibliothek in Weimar im Jahr 2004 sind die Schäden, die entstehen können, öffentlich in Erinnerung geblieben.
- Eine weitere Gruppe bildeten Themen zu Fragen der Archivierung: So sprachen 1999 in Mainz Ulrich Helbach über „Die Archivierung audiovisueller Medien, insbesondere Filme, Videos und Tonträger“ und Helmut Jäger über den „Aufbau einer Fotosammlung“, 2002 in Fulda Margit Ksoll-Marcon über Schriftgut-Bewertung, 2005 in Erfurt Johannes Mötsch über „Das Provenienzprinzip

im Archiv“, 2007 in Bad Honnef Hans Ammerich über „Unechtes Archivgut? Zum Umgang mit Sammlungsgut in kirchlichen Archiven“ und Hans-Peter Schwellenbach über „Schriftgutverwaltung bei Ordensgemeinschaften. Aktenplan und Aktenverzeichnis als Hilfsmittel“, 2008 in Bad Honnef Peter K. Weber „Überlieferungsbildung in Ordensarchiven am Beispiel der Benediktinerabtei Maria Laach“. In Freising 2012 sprach zuletzt Helga Penz über „Internationale Verzeichnungsstandards“.

- Fragen des Personen- und Datenschutzes, der rechtlichen Grundlagen archivischer Arbeit, gehören seit jeher zu den zentralen Gesichtspunkten hinsichtlich einer Zugänglichmachung von Archivgut. Deshalb fanden rechtliche Aspekte frühzeitig ihren Platz unter den Vorträgen: 2000 in Mainz Ilona Riedel-Spangenberger über „Kirchenrechtliche Aspekte für die Verwaltung der Ordensarchive“, 2002 in Fulda Siegfried Facht über „Datenschutz“ – Datenschutzrechtliche Fragen und Archivnutzung, 2005 in Erfurt Michael Matscha zu „Sperrfristverkürzung und Sondergenehmigungspraxis“, und 2014 in Paderborn Susanne Kaup über „Datenschutz in Registratur und Archiv der Orden“.
- Hingewiesen werden muss an dieser Stelle aber auch auf jene zentralen Dokumente, die die Grundlagen für die ordensarchivische Arbeit darstellen oder aber wesentliche Hilfestellung zu einzelnen Aspekten bieten und allesamt auf den Jahrestagungen gebührend vorgestellt wurden: Zu erwähnen sind die Ausführungen

von Erik Soder von Guldenstübbe über „Die pastorale Funktion der kirchlichen Archive. Erläuterung des Schreibens der Päpstlichen Kommission für die Kulturgüter der Kirche“ in Würzburg 1998 und ganz besonders jene von Toni Diederich 2001 in Fulda über die „Anordnung über die Sicherung und Nutzung der Archive der Ordensinstitute, Säkularinstitute und Gesellschaften des kirchlichen Lebens in der Katholischen Kirche der Bundesrepublik Deutschland“. In jüngerer Vergangenheit geriet dann auch sehr schnell die neue Kirchliche Archivordnung in den Blick. So berichtete Clemens Brodkorb 2014 in Paderborn über „Die neue Kirchliche Archivordnung (KAO) und ihre Bedeutung für die Orden“. Bereits 2006 hatte dieser in Erfurt mit dem Thema „Praktische Vorschläge betr. die Archive der Provinzen, Häuser und apostolischen Werke. – Eine Handreichung der Jesuiten-Archivare zu Archivfragen“ ein auch für andere Archive nützliches Hilfsmittel vorgestellt, welches in der Folge auch durch zahlreiche andere Archive Rezeption bzw. Verwendung fand.

Dieser Rückblick auf die Tagungen zeigt aber nur einen wenn auch wichtigen Aspekt jener Themen, mit denen sich die AGOA im Laufe der letzten 20 Jahre auseinandersetzte. Es ist aber auch gerade die Hintergrundarbeit, die eine der Voraussetzungen für die Vermittlung fachlich adäquater Inhalte darstellt. Es gilt dabei immer, den speziellen Zweck der AGOA im Blick zu halten und den Mitgliedern Anregungen, Sensibilisierungen und Hilfestellungen an die Hand zu geben. Auch hier sei auf einige Schwerpunkte hingewiesen:

- Am Anfang standen u.a. Satzungsangelegenheiten. Die zunächst noch provisorische Satzung wurde auf der Würzburger Jahrestagung 1998 nach Teilrevision im Plenum einstimmig angenommen. Es sei nicht verschwiegen, dass gerade in den ersten Jahren kritische Einwände eine zum Teil heftige Diskussion auslösten, welche aber letztendlich sachlich bewältigt wurde. Nach Gründung der DOK erfolgte 2007 eine Modifizierung der Satzung und der Wahlordnung. In der jüngeren Vergangenheit hat diese Thematik für die AGOA eine gewisse Brisanz erhalten, nachdem sich 2015 die DOK eine neue Ordnung der Arbeitsgemeinschaften gegeben hat, und die Arbeitsgemeinschaften aufgefordert wurden diese zu übernehmen. Die AGOA ist aber von ihrem Selbstverständnis her keine Arbeitsgruppe der DOK im Sinne der vorgelegten neuen AG-Ordnung, sondern eine Arbeitsgemeinschaft und Interessenvertretung der Ordensarchive, und dieser Zwiespalt wird nicht nur den Vorstand weiterhin intensiv beschäftigen, sondern mit einer hohen Wahrscheinlichkeit auch das Plenum in einer der nächsten Jahrestagungen.
- Frühzeitig rückte bereits der Themenkomplex Digitalisierung/digitale Archivierung in das Blickfeld. Auch wenn vermutlich die Mehrzahl der Ordensarchive noch analog aufgestellt ist und diese solchen Themen mit einer gewissen Distanz, vielleicht auch Misstrauen gegenüberstehen, so hat doch der Computer in vielen Ordensarchiven seit den 1990er Jahren Einzug gehalten. So konnten denn auch auf unseren Jahrestagungen die

archivischen Datenbanken bzw. die Erschließungs-Software MIDOSA, FAUST und AUGIAS vorgestellt werden. Schon 2008 in Bad Honnef referierte Margit Ksoll-Marcon über „Digitale Daten in Ordensarchiven“, und 2013 in St. Ottilien Friedrich Wetter über „Registratur und Archiv in den Ordensgemeinschaften. Herausforderungen im digitalen Zeitalter“. Im Jahr 2016 in Nütschau hat das Thema quasi volle Fahrt aufgenommen. Es sei verwiesen auf die Vorträge von Clemens Brodkorb über „Digitalisierung im Ordensarchiv? Oder kommen wir doch mit Papier davon?“, Claudia Kauertz über „Strategien und Maßnahmen digitaler Bestandserhaltung in den Archiven der Orden“ und Michael Habersack über „File-Ablagen als Quellen der digitalen Überlieferungsbildung“. Solche Themen mögen aktuell noch relativ wenige Ordensarchive tangieren, aber digitale Dokumente kommen ja quasi erst zeitversetzt in die Archive, und viele Verwaltungen haben bereits so genannte Fachverfahren eingeführt, aus denen eines Tages archivwürdige Daten abgeschöpft werden müssen. In Anbetracht des rasanten Wandels der digitalen Welt ist diese Herausforderung unbedingt und fachlich adäquat und frühzeitig anzunehmen. Und auch an unseren Arbeitsplätzen sind wir zunehmend mit der Thematik konfrontiert: Es sei nur die Übernahme von Digitalisaten von Fotos genannt oder auch der Unmenge von E-Mails, von denen ja zumindest ein Teil archivwürdig sein wird. Ein Satz des ersten Vorsitzenden der AGOA, P. Laurentius Koch, sei an dieser Stelle zitiert, der heute schmunzeln lässt,

aber auch deutlich macht, wie schnell die Entwicklung – man blicke nur auf die sog. Social Media – vorangeschritten ist. Er schreibt in einem Rundbrief im Juni 2001: „e-mails – das ist ja eine äußerst praktische Sache für kurze Verständigungen, verführt aber auch zu Sprachverfall und von nicht wenigen (jüngeren) Zeitgenossen zum bedenken- und gedankenlosen ‚Wegjagen‘ einer solchen ‚Botschaft‘ ... Ein Erstkontakt wegen einer inhaltlichen Anfrage sollte nach wie vor brieflich erfolgen. Alles Andere ist formlos bis ungezogen.“

- Als weiteren Punkt ist auf die Öffentlichkeitsarbeit der AGOA hinzuweisen. Leider gibt es immer noch viele Gemeinschaften, die nicht Mitglieder der AGOA sind, obwohl alle vor der Herausforderung der Sicherung ihres historischen Erbes stehen, und spätestens an diesem Punkt die Bedeutung eines konservatorisch gesicherten und systematisch als „Gedächtnis“ fungierenden Archivs in den Mittelpunkt rücken müssten. Mitgliederwerbung und öffentliche Wahrnehmung standen daher von Anfang an im Fokus der AGOA, und bereits der erste Vorstand entwickelte einen wenn auch relativ einfachen Flyer, der aber deutlich macht, dass schon damals die Frage der öffentlichkeitsrelevanten Wahrnehmung als bedeutsam erkannt wurde. An diesem Punkt konnte man aber – zumal angesichts der Möglichkeiten, die das Internet bot – nicht stehen bleiben. 2007 wurde die - bereits 2001 ins Leben gerufene - Homepage der AGOA neugestaltet. 2009 wurde ein neuer Flyer entwickelt, und im selben Jahr auch die Internetseite der

AGOA in Anlehnung an das Corporate Design der DOK neugestaltet. Darüber hinaus sei auf die mehrfach jährlich erscheinenden Rundbriefe verwiesen, in denen die Mitglieder regelmäßig informiert werden.

- In den erweiterten Kontext von Öffentlichkeitsarbeit gehören auch Fortbildungsangebote. Regelmäßig wird auf die Angebote des Volkersberger Kurses und ggf. auch auf andere derartige Angebote zur fachlichen Weiterbildung hingewiesen. Bereits auf der Vorstandssitzung im Oktober 1998 standen im Mittelpunkt u.a. die Fortbildungsmöglichkeiten im Volkersberger Kurs und ein Fragebogen über die Situation der Archive als Voraussetzung für gezielte Fortbildungen, sowie die weiträumige Verteilung von Faltblättern durch die Vorstandsmitglieder. Auch fanden in der Vergangenheit von Seiten der AGOA einige so genannte Regionaltreffen auf Diözesanebene statt, in denen interessierten Gemeinschaften, darunter viele Nicht-Mitglieder der AGOA, ein Einblick in die Herausforderungen archivischen Arbeitens bzw. des Ordensarchivwesens gegeben wurde. 2002 gab es z.B. solche Regionaltreffen in Münster und Köln, 2003 in Rottenburg und München, 2006 in Freiburg und Passau.
- Eine Reihe von so genannten Handreichungen und verschriftlichten Hilfestellungen konnte den Mitgliedern über die Jahre hinweg zur Verfügung gestellt werden. Dazu gehören 2004 die „Handreichung zum Umgang mit Nachlässen“ und 2009 die „Leitlinien für die Höheren Oberen/innen zum Umgang mit gefähr-

detem Schriftgut der Klöster und Ordensgemeinschaften“. Seit 2011 ist die neue Kirchliche Archivordnung in den Blick gerückt, die zentrale aktuelle Regelung des kirchlichen Archivwesens. Aus dieser wurde die Kirchliche Archivordnung Orden, kurz KAO-O entwickelt, die sich in besonderem Maße der Gruppe unserer Ordensarchive annimmt.

Im Jahre 1998 hatte die AGOA 128 Mitglieder, eine Zahl, die bis 2004 auf 164 stieg und zuletzt bei 149 lag. Dieser Rückgang ist nicht nur auf Austritte zurückzuführen – es gab zudem einige Neueintritte –, sondern auch darauf, dass es mehrfach zu Zusammenlegungen von Provinzen gekommen ist, mit entsprechendem Verlust selbstständiger Archive. Die Zahl der Teilnehmenden an den Jahrestagungen bewegt sich überwiegend im 70er und 80er Bereich, ein deutlicher Hinweis darauf, dass die AGOA offensichtlich insgesamt ihren Zweck erfüllt und als fachliches sowie Austausch-Forum angenommen ist. 14 Personen haben in diesen zwanzig Jahren den Vorstand konstituiert, darunter die Vorsitzenden P. Laurentius Koch OSB (1997-2005), P. Emmanuel Dürr OFM (2005-2009), Sr. M. Mechtilde Kotterik (2009-2013), Sr. Ulrike Dimler CJ (2014-2017) und aktuell Sr. Scholastika Dietrich OSA.

In einem auf der Vorstandssitzung im Oktober 1997 getätigten Rückblick auf die erste Jahrestagung der AGOA stellte P. Robert Jauch OFM zusammenfassend fest, dass die Würzburger Tagung ein guter, froher Anfang gewesen sei und eine Ermutigung weiterzumachen. Es bleibt zu hoffen, dass auf der Grundlage eines 20jährigen Wirkens der AGOA weitere produktive Jahre bevorstehen.

## Martin Rehak

Dr. iur. can. habil. Martin Rehak studierte Katholische Theologie und Rechtswissenschaft in Würzburg. Nach einem Lizentiatsstudium in Kirchenrecht, Tätigkeit als Rechtsanwalt und Ehebandverteidiger promovierte und habilitierte Rehak im kanonischen Recht. Derzeit ist er als Lehrstuhlvertreter am Lehrstuhl für Kirchenrecht der Universität Würzburg tätig.



Martin Rehak

# Rechtliche Aspekte bei der Transferierung von Archiv- und Bibliotheksgut ins Ausland bzw. aus dem Ausland\*

Die Frage nach einer Verlagerung von Archiv- und Bibliotheksgut ins Ausland bzw. aus dem Ausland ist für Ordensgemeinschaften angesichts des gegenwärtigen Strukturwandels des Ordenslebens von unmittelbarer praktischer Bedeutung. In rechtlicher Hinsicht stellt sich diese Thematik als ein spezieller Anwendungsfall des (staatlichen) Rechts zum Schutz von Kulturgütern dar. Diese Materie wurde im Jahre 2016 durch eine Novelle des Kulturgutschutzgesetzes (KGSG) umfassend neu geordnet.<sup>1</sup>

Der nachfolgende Beitrag beleuchtet zunächst die innerkirchliche Rechtslage (I). Im staatlichen Recht wird hinsichtlich der Ausfuhr von Kulturgütern u.a. danach differenziert, ob es sich um sogenanntes nationales Kulturgut (II) oder um sonstiges Kulturgut handelt (III);

ferner ist danach zu unterscheiden, ob die Ausfuhr in einen Mitgliedstaat der Europäischen Union (EU) oder über die Binnengrenzen der EU hinweg in einen Drittstaat erfolgen soll. Bei der Einfuhr von Kulturgütern nach Deutschland sind die Einfuhrverbote zu beachten, die sich aus dem ausländischen bzw. aus internationalem Recht ergeben können (IV). Dazu schließt der Beitrag mit einem Überblick über die einschlägige Rechtslage in ausgewählten europäischen Staaten (V).

## I. Rechtslage gemäß der KAO-O

Einen rechtlichen Rahmen für die Tätigkeit der Ordensarchivarinnen und -archivare bietet vor allem die Kirchliche Archivordnung – Orden (KAO-O) vom

02.06.2014.<sup>2</sup> Mit Blick auf die gegebene Themenstellung sind vor allem folgende Regelungen der KAO-O von Interesse:

In § 4 Abs. 2 KAO-O ist die Archivierungspflicht dahingehend geregelt, dass diese durch eigene Archive oder spezielle ordensübergreifende Gemeinschaftseinrichtungen (vgl. § 4 Abs. 2 Nr. 1 KAO-O), aber auch durch die Übergabe von Archivgut an ein übergeordnetes Archiv der eigenen Ordensgemeinschaft oder die Übergabe an ein anderes Ordensarchiv einer anderen Ordensgemeinschaft erfüllt werden kann (vgl. § 4 Abs. 2 Nr. 2 KAO-O). Dabei wird zwar nicht ausdrücklich erwähnt, aber auch nicht ausgeschlossen, dass sich das übergeordnete bzw. das andere Ordensarchiv im Ausland befinden könnte.

Der Fall, dass eine Ordensgemeinschaft aufgehoben wird, wird in § 4 Abs. 3-4 KAO-O je nach dem, ob es sich um eine Gemeinschaft diözesanen (bischöflichen) oder päpstlichen Rechts handelt, differenziert geregelt.<sup>3</sup> Eine Ordensgemeinschaft bischöflichen Rechts hat in diesem Fall ihr Archiv dem örtlich zuständigen Diözesanarchiv anzudienen (vgl. § 4 Abs. 3 KAO-O). Eine Ordensgemeinschaft päpstlichen Rechts ist aufgefordert, vorrangig eine ordensinterne Lösung zu finden; die Übergabe von Archivgut an ein örtlich zuständiges Diözesanarchiv oder an ein anderes kirchliches Archiv erscheint eher als Notlösung und letzter Ausweg (vgl. § 4 Abs. 4 KAO-O).

Aus § 7 Abs. 1 KAO-O lässt sich die doppelte Klarstellung entnehmen, dass Archivgut einerseits unveräußerlich ist, andererseits aber ohne weiteres an andere kirchliche oder öffentliche Archive abgegeben werden kann.

§ 12 KAO-O schließlich regelt die Zuständigkeiten und Aufgaben der gegenüber dem jeweiligen Hausarchiv übergeordneten Ordensarchive, wie etwa das Provinz-, Regional-, Kongregations- oder Mutterhausarchiv. Dem übergeordneten Archiv kommt die Fachaufsicht zu, weshalb es im Falle der Übergabe von Archivgut an ein anderes Ordens- oder kirchliches Archiv hinzuzuziehen ist und das Hausarchiv gutachtlich zu beraten hat (vgl. § 12 Abs. 2 S. 3 KAO-O).

## **II. Ausfuhr von nationalem Kulturgut in einen Mitgliedstaat der EU oder in einen Drittstaat**

### **1. Vorbemerkungen zum Schutzkonzept des KGSG**

Das Recht der Ausfuhr von Kulturgut aus Deutschland ist in den §§ 20-27 KGSG geregelt. Dabei statuiert § 20 KGSG den Grundsatz des freien Verkehrs, der aber durch Ausfuhrverbote und Ausfuhrgenehmigungspflichten beschränkt wird.

Hinsichtlich der Genehmigung der Ausfuhr von Kulturgut differenziert das KGSG danach, ob es sich um nationales Kulturgut – welches als Teil des kulturellen Erbes Deutschlands vor Abwanderung ins Ausland besonders zu schützen ist – oder um sonstiges Kulturgut handelt.<sup>4</sup> Die Qualifikation als nationales Kulturgut kann ein Objekt entweder dadurch erlangen, dass es in ein Verzeichnis national wertvollen Kulturguts eingetragen ist (vgl. § 6 Abs. 1 Nr. 1 KGSG);<sup>5</sup> oder dadurch, dass es Teil einer Sachgesamtheit von Kulturgütern ist, die sich in öffentlicher Hand befinden (vgl. im Einzelnen § 6 Abs. 1 Nrn. 2-4

KGSG). Gemäß § 9 Abs. 3 KGSG ist auf Antrag der jeweiligen Kirchen oder verfassten Religionsgemeinschaften die Regelung § 6 Abs. 1 Nr. 3 KGSG auf Sachgesamtheiten im Eigentum der Kirchen bzw. Religionsgemeinschaften sowie auf das Inventar ihrer liturgisch genutzten Räume entsprechend anwendbar.

Die Ausfuhr von Kulturgut ist dann kategorisch ausgeschlossen, wenn ein Ausfuhrverbot gemäß § 21 KGSG besteht.<sup>6</sup> Die Ausfuhr ist dann verboten,<sup>7</sup> wenn bezüglich des fraglichen Kulturguts ein Verfahren zur Eintragung in das Verzeichnis national wertvollen Kulturguts anhängig ist (vgl. § 21 Nr. 1 KGSG); oder wenn es sich um illegal eingeführtes oder beim Zoll sichergestelltes oder angehaltenes Kulturgut handelt (vgl. § 21 Nrn. 3–5 KGSG). Die Ausfuhr ist gemäß § 21 Nr. 2 KGSG aber auch dann verboten, wenn sie genehmigungspflichtig ist und die erforderliche Genehmigung nicht vorliegt bzw. nicht erteilt worden ist.

## 2. Genehmigung der Ausfuhr von nationalem Kulturgut

Für die Genehmigung der dauerhaften<sup>8</sup> Ausfuhr von nationalem Kulturgut spielt es gemäß § 23 KGSG keine Rolle, ob die Ausfuhr in einen EU-Mitgliedsstaat oder in einen Drittstaat erfolgen soll. Die Genehmigung einer Ausfuhr aus Deutschland ist immer dann zu versagen, wenn bei Abwägung der Umstände des Einzelfalls wesentliche Belange des deutschen Kulturgutbesitzes überwiegen (vgl. § 23 Abs. 2 KGSG). Zuständig für die eventuelle Erteilung einer solchen Genehmigung ist die für Kultur und Medien zuständige oberste Bundesbehörde<sup>9</sup>. Sie hat vor ihrer

Entscheidung die örtlich zuständige Landesbehörde sowie einen Sachverständigenausschuss anzuhören (vgl. § 23 Abs. 4 KGSG).

Für nationales Kulturgut, das sich im Eigentum und Bestand<sup>10</sup> einer Kirche oder verfassten Religionsgemeinschaft befindet, sind hinsichtlich Verfahren und Zuständigkeiten die Modifikationen gemäß § 27 KGSG zu beachten. Falls das kirchliche Kulturgut individuell als national wertvoll geschützt ist, nämlich kraft Eintragung in das Verzeichnis national wertvollen Kulturguts, so ist gemäß § 27 Abs. 2 S. 1 KGSG ein modifiziertes Genehmigungsverfahren einzuhalten: An die Stelle einer Anhörung der zuständigen Landesbehörde und eines Sachverständigenausschusses tritt eine bloße Anhörung der betroffenen Kirche bzw. Religionsgemeinschaft. Falls das kirchliche Kulturgut hingegen pauschal geschützt ist – nämlich über seine Zugehörigkeit zu einer kirchlichen, Kulturgut bewahrenden Einrichtung bzw. als Inventar eines liturgisch genutzten Raums –, so ist gemäß § 27 Abs. 2 S. 2 KGSG die Kirche bzw. Religionsgemeinschaft – nachdem sie sich mit der zuständigen obersten Landesbehörde ins Benehmen gesetzt hat – selbst für die Erteilung einer Ausfuhrgenehmigung zuständig. Da kirchliches Kultur- und Archivgut so gut wie überhaupt nicht in die einschlägigen Verzeichnisse national wertvollen Kulturguts eingetragen und somit nicht oder nur als Teil einer Sachgesamtheit als nationales Kulturgut qualifiziert ist, sollten sich aus den vorstehend referierten gesetzlichen Bestimmungen keine unlösbaren Probleme bei einer eventuellen Verlagerung von Archivgut ins Ausland ergeben.

### III. Ausfuhr von sonstigem Kulturgut

#### 1. Genehmigung der Ausfuhr in einen Drittstaat

Für die dauerhafte Ausfuhr von sonstigem Kultur aus dem Binnenmarkt verweist § 24 Abs. 1 Nr. 1 KGSG ausdrücklich auf das einschlägige europäische Recht, nämlich die Verordnung (EG) Nr. 116/2009 des Rates vom 18.12.2008. Diese Verordnung bildet die rechtliche Grundlage für eine einheitliche Ausfuhrkontrolle von Kulturgut an den EU-Außengrenzen. Sie enthält keine Sonderregelungen für den Fall, dass ihre Schutzobjekte im Eigentum oder Besitz einer Kirche oder Religionsgemeinschaft stehen, was angesichts des national sehr unterschiedlichen Staatskirchen- bzw. Religionsverfassungsrechts der Mitgliedstaaten verständlich ist.

Der Schutzbereich der Verordnung ergibt sich rechtstechnisch nicht im Wege eines individuellen Schutzes, d.h. kraft Eintragung einzelner Objekte in ein Verzeichnis, sondern generisch, d.h. kraft Zugehörigkeit zu einer bestimmten Kategorie von Objekten sowie aufgrund des Alters und des Werts. Objekte, die bestimmten Kategorien von Kulturgütern zuzuordnen sind, sind dann automatisch rechtlich geschützt, wenn sie bestimmte Alters- und Wertgrenzen überschreiten.

Hinsichtlich Bibliotheks- und Archivgut liegt gemäß Anhang 1 Abschnitt A der Verordnung (EG) Nr. 116/2009 die Altersgrenze für Bücher und Bibliotheken bei 100 Jahren,<sup>11</sup> für Archive bzw. Archivalien bei 50 Jahren.<sup>12</sup> Inkunabeln, Handschriften und Archivalien sind unabhängig von ihrem materiellen Wert geschützt, d.h. die Wertgrenze gemäß

Anhang 1 Abschnitt B der Verordnung (EG) Nr. 116/2009 liegt bei € 0,00. Die Wertgrenze für Bücher und Bibliotheken liegt bei € 50.000,00.<sup>13</sup> Bei Gegenständen bzw. Sammlungen, die die genannten Alters- und ggf. Wertgrenzen überschreiten, handelt es sich *per definitionem* um Kulturgut, was wiederum die Genehmigungspflicht einer etwaigen Ausfuhr zur Folge hat. In Deutschland sind für die Erteilung einer solchen Ausfuhrgenehmigung die Kulturgutschutzbehörden der Länder oder beauftragte Einrichtungen zuständig.<sup>14</sup> Die Ausfuhrgenehmigung ist dann der zuständigen Zollstelle vorzulegen.<sup>15</sup> Nähere Einzelheiten zur Abwicklung der Ausfuhr von Kulturgütern über die EU-Außengrenzen hinweg sind in der Durchführungsverordnung (EU) Nr. 1081/2012 der Kommission vom 09.11.2012 geregelt.<sup>16</sup>

#### 2. Genehmigung der Ausfuhr in einen EU-Mitgliedstaat

Die dauerhafte Ausfuhr von sonstigem Kulturgut in einen EU-Mitgliedstaat ist gemäß § 24 Abs. 1 Nr. 2 KGSG dann genehmigungspflichtig, wenn das Kulturgut bestimmte Alters- und Wertgrenzen überschreitet, die in § 24 Abs. 2 KGSG näher geregelt sind. Das Gesetz nimmt dabei zwar auf die Alters- und Wertgrenzen gemäß Anlage 1 der Verordnung (EG) Nr. 116/2009 Bezug, modifiziert dabei jedoch die europarechtliche Regelung. Für Archive ergibt sich daher eine Genehmigungspflicht für die Ausfuhr aus Deutschland in einen anderen EU-Mitgliedstaat, wenn das Archiv Archivalien enthält, die mindestens 50 Jahre alt sind und wenn es einen Wert von mindestens € 50.000,00 hat. Hinsichtlich der Genehmigungs-

pflicht für die Ausfuhr von Büchern und Bibliotheken bleibt das deutsche Recht bei der Altersgrenze von 100 Jahren, während die Wertgrenze auf € 100.000,00 verdoppelt wird.

Damit ist die problematische Frage angeschnitten, wie der monetäre Wert eines Archivs zu berechnen ist. Für Archive als *res extra commercium*, d.h. als nicht handelbare Sachen, kann es keine Preisbildung am Markt geben (auch wenn für einzelne Archivalien gewiss beachtliche Schwarzmarktpreise zu erzielen wären). Von § 24 Abs. 4 KGSG wird diese Frage dahingehend beantwortet, dass bei nicht am Markt gehandelten Kulturgütern auf einen begründeten inländischen Schätzwert abzustellen ist. Dieser Schätzwert dürfte weit über jenem € 1,00 liegen, mit dem – dem Vernehmen nach – unter Verweis auf seine Unveräußerlichkeit zahlreiche Träger ihre Archive buchhalterisch bewerten.

Falls die Ausfuhr sonstigen Kulturguts aufgrund einer Überschreitung der besagten Alters- und Wertgrenzen genehmigungspflichtig ist, so liegt die weitere Zuständigkeit bei der zuständigen obersten Landesbehörde (vgl. § 24 Abs. 6 KGSG). Die Landesbehörde trifft dabei keine Ermessens-, sondern eine gebundene Entscheidung. Die Genehmigung ist zu versagen, wenn dem Genehmigungsantrag ein Ausfuhrverbot nach § 21 Nrn. 1, 3, 4 oder 5 KGSG entgegensteht. In allen anderen Fällen ist die Ausfuhrgenehmigung zu erteilen.<sup>17</sup>

Für sonstiges Kulturgut, das sich im Eigentum und Bestand einer Kirche oder verfassten Religionsgemeinschaft befindet, sind hinsichtlich Verfahren und Zuständigkeiten ebenfalls die Modifika-

tionen gemäß § 27 KGSG zu beachten: Kirchen und Religionsgemeinschaften können gemäß § 27 Abs. 3 S. 1 KGSG eine Befreiung von der Genehmigungspflicht nach § 24 Abs. 1 Nr. 2 KGSG beantragen.

#### IV. Rechtliche Regelung der Einfuhr von Kulturgütern nach Deutschland

Bei der Einfuhr von Kulturgütern nach Deutschland sind die in § 28 KGSG geregelten Einfuhrverbote zu beachten.<sup>18</sup> Danach ist die Einfuhr von Kulturgut zum einen dann verboten, wenn es von einem Mitgliedstaat der EU oder von einem Vertragsstaat, der die UNESCO-Konvention gegen illegalen Handel mit Kulturgut<sup>19</sup> ratifiziert hat, als national wertvolles Kulturgut eingestuft worden ist und bei der Ausfuhr aus dem Ausland die dort geltenden rechtlichen Vorschriften zum Schutz nationalen Kulturguts missachtet worden sind (vgl. § 28 Nr. 1 KGSG). Die Einfuhr von Kulturgut ist aber auch dann verboten, wenn es sich zwar nicht um national wertvolles ausländisches Kulturgut handelt, wenn aber bei der Einfuhr gegen europäisches Recht oder gegen das Protokoll zur Haager Konvention vom 14. Mai 1954 zum Schutz von Kulturgut bei bewaffneten Konflikten verstoßen wurde (vgl. § 28 Nrn. 2–3 KGSG).

Bemerkenswert sind in diesem Zusammenhang die Ausführungen der Bundesregierung zum Thema Erfüllungsaufwand der Bürger: „Der Gesetzentwurf sieht vor, dass der Bund zur Information sowohl der Bürgerinnen und Bürger als auch des Kunsthandels und der Wirtschaft ein zentrales Internetportal unterhält, das in knapper Form über die



kulturgutbezogenen Ausfuhrvorschriften sowohl der EU-Mitgliedstaaten als auch der Vertragsstaaten des UNESCO-Übereinkommens von 1970 informiert. Dies ermöglicht den Bürgerinnen und Bürgern schon vor der Reise, die notwendigen Informationen in komprimierter Form zu erhalten, so dass der Erfüllungsaufwand pro Reise durch Lesen der einschlägigen Information sich auf nicht mehr als eine halbe Stunde beschränken dürfte.<sup>20</sup> Die Bundesregierung hegt hier eine erstaunlich hohe, möglicherweise aber ganz unrealistische Meinung von dem Pflichtbewusstsein und der Auffassungsgabe in der Bevölkerung.

## V. Überblick über das Recht der Ausfuhr von Kulturgütern im europäischen Ausland

Was das ausländische Recht der Ausfuhr von Kulturgütern anbelangt, so lässt sich allgemein beobachten, dass das europäische und das internationale Kulturgutschutzrecht vielfach für strukturelle Ähnlichkeiten in der Konzeption und Ausgestaltung der nationalen rechtlichen Normen sorgen. In einem Streifzug durch Europa<sup>21</sup> ist im Einzelnen folgendes festzustellen:

In *Österreich*<sup>22</sup> sind maßgebliche Quellen des Kulturgutschutzrechts das Denkmalschutzgesetz (DMSG) in Verbindung mit der Wertgrenzenverordnung (484. Verordnung [1999]). Denkmalschutz ist in Österreich eine ausschließliche Angelegenheit des Bundes. Kirchliches Kulturgut ist in Österreich grundsätzlich, d.h. ohne ausdrückliche Eintragung in ein Verzeichnis, den staatlichen Ausfuhrregelungen und dem österreichischen Abwande-

lungsschutz unterworfen (vgl. § 16 i.V.m. § 2 DMSG), wobei auch hier Kategorien in Anlehnung an die Verordnung (EG) 116/2009 gebildet werden. Soll geschütztes Kulturgut – was nach dem eben Gesagten Archivgut einschließt – ins Ausland verbracht werden, so ist eine Ausfuhrbewilligung erforderlich. Für Archivgut fungiert auf Bundesebene das Österreichische Staatsarchiv als Zentralstelle für etwaige Genehmigungen. Die Ausfuhr wird nur dann bewilligt, wenn die Gründe des Antragstellers für die Ausfuhr schwerer wiegen als das öffentliche Interesse an einer Aufbewahrung im Inland.<sup>23</sup>

### Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

In der *Schweiz* ist der Kulturgutschutz auf Bundesebene durch das Kulturgütertransfergesetz (KGTG) aus dem Jahre 2003 sowie die Kulturgütertransferverordnung (KGTV) aus dem Jahre 2005 geregelt. Demnach führt das Bundesamt für Kultur ein Verzeichnis über Kulturgut, das von wesentlicher Bedeutung für das kulturelle Erbe der Schweiz ist (vgl. § 3 KGTG). Kulturgut, das in dieses Bundesverzeichnis eingetragen ist, darf nicht dauerhaft ausgeführt werden; dies schließt gegebenenfalls kirchliches Archivgut mit ein. Die Ausfuhr von nicht eingetragenen Kulturgut ist, soweit ersichtlich, nicht im KGTG geregelt (und von daher grundsätzlich möglich). Das

schweizerische Archivrecht ist grundsätzlich kantonal geregelt.<sup>24</sup>

Den Kulturgutschutz in *Italien* regelt der *Codice dei beni culturali e del paesaggio* (Gesetz zum Kultur- und Landschaftsgüterschutz) aus dem Jahre 2004,<sup>25</sup> dessen Regelungen man mit Blick auf unsere Fragestellung so zusammenfassen kann: Falls ein kirchliches Archiv gem. Art. 10 des *Codice dei beni culturali* unter speziellem Schutz steht, ist die Ausfuhr verboten (vgl. Art. 68 Abs. 1-2). Auch ohne speziellen Schutz ist die Ausfuhr genehmigungspflichtig, wenn das Archivgut von kulturellem Interesse ist (vgl. Art. 68 Abs. 3).

In den *Niederlanden* trifft der *Heritage Act* aus dem Jahr 2016 eine Unterscheidung zwischen einfachen Kulturobjekten und geschützten Kulturobjekten, wobei der Schutz entweder individuell (per Liste) oder pauschal als Teil einer Sammlung (per Katalog) gewährt wird. Für die Ausfuhr geschützter Kulturgüter ist eine Ministererlaubnis erforderlich. Für sonstige Kulturgüter ist § 4.3./sect. 4.22 *Heritage Act* einschlägig, wo es um die Entfernung von Kulturgut aus öffentlichen oder kirchlichen Sammlungen geht. Derartiges Kulturgut kann mit schriftlicher Genehmigung des Eigentümers ausgeführt werden, wobei diese Regelung ausdrücklich auch für Archivgut gilt.

In *Polen* verfügt das Gesetz vom 14.07.1983 über das nationale Archivgut und die Archive in Art. 8, dass Archivgut, welches Bestandteil der „recorded non-state archiv resource“ ist, d.h. das sich im Besitz und Bestand nicht-staatlicher Archive befindet, unverkäuflich ist und nur nach Maßgabe von Art. 44 den Eigentümer wechseln kann.

Hinsichtlich des Umfangs der „recorded non-state archiv resource“ klärt Art. 42 darüber auf, dass diese u.a. auch das Archivmaterial der Kirchen und religiösen Vereinigungen umfasst. Art. 44 besagt sodann, dass nichtstaatliches Archivgut der in Art. 42 genannten Träger dann, wenn diese Träger ihre Tätigkeit einstellen, von Gesetzes wegen in die „national archival resource“ einzugliedern ist.

In *Ungarn* wird der Kulturgutschutz durch das Gesetz Nr. 64 über die Bewahrung des kulturellen Erbes aus dem Jahr 2001 geregelt. Demnach können Archive, die den rechtlichen Status einer öffentlichen Sammlung haben, definitiv nicht ausgeführt werden (vgl. Art. 7 Nr. 9, Art. 46, Art. 55). Kirchen und Religionsgemeinschaften können für ihre Sammlungen, sofern sie staatlicherseits registriert sind, den Status einer öffentlichen Sammlung beantragen. Für sonstige Archive mit Archivalien, die mindestens 50 Jahre alt sind, ist eine Ausfuhrerlaubnis erforderlich.

Für *Litauen* lassen sich die Regelungen des Gesetzes Nr. I-1115 über Dokumente und Archive vom 05.12.1995 dahingehend zusammenfassen, dass Archivalien, die zum *National Documentary Fond* gehören, nicht dauerhaft ausgeführt werden können. Die Ausfuhr sonstiger Archivalien, die mindestens 50 Jahre alt sind und sich im Besitz von Nicht-Regierungsorganisationen, juristischen Personen des Privatrechts oder natürlichen Personen befinden, ist genehmigungspflichtig.

.....  
\* Der vorliegende Beitrag fasst wesentliche Inhalte des Vortrags zusammen, den der Verfasser am 03.04.2017 auf der 21.

Jahrestagung der Arbeitsgemeinschaft Ordensarchive gehalten hat. Das Thema war vom Veranstalter der Tagung gestellt worden.

- 1 Kulturgutschutzgesetz vom 31.07.2016, in: BGBl. I (2016), 1914–1935; auch online: <http://www.gesetze-im-internet.de/kgsg/> [12.10.2017]. Die einschlägigen Gesetzesmaterialien sind im Dokumentations- und Informationssystem des Deutschen Bundestages hinterlegt, vgl. <http://dipbt.bundestag.de/extrakt/ba/WP18/701/70170.html> [12.10.2017] mit Links zu den Drucksachen des Bundestages und des Bundesrates. Von grundlegender Bedeutung für das Verständnis des novellierten KGSG sind ferner der Regierungsbericht zum Kulturgutschutz von 2013, online verfügbar unter <http://www.kulturgutschutz-deutschland.de/DE/Service/PublikationenMerkblaetter/BerichtBundesregierung.html> [12.10.2017] sowie die im März 2017 publizierte Handreichung der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien, online verfügbar unter <http://www.kulturgutschutz-deutschland.de/SharedDocs/Downloads/DE/HandreichungKGSG.pdf> [12.10.2017].
- 2 Es handelt sich hierbei zunächst um eine bloße Musterordnung, die von der Deutschen Ordensobernkonzferenz erstellt und zur Übernahme in das Eigenrecht der Orden bzw. in das diözesane Partikularrecht im Sinne einer Sonderordnung (anstelle der jeweiligen diözesanen Kirchlichen Archivordnung) für Ordensgemeinschaften bischöflichen Rechts empfohlen worden ist.
- 3 Aus der Perspektive der Diözesen vgl. hierzu Bundeskonferenz der kirchlichen Archive [Hg.], Leitlinien zum Umgang mit gefährdeten Archiven der Klöster und Ordensgemeinschaften und anderer kirchlicher Einrichtungen vom 10.11.2008, in: Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), Päpstliche Kommission für die Kulturgüter der Kirche. Die pastorale Funktion der kirchlichen Archive (= Arbeitshilfen 142), Bonn 2016, 98–100. Soweit ersichtlich, ist dort hinsichtlich der Orden päpstlichen Rechts die Möglichkeit ordensinterner Lösungen, wie von der KAO-0 favorisiert, noch nicht in den Blick genommen.
- 4 Zum Begriff des nationalen Kulturguts sowie zum Eintragungsverfahren vgl. näherhin §§ 5–17 KGSG.
- 5 Die Führung der Verzeichnisse ist Aufgabe der Länder. Die einzelnen Verzeichnisse sind in der „Datenbank geschützter Kulturgüter“ unter [http://www.kulturgutschutz-deutschland.de/DE/3\\_Datenbank/dbgeschuetzterkulturgueter\\_node.html](http://www.kulturgutschutz-deutschland.de/DE/3_Datenbank/dbgeschuetzterkulturgueter_node.html) [12.10.2017] zusammengeführt.
- 6 Die Ausfuhrverbote des § 21 KGSG gelten für nationales und sonstiges Kulturgut gleichermaßen.
- 7 Verstöße gegen das KGSG können eine Straftat oder eine Ordnungswidrigkeit darstellen. Gem. § 83 Abs. 1 KGSG wird mit Freiheitsstrafe bis zu 5 Jahren oder Geldstrafe insbesondere der bestraft, der Kulturgüter unter Verstoß gegen das Ausfuhrverbot gem. § 21 KGSG ausführt oder unter Verstoß gegen das Einfuhrverbot gemäß § 28 KGSG einführt. Ebenso wird gem. § 83 Abs. 2 KGSG der bestraft, der Kulturgut unter Verstoß gegen die Verordnung (EG) 116/2009 ausführt. Auch die nur versuchte rechtswidrige Aus- oder Einfuhr von Kulturgütern ist strafbar.
- 8 Mit Blick auf die Themenstellung des vorliegenden Beitrags bleiben im Folgenden die Regelungen bezüglich einer nur vorübergehenden Ausfuhr von Kulturgütern außer Betracht.
- 9 Oberste Bundesbehörde wäre hier der/die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien; diese Behörde ist organisatorisch dem Bundeskanzleramt angegliedert.
- 10 Die Formel „im Eigentum und im Bestand“ in § 6 Abs. 1 Nrn. 2–3 KGSG besagt, dass auch in Sachgesamtheiten nur solche Objekte geschützt sind, die durch Kataloge oder andere Findmittel erschlossen und somit auch individualisierbar sind. Unerschlossene Bestände sind im Rahmen des Kulturgutschutzes nicht schutzfähig.
- 11 Wiegendrucke und Handschriften, einschließlich Landkarten und Partituren,

fallen unabhängig von ihrem Alter in den Schutzbereich der Verordnung, also auch dann, wenn die Handschriften jünger als 100 Jahre sein sollten.

- 12 Maßgeblich ist die älteste Archivalie, d.h. mit anderen Worten: Ein Archiv fällt in den Schutzbereich der Verordnung, wenn mit seinem Aufbau vor mindestens 50 Jahren begonnen wurde.
- 13 Für Länder außerhalb der Eurozone werden die entsprechenden Wertgrenzen in nationaler Währung im Amtsblatt festgelegt, vgl. [http://eur-lex.europa.eu/legal-content/DE/TXT/PDF/?uri=CELEX:52015XC1104\(01\)&trid=6](http://eur-lex.europa.eu/legal-content/DE/TXT/PDF/?uri=CELEX:52015XC1104(01)&trid=6) [12.10.2017].
- 14 Vgl. Art. 2-3 VO (EG) 116/2009. Eine Auflistung der jeweiligen Landesbehörde bzw. Einrichtung findet sich in der Handreichung der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien (wie Anm. 1), dort S. 379–382.
- 15 Vgl. Art. 4–5 VO (EG) 116/2009. In Deutschland und den meisten anderen Mitgliedstaaten sind grundsätzlich alle Zollstellen für die etwaige Ausfuhr von Kulturgut zuständig; in Griechenland, Spanien, Zypern, Luxemburg, Malta, Portugal und dem Vereinigten Königreich sind hingegen nur bestimmte Zollstellen zuständig; für Einzelheiten sei auf die einschlägigen Veröffentlichungen im Amtsblatt der Union verwiesen, vgl. online: [http://eur-lex.europa.eu/legal-content/DE/TXT/PDF/?uri=CELEX:52014XC0211\(01\)&trid=8](http://eur-lex.europa.eu/legal-content/DE/TXT/PDF/?uri=CELEX:52014XC0211(01)&trid=8) [12.10.2017].
- 16 Online publiziert: <http://eur-lex.europa.eu/legal-content/DE/TXT/?uri=CELEX:32012R1081&tid=1507809931285> [12.10.2017].
- 17 Der Sinn und Zweck dieser Regelungstechnik besteht erstens darin, die zuständige oberste Landesbehörde mittels des Antrags auf Genehmigung auf Kulturgut, dessen Ausfuhr beabsichtigt ist, aufmerksam zu machen und der Behörde dadurch die Möglichkeit zu eröffnen, von Amts wegen das Verfahren zur Eintragung in das Verzeichnis national wertvollen Kulturguts zu betreiben. Sollte dieses Eintragungsverfahren dazu führen, dass das Kulturgut als national wertvolles Kulturgut gelistet wird,

dann muss die etwaige Ausfuhr dieses Kulturguts nach Maßgabe des § 23 KGSG genehmigt (oder verweigert) werden. Der Sinn und Zweck dieser Regelungstechnik besteht zweitens darin, dass derjenige, der rechtmäßig Kulturgut ausführt, sich im Ausland hierfür mit einem amtlichen Dokument der deutschen Behörden legitimieren kann.

- 18 Wer ausländisches nationales Kulturgut einführt, trägt die Beweislast für die Rechtmäßigkeit der Ausfuhr aus dem Herkunftsstaat und muss daher die erforderlichen Genehmigungen und sonstigen Unterlagen mitführen (vgl. dazu § 30 KGSG). Wer die relevanten Unterlagen nicht mit sich führt, obwohl er weiß oder hätte wissen müssen, dass er im Herkunftsstaat als national wertvoll eingestuftes Kulturgut einführt, begeht eine Ordnungswidrigkeit (vgl. § 84 Abs. 1 Nr. 1 KGSG).
- 19 Online publiziert: <http://www.unesco.de/infotehk/dokumente/uebereinkommen/konvention-gegen-illegalen-handel-mit-kulturgut.html> [12.10.2017].
- 20 Vgl. Regierungsentwurf eines Gesetzes zur Neuregelung des Kulturgutschutzrechts (Stand 04.11.2015), dort S. 57, abrufbar unter: [https://www.bundesregierung.de/Content/DE/\\_Anlagen/BKM/2015/2015-11-04-novelle-kulturgutschutzgesetz.pdf](https://www.bundesregierung.de/Content/DE/_Anlagen/BKM/2015/2015-11-04-novelle-kulturgutschutzgesetz.pdf) [12.10.2017]. Das besagte Internetportal findet sich nunmehr unter: [http://www.kulturgutschutz-deutschland.de/DE/Staateninformation/staateninformation\\_node.html](http://www.kulturgutschutz-deutschland.de/DE/Staateninformation/staateninformation_node.html) [12.20.2017].
- 21 Verfasser wurde vom Veranstalter der Tagung gebeten, insbesondere auf die Rechtslage in Österreich, der Schweiz, Italien, den Niederlanden, Polen, Ungarn und Litauen einzugehen. Für den nachstehenden Überblick wurde hauptsächlich die über das Informationsportal der Bundesregierung (vgl. Anm. 20) recherchierbaren Dokumente ausgewertet. Von Einzelnachweisen der dort (teils in englischer Übersetzung) verfügbar gemachten Gesetzestexte wird im Folgenden abgesehen. Im Übrigen ließen sich wertvolle Informationen – auch zu weiteren

europäischen Staaten wie z.B. Frankreich, Spanien und dem Vereinigten Königreich – ferner dem Regierungsbericht zum Kulturgutschutz von 2013 (wie Anm. 1) entnehmen.

- 22 Vgl. zum Folgenden auch Wolfgang Wieshaider, Rechtsfragen zu beweglichen Denkmälern im kirchlichen Eigentum, in: Ordensnachrichten 50 (2011), Heft 1, 35–41.
- 23 In der vom Verfasser ausgewerteten Literatur wird behauptet, dass das weitreichende Ausfuhrverbot in der Praxis liberal gehandhabt werde, da nur wenige Anträge auf Erteilung einer Ausfuhrgenehmigung abschlägig beschieden werden. Seitens einer Teilnehmerin der AGOA-Tagung wurde freilich eine gegenteilige Wahrnehmung berichtet: Demnach konnte in Österreich befindliches Archivmaterial der Congregatio Jesu nicht nach Deutschland ausgeführt werden; und zwar – so die Vermutung – wegen der persönlichen

Einflussnahme der Kaiserin Maria Theresia auf die österreichische Geschichte der Kongregation, die sich auch in einzelnen Archivalien widerspiegelt.

- 24 Von einer näheren Prüfung des kantonalen Archivrechts wurde abgesehen. Das Archivgesetz des Bundes behandelt lediglich die Archivierung von Schriftgut der Bundesbehörden und beinhaltet keinerlei Regelungen über die etwaige Ausfuhr (oder Einfuhr) von Archiven oder Archivalien.
- 25 Speziell in Bezug auf Archivgut und dessen dauerhafte Ausfuhr sind folgende Einzelnormen von Interesse: Art. 2 Abs. 2; Art. 10 Abs. 1–3; Art. 65 Abs. 1–2; Art. 68 Abs. 3. In Bezug auf Kulturgüter von religiösem Interesse verpflichtet Art. 9 die staatlichen Behörden dazu, im Einvernehmen mit den kirchlichen Autoritäten zu handeln.

### Tanja Holthausen

Tanja Holthausen studierte Deutsch als Fremdsprache, Spanisch und Englisch an der Ludwig-Maximilians-Universität München und unterrichtete an Sprachschulen im In- und Ausland. Bis 1995 arbeitete sie im Verlagslektorat, seit 1996 ist sie im Bereich Dokumentation und Regionalisierung von Software eines IT- Unternehmens beschäftigt. Daneben ist sie am Missionsmuseum der Erzabtei St. Ottilien tätig, seit Anfang 2016 als Stellvertretende Leiterin.



Tanja Holthausen

## Zur besonderen Situation missionsgeschichtlicher Sammlungen\*

### Einführung in die Charakteristik missionsgeschichtlicher Sammlungen

Die Wurzeln klösterlicher Sammlungen reichen in vielen Fällen zurück in die repräsentativen Kunst- und Wunderkammern der Äbte in der Barockzeit und setzen sich fort in einer bis in die Gegenwart reichenden Sammeltradition der Ordenshäuser. Die kunst- und naturhistorischen Sammlungen und Bibliotheken großer Klöster wie Ottobeuren oder Admont sind einer breiten Öffentlichkeit bekannt. Im Gegensatz dazu werden missionsgeschichtliche Sammlungen und Missionsmuseen oft nur regional begrenzt wahrgenommen und sind bisher wenig wissenschaftlich erforscht.

Diese im Umfeld von Ordenshäusern beheimateten kulturgeschichtlichen Spezialmuseen nehmen in Abgrenzung zu ethnologischen Museen und vergleichbaren Sammlungen eine Sonderstellung ein, da sie nicht orts- und kontextunabhängig betrachtet werden können. Sie wurden nicht zum Zweck des wissenschaftlichen Sammelns, Erforschens und Vergleichens angelegt, sondern entstanden überwiegend aus dem missionarischen Auftrag des Ordens.<sup>1</sup>

Missionsgeschichtliche Sammlungen sind definiert durch die Präsentation von Materialien und Objekten, die die Tätigkeit der Missionarinnen und Missionare und das Leben der indigenen Bevölkerung im Missionsgebiet dokumentieren. Aus ethnologischer und

museologischer Sicht stellen viele der über Jahrzehnte unverändert gebliebenen Sammlungen eine Art „Zeitkapsel“ dar. Das Interesse der Ordensleute beim Aufbau des Bestands lag auf der Darstellung ihres Lebensumfelds aus dem Blickwinkel der missionarischen Tätigkeit. Die politische Situation im Missionsumfeld und die Position der indigenen Bevölkerung zur Mission werden meist unterschwellig sichtbar. Die Sammlungen zeigen zeittypisch den Blick des Europäers auf die „Fremde“, die Andersartigkeit der kulturellen Gegebenheiten und religiösen Praktiken. Die Objekte wurden meist im Umfeld der Missionsgebiete erworben und zum Teil als Reisemitbringsel oder „Kuriosa“ von den Ordensangehörigen beim Heimaturlaub ins Ordenshaus gebracht. Zum Teil wurde jedoch mit spezifischem Auftrag der Ordens- oder Hausoberen eine Sammlung aufgebaut und in einigen Fällen auch durch Zukäufe oder Aufnahme von Privatsammlungen erweitert. Die Missionarinnen und Missionare hatten durch oft jahrzehntelangen Einsatz in einem Missionsgebiet ausreichend Gelegenheit zur Feldforschung. Diese Erkenntnisse wurden jedoch nicht wissenschaftlich verarbeitet, sondern für die Mission nutzbar gemacht. Die Auswahl der Objekte erfolgte dabei eher nach persönlichem Geschmack und Verständnis des Sammlers, der Aufbau der Sammlungen wurde nicht systematisch und auf Vollständigkeit hin betrieben. Ein Grund hierfür lag darin, dass die mit dem Sammeln der Objekte betrauten Ordensangehörigen nur in wenigen Fällen ethnologisch geschult waren oder mit Museen zusammenarbeiteten.<sup>2</sup> Ein Charakteristikum vieler missionsgeschichtlicher

Sammlungen ist daher das oft unmittelbare Nebeneinander von ethnologisch bedeutsamen und kommerziell produzierten Objekten. Da auch vorhandene Eingangsbücher oft nicht vollständig geführt wurden, ergeben sich bei der wissenschaftlichen Aufarbeitung bezüglich der Provenienz der Objekte in vielen Fällen Fragen, die auch von Experten nicht immer vollständig geklärt werden können.

Der ursprüngliche Zweck vieler missionsgeschichtlicher Sammlungen war die Vorbereitung des Ordensnachwuchses auf das zukünftige Tätigkeitsfeld in der Mission in einer Zeit, in der nur in begrenztem Umfang Informationen über die Missionsgebiete zur Verfügung standen. Die Sammlungen dienten als Lernfeld für erste Begegnungen mit einer Fremde, von deren Durchdringung der Missionserfolg abhing. Wurden solche Sammlungen einer breiten Öffent-



Missionsbenediktiner in Deutsch-Ostafrika  
© Archiv der Erzabtei St. Ottilien

lichkeit zugänglich gemacht, erfüllten sie neben dem Bildungsauftrag auch die Funktion eines Werbeträgers für die Mission im Hinblick auf materielle und ideelle Unterstützung durch die Bevölkerung. Die Aufklärung über die Tätigkeit der Missionare sollte darüber hinaus potenzielle Missionarsanwärter informieren und motivieren. Missionsgeschichtliche Sammlungen sind daher immer auch Teil des „Außenauftritts“ einer Ordensgemeinschaft. Ein weiteres Charakteristikum missionsgeschichtlicher Sammlungen betrifft die Entwicklung des Objektbestands. Während der Entstehungszeit der Sammlungen stieg der Bestand meist rasch an, die Sammeltätigkeit verlangsamte sich jedoch in jüngerer Zeit. Heute werden den meisten Sammlungen nur noch sporadisch Objekte hinzugefügt, der Sammlungsbestand bleibt daher annähernd gleich. Das Sammlungskonzept sieht eine Einbeziehung moderner Lebenswelten nur in wenigen Fällen vor.

### **Ergebnisse einer Umfrage unter Ordenshäusern mit missionsgeschichtlicher Sammlung**

Gegenwärtig sind 103 deutsche Orden in der Mission tätig<sup>3</sup>, jedoch unterhält nicht jeder Orden eine missionsgeschichtliche Sammlung. Umgekehrt existieren in vielen Fällen in den Häusern eines Ordens mehrere missionsgeschichtliche Sammlungen, so z.B. bei den Afrikamissionaren, Dominikanerinnen, Jesuiten, Missionsbenediktinern oder den Steyler Missionaren. Man kann von ca. 80 missionsgeschichtlichen Sammlungen und Missionsmuseen im katholischen und evangelischen Umfeld des deutschsprachigen Raums

ausgehen<sup>4</sup>, es existiert kein offizielles Verzeichnis.

Eine im April 2016 von der Konferenz der missionierenden Orden (KMO)<sup>5</sup> durchgeführte Umfrage unter 106 missionarisch tätigen katholischen Ordenshäusern in Deutschland sollte einen Überblick über die in Deutschland existierenden Sammlungen schaffen und eine Kategorisierung anhand von Leitfragen ermöglichen. Die Ergebnisse dienen als Grundlage, um Lösungen für die Zukunftssicherung der durch Auflösung von Ordenshäusern, mangelnde Betreuung aufgrund von Personalmangel und unsachgemäße Lagerung bedrohten Sammlungen zu entwickeln.

### **Autoreninfo**

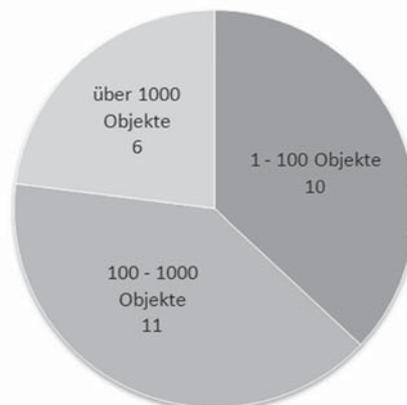
Siehe gedruckte Ausgabe.

Eine analoge Befragung wurde inzwischen auch in Österreich durchgeführt. Die Umfrage mit dem Titel „Missionarische, ethnologische und zoologische Sammlungen in Deutschland“ enthielt neben organisatorischen Angaben zehn Leitfragen und eine Rubrik für allgemeine Anmerkungen. Durch die Vorgabe von standardisierten Antworten bei gleichzeitiger Möglichkeit von Mehrfachnennungen und Eingabe von Freitext entstand ein differenziertes, gut auswertbares Gesamtbild über Größe, Art und Zweck der Sammlung, Herkunftsregion der Objekte, Präsentation und Betreuung. Als weiterer wichtiger Schwerpunkt wurde die zukünftige

Weiterführung der Sammlungen thematisiert.

Der Rücklauf von 29 überwiegend vollständig ausgefüllten Fragebogen deckt insgesamt 16 Orden ab, darunter die Steyler Missionare und Missionsschwestern, Dominikanerinnen, Franziskaner und Franziskanerinnen, Missionsbenediktiner, Jesuiten und Maria-Ward-Schwestern, Schönstätter Marienschwestern und Mariannahiller Missionare.<sup>6</sup> Die Ergebnisse dieser Ersterhebung zeigen zum einen die Heterogenität der Sammlungen bezüglich ihres Umfangs und der Präsentation der Objekte, sie fassen aber auch wichtige Gemeinsamkeiten zusammen, die als Basis für Lösungsansätze für den Erhalt von bedrohten Sammlungen dienen können. Aus der Erhebung geht hervor, dass das Spektrum dieser unter dem Sammelbegriff „missionsgeschichtliche Sammlungen und Missionsmuseen“ zusammengefassten Spezialmuseen sehr breit ist. Am einen Ende der Skala stehen Sammlungen, die lediglich mehrere im Ordenshaus verteilte Vitrinen umfassen. Daneben stehen viele kleine und mittelgroße Sammlungen und Museen, die zum Teil für Ordensangehörige und Besucher als Lernorte zum Thema Mission konzipiert wurden oder das Anliegen der Gemeinschaft transparent machen. Das andere Ende der Skala nehmen einige wenige große Sammlungen ein. Aus dieser Gruppe heben sich das franziskanische „Museum Forum der Völker“ in Werl und das „Haus Völker und Kulturen“ der Steyler Missionare in St. Augustin als mit wissenschaftlicher Kompetenz aufgebaute ethnologische Museen ab.

Betrachtet man die Anzahl der Objekte, überwiegen kleine und mittelgroße



Objektbestand der Sammlungen?  
© Tanja Holthausen

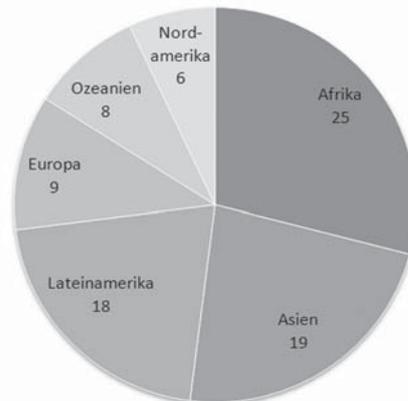
Sammlungen. Lediglich die großen Museen in Münsterschwarzach (Missionsbenediktiner), St. Augustin und Steyl (Steyler Missionare), St. Ottilien (Missionsbenediktiner), Vallendar (Schönstätter Marienschwestern) und Werl (Franziskaner) geben als Bestand über 1000 Objekte an. Die beiden erwähnten ethnologischen Museen in Werl und St. Augustin verzeichnen sogar jeweils einen Bestand von etwas mehr als 10 000 Objekten.

Da die Objekte im Umfeld der Missionstätigkeit gesammelt wurden, beschränken sie sich meist auch auf diese geografischen Räume. Missionsorden sind dabei durchaus nicht ausschließlich in einem Kulturraum tätig. Viele Orden waren in der Vergangenheit vor allem bei unsicherer politischer Lage im Missionsgebiet bestrebt, sich weitere Tätigkeitsfelder auf anderen Kontinenten zu erschließen. Diese Missionsgebiete standen oft, aber nicht ausschließlich im Kontext kolonialer Entwicklungen wie z.B. in Deutsch-Ostafrika oder Kaiser-Wilhelms-Land (Neuguinea). Afrika ist dabei als Herkunftsraum für Sammlungsobjekte am stärksten vertreten,

gefolgt vom asiatischen Kulturraum und Lateinamerika. Europa, Ozeanien und Nordamerika sind als Missionsgebiete in geringerem Ausmaß repräsentiert.

In einigen größeren Häusern wurde der Bestand durch Zukäufe erweitert oder mit privaten Sammlungen ergänzt - auch aus Regionen, die nicht in Zusammenhang mit der Missionstätigkeit standen. In wenigen Fällen enthält der Bestand einer missionsgeschichtlichen Sammlung fast ausschließlich Objekte einer Privatsammlung.

Im Gegensatz zu der im Verlauf des 18. Jahrhunderts vollzogenen Ablösung der Kunst- und Wunderkammern durch Spezi­alsammlungen und der damit verbundenen inhaltlichen Trennung von Naturkunde und Ethnologie basieren die ab dem späten 19. Jahrhundert entstandenen missionsgeschichtlichen Sammlungen auf einem generalistischen Ansatz. Explizites Ziel war die möglichst umfassende Darstellung aller Aspekte der Lebenswelt im Missionsgebiet, auch wenn Museumsleitern durchaus bewusst war, dass man sich den Vorwurf gefallen lassen musste, ein „Sammelsurium von Objekten aus ‚exotischen‘ Ländern“<sup>8</sup> darzubieten, wie P. Arnold Walloschek, von 1964 bis 2014 Direktor des Missionsmuseums St. Ottilien, in der Darstellung seines Sammlungskonzepts anmerkt. So sind alle Lebensbereiche dargestellt, wie Weber in ihrer Arbeit zu Klostermuseen formulierte: „Thematisiert werden Missionsgeschichte, Zoologie, Kunst, Religion, Brauchtum, Ethnologie des Missionsgebietes, Alltagsleben und Kulturgeschichte. Es besteht oftmals keine Trennung zwischen sakralen und profanen Themen, zwischen Kunst und



Regionale Schwerpunkte  
© Tanja Holthausen

*Alltagsleben, Geschichte und Gegenwart. Grundsätzlich sind historische und zeitgenössische Objekte aus Kunst, Alltag und Natur der einzelnen Länder ausgestellt, in denen die Mönche oder Nonnen als Missionierende tätig waren oder sind. Dazu gehören Skulpturen, Schmuck, Waffen, Kleidung, Haushaltsgeräte, religiöse und kultische Objekte, Musikinstrumente, Tierpräparate, Möbel und vieles mehr.“<sup>9</sup>*

Bei zehn der an der Umfrage teilnehmenden missionsgeschichtlichen Sammlungen sind Objekte aus Kunst, Ethnologie und Mission vertreten, weitere sieben Sammlungen zeigen zu diesen Themenbereichen ergänzend auch naturkundliche Präparate. In acht Sammlungen werden ausschließlich Objekte zum Thema Mission ausgestellt. Um die Bereiche klarer voneinander abgrenzen zu können, ist allerdings eine weitere differenzierte Erhebung erforderlich.

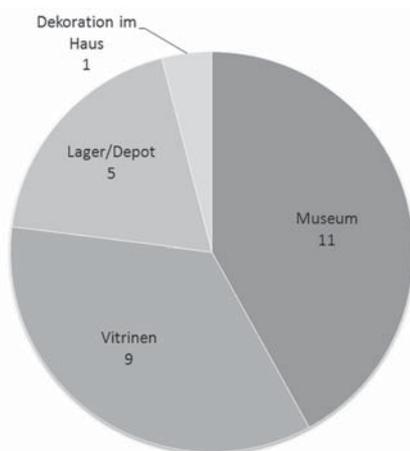
Die Objekte werden in verglasten Wandschränken, Vitrinen, Schaukästen oder – bei biologischen Präparaten – in Dioramen ausgestellt. Sofern eine Systematik zugrunde liegt, werden die Exponate meist nach Herkunftsregion

oder thematisch angeordnet. Objektbeschriftungen oder Texttafeln werden dabei nicht durchgehend eingesetzt. Grundsätzlich werden zur Präsentation der Objekte Räumlichkeiten in den Klostergebäuden genutzt. Hierfür stehen in vielen Fällen eigene Räume oder ein Museumsareal zur Verfügung, der Zugang ist für Besucher meist problemlos möglich. Als weitere Präsentationsform dienen im Ordenshaus verteilte Objektvitrinen. Dies impliziert, dass die Sammlung in manchen Fällen nur mit Voranmeldung über die Klosterpforte oder im Rahmen einer Führung zugänglich ist. Befinden sich die Objekte in einem Lager oder Depot, besteht ebenfalls nur eingeschränkte Möglichkeit zur Besichtigung. Die innerhalb des Klausurbereichs aufgestellten Vitrinen oder Objekte sind ausschließlich intern für Mitglieder der Ordensgemeinschaft zugänglich, nicht jedoch für die Öffentlichkeit.

Missionsgeschichtliche Sammlungen werden überwiegend von Mitgliedern der jeweiligen Ordensgemeinschaft betreut, in geringem Ausmaß mit Unter-

stützung durch externe Einzelpersonen, in einem Fall auch durch einen eingetragenen Verein von meist ehrenamtlichen Mitarbeitern. Bedingt durch die schwindenden personellen Ressourcen im klösterlichen Umfeld wird nur die Hälfte der Sammlungen betreut. Zum einen wirkt sich dies auf die Öffnungszeiten der Sammlungen aus, vor allem dann, wenn diese nur im Rahmen einer Führung zugänglich sind – in Extremfällen ist eine missionsgeschichtliche Sammlung nur einmal im Monat für Besucher zugänglich. Zum anderen wird selbst die Katalogisierung mancher Sammlungen durch die Personalsituation nahezu unmöglich gemacht. Nur vier Häuser stehen unter wissenschaftlicher Betreuung. Da sich Ordensgemeinschaften ausschließlich aus Eigenmitteln finanzieren, konzentriert sich die Investitionsplanung der Häuser nicht auf eine eventuelle Modernisierung oder wissenschaftliche Aufarbeitung der Sammlungen.

Missionsmuseen und missionsgeschichtliche Sammlungen dokumentieren neben den ethnologischen, sozio-

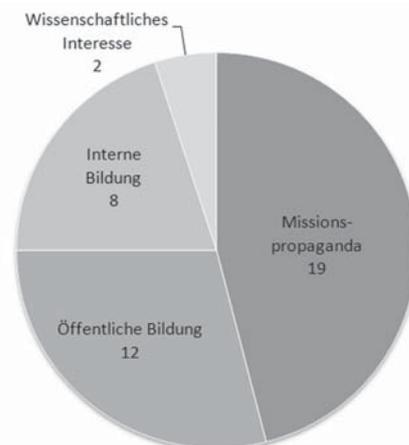


Präsentation der Objekte und Zugang für Besucher  
© Tanja Holthausen

kulturellen und missionarischen Aspekten auch implizit oder explizit die Historie der Ordensgemeinschaft. Dabei werden die Leistungen und Erfolge, Krisen und Rückschläge der Missionarinnen und Missionare für die Ordensangehörigen deutlicher sichtbar als für Besucher, da die Objekte als Bedeutungsträger fungieren. Aus diesem Grund wird die eigene Sammlung überwiegend als relevant für die Identität der Gemeinschaft gewertet. Lediglich sieben Rückmeldungen der Umfrage ist zu entnehmen, dass die Sammlung als nicht identitätsrelevant eingestuft wird, davon sechs Sammlungen mit unter 100 Objekten, die eher dekorativen Zwecken dienen bzw. in einem Depot lagern.

Dieses im Gegensatz zu L. Webers Annahme<sup>10</sup> stehende Umfrageergebnis erklärt sich möglicherweise dadurch, dass die Fragebogen entweder von Oberen der Gemeinschaft oder von den für die Sammlung zuständigen Ordensmitgliedern beantwortet wurden und diese Aussagen nicht unbedingt für die Gesamtheit der klösterlichen Gemeinschaft zutreffen.

Nutzen und Ziele missionsgeschichtlicher Sammlungen sind in der Gegenwart im Wesentlichen unverändert zur ursprünglichen Intention. Missionspropaganda, d.h. die „Werbung“ für die Missionstätigkeit, wird am häufigsten genannt, gefolgt vom Themenbereich öffentliche Bildungsarbeit in Interaktion mit den Besuchern. Auch ordensinterne Fortbildung, ursprünglich der Hauptgrund für den Aufbau der Sammlungen, wird als Zweck der Sammlungen angegeben. Noch heute ist in manchen Häusern der Besuch der ordenseigenen missionsgeschichtlichen Sammlung Pflichtprogramm in der No-



Ordensinterne Nutzung der Sammlungen  
© Tanja Holthausen

viziatsausbildung, um den neu in die Gemeinschaft Eingetretenen ein Stück Ordensgeschichte nahezubringen. Lediglich zwei Sammlungen geben wissenschaftliches Interesse, also konkrete ethnologisch orientierte Motivation für den Aufbau der Sammlung an.

Für die Zukunft plant die überwiegende Mehrzahl der Ordenshäuser erfreulicherweise eine Weiterführung der missionsgeschichtlichen Sammlungen, jedoch zeigen sich drei Ordenshäuser unentschlossen bezüglich der Fortführung. Eine gute Lösung stellt die Weiterführung in einer Stiftung oder die Unterbringung in einem anderen Haus des Ordens dar, wie dies bei vier Sammlungen geplant oder bereits umgesetzt ist. Unmittelbarer Handlungsbedarf besteht für zwei Sammlungen, die nicht mehr betreut werden können.

### Missionsgeschichtliche Sammlungen in Gegenwart und Zukunft

Insgesamt bestätigen die Umfrageergebnisse die bisherigen Annahmen zur

Situation missionsgeschichtlicher Sammlungen. Gleichzeitig tritt die Notwendigkeit unterstützender Maßnahmen klar zutage, insbesondere in den Fällen, bei denen die Sammlung unmittelbar vor der Auflösung steht. Die unterschiedlichen Rahmenbedingungen und Charakteristika der Sammlungen erfordern dabei einen differenzierten Lösungsansatz.

Die in manchen Diskussionen gestellte Frage nach dem grundsätzlichen Nutzen bzw. der Notwendigkeit zum Erhalt von missionsgeschichtlichen Sammlungen und Missionsmuseen lässt sich in jedem Fall positiv beantworten. Die Sammlungen bewahren längst verschwundene Lebenswelten als geschlossene Einheit. Sie repräsentieren darüber hinaus Aspekte deutscher Geschichte, die in anderen Museen kaum dargestellt werden. Die Konservierung dieser untergegangenen Lebenswelten geschieht nicht nur im Eigeninteresse, sondern auch stellvertretend für die dargestellten Kulturen und deren moderne Nachfahren, die in missionsgeschichtlichen Sammlungen den Wurzeln ihrer Kultur begegnen. Die ausgestellten Objekte sind Zeugnisse der Wertschätzung einzigartiger Kunst- und Kulturschätze, zeigen aber auch ein Stück Alltagsleben und bieten Wissenschaftlern Möglichkeiten zur Detailforschung. Daneben sind die Sammlungen als Erinnerungsträger für die Ordensgemeinschaften bedeutsam, die sie auf ihre Vergangenheit und ihren Missionsauftrag rückverweisen, der auch in der Gegenwart gelebt und mit modernen Mitteln umgesetzt wird.

Missionsgeschichtliche Sammlungen bilden darüber hinaus eine Schnittstelle zwischen der „Innensicht“ der mit der

Mission vertrauten Ordensangehörigen und der „Außensicht“ der Besucher, die dem Thema z.T. kritisch gegenüberstehen. Eine missionsgeschichtliche Sammlung kann dabei als Vermittlungsmedium dienen. Nicht zuletzt haben missionsgeschichtliche Sammlungen mit ihrem Charme des „Altertümlichen“ und der Vermischung von Ethnologie, Naturkunde, Kunst und Religion für Besucher einen eigenen Reiz. Der Betrachter nimmt weniger die Rolle des Wissenschaftlers oder Forschers ein, sondern eher die eines Entdeckers. Diese spielerische Konfrontation mit den Inhalten in Verbindung mit der Niedrigschwelligkeit der Angebote bietet dabei Chancen der museumspädagogischen Vermittlung, die sich von denen ethnologischer Museen abheben. Auf Basis der Umfrageergebnisse werden derzeit Lösungsansätze für den Erhalt der missionsgeschichtlichen Sammlungen und Missionsmuseen gesucht mit dem Ziel, den Bestand zu sichern und diesen Teil der Museumslandschaft dauerhaft zu erhalten.

.....

\* Am 23. und 24. März 2017 hat in St. Augustin eine Tagung „Missionsgeschichtliche Sammlungen heute“ stattgefunden. Veranstalter waren die Landschaftsverbände Westfalen-Lippe (LWL) und Rheinland (LVR). Der vorliegende Beitrag basiert auf einem Vortrag im Rahmen der Tagung. Er wird auch in folgender Publikation veröffentlicht: *Missionsgeschichtliche Sammlungen heute. Beiträge einer Tagung*, Hrsg.: LVR-Fachbereich Regionale Kulturarbeit/Museumsberatung / LWL-Museumsamt für Westfalen. Das Buch wird voraussichtlich im Dezember 2017 im Schmitt Verlag, Siegburg erscheinen.

1 Weber, Lena: *Klostermuseen im deutschsprachigen Raum*. Dissertation an der

Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn, Online-Publikation, Bonn 2013, S. 115.

- 2 Hier ist z.B. die Mitarbeit des Ethnologen P. Dr. Meinulf Küsters OSB aus St. Ottilien am Staatlichen Museum für Völkerkunde München zwischen 1927 und 1932 zu nennen. Vgl. hierzu Kecskési, Maria: Lucian Sherman und die Missionsbenediktiner von St. Ottilien. Zur Geschichte der Afrikasammlung des Münchner Museums für Völkerkunde, in: Münchner Beiträge zur Völkerkunde. Jahrbuch des Staatlichen Museums für Völkerkunde München (Band 6), München 2000, S. 235-238.
- 3 Abfrage am 25.09.2017 bei der Deutschen Ordensobernkonferenz (DOK).
- 4 Unterlagen des LWL-Museumsamtes für Westfalen und Internet-Recherche der Autorin.
- 5 Die Konferenz der missionierenden Orden, ein Gremium aus Delegierten verschiedener Ordensgemeinschaften, das sich 2011 als Fachgruppe der Deutschen Ordensobernkonferenz (DOK) formiert hat, widmet sich in besonderer Weise missionarischen, weltkirchlichen und entwicklungs-politischen Fragen.
- 6 Aus Gründen des Datenschutzes werden die missionsgeschichtlichen Sammlungen nur in Einzelfällen namentlich genannt.
- 7 Bedingt durch unbeantwortete Fragen bzw. Mehrfachnennungen ergeben sich in den Infografiken von der Anzahl der Rückläufe (29) abweichende Summen.
- 8 Walloschek, Arnold: Die koreanische Sammlung im Missionsmuseum St. Ottilien, in: Bilanz einer Freundschaft. Hundert Jahre deutsch-koreanische Beziehungen. Herausgegeben vom Komitee 100 Jahre deutsch-koreanische Beziehungen, Bonn 1984, S. 99.
- 9 Weber (Fn. 1.), S. 116.
- 10 Weber (Fn. 1.), S. 183.



## Aus Rom und dem Vatikan

### Medienreform: Neue Form der Zusammenarbeit von Jesuiten und Vatikan

Im Zuge der Medienreform des Vatikan ändert sich auch die Zusammenarbeit zwischen dem Jesuitenorden und dem vatikanischen Kommunikationssekretariat. Bisher lag die Verantwortung für den Sender Radio Vatikan ganz in den Händen der Ordensgemeinschaft. Nach einer neuen Vereinbarung sollen Angehörige des Ordens zwar weiterhin als Journalisten oder in der Leitung des Senders arbeiten, dies jedoch nun in der Gesamtverantwortung des Kommunikationssekretariats. P. Juan Antonio Guerros Alves SJ, Delegat des Generaloberen für die römischen Häuser des Ordens, unterstrich nach der Unterzeichnung der Vereinbarung den dienenden Charakter seiner Ordensgemeinschaft: „Es macht uns glücklich, unsere Dienste auf dem Gebiet der Kommunikation anzubieten, weil wir so die Reform, die der Heilige Vater sich wünscht, unterstützen können.“ In einem Interview äußerte sich P. Bernd Hagenkord SJ, der Leiter der deutschen Sektion von Radio Vatikan, zuversichtlich, dass eine gute Vereinbarung erzielt worden sei. In der praktischen Arbeit werde sich nicht viel ändern. (sj/rv)

### „Letzte Chance“ für die belgischen Broeders van Liefde

Der Vatikan will den belgischen Zweig der Brüder der Nächstenliebe (Broeders

van Liefde) in der Debatte um aktive Sterbehilfe zu einem Gespräch einladen. Sie sollen die Möglichkeit erhalten, ihre Sicht der Dinge zu erklären, heißt es in einer Anfang Oktober veröffentlichten Pressemitteilung der Generalverwaltung der Brüder der Nächstenliebe in Rom. Das Treffen in Rom sei die letzte Chance für die Organisation, sich mit der katholischen Lehre in Einklang zu bringen, heißt es in der Mitteilung. Am 12. September hatte die belgische Organisation der Brüder der Nächstenliebe ihre Position, aktive Sterbehilfe für psychisch Kranke im nicht-terminalen Stadium nicht mehr grundsätzlich auszuschließen, bekräftigt. Die Organisation verwaltet 15 psychiatrische Kliniken in Belgien. (kna)

### Mahnung zu Toleranz und Realismus bei Gesprächen mit China

Der chinesische Jesuitenpater Joseph Shih (90) rät bei den Verhandlungen zwischen dem Heiligen Stuhl und der Volksrepublik China zu gegenseitiger Toleranz. Er wünsche sich, dass der Heilige Stuhl China bei den Gesprächen nicht mit „einem zu hohen und unrealistischen Ideal herausfordert“, sagte Shih der Jesuitenzeitschrift „Civiltà Cattolica“ im Oktober. Das würde „eine Entscheidung zwischen der Kirche und der chinesischen Regierung erzwingen“, so der aus Shanghai stammende Geistliche. Zudem mahnte er zur Vorsicht bei Kritik von außen: Wer nicht in China

lebe und sich in unangemessener Weise um das Schicksal der Katholiken im Land sorge, schade der dortigen Kirche nur. Ein Kompromiss, der von beiden Seiten Zugeständnisse verlangen würde, ist aus Sicht des ehemaligen Leiters der chinesischsprachigen Abteilung von Radio Vatikan nicht möglich. Dabei würde die katholische Kirche ihre Identität verlieren, so Shih. Er mahnte den Heiligen Stuhl, sich bei den Verhandlungen nicht gegen die Regierung zu stellen. Seiner Erfahrung nach wird gegenseitige Toleranz auch vor Ort bereits auf eine gewisse Weise praktiziert: „Ich kann nur sagen, dass die katholische Kirche in China existiert und funktioniert.“ China und der Heilige Stuhl verhandeln seit drei Jahren über eine Wiederaufnahme der vor 60 Jahren abgebrochenen diplomatischen Beziehungen. (kna)

### Würdigung des Kampfes von Ordensfrauen gegen Menschenhandel vor der UN

Vor der UN-Vollversammlung hat der vatikanische Außenminister, Erzbischof Paul Gallagher, den Einsatz vieler Ordensfrauen gewürdigt. Im September rief er in New York zu einem effektiveren Kampf gegen Menschenhandel auf. Viele Menschen, die verschleppt wurden oder Zwangsarbeit leisten müssten, hätten das Vertrauen in die Behörden verloren. Papst Franziskus habe den Einsatz der Kirche gegen Sklaverei, Zwangsarbeit und Menschenhandel zu einem Hauptanliegen seines Pontifikates gemacht. Daher unterstütze die katholi-

sche Kirche das Vorhaben eines entsprechenden weltweiten Aktionsplans gegen Menschenhandel. (kna)

### Vatikan ordnet Reformen für „Das Werk“ an

Die katholische Gemeinschaft „Das Werk“ muss ihre Regeln überarbeiten und ihre Struktur reformieren. Dies hat die vatikanische Ordenskongregation entschieden, wie das österreichische Bistum Feldkirch im September mitteilte. Unter anderem sei ein Generalkapitel einzurichten, um die Leitung des Werkes künftig transparenter zu wählen, anstatt eine Leitung auf Lebenszeit zu bestimmen. Die Entscheidung der Ordenskongregation erfolgte nach einer Visitation des Werks, die nach Missbrauchsvorwürfen angeordnet worden war. 2014 hatte ein ehemaliges Mitglied der Schwesterngemeinschaft des Werks in einem Buch von sexuellen Übergriffen durch einen Priester der Gemeinschaft berichtet, die sich 2008 in Rom ereignet hätten. Über die Umsetzung der Reformen wacht ein Delegat der Ordenskongregation, der von zwei Kirchenrechtlern unterstützt wird. In einer Stellungnahme erklärte die Gemeinschaft, mit der Kongregation „konstruktiv zusammenzuarbeiten“. Die 1938 von der Belgierin Julia Verhaeghe gegründete Gemeinschaft ist in zwölf Ländern tätig und hat ihre Hauptsitze in Rom und Bregenz-Thalheim (Bistum Feldkirch). Seit 2001 ist die Gemeinschaft als „Geistliche Familie päpstlichen Rechts“ anerkannt und damit direkt dem Heiligen Stuhl unterstellt. (kna)

## Aus der Weltkirche

### Deutschland

Im Rahmen der Vollversammlung der Vereinigung Katholischer Orden (VKO), des Verbands ausländischer Orden in Deutschland, am 4. September 2017, wurde Sr. Tessa Mandapathil SABS zur neuen Vorsitzenden gewählt. Die Wahl war erforderlich geworden, da der bisherige Vorstandsvorsitzende, P. Tom Mattathiveliyil, zum Provinzial seiner Gemeinschaft gewählt worden war und deshalb nach Indien zurückgekehrt ist.

### Belgien

Die Jesuiten wollen eine Schule im belgischen Molenbeek-Saint-Jean eröffnen. Die Gemeinde gilt als Zentrum islamistischer Terroristen in Europa. Das flämische Bildungsministerium habe dem Vorhaben des Ordens nun seine Zustimmung erteilt, berichtete die französische Zeitung „La Croix“ Mitte Oktober. Demnach soll die neue Sekundarschule für 850 Schüler zum Schuljahr 2021/2022 eröffnen. Die Schule werde neben einem allgemeinbildenden Zweig auch technische und berufliche Bildung anbieten. Die Stadt Molenbeek grenzt an die belgische Hauptstadt Brüssel und ist in den zurückliegenden Jahren vor allem als sozialer Brennpunkt bekannt geworden. Auch mehrere radikalislamische Attentäter der jüngeren Vergangenheit hatten dort gelebt. (katholisch.de)

### Tschechien

Nach der jüngsten Parlamentswahl in Tschechien steht die Entschädigung für

in kommunistischer Zeit verstaatlichtes Kircheneigentum wieder auf der Kippe. Zeitungsberichten zufolge wolle der Wahlsieger, die liberale Bewegung ANO, die über Jahre ausgehandelte Ersatzzahlung des Staates an die Bistümer und Ordensgemeinschaften mit einer 19-prozentigen Steuer belegen. Das Geld soll für jene Fälle gezahlt werden, in denen die frühere Liegenschaft nicht mehr vorhanden ist. Die Ersatzsumme beläuft sich auf umgerechnet 2,36 Milliarden Euro und soll bis 2043 ausbezahlt werden. Durch die beabsichtigte Besteuerung würden 450 Millionen Euro wieder in die Staatskasse zurückfließen. Hintergrund der Ankündigung ist eine entsprechende Forderung der Kommunistischen Partei Böhmens und Mährens (KSCM), die im Gegenzug eine Minderheitsregierung der ANO tolerieren würde. In einer ersten Reaktion kritisierte die Tschechische Bischofskonferenz, eine „Politisierung“ der Restitution. Die Kirche gehe davon aus, dass Verträge einzuhalten seien. (rv)

### Israel

Der Franziskanerorden feiert in diesem Jahr seine 800jährige Tätigkeit im Heiligen Land. Neben einem dreitägigen Symposium Mitte Oktober in Jerusalem realisiert der Orden dort auch ein bisher einzigartiges Museum, das sich mit den Anfängen und der Geschichte des Christentums im Heiligen Land beschäftigt. Ein bereits bestehendes Multimediaprojekt soll bis Ende des Jahres

mit einer archäologischen und historischen Abteilung verknüpft werden. Als seine Aufgabe im Heiligen Land beschreibt der Orden den Schutz der für die Christenheit wichtigen Stätten sowie die Unterstützung der einheimischen Menschen. Diesen Auftrag bekräftigte auch Papst Franziskus noch einmal in einem Brief an den Kustos des Franziskanerordens in Jerusalem. Zusätzlich ermahnte er die Franziskaner im Heiligen Land, sich um Arme und Bedürftige, besonders aber um Jugendliche zu kümmern, die im andauernden Konflikt zwischen Israel und Palästina drohten ihre Hoffnung zu verlieren.

(kna)

## Pakistan

Pakistan ehrt die im August verstorbene Ordensfrau Sr. Ruth Pfau mit einer Gedenkmünze. 50.000 Münzen im Wert von je 50 Rupien (ca. 0,40 Euro) sollen in den nächsten Monaten von der pakistanischen Zentralbank geprägt werden. Die auch als „Mutter Teresa von Pakistan“ bekannte Ärztin hatte ihr Leben der Bekämpfung von Lepra in Pakistan gewidmet. Die Regierung in Islamabad hatte die mit 87 Jahren gestorbene Schwester mit einem Staatsakt in der katholischen Kathedrale von Karachi geehrt. Staatsbegräbnisse gibt es in Pakistan normalerweise nur für gefallene Soldaten und für Regierungsmitglieder. Die 1929 in Leipzig geborene Pfau hatte nach ihrer Ankunft in Karachi 1960 das Marie-Adelaide-Lepra-Zentrum (MALC) gegründet. 1979 wurde sie zur Ehrenbürgerin und zur nationalen Beraterin für Leprafragen im Rang einer Staatssekretärin ernannt.

(kna)

## Philippinen

Die nordphilippinische Provinz der Salesianer Don Boscos zeigt sich betroffen von den jüngsten Hinrichtungen auf den Philippinen. Im Rahmen des brutalen „Drogenkriegs“, den Präsident Duterte zur Bekämpfung der Drogenkriminalität ausrief, waren zuvor viele Jugendliche ermordet worden. Provinzial P. Anthony Paul Bicomong SDB betonte in einer Stellungnahme, sich „nicht auf die Seite einer Farbe, einer Gruppe oder einer Partei zu stellen“, da „moralische und christliche Werte im allgemeinen über die Politik hinausgehen“. Er appelliert vielmehr an „das kollektive Gewissen des philippinischen Volkes“ und vor allem die legitimierte politischen Verantwortlichen die Bürger und das Gemeinwohl zu schützen. Wenn die Bekämpfung der Drogenkriminalität generell begrüßenswert sei, so bitte man „um die Bekämpfung des Bösen in allen seinen Formen [...] auch um den Widerstand gegen willkürliche Hinrichtungen“.

(fides)

## Togo

Inmitten heftiger Ausschreitungen zwischen Anhängern der Regierung und der Opposition mahnt ein Missionar zur Besonnenheit. In einem Schreiben vom September an die Menschen in Togo, insbesondere die Anhänger von Regierung und Opposition, ruft der Afrika-Missionar P. Silvano Galli zu „aktiver Gewaltfreiheit“ auf und wirbt für die Kraft der Liebe. Die Presse solle „auf professionelle Weise mit Nachrichten umgehen“, während die Jugendlichen des Landes zeigen sollten, dass ein positiver Wandel auch friedlich herbeigeführt werden könne.

(fides)

## Aus dem Bereich der Deutschen Ordensobernkonferenz

### Personelles

Im Rahmen eines Wahlkapitels am 7. Juli 2017 ist **Sr. Lucia Obieglo** zur neuen Generaloberin der Elisabethinen (Kloster Azlburg) gewählt worden. Die Wahl wurde nötig, nachdem die bisherige Generaloberin, **Sr. M. Germana Stöberl**, am 28. Juni 2017 plötzlich verstorben war. **Sr. Lucia** hatte das Amt der Generaloberin bereits früher viele Jahre inne.

Im Rahmen des Generalkapitels der Dillinger Franziskanerinnen vom 28. Juli bis 11. August 2017 in Bamberg wurde am 5. August **Sr. M. Roswitha Heinrich OSF** in ihrem Amt als Generaloberin bestätigt.

Der Konvent der Abtei Schweiklberg hat am 25. August 2017 **P. Benedikt Schneider OSB** zum Prior Administrator der Benediktinerabtei gewählt. Der 61 Jahre alte Ordensmann übernimmt das Amt für drei Jahre. Zuvor war er 15 Jahre als Pfarrer in Neustift tätig. Der Vorgänger, **Abt Rhabanus Petri**, war zum 31. Juli nach zehn Jahren im Amt des Abtes zurückgetreten und ist in sein Heimatkloster **St. Ottilien** zurückgekehrt.

Im Rahmen eines außerordentlichen Generalkapitels der Missionare vom heiligen Johannes dem Täufer (Leutesdorf) wurde am 25. August 2017 **P. Majobi Amickattu Mohanan MSJ** (Jg. 1982) zum neuen Generalsuperior der Gemeinschaft gewählt. Sein Vorgänger

**P. Dr. Dhanyananda Oozhikattu MSJ** war im April 2017 von dem Amt zurückgetreten.

Im Rahmen des Generalkapitels der Kongregation der Hedwigschwestern vom 22. bis 29. August 2017 in Breslau ist **Sr. M. Simone Nocon** zur neuen Generaloberin der Hedwigschwestern gewählt worden. Sie übernimmt das Amt von **Sr. M. Vincentia Weide**. Sitz des Generalats der Gemeinschaft ist Berlin.

Am 28. August 2017 ist **Sr. Hildegard Hoiß**, Jg. 1963, zur neuen Oberin der Schwestern vom Gemeinsamen Leben in Spabrücken gewählt worden. Sie übernimmt das Amt von **Sr. Esther Kaufmann**, die die Gemeinschaft 28 Jahre lang geleitet hat.

**Abtpräses Barnabas Bögle OSB**, Abt des Klosters Ettal, steht für weitere vier Jahre an der Spitze der Bayerischen Benediktinerkongregation. Beim jüngsten Generalkapitel im Kloster Sankt Stephan in Augsburg wählten ihn die Mitglieder erneut zum Abtpräses. **Abt Barnabas** steht der Kongregation seit dem Jahr 2009 vor.

**Sr. Angelika Blochwitz SCC** ist neue Regionaloberin der Kongregation der Schwestern der Christlichen Liebe. Sie hat das Amt von **Sr. Ancilla König** übernommen, die es aus gesundheitlichen Gründen zum 24. Juni 2017 zurückgegeben hatte.

Seit dem 1. September 2017 hat die deutsche Delegatur des Prämonstratenserstifts Tepl-Mananthavady einen neuen Superior. **P. Joshy Palakunnel** wurde durch seinen Prälaten zum Superior der in Deutschland tätigen indischen Prämonstratenser von Mananthavady ernannt.

Das Regionalat der Paulusschwestern teilt mit, dass **Sr. Ancilla Christine Hirsch FSP** seit dem 5. September 2017 neue Regionaloberin der Gemeinschaft ist. Sie übernimmt das Amt von **Sr. Agnes Trucco FSP**.

Die Karmelitinnen des Klosters Himmelpforten in Würzburg haben am 16. September 2017 **Sr. M. Johanna Walz OCD** für die nächsten drei Jahre zur neuen Priorin gewählt.

Während des Provinzkapitels der Franziskanerinnen von Bonlanden wurde am 25. September 2017 eine neue Provinzleitung für die Schwestern-Gemeinschaften und Einrichtungen in Deutschland gewählt. Zur neuen Provinzoberin und damit zur Nachfolgerin von **Sr. M. Angelika Maiß** wurde **Sr. M. Witburga Mendler** gewählt.

Bei den Franziskanerinnen vom Heiligsten-Herzen-Jesu/ Rekollektinnen (Bonn) hat am 5. Oktober 2017 die Generalwahl stattgefunden. **Sr. Katharina Kowalczyk** ist für eine weitere Amtszeit von sechs Jahren als Generaloberin wiedergewählt worden.

Am 21. Oktober 2017 ist **Sr. Dorothe-Maria Lause** als Generaloberin der Franziskanerinnen von der Barmherzigkeit wiedergewählt worden. Sitz des

Generalats der Gemeinschaft ist Luxemburg.

Während des Provinzkapitels der Schwestern vom hl. Josef zu Saint-Marc im Kloster St. Trudpert, wurde **Sr. Teresa Litterst** zur neuen Provinzoberin gewählt. Sie folgt damit **Sr. Germana Ganter** im Amt.

### Neues DOK-Mitglied: Regionalat der Karmelitenprovinz St. Thomas Indien-Deutschland

Der DOK-Vorstand hat am 13. September dem Aufnahmeantrag der Region der Karmelitenprovinz St. Thomas Indien-Deutschland stattgegeben. Damit ist deren Regionaloberer, **P. Joshy George Pottackal O.Carm.**, neues Mitglied der DOK. Die Region hat derzeit in Deutschland 16 Patres, die u.a. in Konventen in Hirschhorn/Neckar und in Straubing tätig sind. Sitz des Regionalats ist Hirschhorn. Die Anfänge der indischen Provinz liegen in der ehemaligen oberdeutschen Karmelitenprovinz. Deren langjähriger Provinzial **P. Joseph Kotschner** holte 1973 die erste Gruppe indischer Studenten nach Bamberg, um sie nach Profess und Priesterweihe in ihre Heimat Kerala zurückzusenden. Seit 2007 ist die indische Gründung als eigene Provinz verfasst.

### Tag der offenen Klöster 2018: Internetseite freigeschaltet

Am 2. November wurde die grundlegend überarbeitete Internetseite zum nächsten bundesweiten Tag der offenen Klöster am 21. April 2018 freigeschaltet. Ab sofort können sich teilnehmende

Konvente unter <http://www.tag-der-offenen-klöster.de/> eintragen. Zur Teilnahme eingeladen sind neben den Gemeinschaften, Klöstern und Konventen, die zur DOK gehören, auch die Mitgliedsgemeinschaften der VKO. Auch die evangelischen Kommunitäten, die über die KevK organisiert sind und die Ordensgemeinschaften in Österreich und der Schweiz sind eingeladen, sich am Tag der offenen Klöster zu beteiligen. Der Tag der offenen Klöster am 21. April 2018 steht unter dem Motto „Gut. Wir sind da.“ Im Einladungstext auf der Website heißt es: „Unsere Klöster sind bemerkenswerte Räume - oft sind sie einfach da; nach einer langen oder kurzen Geschichte an dem einen oder anderen Ort. Und auch wenn manche uns Ordenfrauen und -männer als Exoten ansehen: Auch wir sind da, mit unserer besonderen Lebensform. Und wir leben gern so. Dabei sind unsere Tagesabläufe sehr unterschiedlich. Unser Da-sein und unsere jeweiligen Aufgaben prägen die Orte. Wie vielfältig Ordensleben sein kann, das beweisen die vielen Ordensmänner und Ordensfrauen in Deutschland täglich aufs Neue ... Wir laden zu einem Fest der Begegnung ein.“

### Cloud über dem Kloster: Ordens-Panel beim Katholischen Medienkongress

Im Rahmen des katholischen Medienkongresses am 16. Oktober in Bonn fand ein seitens der DOK und ihrer Arbeitsgemeinschaft Public Relations (AG-PR) organisiertes Panel statt. Sr. Veronika Krienen OSB und P. George Esbett LC diskutierten mit Christian Hälker, Geschäftsführer des Verbandes der Privaten Krankenversicherung, die Chancen

und Risiken der Digitalisierung. Moderiert wurde die Diskussion von Klaus Nelißen, stellvertretender Rundfunkbeauftragter beim WDR. Inhaltlich interpretierte die Runde die klösterliche Klausur als Chiffre für jenen Privatraum, den der Mensch benötigt, um sich entfalten zu können. Deutlich wurde, dass die Veränderung der Medienlandschaft alle Menschen betrifft. „Soziale“ Medien und die Nutzung persönlicher Daten eröffnen völlig neue Möglichkeiten der Kommunikation; Firmen können Services anbieten, die bis vor kurzem kaum vorstellbar schienen. Der Persönlichkeitsraum, die „Klosterzelle“ des Menschen, wird „gläsern“ bis in intime Daten. Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Panels, darunter nicht wenige Ordensleute, beteiligten sich an der Debatte.

### Neue Konferenz der Träger katholischer Schulen

Mit Oberin Sr. Maria Beate Brandt CBMV, Generaloberin Sr. Maria Cordis Reiker OFM, Sr. Dr. M. Antonja Schomberg, Generaloberin Sr. Maria Thoma Dikow SMMP und Provinzial P. Hubert Veeseer SDS wurden fünf Ordensleute von der DOK als Vertreter in die neue Konferenz Träger Katholischer Schulen entsandt. Nach dem ersten Zusammentreffen der Konferenz im November 2017 soll gemeinsam überlegt werden, wie die weitere Rückbindung und Kommunikation an die Träger von Ordenschulen und an die DOK erfolgen kann, ob z.B. ein jährliches Treffen mit den Schulträgern stattfinden wird, ob eine AG Schulträger gegründet werden soll oder ob der Kontakt anderweitig gesucht wird.

## ODIV-Jahrestagung: Mit Marx und Schavan im Zeichen der Ökumene

Die Vereinigung der Schulen in Ordenstradition – Ordensdirektorenvereinigung (ODIV) stellte ihre diesjährige Tagung vom 6. bis zum 9. November 2017 in Würzburg Himmelspforten unter das Thema: „Das Reformationsjubiläum – Chance für die Ökumene?“ Das Hauptreferat hielt der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Reinhard Kardinal Marx. Annette Schavan, Botschafterin der Bundesrepublik Deutschland beim Heiligen Stuhl, ging auf die Bedeutung des Reformationsjubiläums für das Katholische Schulwesen ein. Schulpraktische Perspektiven eröffnete der Diplom-Psychologe und Pastor i. R. Hauke Christiansen mit dem Thema „Was können Freie Schulen von Luthers Freiheitsverständnis lernen?“. Zur ODIV-Jahrestagung treffen sich mehr als 100 Schulleitungen aller Schulformen. Seit einem Jahr ist Sr. Eva-Maria Siemer (Thuiner Franziskanerin) Vorsitzende der Vereinigung, der 196 Schulen angehören.

## 125-jährige Ordensjubiläen

Die Klarissen in Kevelaer haben am 31. Oktober das 125jährige Jubiläum ihres Klosters mit einer „franziskanisch-clarianischen Begegnung“ gefeiert. Die Gemeinschaft war am 25. Oktober 1892 von Münster aus gegründet worden. 1973 schlossen sich die deutschsprachigen Klarissenklöster zu einer Föderation zusammen; seit 1991 ist der Kevelaerer Konvent Sitz der Föderationsleitung. Im Zuge der Schließungen von Klarissenklöstern in den vergangenen Jahren hat

das Kloster in Kevelaer viele Erfahrungen bezüglich der Auflösung eines Klosters, des Umzugs und der Eingliederung von Schwestern gesammelt.

Die Pallottiner im deutschsprachigen Raum blicken auf eine 125-jährige Geschichte zurück. Das Jubiläum wurde an zwei Orten gefeiert: am 28. Oktober mit einem Dankgottesdienst in Limburg; am 29. Oktober mit einer Dank-Vesper in Friedberg bei Augsburg. Deutsche, die sich in Italien den Pallottinern anschlossen, gründeten 1892 erstmals ein Missionshaus in Deutschland, das bis heute in Limburg an der Lahn besteht. Ab 1895 wurden sie von deutschen Pallottinerinnen aus Rom unterstützt. Vor zehn Jahren vereinigten sich die Pallottiner in Deutschland und Österreich zur Herz-Jesu-Provinz mit Sitz in Friedberg. Etwa 300 Pallottiner gehören der Provinz und den von Deutschland aus betreuten Delegaturen in Kroatien, Spanien, Südafrika und Malawi an. Von Deutschland aus tragen die Pallottiner auch Verantwortung für die von ihnen gegründeten Niederlassungen in Kamerun und Indien.

Vor 125 Jahren wurde das Kloster Maria Laach von der Erzabtei Beuron aus wiederbesiedelt. 12 Mönche kehrten am Katharinentag, dem 25. November 1892, in die 90 Jahre zuvor aufgelöste Abtei Maria Laach zurück. Im Jahr 1924 gab der preußische Staat den Benediktinern auch die Kirche des Klosters zurück. Seitdem widmeten sich die Mönche vor allem der Liturgieforschung. Unter anderem schufen sie ein eigenes wissenschaftliches Institut und den Verlag „ars liturgica“. Im Jahr 2006 durfte die Gemeinschaft den 850. Tag der Kirchweihe feiern.

## Elisabeth-Schwestern legen Leitung in Ordensfremde Hände

Da der einstmals starke Orden seit 40 Jahren keinen Nachwuchs mehr verzeichnet hat, legen die Barmherzigen Schwestern von der Heiligen Elisabeth zu Essen die Leitung ihrer Gemeinschaft in ordensfremde Hände mit dem Ziel, die Geschäftsfähigkeit zu erhalten und die Versorgung der hochbetagten Schwestern bis zum Ende abzusichern. „Die Aufgabe der Gemeinschaft scheint heute erfüllt, jetzt erledigen andere Experten die Aufgaben“, resümiert die Franziskanerin Sr. Diethilde Bövingloh, die der Gemeinschaft in den vergangenen Jahren als vorübergehende Generaloberin vorstand. Kirchenrechtlich ist das Vorgehen der Schwestern ein außergewöhnlicher Schritt, denn das kirchliche Gesetzbuch „Canon Iuris Canonici“ (CIC) sieht nicht vor, dass einmal gegründete Ordensgemeinschaften jemals wieder aufgelöst werden. Das juristische und kirchenrechtliche Pilot-Modell kann anderen Gemeinschaften als Beispiel dienen: Die neue Ämterstruktur sieht an der Spitze eine vom zuständigen Ortsbischof ernannte Generaladministratorin vor, die die Kongregation gegenüber öffentlichen und kirchlichen Behörden vertritt. Auch die finanziellen Belange des Konvents werden von einem ordensfremden Generalökonom verwaltet.

## Abtei Himmerod aufgelöst

Im Rahmen des Kapitels der Mehrerauer Kongregation, das vom 9. bis 13. Oktober 2017 unter dem Vorsitz von Abtpräses Anselm van der Linde stattfand, wurde die kanonische Auflösung des

Konventes in Himmerod beschlossen. Die Liegenschaften der Abtei gehen in den Besitz des Bistums Trier über. Bischof Stephan Ackermann und Abtpräses Anselm haben den bisherigen Himmeroder Abt P. Johannes Müller und den Trierer Domkapitular Reinhold Bohlen zu Beauftragten für den Übergabeprozess ernannt. Der Bischof will sich laut Meldung der KNA persönlich dafür einsetzen, dass möglicherweise eine andere Ordensgemeinschaft in das fast 900 Jahre alte Abteigebäude einziehen kann. Angesichts der zurückgehenden Zahl an Ordensgemeinschaften werde das aber nicht einfach. Bislang gebe es keine konkreten Pläne, so der Bischof. Allerdings werde man keinen Investor suchen und plane keine Veräußerung.

## Clara Fey: Seligsprechung im Mai 2018

Die Gründerin der Kongregation der Schwestern vom armen Kinde Jesus, Clara Fey (1815-1894), wird Anfang Mai 2018 seliggesprochen. Das teilte der Aachener Bischof Helmut Dieser Mitte September in Aachen mit. Die Seligsprechungsfeier werde im Aachener Dom stattfinden. Der Bischof würdigte Sr. Clara als „Frau der Diakonie, die für ihre Zeit Power hatte“. Sie habe eine nach wie vor lebendige Gemeinschaft gegründet, die heute vor allem in Ländern wie Indonesien, Kolumbien und auf den Philippinen Zulauf habe. (kna)

## Congregatio Jesu: Ungarische Provinz schließt sich Mitteleuropäischer Provinz an

Seit dem 1. August 2017 gehören die ungarischen Schwestern der Congrega-

tio Jesu zur mitteleuropäischen Provinz der Gemeinschaft. Provinzoberin der gewachsenen Provinz ist weiterhin Sr. Sabine Adam mit Sitz in München. Die erste Niederlassung der Congregatio Jesu in Ungarn entstand 1770, als Schwestern aus St. Pölten auf Einladung von Kaiserin Maria Theresia nach Buda zogen. Sie betreuten die Reliquie des heiligen Stefan und eröffneten eine Schule. Ein paar Jahre später zogen sie auf die andere Seite der Donau nach Pest und führten dort fast 200 Jahre lang mehrere Schulen und Einrichtungen. Das kommunistische Regime schloss die Schulen und enteignete die Häuser der Gemeinschaft, zahlreiche Schwestern wurden vertrieben. Einigen gelang es jedoch, zu bleiben und in der ungarischen „Untergrundkirche“ Religionsunterricht zu erteilen und soziale Unterstützung zu leisten. Heute gibt es wieder eine Maria-Ward-Schule und eine Kommunität der Congregatio Jesu in Budapest. Außerdem gibt es Gemeinschaften in Budapest-Zugliget, Eger und Veröce.

### Josefskongregation Ursberg: Euthanasiemahnmal in Maria Bildhausen

Die St. Josefskongregation Ursberg hat sich an einem Euthanasiemahnmal auf dem Friedhof von Maria Bildhausen beteiligt. Es soll an die 379 durch die Nationalsozialisten ermordeten Menschen mit Behinderung erinnern, die zuletzt in den Einrichtungen der St. Josefskongregation – dem heutigen Dominikus-Ringeisen-Werk – in Ursberg, Holzen und Maria Bildhausen lebten. Das von dem Künstler Willi Grimm geschaffene Mahnmal wurde am 21. Oktober 2017 enthüllt. (pow)

### Jesuit Zollner bilanziert die Arbeit der Kinderschutzkommission

Nach drei Jahren endet der Arbeitsauftrag der päpstlichen Kinderschutzkommission. Der Jesuit und Kinderschutzexperte P. Hans Zollner SJ bilanziert aus diesem Anlass die Arbeit der Kommission. Missbrauch werde in vielen Ländern noch zu selten thematisiert. Ohne die Arbeit der päpstlichen Kinderschutzkommission gäbe es an etlichen Stellen „kein Bewusstsein für dieses Thema – weder in der Kirche noch in der Gesellschaft“, sagte der Ordensmann Ende September in einem Interview. Oft fehle im Kampf gegen Missbrauch nicht der Wille, sondern es fehlten geeignete Mittel und Personen. Es gebe häufig keine Präventionsexperten, sowohl in der Kirche als auch in der Gesellschaft. Stellenweise stehe die katholische Kirche an vorderster Front bei der Aufklärung, vor allem über die Arbeit an katholischen Schulen und anderen Lehrinrichtungen. Er habe etwa erst kürzlich aus Neuseeland gehört, dass Politiker bei der Kirche nachfragten, weil sie Rat für die Präventionsarbeit in staatlichen Schulen suchten. Zur Zukunft der päpstlichen Kinderschutzkommission, deren Arbeitsauftrag nach drei Jahren endet, äußerte sich der Psychologe und Leiter des Kinderschutzzentrums an der Päpstlichen Universität Gregoriana zuversichtlich: Er gehe davon aus, dass die Arbeit der Kommission fortgesetzt werde. Wie genau, müsse man noch sehen. Das Gremium, habe „konkrete Ergebnisse erbracht, die wichtig sind für kirchliche Entscheidungsträger weltweit“, so Zollners Bilanz. (kna)

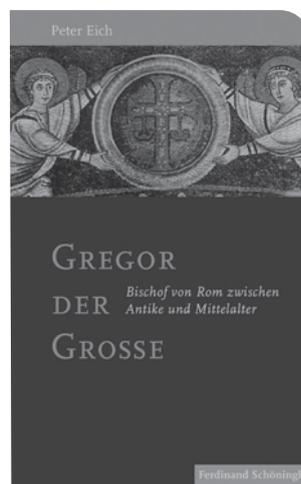
## ... Neue Bücher

Peter Eich

### Gregor der Große

Bischof von Rom zwischen Antike und Mittelalter.  
Paderborn: Schöningh 2016. - 304 S.

Die Figur des Mönchsbischofs auf dem Stuhle Petri ist bekannt: seine in die Geschichte hineinwirkende Selbstbezeichnung als „servus servorum Dei“, seine Friedensbemühungen in der Auseinandersetzung mit den in Italien ansässigen Langobarden, seine Sorge um das leibliche Wohl der Einwohner Roms, sein diplomatisches Geschick zwischen Selbstbehauptung und Gehorsam gegenüber dem Kaiser in Konstantinopel, seine Lebensbeschreibung des hl. Benedikt in einer ganzen Reihe von Mönchs-Biografien und nicht zuletzt und in all dem sein ganz persönliches Ringen um eine Lebensform, in der sich kontemplative Aspekte mit den von ihm oft als mühevoll erfahrenen aktiven, seelsorgerischen verbinden. Gregor, Papst von 590-604, kann als Brückenfigur gelten in der Spätantike, einer Zeit des Umbruchs: fehlende staatliche Strukturen, die Grenzen des (ehemaligen) römischen Reiches überschreitende ethnische Gruppen der sog. „Völkerwanderung“, wechselnder politischer Einfluss des oströmischen Kaisers im Westen, von daher wachsende Bedeutung des Papsttums auch in zivilen und politischen Fragen, neue gesellschaftliche Strukturen im späteren Reich Karl des Großen, und gerade hier auch noch die Notwendigkeit einer Erst- oder Re-Missionierung, wie Gregor sie für Britannien initiierte. Auf der Grundlage einer enormen Kenntnis der Quellen (v.a. das umfangreiche Briefregister aus der Zeit als Bischof von Rom) zeichnet der Freiburger Historiker Peter Eich das Bild Gregors nicht gänzlich neu, wohl aber auf sehr filigrane Art, unter Einbezug der neuen geschichtlichen Forschung, leider ohne dabei Gregor selbst zu Wort kommen zu lassen. Vor den Augen des Lesers entsteht die Gestalt eines sein Leben lang um Askese und Gottsuche bemühten Christen, der als Stadt-Mönch, Diakon, kirchlicher Diplomat, Bischof und Papst, Militärbefehlshaber und Sozialminister, theologischer Schriftsteller und Missionar die alte Welt der Antike und des frühen Christentums mit der heran nahenden Ära des Mittelalters verband. Wie bei einem solchen breiten Spektrum von Rollen und Aufgaben sowie der



ISBN 978-3-506 -78370-7  
€ 34,90.

(als Klage immer wieder in den Briefen auftauchenden) körperlichen Gebrechlichkeit zu erwarten, geht es nicht um ein (einseitiges) Genie, auch nicht in der Theologie. Gregor „vermittelt“: zwischen Osten und Westen (ohne Griechisch-Kenntnisse!), zwischen der Zeit des beginnenden Mönchtums und den regulierten Klosterstrukturen des Mittelalters (in der Idealfigur Benedikts), zwischen dem nieder gegangenen Machtgefüge Roms und den (von ihm als „noch wild“ bezeichneten) neuen Königreichen nördlich Italiens.

Die in der Biografie aufscheinenden Tätigkeiten des Papstes in Sachen Ordensleben beziehen sich auf die Sorge um die materiellen Grundlagen und die innere Ordnung der Klöster vor allem in Italien. Oft benutzt er auch Äbte als seine Gesandten. Und nicht zuletzt sind sein eigener Lebensstil sowie die spirituell-theologischen Schriften (z.B. die Pastoralregel) durch und durch von seinem monastischen Ideal durchtränkt. Dieses Festhalten am absoluten Primat Gottes gab ihm zu Lebzeiten und weit darüber hinaus eine natürliche moralische Autorität, eben „der Große“. Er wusste um die Fehlbarkeit und Schwachheit des Menschen, besonders der großen Massen in der nun christlich gewordenen Gesellschaft. Deswegen braucht es immer wieder einzelne, die aus ganzem Herzen umkehren („compunctio“ heißt es bei ihm, innere Zerknirschtheit) und die andere dann aus dieser Erfahrung heraus zu Gott zurückführen können. Heilsgewissheit gab es für ihn nicht. Nur wer sein Leben in stets neuer Hingabe („Opfer“) an Christus ausrichtet, kann auf Rettung hoffen – eine religiöse Haltung, die in großer Breite aufgenommen und weiter getragen wurde. Unter den Sünden nannte Gregor als erstes den Hochmut, die größte Versuchung gerade für Amtsträger und Herrscher.

Und damit klingt abschließend ein besonders interessanter Teil der Biografie an: Gregors Verhältnis zur weltlichen Gewalt. Hier spielen vor allem seine Erfahrungen mit Ostrom hinein: Oft sah sich der Bischof von Rom in den Bedrohungen durch die Langobarden „allein auf weiter Flur“. Der Kaiser kümmerte sich nicht – aus verschiedensten Gründen – um die Not des „fernen“, erst kürzlich für das Reich zurück eroberten Italiens. Dennoch war Gregor ihm (meistens) gehorsam und anerkannte seine universale Bedeutung. Kaiserliche und königliche Monarchie hielt er für die beste aller Regierungsformen – jedoch mit Einschränkungen: Er betont die Gleichheit und Freiheit aller Menschen, wohl ein Erbe des antiken römischen Bürgerverständnisses. Gott kann auf direktem Wege einem Menschen aufgrund von dessen Verdiensten Macht verleihen. Diese „Vollmacht“ erlaubt es dann, an menschlichen Zwischeninstanzen vorbei zu handeln – eine Autorität, die Gregor wohl nicht selten auch für sich selbst in Anspruch nahm, wie Eich immer wieder auf minutiöse Weise aus den Quellen belegt. Gregor wusste auch um die neuen Reichsgebilde, die sich im Zuge der Völkerwanderung zu etablieren begannen. Deren noch ungezügelte Wildheit zu bändigen, bezeichnete er als Aufgabe der Kirche.

Im Schlusskapitel hat der Autor in wenigen Sätzen zusammengefasst, worin er die Bedeutung Gregors sieht. Als „Appetizer“ sei hier daraus zitiert:

„Als Bischof hat er sicher dazu beigetragen, das italische Klosterwesen zu stabilisieren, ja hat seiner Expansion Vorschub geleistet. Dieser Erfolg hatte mittel- bis langfristig Auswirkungen auf die lateinischsprachige Welt weit über Italien hinaus. Trotz seiner Rom- und Italienbezogenheit hat er damit zugleich in den neu konturierten Westen

mönchische und theologische Traditionen der antiken Mittelmeerwelt, und das heißt gerade auch des Ostens, eingespeist und sie so hinübergerettet, in jenem Maße, wie sie in einer sich wandelnden Welt noch nachvollziehbar und sinnvoll waren. Gregor schaffte es auch mit Hilfe der Dialoge, einen kleinen Anteil der ägyptischen Wüstenerfahrung in einem anderen Umfeld zu erhalten. Diese Rolle als Bewahrer antiker Tradition in einem gewandelten Alltag hat er auch in anderen Belangen eingenommen. Das Ausmaß seiner Prägung durch Augustin ist verschiedentlich angesprochen worden. Oft hat er Augustin aber nicht in dessen ganzer Tiefe aufgegriffen, theologisch kann er sein Vorbild nicht erreichen. Doch war dies in seiner Welt nicht zwingend ein Mangel. Gregor verkapselte so viel Augustin und andere, griechischsprachige Theologen, die er in Übersetzung konsultiert hatte, wie einer unruhigen Zeit, die theologischen Streit auf dem Niveau des 5. Jahrhunderts im Westen nicht kannte, zuträglich war, in einer einfachen und praxisnahen Sprache.“ (231f.)

Paul Rheinbay SAC

Dominik Terstiep

## Peter Faber

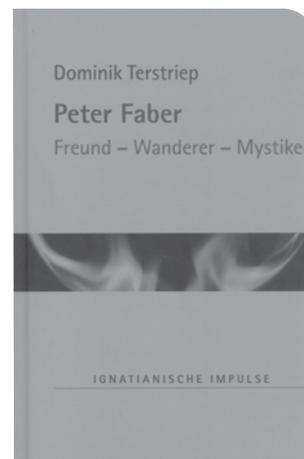
Freund – Wanderer – Mystiker.

Ignatianische Impulse. Band 73.

Würzburg: Echter-Verlag 2017. – 112 S.

Seit der Heiligsprechung durch Papst Franziskus am 17. Dezember 2013 ist Peter Faber, einer der sieben ersten Jesuiten, bereits durch mehrere Bücher gewürdigt worden. Der in Stockholm und Uppsala tätige Jesuit Dominik Terstiep fügt in den „Ignatianischen Impulsen“ eine weitere Facette hinzu. In seiner Darstellung orientiert er sich weitgehend am „Memoriale“, der geistlichen Autobiographie des Heiligen.

„Freund“ war Peter Faber in vielfältiger Hinsicht. Mit Ignatius in besonderer Weise über ein gemeinsames Zimmer in der Pariser Studienzeit verbunden, hatte Faber eine Begabung, Freundschaft zu pflegen und damit Gegensätze, wie zwischen Katholiken und Protestanten, zu überwinden. Diese Fähigkeit zur Freundschaft übertrug sich auch auf die Heiligen, besonders auf Maria, die Engel und die Armen Seelen. In einer Adaptation der Exerzitien seines Ordensgründers sah er sich als Freund sowohl der Menschheit Jesu als auch des leidenden Je-



ISBN 978-3-429-03985-1.  
€ 8,90.

sus. Ungewöhnlich, dass Terstiep auch die Freundschaft zu sich selbst bei Faber hervorhebt.

Ein zweites Stichwort, unter dem Faber präsentiert wird, lautet „Wanderer“. Es bezieht sich auf die vielen Lebensstationen, die Peter Faber ca. 20000 km durch Europa führten. Der Wanderapostel sah diese Unstetigkeit als Symbol für das menschliche Leben und als Gelegenheit, auf dem Weg zu beten und sich der göttlichen Gnade zu öffnen. So wurde Peter Faber zu einem „Mystiker“. In tiefen Gebetserfahrungen begegnete er sowohl Hindernissen als auch Wachstumsprozessen. In einem Bild: Es kommt darauf an, zur Wurzel des Baumes vorzudringen und nicht nur die Früchte zu genießen. Das ist ein lebenslanger Prozess, weshalb Peter Faber auch nur ein einziges Mal von einer mystischen Erfahrung berichtet.

Drei Stichworte, die uns in der gewohnten Prägnanz der „Impulse“ den Heiligen und Mitgründer der Jesuiten nahebringen.

Joachim Schmiedl ISch, Vallendar

Nicole Priesching

## Sklaverei im Urteil der Jesuiten

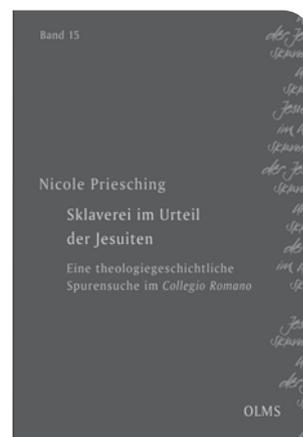
Eine theologiegeschichtliche Spurensuche im Collegio Romano.

Sklaverei, Knechtschaft, Zwangsarbeit.

Untersuchungen zur Sozial-, Rechts- und Kulturgeschichte, Bd. 15.

Hildesheim: Olms 2017. - 344 S.

Da oben auf dem roten Umschlag des Buches die Schlagworte „Sklaverei, Knechtschaft, Zwangsarbeit“ prangen, wird das Leserinteresse noch weiter geweckt, wenn der Leser im Vorwort erfährt, dass diese Forschungen von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) gefördert wurden und die Forscherin sich mit ihren Mitarbeitern (u. a. G.-D. Krebs, T. Moritz) auf das römische Jesuitenkolleg fokussiert hat, denn „Jesuitenmissionare waren in vielfältiger Weise mit Sklaverei konfrontiert“ (S. 284). Mit der „Philosophie des Aristoteles“ war seit dem 13. Jahrhundert auch seine Theorie des „Sklaven von Natur aus“ als Herausforderung für das christliche Menschenbild in der Scholastischen Theologie geworden; und dies wurde bis hinein in die jesuitische Ausbildung der frühen Neuzeit übernommen, in der „die Sklaverei noch selbstverständlich zur gesellschaftlichen Realität“ (S. 303) gehörte.



ISBN 978-3-487-15556-2.

€ 58,00.

neue Bücher – ordensgeschichte

Dazu gliedert sich die Studie gut und übersichtlich in fünf Kapitel. Nach der Einleitung wird das „Collegio Romano“ u. a. im Licht des Trienter Konzil (1545-1563) fundiert und gründlich bis hin zu damals aktuellen Streitfragen wie dem „Gnadenstreit“ und dem Kampf der Jesuiten gegen die „Jansenisten“ dargestellt. Dann wird im dritten Kapitel das Thema der Sklaverei gut und breit im biblischen Kontext des Alten und Neuen Testaments aufgearbeitet. Auch nach 1 Kor 7, 20f. führte „die Erlösung durch Christus, der immer wieder mit dem Bild des Loskaufes umschrieben wird, nicht zur Beendigung der äußeren Sklaverei“. Dazu „argumentierten die Jesuiten auf biblischer Grundlage für ein vages Humanismusethos. Der Sklave sollte seinem Herrn ein guter Sklave sein und der Herr seinem Sklaven ein guter Herr“ (S 143).

Da neben der Heiligen Schrift die scholastische Theologie „die zweite Hauptsäule von Studium und Lehre am Collegio Romano war“, untersucht das IV. Kapitel ausführlich die „Sklaverei als Thema der scholastischen Theologie“. Beginnend mit Aristoteles und seiner Theorie vom „Sklaven von Natur aus“, über Thomas von Aquin, der sich zwar gegen diese aristotelische Auffassung wandte, aber „keine einheitliche Servitustheorie“ entwickelte, schließt das Kapitel mit dem zeitgenössischen „Lehrstuhlvertreter für scholastische Theologie am Collegio Romano“, Antonio Pérez (1599-1649), der aus naturrechtlicher Sicht von einem Verständnis des „Sklaven als Sache“ ausging. Im V. Kapitel über die „jesuitische Moraltheologie und Kasuistik“ werden am Beispiel dreier weiterer Jesuiten-Professoren und ihrer Werke praktische Fragen, unter anderem von der „Sklaverei als Weihhindernis“ und als „Ehehindernis“, diskutiert.

Unter den Stichworten „Mission und Sklaverei“ erreicht die Studie im VI. Kapitel ihren Höhepunkt, in dem sich der Bogen spannt von „Jesuitischer Sklavenseelsorge in Italien“ (VI. 1) bis zu „Jesuiten als Sklaven“ (VI. 5). Die Jesuiten wirkten nicht nur als „Sklavenloskäufer“ (VI.2), sondern auch als „Sklavenhalter“ auf den „Zuckerrohrplantagen in Brasilien“ und im „Jesuitenstaat in Paraguay“ (1609-1768). Des Weiteren werden von Franz Xaver SJ (1506-1552, in Indien und Japan) bis Antonio Vieira SJ (1608-1697, Brasilien) insgesamt fünf Jesuitenmissionare (M. Ricci/China und A. de Sandoval, P. Claver/Kolumbien) mit ihren ausführlichen Berichten über die Sklaverei vorgestellt und analysiert.

Damit sind nicht nur die wichtigsten Repräsentanten des Jesuitenordens behandelt und über das Personenregister im Kontext der damaligen Sklaverei-Diskussionen zu ermitteln, sondern repräsentativ und sachlich ist ein schwieriges ordensgeschichtliches Thema gut und lesenswert aufgearbeitet worden, wie der Schlusssatz (S. 303) noch einmal fokussiert: „Und gerade die Aufforderung im Predigtstil, Sklaven und Sklavinnen gut zu behandeln, wie dies zum Beispiel (der Jesuit) Cornelius a Lapide (1567-1637) in seinem Kommentar zum Philemonbrief tat, ist freilich ein Indiz dafür, dass die Wirklichkeit grausam war und die christliche Nächstenliebe nur allzu oft vermissen ließ“.

Reimund Haas

Bernhard Frings

## Die Essener Elisabeth-Schwwestern 1843 bis 2017

Gelebte Barmherzigkeit „vor Ort“.

Münster: Aschendorff-Verlag 2017. - 350 Seiten.

Wenn im Jahre 2018 im Ruhrgebiet die letzte Zeche geschlossen wird, liegt dazu auch die solide und handliche Geschichte einer Schwestern-Gemeinschaft in der zugleich größten Klosterlandschaft des neueren Katholizismus vor, die eng mit der Entwicklung dieser Industrieregion verbunden war und deshalb schon auf dem Titelblatt eine Schwestern-Gruppe mit Schutzhelmen vor einem Hochofen in Oberhausen zeigt. Dazu betont Prof. Dr. Wilhelm Damberg (Ruhr-Universität-Bochum) im Vorwort den exemplarischen Charakter dieser „Geschichte einer Gemeinschaft von Christinnen, deren Lebenszeugnis sich gleichwohl im Dienst am Nächsten tief in die Geschichte des Ruhrgebietes eingeschrieben hat“ (S. X). Einen guten ersten Überblick über die mehr als 170jährige Geschichte der diözesanen Schwestern-Kongregation geben sowohl die (identischen) Karten mit den Krankenhäusern, Schwesternstationen und sonstigen Ordensniederlassungen im Ruhrgebiet in den inneren Umschlagseiten als auch die Tabellen im Anhang (S.

311ff.) nicht nur mit den Generaloberinnen und Novizenmeisterinnen, sondern auch mit den Schwestern-Zahlen (Höchststand 1940: 758) und der Anzahl der Niederlassungen (Höchststand 1923/1954: 46) sowie dem chronologischen Verzeichnis dieser Niederlassungen. In rund 15 (leider nicht durchgezählten) Kapiteln ist die geschichtliche Entwicklung der Essener Elisabeth-Schwwestern ab dem Jahre 1843 thematisch gut und mit Bildern angereichert dargestellt.

Dabei gab es in der dynamischen Entwicklung der Schwesterngemeinschaft innere (z. B. neue Satzungen 1909 und 1947) und äußere (Kriegszeiten, ab 1958 zum Ruhrbistum Essen, Zweites Vatikanum) Wendepunkte. Nach kurzen Einleitungskapiteln zu den „Frauenkongregationen“, den klösterlichen Traditionen und dem „Gründungsboom der Kongregationen im 19. Jahrhundert“ zeichnet Bernhard Frings die spezielle Essener „Beginen-Tradition“ unter dem Klosterkommissar Pfarrer Butzon und der jüngsten Konventualin und ersten „Mutter“ Clara Kopp nach, die am 18. August 1843 vom Kölner Erzbischof Johannes von Geissel als „Klostergemeinschaft der barmherigen Schwestern in Essen“ ihre ersten Statuten bekamen. Mit Wachstum und Professionalisierung wuchs auch in der Essener Innenstadt die Gemeinschaft der Elisabeth-Schwwestern so stark, dass der Kölner Erzbischof Joseph Kardinal Schulte im Jahre 1936 das große neue Mutterhaus in Essen-Schuir einweihen konnte. Nach dem Zweiten Weltkrieg kam es mit einer neuen Regel noch einmal zu einer kurzen Blütephase, dann



ISBN 978-3-402-13242-5.  
€ 19,90.

setzten von 1958 bis 1983 Phasen der Umbrüche in Kirche und Gesellschaft ein (z. B. 1968: kritischer Essener Katholikentag und 125-jähriges Jubiläum). Der danach einsetzende allgemeine „Bedeutungsverlust“ (z. B. 1970 Noviziatstrakt zur Altenabteilung umfunktioniert, 1977 letzter dauerhafter Eintritt) führte mit dem Ende der Amtszeit der letzten „Mutter Irmgardis“ zum Ende der postvatikanischen Erneuerungsphase „angesichts des Schwesternmangels und des Älterwerdens der Gemeinschaft“ (S. 225), denen auch die „Bemühungen um Erweiterung des Sendungsauftrages“ unter der langen Amtszeit von Schwester Heriburgis Vetter (1995-2013) nicht Einhalt bieten konnten. So wurde das Generalkapitel des Jahres 2013 zum Wendepunkt, über dessen neue Phase dann teilweise auch in den Medien des Ruhrgebietes berichtet wurde, mit einem neuen (altengerechten) Mutterhaus in Essen-Schönebeck („Elisabeth-Haus“, ab 11/2016) unter einer externen Generaloberin (Schwester Diethilde Böningloh, Münster) sowie mit der Schließung des Betriebs und der Kündigung aller Mitarbeiter/innen. Nicht nur für die letzten Essener Elisabeth-Schwestern (3/2017: 30) hat Bernhard Frings damit einfühlsam, exemplarisch und fundiert (Klosterarchiv im Bistumsarchiv Essen) vorgelegt „die beeindruckende Geschichte einer religiösen Frauenbewegung in der katholischen Kirche, die in Urbanisierung und Industrialisierung des 19. Jahrhunderts wurzelt und in dieser historischen Form im 21. Jahrhundert ausklingt“ (S. 307).

Reimund Haas

Josef Elsener / Bruno Soliva

## Freud und Leid des Volkes teilen

Vom Umgang mit dem Unabhängigkeitskrieg in Rhodesien/Simbabwe und der Apartheid in Südafrika.

Mission im Dialog. Band 6. – Luzern: rex Verlag 2017. - 149 S.

1972 begann der Unabhängigkeitskrieg in Rhodesien, dem heutigen Simbabwe. Davon betroffen waren auch die Schweizer Bethlehem-Missionare, die in der Diözese Gwelo tätig waren. Deren Geschichte bis zur Gründung Simbawwes 1980 erzählt der ehemalige Generaloberer Josef Elsener. Die Patres versuchten, politische Neutralität zu bewahren, mussten jedoch auch ihr Verhalten ändern. Sie wurden zur Absage an die Kolonialstrukturen geführt, die der einheimischen nur den zweiten Platz einräumte. Seit dem Beginn ihrer Präsenz in Rhodesien 1938 als Missionare waren sie fast ausschließlich unter der schwarzen Bevölkerung tätig gewesen und hatten versucht, die katholische Kirche zu inkulturieren. In den 1970er Jahren kam es zu einem wachsenden Einverständnis mit der politischen Befreiungsbewegung bei aller bestehenden Differenz zu deren marxistisch-sozialistischer Ausrichtung. Uneinigkeit herrschte über die mögliche Anwendung von Gewalt. Diese bekamen die Bethlehem-Missionare selbst zu spüren, als mehrere Mitbrüder ermordet wurden.

Der zweite Teil des kleinen Bändchens wechselt die Perspektive. Bruno Soliva stellt die Öffentlichkeitsarbeit der Bethlehem-Missionare in der Schweiz in den größeren Zusammenhang des Kampfes gegen das Apartheid-Regime in Südafrika. Die Schweiz als Bankennation war davon eng betroffen. 135 Missionare – Männer und Frauen – aus der Schweiz waren in Südafrika tätig. In der Schweizer Bischofskonferenz kam es, nicht zuletzt durch den Druck seitens engagierter Gruppen, zu einer stärkeren Bewusstwerdung der Problematik von Menschenrechtsverletzungen und wirtschaftlichen Geschäften. Die Kapuziner und die Bethlehem-Missionare hatten bereits auf der Synode 72 das Thema aufgebracht. Mehrfach wurde es vom Schweizer Fastenopfer und der Kommission Justitia et Pax aufgegriffen. Effektive Vernetzungen gelangen aber erst gegen Ende der 1980er Jahre. Bruno Soliva fasst zusammen: „Es wurde realisiert, dass auch die katholische Kirche etwas zum Problem der Apartheid zu sagen hatte. Beim Umgang mit dem Verhalten der Schweizer Wirtschaft konnte man sich jedoch in vielen Fällen nicht einigen. Klar war den meisten Akteuren trotzdem, dass man zu Menschenrechtsverletzungen nicht schweigen durfte.“ (S. 138)



ISBN 978-3-7252-1009-1.  
€ 26,80.

Joachim Schmiidl ISch

Erich Garhammer

## Und er bewegt sie doch

Wie Papst Franziskus Kirche und Welt verändert.  
Würzburg: Echter-Verlag 2017. – 160 S.

Deutlich Position für Papst Franziskus bezieht der emeritierte Würzburger Pastoraltheologe Erich Garhammer. Er habe sich nie vorstellen können, einmal ein Buch über den Papst zu schreiben. Doch die Auseinandersetzungen um den argentinischen Papst hätten ihn dazu bewegt. Herausgekommen ist eine fundierte Einordnung in die Theologiegeschichte der Gegenwart unter vier Aspekten: Der Rücktritt von Benedikt XVI., Papst Franziskus als Jesuit und als Knotenlöser sowie die Grundhaltungen des Papstes. Garhammer sieht Franziskus im Kontrast zu seinem Vorgänger Benedikt XVI. und in Kontinuität zum Konzilspapst Johannes XXIII. In guter jesuitischer Tradition pflegt er die Unterscheidung der Geister und gibt der Praxis den Vorrang vor der Theorie. Seine Vorbilder im Orden sind der Generalobere der Nachkonzilszeit, Pedro Arupe, und Peter Faber aus der Gruppe der sieben ersten Jesuiten.

Spirituell ist für Franziskus das Bild Marias als Knotenlöserin aus Augsburg wichtig geworden. Garhammer nimmt es als Aufhänger, um den unterschiedlichen Zugang des

regierenden zum emeritierten Papst an vier Beispielen zu zeigen: Franziskus rezipiert das Zweite Vatikanische Konzil, ohne es umkehren zu wollen. Er steht zur Liturgiereform des Konzils. Er pflegt einen unaufgeregten und respektvollen Umgang mit den Medien. Er eröffnet einen neuen Umgang mit den wiederverheirateten Geschiedenen. Diese Themen stellt Garhammer in einen großen historischen Kontext, so dass die Entwicklung der Themen, ihre Weichenstellungen und Brüche deutlich sichtbar werden. Das gilt für den Bruch in der theologischen Entwicklung Ratzingers, als deren Schlüsselerignis Garhammer den Tod der Mutter des späteren Papstes postuliert, wie die Kritiken an der Liturgie und die veränderte Haltung zu den Medien. Eine Kontinuität eigener Art konstatiert Garhammer bei der Schilderung der Entwicklung im Verhältnis zu den wiederverheirateten Geschiedenen, bei der noch einmal die Barmherzigkeit zum Schlüssel wird. Nur damit, so Garhammer, könne man den Papst als Wächter, der den „Geruch der Herde“ angenommen hat und deshalb in einem persönlich einfachen an der Seite der Armen steht verstehen.

Garhammer gelingt es, in Durchblicken durch das Leben von Papst Franziskus ein klares Bild des Papstes zu zeichnen, der einen neuen Stil in die Kirche gebracht und vergessene oder verschüttete Traditionen neu entdeckt hat.



ISBN 978-3-429-04352-0.  
€ 12,60.

Joachim Schmiedl ISch

Thomas Möllenbeck/ Ludger Schulte (Hg.)

## Spiritualität

Auf der Suche nach ihrem Ort in der Theologie.  
Münster: Aschendorff Verlag 2017. – 308 S.

Spiritualität ist im 21. Jahrhundert ein multiperspektivischer Begriff, in dem sich Prozesse des gesellschaftlichen Wandels in Bezug auf das Verständnis von Sinn, Werten und Religion bündeln. Spirituelle Sehnsucht kann gleichbedeutend mit religiöser Sehnsucht sein, muss es aber nicht. Doch bei diesem Buch gibt der Untertitel die Richtung vor. Dozenten und Dozentinnen der Philosophisch Theologischen Hochschule Münster in Trägerschaft der Deutschen Kapuzinerprovinz haben sich, zusammen mit Gästen, in einem Studientag der Herausforderung gestellt, sich aus ihrer jeweiligen theologischen Disziplin heraus dem Thema „Spiritualität“ zu stellen und nach ihrem

Ort in der Theologie zu suchen. 17 in Inhalt und Umfang sehr unterschiedliche Beiträge laden zur Lektüre ein. Es geht dabei nicht, wie die Trägerschaft der Hochschule vermuten ließe, nur um franziskanische Spiritualität, doch diese blitzt immer wieder durch, vor allem Bonaventuras „De triplici via“ und sein „Itinerarium mentis in Deum“, was mystische Erfahrung und gewissenhafte Forschung nicht getrennt sieht. Zum Teil geschieht die Einbindung über Josef Ratzingers/ Benedikt XVI. „Geschichtstheologie des heiligen Bonaventura“.

Leitgedanke ist die Suche. In einem Grundsatzbeitrag geht es um das Verhältnis von Kontemplation und Theologie in aktuellen spirituellen – nicht unbedingt religiös angebotenen – Suchbewegungen, wobei von Simon Peng-Keller die These aufgestellt wird, dass sich darin das umfassendere Verhältnis zwischen Spiritualität und Theologie in besonderer Weise ausdrückt. Vermittelt wird dies durch Praxiserfahrungen. Ludger Schulte fragt dann nach dem grundsätzlichen Verhältnis von Theologie und Spiritualität: „Was wozu und wie muss Theologie sein?“ (S. 28). Die Theologie als Glaubenswissenschaft, als rationale Selbstreflexion des Glaubens, steht unter einem Rechtfertigungsdruck eines zunehmend ausdifferenzierteren Wissenschaftsverständnisses. Theologie ist die Rede von Gott, und die Frage aller Disziplinen muss sein, was diese mit Gott zu tun haben, weil dies ihr verbindendes Element ist. Dann, wenn man Gott annimmt, beginnt man die Dinge, das Leben und seine Probleme anders zu verstehen und zu bestehen. Und in diesem Verstehen und Bestehen liegt der enge Zusammenhang zwischen Spiritualität und Theologie. Wenn eine Theologie spirituell und eine Spiritualität theologisch ist, dann geht es ihr um das „gelungene Menschsein“ (S. 39). Thomas Dienberg stellt eine christliche „Theologie der Spiritualität“ vor, wie sie im 2016 gegründeten Kompetenzzentrum IUNCTUS der Hochschule angeboten und erforscht wird. Auch hier „lebt“ Spiritualität von der Verbindung zwischen Theorie und Praxis und sieht sich in einem ständigen Dialog mit Wissenschaft, Kirche und Welt. Die Theologie der Spiritualität ist an der Hochschule eine eigenständige Disziplin. IUNCTUS versteht Spiritualität „als die Transformation eines Menschen, der antwortet auf den Ruf des menschengewordenen Gottes“ (S. 46). Ort der Spiritualität ist immer auch die kirchliche Glaubensgemeinschaft. Eine Theologie der Spiritualität ist immer kontextuelle Theologie. Danach wird es ganz praktisch. Kontemplation und Lectio divina zur Einübung in eine Spiritualität mit einem weiten Rückgriff in die Geschichte christlicher Spiritualität (Ludger Schwienhorst-Schönberger).

Theologie als Theorie des Glaubens, Spiritualität als Praxis des Glaubens. Der Beitrag aus medizinischer Sicht über die Messbarkeit von Spiritualität von Arndt Büsing mithilfe von Fragebögen fällt wegen seiner Methodenlastigkeit sehr aus dem Rahmen (S. 138-164). Für manche Fächer war die Fragestellung des Buches überraschend und so hat sich Thomas Eggensperger mit der Beziehung der theologischen/ christlichen Sozi-



**ISBN 978-3-402-13214-2.**  
**€ 29,80.**

alethik zur Spiritualität erstmals beschäftigt, wobei er auf keine Vorarbeiten für sein Fach zurückgreifen konnte. Ähnlich ging es Dominikus Kraschl mit der Fundamentaltheologie. Spiritualität ist umfassende Lebensgestaltung aus dem Glauben. So in Kraschls Aufsatz auf eine Kurzformel gebracht. Politische Theologie (Johann Baptist Metz) und politische Spiritualität sind das Thema von Ulrich Engel.

Marianne Schlosser beschäftigt sich mit Theologiegeschichte bzw. der Beschreibung der Theologie als geistlicher Wissenschaft. Zur theologischen Einsicht gehört auch Charisma. Die Theologie als Wissenschaft, die sich auf Offenbarung und Glauben beruft, steht unter Legitimationsdruck im Kreis der (Geistes)wissenschaften – dies schon zu Zeiten Bonaventuras und Thomas von Aquins. Hinzu kommt das Mitspracherecht der Kirche als „außerwissenschaftliche Größe“ (S. 282). Schlosser stellt die rhetorische Frage, ob eine geistliche Wissenschaft, die den Begriff „Spiritualität“ rezipiert, überhaupt noch damit rechnen kann, ernst genommen zu werden. Dann freilich, wenn der Begriff in seinem ganzen Bedeutungswandel und scheinbarem Überallverständnis verstanden wird. Bonaventura hatte viel Mühe darauf verwandt Wissenschaft und Spiritualität zu verbinden. Theologie geht nicht ohne die Spiritualität des Theologen, der im Gebet den Dialog zu Gott sucht, was dem wissenschaftlichen Charakter der Theologie keinen Abbruch tut.

Christian Uhrig als Vertreter der Alten Kirchengeschichte geht auf eine Dankrede von Gregor dem Wundertäter an seinen Lehrer Origenes ein, die dessen Verhältnis von Theologie und Spiritualität beleuchtet bzw. wie er seinen Schülern einen spirituellen Weg zu Gott aufzeigt und was kirchengeschichtliche Erinnerungsarbeit bis zur Gegenwart leisten kann. Er beschließt damit den durchaus lesenswerten Band, der leider keine Zusammenfassung der bei der Tagung gewonnenen Erkenntnisse für die Lehrenden der Hochschule enthält. Es fehlt daher, trotz der Themenstellung, eine Klammer zwischen den Beiträgen. Frömmigkeit war gestern, Spiritualität ist heute. Spiritualität ist die Hermeneutik des geistlichen Lebens und damit unverrückbarer Bestandteil der Theologie.

Gisela Fleckenstein

Thomas Dienberg/ Thomas Eggensperger/ Ulrich Engel/ Bernhard Kohl (Hg.)

### ... am Ende ganz allein?

Gemeinschaftsbildung in post-traditionalen Zeiten/

... eventually all alone? Community-building in post-traditional times.

Münster: Aschendorff Verlag 2017. - 175 Seiten.

Das interdisziplinäre Forschungsprojekt „Gemeinschaftsbildung in Gesellschaft, Kirche und Orden unter pluralen Bedingungen“ wurde zwischen 2014 bis 2016 im Rahmen einer Kooperation zwischen der Philosophisch-Theologischen Hochschule Münster und dem Institut M. Dominique Chenu Berlin durchgeführt. Das Bändchen dokumen-

tiert das 2016 in Wien durchgeführte Abschluss-symposi- on (Teilprojekt). Es geht um das Verhältnis von Individu- alität und Gemeinschaft. Die dreizehn Beiträge gruppieren sich um drei Thesenpapiere zu Gesellschaft, Kirche und Orden. Wie im Titel ausgedrückt, ist der Band zweisprachig. Die Thesenpapiere gibt es jeweils in voller Übersetzung, wobei die Fassung inhaltlich auch differie- ren kann (z. Bsp. S. 80/86). Für die Beiträge gibt es eine Zusammenfassung in Deutsch oder Englisch. Raúl Vera Lopez sieht in christlichen Gemeinschaften einen Gegen- entwurf zu der in Mexiko gelebten Realität, was sich besonders in der Solidarität mit armen Menschen zeigen kann, wobei - mit Rückgriff auf die Enzyklika *Laudatio sí* auch ökologische Aspekte einbezogen werden. Das Thesenpapier „Gesellschaft“ von Thomas Eggensperger/ Bernhard Kohl sieht drei gesellschaftliche Großtrends: Individualisierung, die bewirkt, dass Religion zur Privat- sache wird, eine Pluralisierung der Lebensformen und eine Sphäre des Mundanen, wo die Trennung zwischen dem Politischen, dem Religiösen und dem Säkularen aufgehoben ist bzw. keine eindeu- tigen Zuschreibungen mehr möglich sind. Es werden Fragen nach der Relevanz theo- logischer Überlegungen für solche Vergemeinschaftungsformen gestellt. Das Thesen- papier bezieht sich auf Europa und wird aus mexikanischer Perspektive von Ángel Mondes Montoya, bestätigt, der das Mundane als zutreffende Beschreibung sieht, was auch ein Ort der Gotteserfahrung werden kann. Der Beitrag von Karl Heinz Knobel im Redestil und mit Allgemeinplätzen verzichtet gänzlich auf Anmerkungen, geht über- wiegend auf das Papier Kirche ein und ist eigentlich überflüssig. Michaela Pfadenhau- er beschäftigt sich aus soziologischer Sicht mit posttraditionalen Gemeinschaften und ihrem teilzeitlichen Charakter.

Im Thesenpapier „Kirche“ fragt Ulrich Engel, was Kirche vor dem Hintergrund einer post/säkularen oder mondänen Gesellschaftsformation noch zusammenhält. Die Auf- lösung der sakralen Strukturen der christlichen Gesellschaft ist nicht als das Ver- schwinden des Christentums zu verstehen, sondern als die vollkommene Erfüllung seiner Wahrheit - der kenosis, der Herablassung Gottes. Eine schwache Kirche ist eine Kirche ohne althergebrachte Privilegien, nach „*Evangelii Gaudium*“ eine „verbeulte Kirche“. Daraus resultiert ein Schwinden traditioneller Elemente, wie z. B. eine auf Verbindlichkeit und Dauerhaftigkeit angelegte Zugehörigkeit. Es dominiert ein zeitlich begrenztes Engagement (Projekte). Am Beispiel Amsterdam zeigt Manuela Kalks, das religiöse Identität nicht mehr an eine spezifische Religion gebunden ist. Im Thesenpa- pier „Orden“ greift Thomas Dienberg oft Gesagtes auf: Personalkrise der Orden, Rück- griff auf das ursprüngliche Charisma auf dem Weg einer Erneuerung, der Trend zur Individualisierung in Gemeinschaft, Ordensleben auf Zeit als Anpassung an die Zeit- umstände, wo verbindliche Unverbindlichkeiten dominieren und von Gemeinschaften, deren Ende gekommen ist. Garret Galvin entgegnet mit einer neuen Ausrichtung des



ISBN 978-3-402-13261-6.  
€ 24,80.

religiösen Lebens mit einer Verbindung von Individualismus und Inkarnation, die er auf die Bibel und Franziskus-Quellen stützt. Franziska Madl setzt den Thesen Praxisbeispiele entgegen, dass nicht alles Ordensleben dem Untergang geweiht ist und es auch hoffnungsvolle Ansätze gibt.

Auf dem Bucheinband ist ein Emmausbild (ein Rembrandt aus dem Louvre? es gibt keine Quellenangabe) und ein nach oben gereckter Daumen abgebildet, das „Gefällt mir/ Like“ Symbol in den Sozialen Medien. Für den Gesamteindruck des Bandes geht der Daumen aber nach unten. Ein Tagungsbericht hätte vollauf genügt, um die wenigen Ergebnisse zusammenzufassen. Durch die Zweisprachigkeit wurde das Buch zudem künstlich gestreckt. Nicht alle Tagungen müssen publiziert werden. Es bleibt der Eindruck zurück, dass man die Kernaussagen des Bandes an anderen Orten schon in besserer Form gelesen hat.

Gisela Fleckenstein

### Im nächsten Heft...

...der Ordenskorrespondenz geht es um das Schwerpunktthema „Transformationsprozesse“. Ordensgemeinschaften leben schon immer mit solchen Prozessen. Auch in der Gegenwart stehen sie vor besonderen Herausforderungen. Unser Heft fragt: Wie agieren Ordensgemeinschaften angesichts der Dringlichkeit solcher Prozesse? Können Transformationen als geistlicher Prozess gestaltet werden? Wie gelingt angesichts der komplexen Beziehungen und Fragen eine gute Kapitelsbegleitung? Mit dem Dokument „Vultum dei quaerere“ hat die Religiosenkongregation Schwierigkeiten im Zusammenhang der Autonomie kontemplativer Klöster angesichts kleiner werdender Gemeinschaften angesprochen. Ein Beitrag wird sich mit den Autonomiekriterien beschäftigen, die das Dokument benennt.

**ok** ordens  
korrespondenz

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens

Jahrgangsverzeichnis des  
58. Jahrgangs (2017)

## Schwerpunkt

---

Frère Alois Herausforderungen für Taizé in der heutigen Zeit	59
Damian Bieger OFM Die Franziskaner in Berlin-Wilmersdorf	266
Rebeka Deiminger Wie sich unsere Ordensgemeinschaft aktuell in Kirche und Gesellschaft einbringen kann	275
Ulrike Diekmann CPS Frauen nach der Apartheid in Südafrika	406
Maria Thoma Dikow SMMP / Robert Renner / Luisa Mirandinha Agostinho / Ester da Conceicao Eduardo Mariquete Weiblich + arm = chancenlos? Oder doch nicht?	397
Sebastian Elavathingal CMI Yoga im christlichen Sinn	193
Oskar Föllner Die Kommunität Adelshofen	33
Bärbel Görcke „Du hast uns hier zusammengerufen“	64
Nicole Grochowina Evangelische Communitäten – Unfall oder reformatorisches Erbe?	5
Werner Höbsch Buddhismus in Deutschland	165
Cosmas Hoffmann OSB Das Mönchtum als Brücke zu allen Religionen	133
Franziskus Christoph Joest Die Landschaft der evangelischen Kommunitäten	14
M. Scholastika Jurt OP „Gemeinsam Kirche sein...“ – mit wem?	271
Tobias Karcher SJ Dem Geist Raum geben	185
Doris Kellerhals Wie verwirklicht sich Ordensleben in evangelischen Kommunitäten heute	23
Michaela Klodmann Mein Weg in die Weite der Ökumene	51

## Schwerpunkt

Les Voies de l'Orient Der interreligiöse Dialog – Der Weg der inneren Transformation	142
Hans-Georg Löffler OFM Gemeindepastoral mit franziskanischer Prägung	264
Martin Lütticke OFM Perspektivwechsel	261
Canisia Mack SCSC „Was Bedürfnis der Zeit, das ist Wille Gottes“	148
Mary John Mananzan OSB Mädchenbildung - Eine Geschlechterfrage	389
Elisabeth Peeters OCD Wo ist der kirchliche Ort einer kontemplativen Gemeinschaft?	281
Michael Plattig O.Carm. Sich einlassen auf den letzten Quellgrund oder Körperkult?	200
Peter Ramers Ordensleben im frühen Buddhismus und die Frage nach der Vergleichbarkeit von christlichem und buddhistischem Ordensleben	155
Christiana Reemts OSB Die Feier der Eucharistie und die Leitung der Kirche	287
Paul Rheinbay SAC P. Hugo Makibi Enomiya Lassalle	180
Birgit Scheder OSF / Gerd Maier CT Die ökumenischen Schulungen des „Würzburger Noviziatskreises“	47
Anke Sophia Schmidt CCR Verbundenheit im Geiste Benedikts	43
Christian Schmidt Der „Evangelische Konvent Kloster Heilsbrunn“	74
Athanasius Spies OFM Franziskaner in Düsseldorf	268
Dagmar Doko Waskönig Ein Leben als buddhistische Nonne in Deutschland	174
Mirjam Zahn CCB CIR – Internationaler, interkonfessioneller Ordenskongress	55

# Ordensleben

---

Sabine Adam CJ Sendung der Congregatio Jesu	348
Gisela Fleckenstein OFS Arbeitskreis Ordensgeschichte 19./ 20. Jahrhundert	91
Hans-Georg Gradl / Igna Kramp CJ Hätte ich aber die Gnade nicht, wäre ich nichts	339
Rainer Gritzka Die Wirtschaftsgesellschaft der Kirchen in Deutschland (WGKD)	97
Tanja Holthausen Zur besonderen Situation missionsgeschichtlicher Sammlungen	481
Igna Kramp CJ Biblische Vergewisserung?	334
Martin Lechner „Prolog - Proexistenz - Prophetie“	80
Theresa Otte / Lars Westinger Kirchliches Arbeitsrecht aktiv gestalten und tarifpolitische Herausforderungen meistern	215
Hermann Josef Roth OCist Zisterzienser im „Röhrenblick“	356
Tobias Schrörs Auf der Suche nach dem neuen WIR	87
Christian Tauchner SVD Schweigen	211

## Dokumentation

Cornelius Bohl OFM „Schön, dass Sie (noch) da sind!“	314
Stellungnahme der Deutschen Ordensobernkonferenz Jugendpastorale Herausforderungen im Hinblick auf die XV. Ordentliche Generalversammlung der Bischöfe 2018	445
Kongregation für die Institute geweihten Lebens und für die Gesellschaften apostolischen Lebens Identität und Sendung des Ordensbruders in der Kirche	412
Peter Krause Verwaltung von Ordensvermögen - zwischen Institutscharisma und modernen Werkzeugen zur Kontrolle und Steuerung	220
Claudia Kunz „Gemeinsam Kirche sein“ - Eine Einführung in das Dokument	306
Claudia Kunz „Gemeinsam Kirche sein“ - Arbeiten in Gruppen	310
Theo Paul Kirche sein in einem bestimmten Raum mit lokalem Angesicht	295
Martin Rehak Rechtliche Aspekte bei der Transferierung von Archiv- und Bibliotheksgut ins Ausland bzw. aus dem Ausland	471
Wolfgang Schaffer 20 Jahre AGOA – Ein historischer Streifzug	464
Albert Schmidt OSB Ordens-Gemeinschaft?	326
Wolfgang Schumacher O.Carm. Wie kam es zur Gründung der Arbeitsgemeinschaft der Ordensarchive?	452
Alexander Schwabe Das schwierige Verhältnis zwischen Kirche und Medien	319
Lars Westinger Gemeinsam Dienst tun	328

## Nachrichten

---

Aus Rom und dem Vatikan	101 / 229 / 362 / 490
Aus der Weltkirche	103 / 231 / 363 / 492
Aus dem Bereich der Deutschen Ordensobernkonzferenz	105 / 235 / 364 / 494

## Neue Bücher

Biographien	253
Caritas	381
Kirchenrecht	114
Liturgie	382
Ökumene	111
Ordensgeschichte	121 / 247 / 373 / 500
Ordensrecht	245
Pastoral	124
Spiritualität	507